

Die Epigonen

Familienmemoiren in neun
Büchern

1823 – 1835

Herausgegeben
von
Karl Immermann

Erstdruck:
Düsseldorf: J. E. Schaub, 1836

Vorlage:

Karl Immermann: Werke.

Herausgegeben von Benno von Wiese, Band 2.

Frankfurt am Main, Wiesbaden 1971–1977.

Zitiert nach www.zeno.org

Für die Beseitigung einiger Fehler

sowie die Rekonstruktion typographischer Details
wurde auch die Erstausgabe herangezogen.

Satz: Wolfgang Hink, Berlin 2010

Erstes Buch

Klugheit und Irrtum

Irre ich, so irre ich mir.

Hiob

Erstes Kapitel

An einem deutschen Sommertage, wo Gußregen und schwüler Sonnenblick wechselten, und das Gefilde zu öfterem halb unter grauen Wolken, halb unter glühendem Lichte lag, gingen mehrere Männer suchend durch die Heide. »Sie muß sich in die Erde verkrochen haben«, sagte der eine, »wir haben doch nirgends eine Spur von ihr gefunden.«

»Wenn nur die Alte, die ihr hat wahrsagen müssen, uns nicht angeführt hat«, versetzte ein anderer. »Sie schickt uns vielleicht nach einer falschen Gegend, und hält das Kind unterdessen in ihrer Spelunke verborgen. Ich habe es dem Landrat oft gesagt, er solle das Luder von hier fortweisen zu den Zigeunern nach Friedrichslohra.«

»Zigeuner!« rief ein Dritter aus. »Das alte Weib ist so wenig eine Zigeunerin, als deine und meine Frau. Ich habe sie als Unteroffizier dazumal im Kriege recht wohl gekannt. Zu der Zeit war sie unsre Marketenderin. Sie ist aus Halle in Sachsen. Mit Büchern und allerhand Schnurren hatte sie immer ihr Wesen,

davon sind ihr die Redensarten sitzengeblieben, und nun tut sie so, als wäre sie von weit her, weil sie merkt, daß es in ihrem Gewerbe dann vor den Leuten besser fleckt. Aber da kommt wieder am Himmel so ein Schlauch hergezogen, laßt uns bei den Bäumen untertreten.«

Die Männer bargen sich vor dem Wetter an einer Waldecke. Ihr Gespräch verließ bald die Zigeunerin und das entflohene Kind, dem sie nachspüren sollten, und wandte sich auf die Mühsale der Polizei, welche für alles sorgen müsse und von jedermann für überflüssig erachtet werde. Bei diesen Reden machte eine Branntweinflasche, die nicht zu den kleinsten gehörte, fleißig die Runde. Als die Unterhaltung erschöpft, die Flasche ausgetrunken, und der Regen verzogen war, sagte der eine Mann: »Wenn ihr mir folgen wollt, so nehmen wir jetzt am Stern noch einen, und gehn dann zu Rathause. Mit dem Busch können wir uns doch nicht befassen, denn er ist zu groß. Wir haben getan, was möglich war, und der Komödiant mag nun selbst ausgehn, wenn er sein Mädchen wiederhaben will.«

Diesem Vorschlage gaben die andern mit der Bemerkung, daß eine ungesunde Witterung herrsche, lebhaften Beifall, worauf sich alle, ohne dem Walde weitere Aufmerksamkeit zu schenken, nach dem Wirtshause in Bewegung setzten, welches sie vor kurzem erst verlassen hatten.

Währenddessen saßen im Dickicht zwei junge Leute auf einem umgestürzten Stamme. Der Regen tröpfelte durch die Blätter und schien dem einen, welcher schlank und wohlgebildet war, beschwerlich zu fallen, wogegen der andre, untersetzt und knochicht, dessen nicht achtete. Er hielt eine Landkarte auf seinen Knien entfaltet, und redete, unbekümmert darum, daß sie naß ward, auf seinen Genossen mit Feuer und heftiger Gebärde ein.

»Nach acht Tagen«, rief er, »bin ich in Genf. – In vierzehn Tagen kann ich Marseille erreichen, und wenn die Winde des Himmels dem Wunsche der Freiheit günstig sind, so küsse ich nach sechs Wochen den Boden der heiligen Hellas.«

»Nehmt nur eine Taschenausgabe der Klassiker mit«, versetzte der andere lächelnd, »da-

mit ihr die Illusion immer wiederherstellen könnt. Die Neugriechen werden euch mitunter unsanft in euren Träumen stören.«

»Es gilt«, versetzte der mit der Landkarte, »ein gesunkenes Volk aus den Fesseln der Knechtschaft erlösen, es gilt, edlen Herzen eine Freistadt erobern, wohin sie sich vor der Zwingherrschaft verrotteter Kerkermeister retten können; es gilt, den Grundstein zu einer neuen Ordnung der Dinge legen, und du tätest besser, Hermann, statt über das Heilige zu spotten, dich unsrem Bunde anzuschließen. Was willst du in Deutschland?«

»Traurig für mich, wenn ich in Deutschland etwas wollte«, erwiderte sein Freund. »Als ob in unsrer mit Dünsten geschwängerten Atmosphäre ein Entschluß nur entstehn, geschweige denn ausgeführt werden könnte. Aber eben, weil ich nichts mehr will, taue ich auch nirgend mehr hin, als nach Deutschland. Ich habe abgeschlossen mit dem Leben. Seit ich das getan, bin ich ruhig. Ich wünsche nichts, ich verlange nichts; die Zeit der Täuschungen ist für mich vorüber. Tummelt ihr euch immerhin umher zwischen Schein und

Irrtum, nur hofft nicht, in mir einen Nachfolger zu finden! Ich war in London, in Paris; ich habe sie gesehn, die sogenannten bedeutenden Charaktere der Zeit. Nun, was waren sie denn mehr, als gewöhnliche Figuren, nur deshalb hervorragend, weil der Zufall sie auf hohe Postamente gestellt hatte. Nein, mich soll nichts mehr betrügen, und da jetzt an einen großen Inhalt des Lebens doch nicht zu denken ist, so will ich meine Tage wenigstens heiter hinleben. Ohne Zweck und Ziel sollen mir die Stunden verfließen, denn Zweck ist nur ein andres Wort für Torheit, und wenn man sich ein Ziel setzt, so kann man wohl gewiß sein, daß man von dem Strudel der Umstände in entgegengesetzter Richtung fortgerissen wird.«

Der Freund stand auf, faltete die Landkarte zusammen, und sprach sehr ernsthaft: »Diese Reden klingen wie die Philosophie der Verzweiflung. Möge dich Gott bald von solcher Sinnesart heilen! – Der Mensch muß würdige Entwürfe verfolgen, darin besteht sein eigentliches Leben. Was man recht will, das kann man auch, und wenn uns das Jahr-

hundert, dessen Gehalt du gegen deine Überzeugung leugnest, irgend etwas gelehrt hat, so ist es das Gebot, nicht unsrem beschränkten Selbst, sondern den allgemeinen Interessen der Menschheit zu leben. Doch, von etwas andrem zu reden, bis ich nach Marseille komme, wo ich den ersten Sold vom Vereine beziehe, reiche ich wohl schwerlich aus. Könntest du mir vielleicht – «

Hermann ließ den Philhellenen nicht vollenden, griff in seine Tasche, und reichte ihm eine Note. Der andre steckte, ohne sich zu bedanken, das Papier ein, schüttelte seinem Freunde herzlich die Hand, und sprach: »Auf Wiedersehn in Napoli. Du kommst uns nach, ich weiß das schon. Du bist besser und wärmer, als du dich stellst.«

Statt einer Antwort faßte Hermann in den Busen, zog ein versiegeltes Päckchen hervor, wandte sich ab, und drückte, wie er meinte, unbemerkt vom Freunde, einen Kuß auf das Papier. »Du gehst über München«, sagte er zum Philhellenen, »gib das an Fränzchen ab, du kennst sie ja.«

»Das sieht wie eine Trennung aus. Seid ihr

auseinander?«

»Man tut am besten, fallen zu lassen, was sich nicht länger halten kann. Sie ist sonderbar mit mir umgegangen. Und doch war sie allein aufrichtig. Ich habe mich um ein Dutzend Weiber gedreht, und die Schwüre ewiger Treue von ihnen empfangen, die dann in den Armen eines neuen Freundes vergessen wurden. Franziska sagte: ›Wir wollen ein paar vergnügte Tage zusammen haben und weiter nichts.‹ Wenn ich auf eine ernstere Verbindung drang, so lachte sie mich aus, und meinte, sähe ich sie einmal verheiratet, so wüßte ich, wen sie für den größten Gimpel auf der Welt gehalten habe. Sage ihr, ich hätte anfangs diese lieben Briefchen als Unterpfand, daß unser Bündnis nicht ganz zerrissen sei, behalten wollen, aber die Freiheit sei das höchste Gut, sie solle mich vergessen und glücklich sein.«

»Daß du die Weiber verachtest«, sprach der Freund, »ist recht und gut. Kein frauenhaft-gesinnter Mensch kann höheren Ideen leben. Du bist auf gutem Wege, ich gehe beruhigt von dir. Ich weiß, daß wir uns nicht zum letz-

ten Male gesehen haben. Tanze nur nicht, hörst du? Gottlob! Die Neigung zu diesem entnervenden Vergnügen nimmt doch immer mehr ab.«

Er umarmte Hermann feierlich-herzlich, und ging mit großen Schritten, sein kleines Ränzeltuch tragend, quer durch den Wald. Der jugendliche Philosoph blieb auf dem Stamme sitzen.

Zweites Kapitel

Zufällig hatten sie einander in dem Dorfe, wo beide tags zuvor eingetroffen waren, gefunden. Manche Erinnerungen verknüpften sie, der Abend und ein Teil der Nacht war unter Gesprächen hingegangen. Als Hermann die Gestalt des Freundes hinter den Stämmen verschwinden sah, schlich eine unangenehme Empfindung über sein Herz. Ihm war, als gehe seine Vergangenheit von ihm, er kam sich wie ein ausgesetzter Findling vor. Beinahe wäre er aufgesprungen, jenen zurückzurufen, und sich Fränzchens Liebespfänder wie-

derzuerbitten, hätte ihn nicht die Scheu vor dem Ausbruche einer solchen Weichlichkeit an seinen Sitz gefesselt.

»Ihr grünen Kräuter, ihr schlanken Stauden, ihr kräftigen Bäume, wie beneide ich euch!« rief er aus. »Ihr steht so gesund da, so selbstvergnügt, daß euch die kränklichen Menschen, die ihr unter euch umherschleichen seht, recht zum Hohn und Spott dienen mögen. Der Frühling ruft eure Knospen hervor, der Sommer schenkt euch Laub und Blüten, der Herbst bringt euch, wie Wiegenkinder, zur Ruhe. Die Knospenzeit denkt nicht an die Blütenmonde, und wenn eure vollen Kronen in den warmen Lüften schaukeln, sie erschrecken nicht vor der Ahnung winterkahler Zweige! Wir armen Menschen! Wir Frühgereiften! Wir haben keine Knospen mehr, keine Blüten; mit dem Schnee auf dem Haupte werden wir schon geboren. Wahrlich, unser Los ist ein recht lächerlicher Jammer! Daß man heutzutage so früh gescheit wird, gescheit werden muß, daß es gar nicht möglich ist, die törichten Streiche bis in die Dreißig mit hinüberzunehmen! O gäbe mir

ein Gott die glückliche Dunkelheit, die hoffnungsreiche Nacht, statt des kalten Lichtes, welches Verstand und Erfahrung uns Spätlingen unwiderstehlich anzünden.«

Zwei Arme strickten sich um seinen Nacken, zwei weiche, warme Händchen hielten ihm die Augen zu. Erschrocken wollte er sich losmachen, das Ding hinter ihm vereitelte durch aalartiges Drehen und Wenden seine Bestrebungen. »Nun hast du ja, was du wolltest, die Finsternis vor den Augen!« rief eine zarte Mädchenstimme. Endlich bekam er das Gesicht frei. Er sah sich um. Ein wunderhübscher Kopf stak, wie das Haupt der Dryas, zwischen den Aststumpfen des Baums, unter welchem er gesessen hatte. Er zog das Wesen hinter dem Stamme hervor. Es war ein schönes Geschöpf zwischen Kind und Jungfrau.

»Wer bist du? Woher kommst du? Was willst du von mir?« fragte Hermann, der sich von seinem Erstaunen kaum erholen konnte.

»Ich bin Fiametta oder Flämmchen, ich komme aus meiner Grotte hier nebenan, wo ich hörte, was ihr miteinander sprach, du und dein dummer Freund. Was ich von dir

will, weißt du, denn die Alte hat es gesagt, und es steht in den Sternen geschrieben.«

Sie schmiegte sich bei diesen Worten an Hermann, und sah ihm zärtlich in die Augen. Dieser wußte nicht, ob er mit etwas Menschlichem oder ob er mit einem neckischen Waldgeiste zu tun habe. Er strich dem Kinde die braunen Haare, die, ungefesselt von Kamm und Nadel, in üppiger Fülle bis zu den Hüften niederwogten. Er wollte fragen, und doch unterließ er es, aus Furcht, einen anmutigen Zauber zu zerstören. Das Kind setzte sich auf seinen Schoß, streifte ihm die Weste auf, legte die Hand auf sein Herz, lehnte den Kopf an, horchte, und sagte dann: »Das klingt, wenn man nur so obenhin zuhört, wie:

›Vorbei! Vorbei! Vorbei!‹ wenn man aber genauer acht gibt, so klopft es: ›Aufs neu! Aufs neu! Aufs neu!‹ – Komm, du schöner Prinz, nach meinem Palaste, du sollst sehen, wo Flämmchen dieser Tage gesteckt hat.«

Sie zog ihn tänzelnd und singend vom Stamm auf, und den Erdwall hinunter, an dessen Kante jener lag. Rasch schlug sie ein wucherndes Gesträuch auseinander, und der

Eingang zu einer Art von Grotte wurde sichtbar. Man schien dort früher Ton gegraben zu haben, dadurch mochte die Aushöhlung entstanden sein. Hermann sah bei dem Scheine des gedämpft einfallenden Lichts ein Mooslager, und einen Sitz, aus Steinen zusammengefügt. – Er versuchte, das Mädchen auszuforschen, erfuhr aber nichts weiter, als daß ihr wahrer Vater, wie sie sich ausdrückte, längst gestorben sei, daß sie darauf viele Jahre bei dem falschen Vater zugebracht habe, der in dem Städtchen nahebei hause. Dieser habe sie an einen häßlichen alten Ritter verkaufen wollen, da sei sie ihm entsprungen.

»Und wo hast du dich denn seitdem befunden?« fragte Hermann.

»Hier, im Walde, in der Höhle, du siehst es ja. Da ist mein Lager, und hier mein Sitz. Heute morgen hungerte mich, da fiel mir der Mut, ich weinte und rief meinen toten Vater. Der muß mich gehört haben, denn er schickte mir die Alte, *die* versprach mir Hülfe, und nun ist die Hülfe da.«

Hermann redete ihr jetzt mit guten und bösen Worten zu, ihm zu folgen, er wolle sie

zu dem Vater zurückbringen, und dafür sorgen, daß sie freundlich empfangen werde. Alles Bitten war jedoch vergebens. Endlich beschloß er, Gewalt zu brauchen, da er die Verirrte sich nicht selbst überlassen zu dürfen meinte. Er nahm sie auf den Arm und wollte sie forttragen. Aber heftig riß sich das Abenteuer von ihm los, stieß ein Geschrei aus, welches ihm durch Mark und Bein drang, warf sich gewaltsam zu Boden, und rief, die Hände vorgestreckt, in einem wunderbar schneidenden Tone: »Du willst mich verraten? Du?« Darauf sprang sie empor, der junge knospende Busen flog, ein blutiges Rot überlief ihre Augäpfel, sie schien außer sich zu sein, und nicht zu wissen, was sie begann. Wie eine Wütende zerriß sie das seidne Fähnchen, welches sie trug. Es glitt von ihren Schultern, das Hemd glitt ihm nach, oder warf sie es ab? er konnte es nicht unterscheiden, so rasch waren ihre Bewegungen. Nun stand sie, nur von ihren langen Haaren umflogen, Hermann gegenüber, und unaufhörlich ertönte aus ihren zitternden, dunkelgeröteten Lippen jener Ruf: »Du willst mich verraten? Du?«

Endlich gelang es ihm, sie durch Liebkosungen und Schmeicheleien zu beruhigen. Sie legte die Hand an die Stirne, sah betroffen an sich herab, huschte, schnell wie ein Wiesel, in die dunkelste Ecke der Höhle, und hockte dort in der Stellung nieder, welche die Alten, die jedes Ding am besten verstanden, dem weiblichen Gefühl in einer solchen Lage für alle Zeiten geliehen haben.

Hermann war in der größten Verlegenheit. Was sollte der Unsinn nun anziehen? Das rote seidne Kleidchen war von oben bis unten zerrissen. »Es ist kein andres Mittel«, rief er dem Mädchen zu, »du mußt dich als Knabe kleiden, bis man für dich anderweit gesorgt hat.«

Er klomm aus der Grotte den Erdwall hinauf, zu dem Stamme, auf welchem seine Reisetasche lag. Vorsorglich hatte er Collet und Pantalons für den Fall der Not auf dieser Fußwanderung eingepackt; beides warf er von der Erhöhung dem nackten Kinde hinunter. —

Oben rieb er seine Augen, und fragte sich, ob er wache oder träume? Dann ging er mit großen Schritten unter den Bäumen auf und

nieder, denn er fühlte, daß ihm hier ein kräftiges Eingreifen obliege. Er ahnete ein Bubenstück, und beschloß, das Seinige zu tun, die gekränkte Unschuld zu schützen. Als er mit solchen Gedanken einige Male unter den Bäumen auf und nieder gegangen war, sprang ein allerliebster Junge durch das Gesträuch, dem das veilchenblaue Jäckchen und die gestreiften Hosen sehr hübsch standen.

Der Grundtrieb des Geschlechts hatte sich tätig erwiesen. Aller Überfluß an den Kleidungsstücken war so weggebunden, weggesteckt und weggenestelt, daß sie knapp, wie angegossen, saßen.

Flämmchen nahm seinen Arm, und sagte: »Ich will dich nun auf den Weg bringen.« Sie führte ihn durch den Wald, und zwar entgegengesetzt der Richtung, welche er, seinem Reisezwecke gemäß, einschlagen mußte. Jede Spur der Leidenschaft, in welcher Hermann sie gesehen hatte, war verschwunden. »Du hast nichts weiter zu tun«, sagte sie gleichmütig, »als in der Stadt dich nach meinem falschen Vater zu erkundigen, und ihm zu sagen, daß du mich heiraten wollest, dann hat

er keine Gewalt mehr über mich, und der alte häßliche Ritter muß von mir ablassen.«

Hermann sah sie mitleidig an. »Die Mißhandlungen, die sie erdulden mußte, haben ihr den Verstand genommen«, dachte er bei sich. Er legte die Hand auf ihr Haupt und sprach: »Ich schwöre dir, du armes Kind, dich nicht zu verlassen.«

Sie standen am Ausgange des Waldes. In einiger Entfernung ragte eine Turmspitze empor. »Das ist das Nest!« rief Flämmchen. Sie faßte ihren Beschützer schmeichelnd bei der Hand, strich hätschelnd mit dem kleinen Finger über den Ballen und die innere Fläche, und sagte: »Höre, wenn wir erst in deinem Fürstentume sind, und du mein Herr Gemahl bist, dann lassen wir auch die Alte kommen, damit wir immer wissen, was uns begegnet, nicht?«

»Hältst du mich für einen Fürsten?« fragte Hermann verwundert.

Das Mädchen wollte sich vor Lachen ausschütten. »Nun tut er, als wisse er nichts davon!« rief sie. »Aber alle deine Verstellungen werden ein Ende nehmen. Gib mir dei-

nen Hut! Die Sonne und die Kälte in meinem Walde machen mir Kopfweg.« Ohne eine Antwort zu erwarten, hatte sie ihm den Strohhut vom Kopfe gestreift, und sich aufgesetzt. Sie gaukelte in den Wald zurück. Hermann sah ihr eine Weile stutzig nach, dann ging er der Stadt zu.

Alles dieses begab sich in der ehrbarsten Provinz unsres Vaterlandes, nämlich in Westfalen, auf einer bekannten Heide. Woraus zu entnehmen, daß auch der trockenste Boden mitunter seine Früchte trägt.

Drittes Kapitel

Vor der Tür des Gasthofs im kleinen Städtchen stand der Gastwirt, wie es schien, erhitzt von der Anstrengung des Tages. Hermann trat zu ihm, und fragte: ob er bei ihm Unterkommen finden könne? Der verständige Mann, welcher einen sichern Blick für den wahren Wert seiner Gäste hatte, betrachtete unsern hutlosen Wanderer und sein schwächtiges Reisetäschchen prüfend, und schien auf

eine abschlägige Antwort zu sinnen. Endlich aber sagte er zum Hausknecht, der mit eingeknickten Beinen, die Hände in den Hosentaschen, gähnend unter dem Torwege stand: »Führe den Mann nach Nummer Zwölf.«

Der Hausknecht schlenderte voran, ohne dem Gaste das Bündel abzunehmen. Sie gingen über den Hof, durch einen langen Garten, und betraten eine Remise, worin der Wirt seine Felle trocknete, denn er war zugleich ein Lohgerber. Eine schmale Treppe, die sich zuletzt in eine Leiter verlor, führte zum obern Teile dieses Fellmagazins. Als die Leiter erklimmen war, machte der Hausknecht einen bretternen Verschlag auf, und sagte: »Dieses ist Seine Stube.« – »Das ist ein Taubenschlag!« rief Hermann. »Nein, der ist darüber«, versetzte der Hausknecht kaltblütig, und kletterte die Stiegen hinunter.

Hermann sah sich in diesem Wohnorte um, und mußte laut lachen. Hierauf machte er die Runde durch denselben, was nicht viel Zeit erforderte, da er, genau gemessen, sechs Fuß im Gevierte hielt. Die Wände waren unschuldig weiß, und nur mit jenen Spielen der

Laune bemalt, welche die Bedienten- oder Soldatenkammern zu schmücken pflegen. Es fehlte nicht an Nasen verschiedner Größe; Zöpfe und Grenadiere wechselten mit Störchen und Blumen ab. Ein beständiges Piepen, Sand und Federn, die von Zeit zu Zeit durch die ritzenvolle Decke fielen, diese Umstände überzeugten unsern Freund, daß der Hausknecht recht gehabt habe. Der Taubenschlag war wirklich über seinem Sorgenfrei vorhanden.

Der Wirt hatte unterdessen überlegt, daß heutzutage manche Personen von Stande zu Fuß reisen (in seinen Augen eine sonderbare Liebhaberei!), und daß ein solcher Querkopf auch wohl einmal den Einfall gehabt haben könne, die Welt barhaupt zu durchstreifen. Um daher nicht etwa einen der Achtung werthen Ankömmling zum Nachtheile des Gasthofs zu beleidigen, entschloß er sich, durch Höflichkeit mit Worten gutzumachen, was er in der That verbrochen hatte; denn jenes so üble Quartier, welches dem Eingekehrten gegeben worden war, stand selbst bei den Wirtshausleuten in Verachtung und hieß gemeinig-

lich bei ihnen nur das Loch. Er nahm sich in der Stille vor, dem Fußwandler ein besseres Stübchen abzulassen, sobald er nur erst die moralische Überzeugung von dessen Zahlungsfähigkeit geschöpft haben würde. Übrigens war der Raum in dem Gasthofs wirklich beschränkt. Ein Herzog, der zu den Mediatisierten gehörte, hatte mit Gemahlin und Gefolge fast alles in Beschlag genommen.

Der Wirt trat unter Entschuldigungen über das etwas enge Logis in das sogenannte Loch, welches er, da niemand das Seinige beschelten soll, in seinen Reden zu einer Pièce erhob. »Wahrhaftig!« rief er, »es tut mir leid, einen solchen Herrn nicht ganz nach Wunsch aufnehmen zu können. Das Hotel steckt aber heute so voll von Fürsten, Grafen und Freiherrn, daß, mit Respekt zu sagen, kein Apfel zur Erde kommt.«

»Lassen Sie das gut sein«, versetzte Hermann. »Ein Reisender von Profession ist an dergleichen gewöhnt. In Dijon hat man mich einmal in einem Stalle untergebracht.«

»In einem Stalle!« rief der Wirt, mit einer Miene, die das Entsetzen ausdrücken sollte.

»Nein, da ginge ich selbst lieber in den Stall, und gäbe einem solchen Herrn meine Schlafkammer.«

Hermann fand an diesen unnützen Reden kein Behagen. Ihm lag das Abenteuer im Walde am Herzen. Ehe der Wirt daher zu seinem Zwecke gelangte, unterbrach ihn jener mit der Frage:

Ob nicht vor einigen Tagen hier ein junges Mädchen seinen Angehörigen verlorengegangen sei?

Hierauf bediente ihn der Wirt sofort ausführlich und überflüssig. Er war die wandelnde Chronik des Städtchens, und wußte, was von dem einen Tore bis zum andern sich ereignete, oder doch hätte ereignen können. »Das ist eine wilde Geschichte!« rief er. »Haben der Herr auch schon davon gehört? Kommt hier ein nichtsnutziger Komödiant an, mietet sich ein, lebt, man weiß nicht wovon? treibt, man weiß nicht was? Er hat ein Kind bei sich, schön wie die Sonne und wild wie der Teufel, mit dem gibt es alle Tage Lärmen, daß die Nachbarn zum Burgemeister gehn, und bitten, dem Unfuge zu steuern.

Was ist der Grund gewesen? Denken Sie nur; der Abschaum von Vater hat das unschuldige Kind einem alten Sündengesellen zur Unehre verkaufen wollen. Seine leibliche Tochter! Da ist das Mädchen weggelaufen. Die beiden Alten haben gestern und heute die Gegend abgesucht, und der Burgemeister hat gesagt, er werde suchen. Die arme Person ist weg, und wer weiß, in welchem Weiher schon ihr Leichnam schwimmt!«

Hermann erwiderte, daß man das Beste hoffen müsse, und daß das Schicksal der Witwen und Waisen in höherer Hand ruhe. Damit war der Wirt zwar einverstanden, aber es beruhigte ihn nicht. Er sagte daher, weil ihm keine feinere Wendung einfiel: »Es ist hier weder Schrank noch Kommode. Wenn der Herr vielleicht Ihre Sachen, und besonders die Barschaften mir zum Aufbewahren geben wollten ...«

Hermann fand dieses Anerbieten vernünftig, und griff nach seiner Briefftasche, in welcher er bedeutende Wechsel führte, um sie dem Wirte einzuhändigen. Wie erschrak er, als er nicht die seinige, sondern die des Phil-

hellenen hervorzog! Beide sahen einander ähnlich, und waren im Nachtquartiere vertauscht worden. Hermann erblaßte; die Sache konnte von den übelsten Folgen sein. Indessen faßte er sich, und sagte dem Wirte, daß er denn doch lieber alles, was er habe, selbst behalten wolle. Dieser aber hatte ihn erblasen sehn, und verließ ihn mit bedenklichem Gesichte.

Hermann kannte die Umstände, in welchen sich ein Philhellene zu befinden pflegt. Er wußte, daß versteckte Schätze hier wohl kaum zu erwarten seien, und öffnete mit einer bösen Ahnung die Briefftasche. Ach, da waren Freiheitslieder in großer Anzahl, Logenzertifikate, und Marschrouten nach allen vier Himmelsgegenden, aber keine Dinge, welche einem irdischen Bedürfnisse abzuhelfen vermochten!

Er verwünschte diesen Zufall. Drei bis vier Taler in der Tasche, ohne Kreditbriefe, ohne Hut auf dem Kopfe, ein einziges Kleid am Leibe, irrte er hier umher, mehrere Tagereisen von seinen Quellen entfernt. Was sollte er beginnen? Fremd in der Gegend, wie leicht

konnte er den Strich verfehlen, den der Philhellene gegangen war, der ohnehin von der Landstraße abzuweichen liebte, um in weniger besuchten Gegenden seine Grundsätze auszubreiten! Dazu schwebte ihm die Gestalt jenes Kindes vor, dem schleunige Rettung vom Verderben not tat. Flämmchen und der Philhellene zogen ihn nach verschiedenen Seiten; er wußte nicht, was er tun sollte, und blätterte zerstreut in den Freiheitsliedern seines Freundes, der dagegen das Geld und die Wechsel hatte. Wie das ferne Licht in der Grube dämmerte ihm aber doch die Hoffnung, sein Geist werde ihm auch dieses Mal helfen, wie er ihm so oft in Bedrängnissen geholfen hatte.

Viertes Kapitel

Währenddessen hatte sich unten im Gasthofs ein großer Lärmen erhoben. Der Wirt hinkte, (denn er war lahm) im Hausflur und in der anstoßenden Stube umher, die Wirtin rang die Hände, vier bis fünf Neugierige standen

vor dem Ehebetto des Paares; alles schwatzte durcheinander.

Der Grund dieses Aufruhrs war die Kammerjungfer der Herzogin. Diese litt an der Epilepsie, und war eben von ihrem Übel befallen worden, als sie in der Küche das Brenneisen wärmen wollte, um die Gebieterin zu frisieren. Der Wirt sollte einen Friseur schaffen, und konnte es nicht. Von solchem Gewerbe hatte das kleine elende Landstädtchen nie gehört; das Haarabschneiden wurde dort in den Familien besorgt.

Die Person zuckte auf dem Bette, die Umstehenden gaben Mittel an, ihr zu helfen, jeder ein anderes. Die Wirtin rief der Kranken zu, wenn es ihr möglich sei, das frisch überzogene Bett mit ihren heftigen Bewegungen zu verschonen; worauf die Arme natürlich keine Rücksicht nahm. Der Wirt beteuerte unter allerhand Flüchen, daß der Stadt niemand nötiger tue, als ein Friseur, wie er stets gesagt habe.

In dieses Getöse trat Hermann. Das Flattern und Mausern der Tauben über ihm, der Dunst und Geruch der Felle unter ihm, seine

Unruhe und Ratlosigkeit hatten ihn aus der abscheulichen Nummer Zwölf ins Freie getrieben. Von einem gelaßnen Karrentreiber, der mit seinem Hundegespann, um besser hören zu können, bis vor die Tür des Zimmers gefahren war, in welchem die Kranke stöhnte, vernahm er die Geschichte. Er ließ sich den Namen des eingekehrten Herzogs sagen, und erschrak, diesmal aber freudig, als der Karrentreiber ihn aussprach. Er schloß aus der für ihn unerwarteten Neuigkeit auf die Nähe seines Dämons. Schnell kam ihm ein närrischer Einfall. Er wußte, daß, um zwei Verlegenheiten zu entgehn, es nichts Beßres gebe, als sich in eine dritte zu begeben. In die Küche eilend, nahm er dort Kohlen und Brenneisen, war blitzschnell die Treppe hinauf, ließ sich durch den Bedienten als den Mann melden, der die Herzogin frisieren sollte, und stand bald darauf im Zimmer der Fürstin.

Die Dame saß im Lehnstuhl, das Gesicht von dem Haarkünstler aus dem Stegreife abgewendet, und las. Sie mochte an diesem Orte für ihr Haupt nichts Besondres hoffen,

und sagte, vom Buche aufsehend, doch ohne sich umzukehren: »Nur ganz schlicht!« – Hermann blickte nach der Toilette, da war alles, was er brauchte. Er stellte sich hinter den Stuhl, und da ihm wirklich einige Reminiszenzen des Handwerks beiwohnten, so ging die Sache ganz erträglich von statten. Er prüfte mit Sorgfalt das Eisen, verfuhr behutsam, und so kam denn nach und nach etwas zustande, was wenigstens für die Skizze einer Frisur gelten durfte.

Freilich dauerte das Geschäft ziemlich lange. Die Herzogin, welche die Geduld selbst zu sein schien, brachte die Augen nicht von ihrem Buche. Als er dem Ende seines Werks nahte, meinte er, daß nun der Augenblick gekommen sei, den er erharrt hatte, und sagte: »Gnädigste Herzogin, der Geringste hat Rechte, die auch der Vornehmste nicht kränken darf. So ist es ein altes Privilegium meiner Zunft, daß diejenigen, welche ihr Haupt uns anvertrauen, sich auch unsrem armen und seichten Geschwätze hingeben müssen. Keiner ist davon befreit; selbst der König muß den Friseur plaudern lassen. Untersagt er

ihm das, so bin ich überzeugt, daß der Mann das Elend der Verbannung einem stummen Herrendienste vorziehen würde. Ew. Durchlaucht haben gelesen; das hat mich tief verletzt. Ich überlasse Ihrer Gerechtigkeit, zu entscheiden, ob Sie mir nicht werden erlauben müssen, einige Worte zu Ihnen zu reden?«

Die Herzogin legte, erstaunt über diese Apostrophe, das Buch zusammen. Da Hermann schwieg, sagte sie mit einem verlegnen Lächeln: »Nun?«

»Ich habe etwas zu erzählen«, fuhr Hermann fort, »was freilich verdiente, ernsthafter eingeleitet zu werden. Ein Schauspieler will seine Tochter um ein Stück Geld der Erniedrigung, dem Elende preisgeben. Verzeihung, daß ich so unsaubre Dinge in Ew. Durchlaucht reiner Nähe ausspreche. Wer jenen Stand kennt, wer es weiß, wie seine Lügenkunst das Gemüt bis in die innersten Fasern verfälscht, der wird sich über dergleichen Schändlichkeiten kaum wundern. Ein solcher Mensch hat vielleicht jahrelang den Marinelli gespielt, und, wie er den Charakter

auf den Brettern behandelte, gedankenlos, so gedankenlos überträgt er die Rolle auch wohl einmal in das Leben. – Ein sonderbarer Zug des Vertrauens führt das Mädchen zu mir, die Verzweiflung beschwört mich um Schutz vor der Entehrung. Ich bin sonst der Meinung, daß man sich vor allen raschen Verpflichtungen zu hüten habe. Oft wird ja durch ein fürwitziges Helfenwollen das Wirrsal nur noch größer. Hier aber überwältigte mich der Anblick der Not, ich versprach mich und alle meine Kräfte dem Mädchen. Aber wie soll ich für mein Wort einstehn, ohne Einfluß, ohne Verbindung in der Gegend, ich, ein junger Mann, der an und für sich der Welt in solcher Sache als ein zweideutiger Vormund erscheint. Da höre ich, daß Ew. Durchlaucht hier angekommen seien. Augenblicklich war meine Sorge gehoben. Ich wußte, daß ich einer solchen Fürstin den bösen Vorsatz eines ehrvergeßnen Vaters, die Trübsal der Tochter nur schmucklos zu melden brauchte, um Rat zu schaffen. Dieses habe ich denn hiemit getan, und nun meinen Worten nichts mehr hinzuzufügen.«

Mit so entschiednen Farben hatte unser Abenteurer diese Angelegenheit darzustellen sich gedrungen gefühlt. Die Herzogin hörte mehr auf den Ton seiner Rede, als auf den Inhalt. Der reine Dialekt, die gebildeten Wendungen hatten sie ganz verwirrt gemacht. Sie wußte nicht, was sie von dem Menschen denken sollte.

Hermann nahm ihr mit einer anständigen Verbeugung den Staubmantel ab. Ihr erster Blick war in den Spiegel. Sie sah sich wenigstens nicht verunstaltet. Ihr zweiter fiel auf Hermann. Wie erschreckt senkte sie die Wimpern, und eine Marmorblässe überzog die zarten, ohnehin nur leicht gefärbten Wangen. Noch einmal schickt sie zweifelnd und forschend ihren Blick aus, als wolle sie die Widerlegung eines Irrtums erspähn. Aber unwillkürlich flüsterte sie: »Mein Gott, welche Ähnlichkeit!«

Die Tür öffnete sich, und ein großer ernster Mann im schlichten Überrock trat ein. Es war der Herzog. »Ist der Not abgeholfen?« fragte er lächelnd. Dann, näher tretend, musterte er Hermann auch nicht ohne ein gewisses

Erstaunen, doch schien die Befremdung weniger durch das Antlitz, als durch den Aufzug Hermanns veranlaßt zu sein, der im modischen Kleide, den Staubmantel der Herzogin auf dem Arme, und die Friseurwerkzeuge in den Händen, dastand.

»Ich bin von jemand bedient worden, den man wohl schwerlich zu diesem Gewerbe erzogen hat«; sagte die Herzogin.

»Der Rock sieht freilich nicht nach Kamm und Schere aus«, sagte der Herzog. »Wie heißen Sie?«

Hermann nannte sich. »Ist es möglich?« rief der Herzog. »Sie sind der Sohn des Senators in Bremen? des vertrautesten Freundes meines seligen Vaters?«

»Derselbe.«

Der Herzog konnte sich über dieses Zusammentreffen nicht zufriedengeben. »So unerwartet muß ich den Sohn des würdigen Mannes hier finden, von dem mein Vater nie ohne Rührung redete! Aber sagen Sie mir, wie kommen Sie darauf, sich bei uns in dieser wunderbaren Weise einzuführen?«

»Man muß überall aushelfen, wo es fehlt«,

versetzte Hermann. »Unserer Fürstin gebrach ein Mann der Pomade, ich konnte allenfalls so ein Subjekt notdürftig vorstellen, wie hätte ich anstehn sollen, mit meiner geringen Kunstfertigkeit zu dienen?«

Der Herzog fragte ihn lachend, wo er denn diese Geschicklichkeit erworben habe? Hermann versetzte, das dürfe er nicht verraten, das sei ein Handwerksgeheimnis.

Die Herzogin hatte an diesem Gespräche nicht teil genommen, sondern nur von Zeit zu Zeit ihn verstohlen betrachtet. Ihr Gemahl raunte ihr ein Wort ins Ohr, worauf sie nickte, und Hermann eine Einladung zu Mittag empfing. Als er die Treppe hinabging, sagte er für sich: »Das hätte ich nicht gedacht, als ich im Feldzuge bei dem alten Perückenmacher im Quartier lag, und seine Tochter Lotte mich zu ihrem Werther machen wollte, und ich ihr aus Langerweile die Locken und die Touren fertigen half, daß mir die Possen noch einmal bei den vornehmsten Leuten helfen würden. In unsrer Zeit muß man sich auf alles schicken, denn man kann alles gebrauchen. Die Lotte und der alte Perückenmacher sollen leben!«

Fünftes Kapitel

»Welche Ähnlichkeit!« Diese Worte der Herzogin gaben ihm viel zu sinnen. Er fragte den Wirt nach der Ursache, weshalb das fürstliche Paar hier verweile? erfuhr aber nur, daß es eine Bewandtnis mit den Herrschaften haben müsse, denn es sei viel Fragens und Schickens nach dem alten verfallnen Schlosse in der Nähe gewesen, von dessen Bewohner man allerhand erzähle.

Ein langer grauer Mann von verdrießlichem Ansehn trat ein, und sagte zum Wirte: »Ich habe Sie so sehr gebeten, mir eine Stube ohne Zug zu geben, den ich durchaus nicht vertragen kann, und dennoch ist mir eine angewiesen worden, worin kein Fenster und keine Tür schließt. Ich habe nicht Lust, hier ungesund zu werden, und verlange von Ihnen auf der Stelle ein andres Quartier.«

Der Wirt versicherte, es sei alles besetzt, er werde aber sogleich Schreiner und Glaser kommen lassen, damit jede Ritze verleimt und verstopft werde.

Es war um die Zeit der Hundstage, und

selbst dem entschiedensten Rheumatiker konnte ein kühles Lüftchen nur willkommen sein. Hermann hatte an der eigentümlichen Falte des Überdrusses um den Mund sogleich den Hypochondristen erkannt. Er trat höflich zu dem Verstimmten und sagte, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn er ihm ein besseres Gelaß anzubieten vermöchte, das seinige werde aber auf jeden Fall wohl das allerschlechteste im ganzen Hause sein. Der andre maß ihn mit einem matten, sterbenden Blick, als verdrösse ihn jede Artigkeit, und ging, ohne ihm etwas auf seine freundliche Anrede zu erwidern, fort.

Hermann, sehr böse über dieses rauhe Benehmen, fragte den zurückkehrenden Wirt, wer jener Bär sei und erfuhr, daß er Wilhelmi heiße und bei dem Herzoge in Diensten stehe. Auch der Wirt nannte ihn einen eigensinnigen Kauz, dem nichts recht zu machen sei, »aber«, setzte er hinzu, »man muß ihn schonen, denn er ist des Herzogs rechte Hand.« Hermann beschloß im stillen, die Unart nicht so hingehn zu lassen.

Doch für den Augenblick hatte er eine drin-

gendere Sorge. Im Überrocke setzt man sich bekanntlich nicht zu einer fürstlichen Tafel. Er aber besaß kein andres Kleidungsstück, er hatte sich erst in der nahen Stadt neu equipieren wollen. Lange dachte er darüber nach, was vorzunehmen? endlich erinnerte er sich aus der Geschichte der Moden, daß der Frack aus dem Überrock entstanden ist, indem nach und nach die Vorderblätter immer weiter und weiter weggeschnitten wurden. Er beschloß, diesen historischen Weg zu verfolgen, und erkundigte sich nach dem besten Schneider, der ihm leicht nachgewiesen werden konnte, da es nur einen am Orte gab.

Der Meister, welcher wegen der geringen Nahrung im Städtchen zugleich sein eigener Junge und Geselle war, saß mit gekreuzten Beinen auf dem Tische und nähte, was das Zeug halten wollte. Hermann trat in das kleine Stübchen, an dessen Wänden die papierenen Maße herabgingen, und welches durch verschmauchte Fensterchen sein spärliches Licht erhielt. Er sagte dem Meister, was er von ihm wolle, nämlich, er solle die Vordertheile des Rockes abschneiden, denn er habe

einen Frack nötig. Der kleine blasse Mann kam von seinem Tische herab, tat die Brille hinweg, prüfte den Schnitt des Kleides, befühlte das Tuch, sah erschrocken empor, und fragte mit wehmütigem Tone: »In dieses Tuch soll ich hineinschneiden?«

»Es geht nicht anders, Meister«, versetzte Hermann, »es muß so sein«.

Der Meister schüttelte den Kopf, legte unschlüssig die Hände auf den Rücken, und murmelte: »So ein Rock! So ein Tuch! Schade! Jammerschade! Die Elle kostet wohl ihre drei Taler?«

»Mehr Meister, mehr.«

»Vier? Fünf?«

»Ich glaube, man hat mir acht auf die Rechnung gesetzt.

Rührt Euch, Meister, ich habe nicht lange Zeit.«

»Acht Taler die Elle! Gott!« war alles, was der Schneider hervorbringen konnte. Er ließ die Schere sinken; nur Ausbesserung und der größte Stoff war ihm sein Leben lang unter die Hände geraten. Jetzt erblickte er ein Prachtkleid, von dem seine seligsten Träu-

me nichts wußten, und dieses sollte er verwüsten? Hermann sah nicht ohne Teilnahme dem Seelenkampfe dieses Männleins zu, dem ein feiner Rock zur höchsten Lebenserscheinung wurde. Endlich überwand sich der Meister, zeichnete in wilder Hast mit Kreide die Form auf dem Leibe ab, die Schere arbeitete, die Nadel flog, und bald war ein Frack fertig, wenn nicht von elegantem, doch von wohlge-meintem Schnitte. Hermann freute sich der Metamorphose, die so leicht vonstatten gegangen war. Schwieriger konnte es mit der Bezahlung werden, denn er hatte unterwegs für eine Kopfbedeckung seine Barschaft bis auf einen armseligen Rest ausgegeben. »Was sollen mir die Vorderblätter?« sagte er. »Meister, die wären so etwas für Euch, wollt Ihr sie an Zahlungs Statt annehmen?« – Der Meister war schon daran gewöhnt, von seinen Kunden in Naturalien, als Butter, Käse, Eiern u. dgl. bezahlt zu werden. Die Vorderblätter galten ihm weit mehr, als er fordern durfte, schon sah er sich im Geiste mit der Sonntagsweste aus dem Achttalertuche bekleidet; er schlug freudig ein.

Hermann klopfte ihm auf die spitzen Achseln und sagte: er sei recht geschickt gewesen. In so kurzer Zeit einen Frack zustande zu bringen, möchte nicht jedem gelingen.

Dieses Lob stieg dem Schneiderchen ins Gehirn. Triumphierend rief er: »O, ich habe auch nicht immer geflickt! Ich bin überhaupt nur durch Unglück hieher unter das dumme katholische Pack geraten.« Dann sich scheu umwendend, als fürchte er das Verhängnis einer großen Mitteilung, setzte er geheimnisvoll hinzu: »Ich habe schon einmal einen ganzen Rock gemacht! Der Herr Pastor an meinem früheren Orte wollte sich verheiraten; wie solche Herrn sind, sie haben kein Vertrauen zu unsereinem, er bestellte sich den Bräutigamsrock bei dem Modeschneider in der großen Stadt, den sie den Kleidermacher nennen. Mein Herr Kleidermacher ließ aber meinen Herrn Pastor sitzen. Der wollte zur Braut abreisen, kein Rock war da. Ich hörte von der Not und lief zu ihm. ›Er wird es nicht können‹, sagte er. ›Vertrauen Sie Gott‹, sagte ich. Ich ging nach der Stadt, kaufte Tuch, freilich nicht so fein, als das Ihrige, schnei-

derte Tag und Nacht, und siehe da! der Rock wurde fertig, und der Herr Pastor sind darin getraut worden, und haben darin das heilige Abendmahl ausgeteilt, und tragen ihn noch zur Stunde, und ich bin doch nur ein lumpiger Flickschneider!«

Seine Augen glühten, er hatte sich auf die Fußspitzen gestellt, und drei Finger der rechten Hand vorn in das aufgeknöpfte Wams geschoben. So stand er, und der siegreiche Feldherr, der gegen Abend die Meldung von der letzten eroberten Schanze empfängt, kann nicht stolzer aussehen.

Sechstes Kapitel

Das Gespräch an der Tafel drehte sich um sittlich-anthropologische Fragen.

»Wie kommt es nur«, sagte die Herzogin beim Dessert, »daß wir gleichgültiger gegen die Tugend als gegen die Höflichkeit sind? Wenn man durch seinen Stand gezwungen ist, viele Menschen zu sehn, so muß man auch mitunter Leute empfangen, deren Handlung-

gen sich keineswegs billigen lassen. Ich kann nun wohl sagen, daß mich die Nähe solcher Personen wenig verletzt; unbefangen sehe ich sie kommen und gehn. Dagegen bin ich gleich aus meiner Fassung, wenn in meinem Kreise ein Verstoß gegen die Lebensart vorfällt.«

»Das rührt daher, weil wir alle, auch die Besten unter uns, nie den Hang vollkommen ablegen, uns nach außen zu vergeuden, statt daß wir streben sollten, nur nach innen wahrhaft zu leben«, erwiderte der Kammerrat Wilhelmi.

»Ich denke«, entgegnete die Herzogin, »man lebt in jedem Augenblicke zugleich nach innen und nach außen. Übrigens bitte ich Sie, mich nicht einer schlaffen Moral anzuklagen. Alles, was ich sagte, bezieht sich nur auf die gewöhnlichen gesellschaftlichen Zusammenkünfte, und wenn jene zweideutigen Figuren mich irgendwo im Heiligtume meiner Verhältnisse berühren, so machen sie mir auch Kummer genug.«

»Darin liegt die Antwort auf deine Frage«, versetzte ihr Gemahl. »Das Leben besteht, wo es nicht Geschäft ist, meistens aus Reprä-

sensation. Unsittlichkeiten drängen sich uns nicht vor das Auge, wohl aber Roheit, Ungeschick. Was geht uns also jene an, da wir niemandes Richter sind?«

Hier nahm Hermann das Wort, und sprach: »Vielleicht fordert keine Zeit mehr zur Beobachtung äußerer Sitte auf, als die unsrige. Alle Gegensätze sind bloßgelegt, wo irgend Menschen zusammenkommen, bringen sie die widersprechendsten Gefühle und Überzeugungen in betreff der wichtigsten Dinge mit. Politik, Religion, das Ästhetische, ja selbst, was im Privatleben erlaubt sei? alles ward zum Gegenstande des Zwiespalts. Wie kann man sich aber mit Behagen nebeneinander sehn, wenn nicht wenigstens auf der Oberfläche die in der Tiefe zürnenden Geister beherrscht werden, wenn nicht die strengste Regel der Konvenienz, welche jedem Kunstwerke notwendig ist, waltet? Und die gute Gesellschaft ist doch, wie man mit Recht gesagt hat, eine Art von Kunstwerk, oder sollte wenigstens eins sein.«

»Am schlimmsten hat man es mit den Gelehrten«, sagte der Herzog. »Ich lade auch nie

zwei zu gleicher Zeit ein. Denn ich bin dann nicht sicher, daß die Herrn über einen alten römischen König, oder eine Sprache, von der man nur vermutet, daß sie einmal gesprochen sein soll, einander Beleidigungen sagen.«

»Auch die Hypochondristen sind böse Gäste!« rief Hermann.

Die Herzogin warf lächelnd einen Seitenblick auf Wilhelmi, der die ganze Tafel über sein verdrießliches Gesicht noch nicht abgelegt, und, sooft die Tür aufging, ängstlich mit den Händen den Kopf bedeckt hatte, obgleich, wie wir bemerkt haben, die Hitze der Hundstage herrschte. Sie meinte, Hermann solle sich in acht nehmen, er werde da Widerspruch bekommen.

Angereizt vom Lächeln der Dame, rief dieser aus: »Muß ich doch mich selbst verurteilen, wenn von jenen Übeln geredet wird! Ich hatte immer gehört, daß man heutzutage, um interessant zu erscheinen, unzufrieden und kränklich sein müsse. Da die Natur mir aber beide Eigenschaften versagt hatte, so bestrebte ich mich, durch Kunst dieselben hervorzurufen, denn ich wollte nun ein-

mal nicht so unbedeutend durch das Leben gehn. Fürs erste schaffte ich mir eine finstre Miene an, und sah aus, als ruhe die Last der Welt auf meinem Busen. Es war aber nicht so schlimm; das Essen und Trinken schmeckte mir dabei, und ich schlief mit meinem Grame bis an den Morgen. Aber so schon begann ich zu gelten, einige Damen wollten selbst etwas Byronsches an mir bemerken. Es kam nur noch darauf an, krank zu werden. Ich rief die Einbildungskraft zu Hülfe, und richtete meine Aufmerksamkeit stundenlang auf mich selbst. Ich fragte mich so lange und so ernstlich: ›Tut dir nicht da und da etwas weh?‹ bis es mir endlich vorkam, als tue mir da und da etwas weh. Nicht mit Darstellung der ganzen Methode will ich Ew. Durchlaucht ermüden, nur so viel darf ich versichern, daß ich es in Erzeugung der Schmerzen bis zur Virtuosität gebracht habe. Kopfgicht, Armweh, Brustkrampf, Podagra, jegliches Übel kann ich nach Gefallen hervorbringen. Denke ich zum Beispiel nur daran, daß jene Tür aufgetan werden möchte, so wüthet schon ein ganzes Heer von Rheumatismen mir durch Kopf und

Genick.«

Diese Beziehungen waren zu deutlich, um nicht verstanden zu werden. Beide Herrschaften hielten den Kammerrat, wie es solchen Leidenden zu gehn pflegt, für krank in der Einbildung. Sie sahen in einer Mischung von Verlegenheit und Schadenfreude auf ihre Teller. Hermann genoß seinen Sieg; aber nicht lange. Wilhelmi hatte ganz gefaßt dessen Rede mit angehört. Als nun die Pause, die nach dem Schlusse derselben entstanden war, nicht enden wollte, sagte er freundlich zu ihm: »Was Sie vorhin von der Notwendigkeit der feinen Lebensart äußerten, hat mir sehr gefallen.«

Hierauf wurde Hermann rot und stotterte einige Worte, die wie ein Dank für den ihm erteilten Beifall klangen. Die Herrschaften aber taten, als gehe sie der letztre nichts an. Die Herzogin rückte den Stuhl, und die Tafel ward aufgehoben.

Er war mit dem Herzoge allein. Die Gemahlin sprach in einem Nebenzimmer mit dem verdrießlichen Freunde über wichtige Angelegenheiten, welche das fürstliche Paar in

diesen jämmerlichen Ort geführt hatten.

Der Herzog schien sich für den Jüngling zu interessieren, er fragte ihn nach dem Zwecke seiner Reise. Hermann versetzte, daß er sich auf der Wandrung befinde, um seinen Oheim, den großen Fabrikherrn, den er noch nie gesehen habe, zu besuchen.

»Da werden Sie einen merkwürdigen Charakter kennenlernen«, sagte der Herzog. »Ich mache oft Geschäfte mit ihm. Er steht ganz einzeln in der heutigen Welt da, und vergewärtigt mir immer das Bild eines Bürgers der Hansa. Ihr Vater und er sind ein sehr eigentümliches Brüderpaar gewesen.«

»Sie lebten beide, wo nicht in Haß, doch in stiller Entfremdung«, sagte Hermann. »Ich will nun versuchen, ob der Oheim gegen mich auftaut. Wahr ist es: wenn ich an meinen Vater zurückdenke, so suche ich vergebens nach seinesgleichen in der Gegenwart. Er war mit Sinn und Lebensgewohnheit ungefähr in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stehengeblieben. Von daher schrieben sich die großblumigen Tapeten seines Zimmers, die geschnörkelten Meubles, der Zu-

schnitt seines Rocks; an welchen Dingen allen er mit hartnäckiger Strenge festhielt. Und doch soll er als junger Mensch munter und beweglich gewesen sein. Aber etwas Störendes scheint plötzlich seinen ganzen Organismus gehemmt zu haben. Überhaupt liegen die Erinnerungen an meine Eltern wie Märchen hinter mir, an deren Wahrheit zu glauben, mir oft schwerfällt.«

Er erzählte noch manches von seinem väterlichen Hause, welches wir später an geeigneter Stelle einschalten werden. Der Herzog, welcher großen Anteil an allem, was aus dieser Familie herrührte, nahm, fragte nach Hermanns Studien und Lebensgange, worauf er die gewöhnliche Geschichte eines unsrer jungen Männer hörte. Hermann hatte als Siebenzehnjähriger den Befreiungskrieg mitgemacht, als Zwanzigjähriger auf der Wartburg gesengt und gebrannt, und war dann auch in jene Händel geraten, welche die Regierungen so sehr beschäftigt haben.

»Indessen«, fuhr er fort, »war ich der Torheiten selbst bald müde geworden. Und, als wolle mich das Geschick für diese zeitige

Reue belohnen, meine Rhadamanthen fanden, daß ich zum Ravailac verdorben sei, und entließen mich nach kurzem Verhör.« Er erzählte weiter, daß er sodann die jetzt gewöhnliche Reise durch Frankreich, England und Italien gemacht habe, demnächst aber in den Dienst des wegen seiner Verwaltung berühmten Staats als sogenannter Referendarius getreten sei.

»Sie sind noch in dieser Anstellung?« fragte der Herzog.

Hermann trat drei Schritte zurück, schöpfte tief Atem und rief: »Nein, Ew. Durchlaucht, in dieser Anstellung bin ich gottlob! nicht mehr. Nachdem ich die Welt gesehen, in Rom und Neapel meine Seele ausgeweitet, in London und Paris mich in die bewegten Wogen großer Völker gestürzt hatte, mußte ich nun mit erheucheltem Ernste protokollieren und expedieren über Dinge, die selten des Federzugs wert waren. Anfangs, solange mir die Handgriffe noch neu waren, trieb ich die Sache wie einen mechanischen Scherz, bald aber ergriff mich die furchtbarste Langeweile, und ein unergründlicher Ekel an meinen

Tagen, welche sich in diesem trocknen Nichts dürr und farblos verzettelten. Das altweiberhafte Helfenwollen, wo die Natur schon immer für die Hülfe gesorgt hatte, das Bevormunden von Menschen, welche gewöhnlich klüger waren, als die Herren Vormünder, dieses norddeutsche Vielgeschrei und Viel-tun! Die unendlichen, müden Sessionen! Kein Blick aus der quetschenden Grube in die lichte Tageshelle des Geistes, alles umbaut mit Kabinettsbefehlen, Paragraphen, Instruktionen, Akten, Tintefässern, Sandbüchsen! Mir war in dem Getreibe zumute, wie in einer ewig klappernden und sausenden Mühle; nur das Mehl sah ich nie, welches zu gewinnen, so viele Räder sich abarbeiteten. Zum ersten Male in meinem Leben war ich unglücklich, und als ich das recht empfunden hatte, fragte ich mich: ›Warum bist du es denn?‹ – Da tat ich mit beiden Füßen einen großen Schritt in die Freiheit, und als ich die Tore der Marterstadt hinter mir hatte, jauchzte ich laut, wie Orestes, als die Furien von ihm abließen, und – ich schäme mich des Bekenntnisses nicht – ich habe mich zu Boden geworfen, und habe

die grüne Erde geküßt, der ich nach der Fahrt durch ein wüstes Papiermeer nun erst wieder anzugehören glaubte. Nein, Ew. Durchlaucht, ich bin nicht mehr Referendarius! Ich überlasse das Metier den geistigen Nihilisten, deren ganzer Stolz darin besteht, eine Sache mehr abgemacht und aus der Welt geschafft zu haben, während der geringste Handwerker sich freut, ein sichtbares Produkt von seiner Hände Arbeit in die Welt setzen zu können.«

Hermann trocknete von der Stirne den Schweiß ab, in welchen ihn diese leidenschaftliche Herzensergießung versetzt hatte. Der Herzog strich mit einer leichten Bewegung der Hand ihm über die Achsel, als wolle er da etwas wegwischen. Betroffen sah Hermann nach der Stelle hin; er wußte nicht, was die Gebärde bedeuten sollte.

»Beruhigen Sie sich«, sagte der Herzog. »Es kam mir nur so vor, als sei da noch etwas Asche von den Feuern der Wartburg sitzen geblieben!«

Siebentes Kapitel

Inzwischen hatten sich andererseits im Gasthofs wichtige Ereignisse zugetragen. Der Wirt war nämlich nicht so bald innegeworden, daß sein verachteter Gast bei dem Herzoge speise, als er zu seiner Frau sagte, daß man einen solchen Herrn unmöglich auf Nummer Zwölf lassen könne. Nun war aber guter Rat teuer, denn zwischen Vormittag und Nachmittag hatte sich neuer Besuch eingefunden, so daß jetzt wirklich kein Zimmer mehr leer stand. Endlich schlug die Wirtin vor, die Kammerjungfer der Fürstin nach Nummer Zwölf zu verweisen, und Hermann dagegen die von ihr bewohnte Nummer Vier zu geben.

Wo es Ungerechtigkeiten und Schelmenstücke galt, war der Wirt mit seiner Gattin immer einverstanden. Die Jungfer war, um nach ihrem Anfälle frische Luft zu schöpfen, spazierengegangen. Die redliche Wirtin unternahm es, ihr bei der Rückkunft vorzuspiegeln, daß die Decke in Nummer Vier eingestürzt sei, und daß dieser Umstand eine

Quartierveränderung notwendig gemacht habe.

Als Hermann vom Herzog kam, wurde er vom Wirt mit vielen Kratzfüßen nach seinem neuen Zimmer, welches sich in einem Nebenhause befand, geführt. Er freute sich der reinlichen Wohnung und des Blicks nach hinten hinaus über grüne Wiesen. Aber leider sollte dieser ruhige Besitzstand bald gestört werden.

Denn er hatte kaum einige Minuten dort zugebracht, als er auf der Treppe ein heftiges Gezänk hörte. Die Jungfer war in den Gasthof zurückgekehrt, hatte von der Wirtin die Umquartierung vernommen und Nummer Zwölf besichtigt. Der Anblick dieses schauderhaften Gelasses setzte sie bei ihrer cholерischen Gemütsart in einen großen Zorn. Über den Hof streichend, fand sie die Wirtin an der kleinen Treppe im Nebenhause, und überschüttete die Frau mit einer Flut von beleidigenden Worten.

Hermann riet dem Wirte, den er gern loswerden wollte, hinunterzugehn, und seiner Frau beizuspringen. Der Wirt blieb aber,

machte ein ängstliches Gesicht, und rief, indem er an den Nägeln kaute: »Wir haben den Skandal hier oben noch früh genug!«

Diese Besorgnis war nur zu gegründet. Denn alsobald betraten beide Frauenzimmer die Stube, die Jungfer, mit Händen und Füßen vorwärtsstrebend, die Wirtin, vergeblich bemüht, sie am Rocke zurückzuhalten. Jene hatte sich mit eignen Augen überzeugen wollen, ob die Decke in Nummer Vier wirklich eingestürzt sei. Da sie nun sah, daß dieselbe so heil war, wie ein neugebornes Kind, so erstarrte sie anfangs über die Tücke der Wirtsleute zu einer stummen Bildsäule. Dann aber brach ein solcher Schwall von Verwünschungen aus ihrem Munde, daß man sich nur wundern muß, wie das Haus stehnbleiben konnte. Sie beschränkte sich nicht auf die eigentlichen Übeltäter, sondern ging bald auch zu Schmähungen unsres Freundes über. Dieser, gescholten, er wußte nicht, weshalb, fragte nach der Reihe herum, was denn der ganze Auftritt bedeuten solle? Aber keiner gab ihm Antwort. Die Kammerjungfer schrie, in die Höhe deutend: »Ist da etwas eingestürzt?«

Der Wirt schrie: »Bedenken Sie, daß ich Ihr heute morgen die Daumen aufgebrochen habe!« – »Ist dieses der Dank dafür, daß Sie uns das Bett zerrammelt hat?« schrie die Wirtin.

Während dieses Geschreis war eine neue Figur an der offenen Tür erschienen. Den Reitknecht Wilhelm hatte der Lärmen herbeigezogen; er kam, die kurze Pfeife im Munde. Als die Jungfer den Dienstgenossen erblickte, lebten in ihr alle Hoffnungen auf; sie lief zu ihm, und beschwor ihn bei der Ehre des Stalls und der Gesindestube, ihr das gegen göttliche und menschliche Rechte entrißne Zimmer wiedererringen zu helfen. Es hätte so dringender Worte nicht bedurft. Der brave Kerl war selbst auf den Wirt und dessen schlechten Hafer böse, und eine Gelegenheit, ihm etwas anzuhaben, kam ihm grade erwünscht.

Es rückte nunmehr die Heersäule der Bundesgenossen vor; die Kammerjungfer, mit einer Elle bewaffnet, die sie irgendwo gefunden hatte, der Reitknecht, sich verlassend auf seine derben rotbraunen Fäuste. Sofort duckte sich der Wirt mit seiner Gattin zwischen zwei Stühlen nieder. Hermann, der endlich

merkte, worum es sich handle, rief wiederholentlich; »Hört mich an!« Es achtete aber niemand seiner, und nun beschloß er, vorerst die Entwicklung der Begebenheiten abzuwarten. Er zog daher einen Tisch vor das Sofa, auf dem er saß, um sich gegen alle gezwungene Teilnahme an den drohenden Ereignissen der nächsten Zukunft zu sichern.

Der Reitknecht und die Kammerjungfer gingen indessen grade gegen die Stühle vor. Dem verständigen Gastwirte, welcher zwischen denselben hockte, wurde nicht wohl zumute. »Ihr wollt mich doch nicht in meinem eignen Hause prügeln?« rief er mit einer zwischen Mut und Furcht zitternden Stimme. – »Haun Sie zu, Wilhelm!« redete die Jungfer den Knecht an. »Hurra!« rief der brave Kerl, welcher nur an seine übelgenährten Pferde, und nicht an den Dienst des Herzogs dachte, und reichte dem Wirte eine Ohrfeige von schwerem Gewichte. Diese Ohrfeige gab das Zeichen zum allgemeinen Kampfe. Der Wirt fuhr grimmig auf den Reitknecht los, und die Jungfer machte sich mit der Wirtin handgemein.

Zuerst von den Männern. Mit leichter Mühe hatte der Reitknecht, ein baumstarker Mann, den Wirt zurückgeworfen. Er verfolgte den errungenen Vorteil, und legte den Gegner, alles Sträubens ungeachtet, über einen Stuhl, mit dem Gesichte gegen die Erde. Die Rockschöße des Wirts trennten sich, und nun erst wurde dem Reitknechte das eigentliche Feld seiner Tätigkeit sichtbar. Alsobald begann er auf dieser Tenne zu dreschen, so flink und so gewaltig, als gälte es, die Ernte des ganzen Jahres an einem Tage zu gewinnen.

In dieser schrecklichen und letzten Noth rief der Wirt inbrünstig alle Heiligen um Beistand an. Einer derselben mußte ihn gehört haben, denn es ereignete sich eine völlige Wendung der Geschicke. Der Reitknecht hatte im Übermaße seiner Siegestrunkenheit sich die Faust an dem Wirte fast lahm geschlagen. Deshalb müde, noch mehr Lorbeern mit Schmerzen zu gewinnen, nahm er den Geprügelten in seine Arme, nicht, um ihn zu küssen, sondern um ihn zur Stube hinauszutragen. Aber er hatte denn doch seiner Kraft zu viel vertraut. Auf der Hälfte des

Wegs stolperte er über seine Sporen, stieß an Hermanns Tisch, und fiel mit seiner Bürde donnernd zu Boden. Jetzt fügte es jener unbekannte Heilige so, daß der Wirt eher auf den Füßen zu stehen kam, als der Reitknecht. Hurtig, wie eine wilde Katze, holte jener seinen Marterstuhl herbei, und stülpte denselben dem Reitknecht über den Leib, dergestalt, daß dieser kein Glied zu regen vermochte. Nun war der Augenblick der Vergeltung erschienen. Der Wirt saß auf dem Stuhle und ließ alle zehn Finger im Gesichte des Reitknechts spazierengehn, welcher, die Farben des Regenbogens vor den Augen sehend, vorn wieder empfing, was er hinten ausgeteilt hatte. So rächte der Wirt sein gemißhandeltes Kreuz. Der brave Kerl lag unter dem Stuhle, zerschlagen, wehrlos, regungslos, und rief unaufhörlich: »Jungfer, zu Hülfe!«

Aber wie hätte die Jungfer ihm helfen mögen, sie, die selbst nur zu ernsthaft beschäftigt war? Anfangs suchten die beiden Frauenzimmer einander mit den Nägeln möglichst zu schaden. Da indessen dieses Gefecht der Kammerjungfer kein genügendes

Resultat gab, so drängte sie die fette und unbehülfliche Wirtin in eine Fenstervertiefung und fing an von ihrer Elle Gebrauch zu machen. Die Wirtin konnte sich der ungemein schwächtigen und behenden Jungfer nicht erwehren, tat einen Satz der Verzweiflung, und sprang auf die Fensterbrüstung. Hier wurde nun die Schnur des Vorhangs von der heftigen Erschütterung gelöst, und die Gardine rollte vor der Wirtin nieder. Mit großer Geistesgegenwart ergriff die Jungfer augenblicklich das untre Ende des Vorhangs, hielt die Wirtin wie in einem Sacke gefangen und hämmerte wacker auf die runde Erhöhung los, welche der Leib der Feindin im Vorhange bildete. Die Frau seufzte nach ihrem Manne, wie der Reitknecht nach der Jungfer, aber beide Sieger spürten größere Begierde in sich, die Gegner zu prügeln, als den Ihrigen zu helfen.

Endlich fiel der genotängsteten Wirtin das letzte Mittel ein, durch welches sogar eine Hinrichtung hinausgeschoben wird, und welches freilich dem armen Kerl von Reitknecht nicht zu Gebote stand. Sie rief hinter dem

Vorhänge: »Jungfer, schonen Sie meiner, ich bin in andern Umständen!«

Bei diesen Worten geriet Hermann in eine Todesangst, denn die funkelnden Augen der Jungfer ließen besorgen, daß sie auch das Ungeborne ihrer Rache opfern werde. Er fürchtete ein Unglück, und fand, wie durch innere Eingebung einen rettenden Gedanken. Vom Sofa aufspringend, den Tisch umwerfend, rief er mit lauter Stimme: »Haltet inne, der Herzog kommt!«

Dies wirkte. Sogleich hörte die Schlägerei auf. Die Wirtin sprang vom Fenster und pustete, die Kammerjungfer stellte sich vor den Spiegel, brachte ihre Flechten in Ordnung und keuchte, der Wirt ließ den Stuhl los und spuckte, der Reitknecht raffte sich auf, und schüttelte sich am ganzen Leibe, wie ein durchnäßter Pudel.

Hermann erklärte darauf dieser pusten- den, keuchenden, und sich schüttelnden Ver- sammlung, daß es des ganzen Krieges nicht bedurft habe, und daß er lieber im Freien zu- bringen, als jemandem sein Zimmer nehmen wolle. Der Reitknecht sah die Jungfer ver-

drießlich an, und sagte: »Auf ein andermal lasse Sie einen mit Ihren Dummheiten ungeschoren.« Den armen Kerl schmerzten seine Beulen, er ging, sich mit Branntwein zu waschen. Hermann wollte auch hinaus. Aber der Wirt, der seine Schläge umsonst empfangen zu haben, nicht beehrte, hielt ihn zurück, und erklärte rund und nett, die Jungfer solle nun durchaus ihren Willen nicht haben, die Stube sei ihm zugeteilt, und dabei habe es sein Bewenden. Auf dieses Manifest machte die Jungfer ein grimmiges Gesicht. Hermann fürchtete den Wiederausbruch der Feindseligkeiten, und um nur die Sache vor derhand beizulegen, schlug er vor, die Stube zwischen ihm und ihr zu teilen; ob der Wirt nicht ein Saattuch oder sonst etwas habe, womit man die beiden Hälften abscheiden könne? Wirklich erinnerte sich jener eines alten riesigen Krankenschirms. Dieser wurde herbeigeholt, aufgestellt, und schied das Zimmer in zwei gleiche Teile. Hermann überließ der Jungfer das Kabinett rechts, und zog links vom Schirm ein. Zuerst hatte sich ihr Zartgefühl gegen einen solchen Vorschlag gesträubt,

endlich war sie durch wiederholte feierliche Versicherungen Hermanns, daß er jede ersinnliche Rücksicht auf ihre Nähe nehmen werde, beschwichtigt worden.

Beim Hinausgehen fragte der Wirt seine Gattin mit dem Ausdrucke einer stillen Trauer, ob denn ihre Nachricht von vorher richtig sei, und der Herr sich an ihrem Leibe noch mächtig erwiesen habe? Die Frau versetzte, er solle doch nicht so töricht sein, sie sei ja weit über die Jahre hinaus. Das war denn doch eine Freude nach manchem Leid, denn der Wirt hatte Kinder genug, und verlangte nicht nach mehreren.

Nun schien Ruhe und Frieden links und rechts des Schirmes eingekehrt zu sein. Die Jungfer nähte, und Hermann hatte sich auf das Bett gelegt, welches in seiner Hälfte stand. Er suchte seine Gedanken zu ordnen, und sich in den mannigfaltigen Zufällen dieses Tages zurechtzufinden. »Ich muß wohl der Mann des Schicksals sein«, rief er, »da um meinetwillen ohne Not Unheil und Katzbalgerei entsteht!« – Ermüdet, wie er war, von Wandern und Hitze, versank er bald in

Schlummer. Die Kammerjungfer drüben wurde auch des Nähens überdrüssig, legte sich mit dem Kopf auf den Tisch, und nickte ein.

Aber Eris schlief nicht, und brauchte diesmal statt des Apfels einen Hund, um die Eintracht zu stören. Ein Newfoundländer von der größten und zottigsten Art, den ein Gast mitgebracht hatte, ging, nach Wurstschalen und andern Leckerbissen umherschoppernd, durch das Haus. Er kam auch zu Nummer Vier, fand die Tür nur angelehnt, und schob sich sacht hinein. Die Hunde wissen auf der Stelle, wer ihr Freund ist. Dieser sah dem schlafenden Hermann so eine Art von Sympathie an. Er setzte sich vor dem Bette nieder, beroch die niederhängende Hand des Schlummernden, leckte dann an derselben, und setzte dieses Spiel eine Weile fort. Hermann, der bald die kalte Nase, bald die warme Zunge des Tiers an seiner Hand hatte, wachte von dieser Abwechslung auf. Der Instinkt des Hundes war richtig gewesen, Hermann hielt wirklich gute Freundschaft mit allen lebendigen schönen Geschöpfen. Er freute sich des mächtigen Tiers, streichelte sei-

nen Kopf und Rücken, so daß der Hund vor Vergnügen zu gähnen anfang. Hermann ballte das Schnupftuch zusammen, der Hund apportierte lustig. Ihn ergötzten die gewaltigen Sprünge des Newfoundländers, er wiederholte den Zeitvertreib und warf das Tuch nach dem Schirme zu. Der zottige Gesell sprang mit seiner ganzen Stärke gegen den Schirm, dessen Bespannung, alt, mürbe und kaum noch in den Nägeln hangend, einem solchen Stoße nicht zu widerstehn vermochte. Ein großer Fetzen riß aus, der Hund fuhr hindurch, und in das Gebiet der Kammerjungfer; Hermann hörte den Hund bellen und die Jungfer schrein.

Diese war durch das Getöse, welches der Köter machte, längst erweckt worden. Tapfer gegen ihresgleichen, war sie überaus furchtsam, wenn sie nur eine Spinne oder Kröte sah. Und nun gar eine Newfoundländer Dogge! Sie floh vor der erregten Bestie in eine Ecke, warf sich dort nieder, und brachte, wie der Vogel Strauß, ihren Kopf in Sicherheit, alles übrige preisgebend. Der Hund sprang ihr lustig nach, und mit den Vorderfüßen auf

beide Hüften. So stand er halb auf der Jungfer und bellte aus Leibeskräften, ohne etwas Arges im Schilde zu führen. Die Sache schien ihn vielmehr ausnehmend zu belustigen, und er wurde immer vergnügter, je heftiger die Jungfer kreischte. Vergebens rief ihn Hermann durch das ganze Register der ihm bekannten Hundennamen.

Indessen war der bedrängten Jungfer bereits ein Retter erschienen und zwar in der Person des verständigen Wirts, welchen der abermalige Lärmen in der verhängnisvollen Nummer Vier wieder herbeigezogen hatte. Um gutzumachen, was er an der Jungfer verbrochen, faßte er den Beller am Schweif, ihn von ihrem Rücken herabzureißen. Der Hund verstand aber, wie alle seine Brüder, am Schweife durchaus keinen Scherz, fuhr herum und versetzte dem Wirt einen solchen Biß in die Hand, daß der Mann sie unter Geheul blutig in die Luft schlenkerte. So ward jener an *einem* Tage für beides bestraft, für Laster und Tugend.

Inzwischen trat die Kammerjungfer zum Schirme und schalt in den bittersten Aus-

drücken nach Hermann hinüber. Dieser aber hörte von allem, was sie sagte, nichts, denn er hatte das Schlachtfeld verlassen, entschlossen, die Stätte so vieler Streitigkeiten mit keinem Fuße wieder zu betreten. Unten begegnete er dem Newfoundländer, der auch gleichgültig fortgerannt war, sobald er den Wirt in die Hand gebissen hatte.

Achtes Kapitel

Der Abend war schön, Hermann beschloß denselben im Freien zuzubringen. Draußen vor dem Tore zwischen grünen Hecken, unter mächtigen Kastanienbäumen sah er ein blaues Schieferdach. Spitzbogen, Kreuze und hohe schmale Fenster überzeugten ihn, daß das kleine einsame Gebäude eine Kapelle sei; er erinnerte sich, von einem weit und breit berühmten Marienbilde gehört zu haben, welches hier den Gläubigen seine Wunder spendete.

Die Neugier führte ihn in das Heiligtum; leise trat er durch die nie verschloßne Pfor-

te. Der den katholischen Kirchen und Betörtern eigentümliche Geruch, welcher vom zersetzten Weihrauchs- und Lichterdampfe herührt, schlug ihm entgegen. Sammet, Borten, Blumen von gesponnenem Gold und Silber, Schmelzwerk, und was sonst die Andacht zur Zier verwendet, prangten um den geschmückten Altar. Zwischen diesen glänzenden Dingen nahm sich freilich das von Dunst und Alter gebräunte Bild der Mutter Gottes nicht sonderlich aus.

Indessen bewegte ihn ein eigener Anblick. Dieses Bild erzeugte sich besonders Gichtkranken hülfreich. Da hatten nun die Reichen, welche die Befreiung von ihren Leiden hier erbetet, silberne Votivglieder geschenkt; kleine blinkende Arme und Füße hingen in großer Anzahl um die himmlische Helferin. Die Armen, welche Silber zu schenken unvernünftig waren, stellten ihre Krücken als Denkzeichen hin. Zu Hunderten standen die unnötig gewordenen Notbehelfe rechts und links vom Altar.

»Sie ist zur Fabel geworden, diese Religion der Wunder«, sagte Hermann für sich, »aber

sie ist eine rührende Fabel.«

Er sah zwei Betende in der Kapelle und erkannte den Herzog und die Herzogin, die hier ihre Abendandacht verrichteten. Sonst war niemand darin. Als sie sich erhoben, trat Hermann mit einer unwillkürlichen Bewegung hinter ein Seitentabernakel zurück. Die Herrschaften setzten sich auf die Bänkchen ihrer Betpulte.

»Man weiset uns an, Gott einzig um geistige Dinge zu bitten«, sagte die Herzogin. »Heute muß ich gestehn von dieser Vorschrift abgewichen zu sein. Ich habe dem Herrn nur allein die Bitte vorgetragen, uns die Spur der unglücklichen Johanna zu zeigen.«

»Ich denke«, versetzte der Gemahl, »daß die Ehre unsres Hauses und das Schicksal eines verirrtten Wesens wohl auch Dinge sind, von denen man zu dem höchsten Ordner der menschlichen Angelegenheiten reden darf.«

»Glaubst du, daß wir morgen auf dem Falkenstein etwas von ihr hören werden?« fragte die Herzogin.

»Wenn ich aufrichtig sprechen soll, nein«, erwiderte der Gemahl. »Der Entführer ist

schlau genug, und der alte Amtmann, dem ich längst nicht mehr traue, war vermutlich mit ihm im Einverständnis. Er wird sich anstellen, als sei er selbst getäuscht worden. Lieb wäre es mir, wenn du den graden Weg nach Hause einschlägst, und mich mit Wilhelmi diese verdrießliche Seitentour allein abmachen liebest.«

»Nimmermehr!« rief die Herzogin. »Es müßte denn sein, daß meine Gegenwart euch in etwas Dienlichem hinderte. Ich bin doch auch schuld daran, daß die Unselige sich so weit vom rechten Pfade verlieren konnte, ich hätte sie vielleicht sanfter behandeln, ihr Herz mehr aufschließen sollen. Deswegen halte ich es für meine Pflicht, alle Mühsale und Verlegenheiten, die sie uns verursacht, mit tragen zu helfen.«

»Wer hat hier Schuld?« sagte der Herzog. »Der, welcher eigentlich für die Fehlritte einer zügellosen Natur verantwortlich ist, liegt im Grabe. Die Sünden der Väter werden heimgesucht an den unsträflichen Kindern; ich mache mich auf schmerzliche Dinge gefaßt.«

Hermann hörte noch Manches, was sich auf das Hausgeschick bezog, dessen diese Reden gedachten. Er fühlte sich in seiner gezwungenen Horcherrolle sehr gepeinigt. Wenn man ihn beim Hinausgehn sah, in welchem Lichte mußte er erscheinen? Und doch war es jetzt unmöglich geworden, unbemerkt aus der Kapelle zu schlüpfen.

Die Herzogin stand plötzlich auf, ergriff ihren Gemahl bei der Hand und sagte mit einiger Leidenschaftlichkeit: »Du mußt mir etwas versprechen. Ich weiß, daß du talentvolle junge Männer gern an dich heranziehst. Tue mir den Gefallen, und halte uns unsre heutige Bekanntschaft fern.«

Ihr Gemahl sah sie verwundert an. »Wie kommst du darauf?« fragte er.

»Es ist eine Grille«, erwiderte sie, »und ich mag ihr keine Wichtigkeit beilegen. Aber tue mir den Gefallen, und lade diesen jungen Mann nicht über unsre Schwelle.«

»Man sollte sich bei seinen Handlungen eigentlich durch Grillen nicht leiten lassen!« rief der Herzog. »Er ist der Sohn eines Manns, dem mein Vater die größten Verpflichtungen

hatte; Verpflichtungen, die nach hingeworfenen Äußerungen zu schließen, ganz eigner, sonderbarer Art gewesen sein müssen. Er rennt ohne Zweck und Ziel durch die Welt. Ich hatte daran gedacht, ihn nützlich zu beschäftigen. Indessen gehn mir deine Wünsche über alles, und er mag sich daher selbst in der Irre zurechtfinden.«

Sie standen jetzt kaum zwei Schritte von Hermann, und er sah der Fürstin in das schöne regelmäßige Antlitz. »Hätten wir doch unsre Pferde bei der Hand«, sagte sie. »Ein Ritt am Flößchen müßte in dieser Kühle sehr behaglich sein.«

»Ich habe leider keinen Bedienten mitgenommen, den wir nach dem Gasthofs schicken könnten«, erwiderte der Herzog. »Laß uns eine Strecke zu Fuß spazieren.«

Als sie die Kapelle verlassen hatten, trat Hermann aus seinem Verstecke hervor. »Was hat sie gegen mich?« fragte er bitter und wehmütig. Es war ihm so neu, in der Damenwelt etwas wie Abneigung zu finden, daß er sich nicht wohl darein zu schicken wußte.

Er trat in die Türe der Kapelle, und sah

die Herrschaften zwischen wallenden Kornfeldern gehn. Der Schmerz kleidete sich bei ihm leicht in den Scherz. Er strich sich über die Augen, wischte eine Träne aus, und rief: »Weiset ihr den Gast zurück, so werdet ihr doch den Bedienten nicht verschmähn.«

In fünf Minuten hatte er das Wirtshaus erreicht. Er stöberte den Reitknecht Wilhelm auf, und hieß ihn satteln; der Herzog befehle die Pferde. Er wollte ihm die Gegend beschreiben, wo sein Herr lustwandelte, der Reitknecht ließ ihn aber nicht ausreden, sondern schlug sich mit beiden Fäusten in das Gesicht, welches von den Stößen des Wirts schon blau genug war, und rief: »Ich bin aus dem Dienst, wenn die Herrschaft mich so zu sehn bekommt.« Vergebens stellte ihm Hermann vor, morgen bemerke der Herzog ja doch sein geschwollnes Antlitz, und erfahre mithin die Sache. Der Reitknecht dachte wie ein Wilder nicht über den heutigen Tag hinaus.

Hermann sah, daß mit dem Menschen nichts anzufangen war. »Was tut's, ob mich das Nest für einen Narren hält?« rief er. »Sat-

telt, Wilhelm, ich will den Herrschaften die Pferde bringen.« Diese Großmut schlug dem Kerl bis auf die Seele durch, er küßte Hermann inbrünstig die Hand, und sattelte weinend die Rosse. Bald trabte jener auf einem gedrungnen Polacken, den Zelter der Herzogin, und den Fuchs des Herzogs an der Hand führend, davon, zum Erstaunen des Wirts, dem dieser Gast ein Rätsel war und blieb.

Als die Herrschaften den Hufschlag hörten, wandten sie sich um, und machten verwunderte Gesichter. Er war rasch vom Pferde, trat, die Tiere führend, zu jenen, und sagte schnell, um die Entdeckung des wahren Zusammenhangs zu verhüten: »Ich sah Ew. Durchlauchten im Felde spazieren, ich dachte, daß ein Ritt vielleicht angenehmer sein möchte, habe ich mich geirrt, so bringe ich die Pferde zurück. Den Reitknecht konnte ich nicht finden, ich erlaubte mir deshalb, selbst den Stallmeister zu machen.«

Der Herzog fixierte ihn, und versetzte nicht ohne eine gewisse Schärfe: »In wie vielen Gestalten wird man Sie denn noch zu sehn bekommen?«

»In jeder, welche schicklich ist, Ew. Durchlaucht Dienste zu leisten«, sagte Hermann trocken.

Man sprengte durch Wiesen und lichte Baumplätze. Hermann hielt sich streng mehrere Schritte zurück. Da der Weg breit genug für drei war, so forderte ihn der Herzog auf, Front zu machen. »Der Platz des Dieners ist hinter den Gebietern«, erwiderte er, und blieb, wo er gewesen, der schlanken Reiterin vor ihm im stillen grollend.

Es war dunkel, als man zurückkehrte. Hermann half vor dem Gasthofs der Herzogin vom Pferde. Sie flüsterte ihm, als sie ins Haus ging, zu: »Ich habe noch mit Ihnen zu reden.«

In der Dämmerung stand er ihr bald in ihrem Zimmer gegenüber. Sie ging nach ihrer Schatulle, holte eine Rolle, drückte sie in seine Hand und sagte: »Sie haben mir heute morgen von einem unglücklichen Mädchen erzählt. Hier ist Geld. Finden Sie den Vater ab, bringen Sie das Kind anständig unter; wenn ich späterhin gute Zeugnisse zu sehn bekomme, so will ich die Verlaßne selbst aufnehmen.«

Hermann weigerte sich, das Geld anzunehmen. »Ich bin Ew. Durchlaucht unbekannt, und kann mir nicht schmeicheln, Ihr Vertrauen schon in dem Maße zu verdienen, um der Depositär einer so großen Summe sein zu können.«

»Was meinen Sie?« fragte die Herzogin befremdet. »Sie sind brav und klug, und Ihr Name hat für unser Haus einen guten Klang. Leben Sie wohl! Wir sehen uns wohl schwerlich wieder!«

Sie machte ihm ein Zeichen, daß er entlassen sei. Er ging, und wußte nicht, was er von ihrer Abneigung und von dem letzten Lobe denken sollte.

Man setzte sich in der größeren Stube, die den Salon vorstellen mußte, zum Spiel. Nachdem einige Partien gemacht waren, sagte die Herzogin: »Wir treiben die Sache so ernsthaft, daß, wenn uns jemand sähe, der uns nicht kennt, dieser glauben müßte, die bunten Blätter lägen bei uns zu Hause beständig auf dem Tische.«

»Das Spiel ist in eine unverdiente Mißachtung gefallen und bis jetzt durch nichts Bes-

seres ersetzt worden«, sagte Wilhelmi. »Grade die mäßige Aufmerksamkeit, die es fordert, das Zählen und Anlegen ist wohltätig. Es hält uns in einem heilsamen Mittelzustande zwischen Anspannung und Zerstreung.«

»Unser Freund sagt wieder Schmeicheleien eigner Art!« rief der Herzog. »Weil wir zu geistlos sind, miteinander zu reden, müssen wir spielen.«

»Ich verwahre mich gegen alle besondern Auslegungen, gnädigster Herr«, versetzte Wilhelmi. »Sie wissen, daß es meine Schwachheit ist, gern im allgemeinen zu reden. Und das darf ich denn doch wohl behaupten, daß unsre deutsche Gesellschaft meistens ein wunderbares Gesicht macht, welches nicht schöner geworden ist, seitdem man die Tische mit den Markenkästchen entfernt, und an ihre Stelle die Musikpulte und die Lesebrettchen geschoben hat. Sonst kam man zusammen, ganz einfach und aufrichtig, ein Spielchen zu machen, man freute sich auf seine Partie, der Abend wurde dadurch kürzer, späterhin gelang wohl ein heitres Gespräch an runder vertraulicher Tafel. Jetzt strömt das

Verschiedenartigste in die erleuchteten Säle, Menschen, die keinen Ton leiden mögen, die man, wollten sie aufrichtig reden, mit Gedrucktem und Geschriebenem, wer weiß wie weit, jagen könnte, Leute, die an nichts Wissenswürdigem einen wahren Anteil nehmen, dieser bunte Jahrmarkt flutet zwischen Musik, Vorlesen und sogenannter geistreicher Unterhaltung hin und her, mit erlognem Interesse, mit scheinbarer Erhebung. Jeder Vernünftige, welchen sein Unstern in dieses Getreibe wirft, seufzt im stillen: »Ach! ständen doch die Kartentische erst wieder da!« Ich erinnere mich von meiner letzten Geschäftsreise eines solchen Festes. Ein alter General, dem man die Pein ansehen konnte, saß traurig in einer Fenstervertiefung, und klagte, sich unbelauscht glaubend, in seinem eigentümlichen Deutsch über die verwünschte Bücher- und Singemode. Gleich darauf war ein Hauptaktus beendet; ein geckenhafter Mensch trat an den Gelongweilten hinan, und der alte Degenknopf mußte sich nun zwingen, in den Enthusiasmus des Windbeutels einzustimmen.«

»Welche Predigt!« rief die Herzogin. »Was

dergleichen kleine Torheiten nur groß schaden!«

»Was sie schaden?« sagte Wilhelmi. »Ich glaube, daß sie mit dazu beitragen, den Zustand allgemeiner Heuchelei hervorzubringen, der recht eigentlich das Kennzeichen unsrer Zeit ist. Wir Deutschen sind ein häusliches und bürgerliches Volk, ehrwürdig durch einen einfachen Sinn, durch gesunden Menschenverstand. Was man Geist nennt, ist nur das Erbteil einzelner, nicht der Nation. Am allerwenigsten kann man sagen, daß das Gefühl für das Schöne bei uns so häufig verbreitet sei, als man jetzt sich und andern einbilden will. Wir sind und bleiben Barbaren, und wollen die Musen und Grazien, wie jener König in Phokis, immer gleich einsperren, wenn sie ja einmal bei uns einkehrten. Darum wiederhole ich: Ständen doch die Kartentische erst wieder da!«

»Und vergessen, daß Sie an einem sitzen!« sagte der Herzog. »Sie hätten längst mischen sollen. Dieses Schelten auf die Zeit, auf unsre Zeit! Gehören Sie denn nicht auch zu ihr, Sie mit Ihren trüben Ansichten eben recht zu

ihr? Es ist charakteristisch, daß wir immer von der Zeit reden, von *unsrer* Zeit. Wo fängt sie denn an, und was hat sie eigentlich so Besonderes, wenn wir einmal ganz auf den Grund gehn wollen?«

»Sie spielt Komödie, wie keine andre«, sagte Wilhelmi. »Die alten Jahrhunderte haben uns ihre Röcke hinterlassen, in die steckt sich die jetzige Generation. Abwechselnd kriecht sie in den frommen Rock, in den patriotischen Rock, in den historischen Rock, in den Kunstrock, und in wie viele Röcke noch sonst! Es ist aber immer nur eine Faschingsmummerei, und man muß um des Himmels willen hinter jenen würdigen Gewändern ebensowenig den Ernst suchen, als man hinter den Tiroler- und Zigeunermasken wirkliche Tiroler und Zigeuner erwarten soll. Was aus unsrer Jugend, die so recht vom Geiste der Gegenwart durchsoffen ist, werden mag, ist in der Tat schwer abzusehn. So ein junger Mensch von heute steht im vierundzwanzigsten Jahre fertig da, alles ward ihm leicht und mundrecht gemacht, im Fluge hat er den Schaum von der Oberfläche der Dinge abgeschöpft. Daß der Mensch nur

durch Erfahrung, unter Arbeit und Not zu irgendeiner Erkenntnis gelangen kann, daß man durch das Kleine sich lange Jahre hindurchwinden muß, bevor man das Größere zu verstehn imstande ist, daß nur *das* wahrhaft besessen wird, was errungen, ermüht und erlitten wurde, wer möchte dergleichen Dinge jetzt aussprechen? Die wohlfeilen Kommunikationsmittel fördern den jungen Weisen in reißender Schnelligkeit durch alle Lande, er ist durch den Vatikan gestrichen, nun ward er ein Kunstkenner, er hat den Tunnel angesehen, seitdem versteht er sich auf Mechanik. Benjamin Constant sprach mit ihm ein paar höfliche Worte – der Politiker war ausgebrütet. Bescheidenheit, Gehorsam, Unterordnung, Zweifel an der eignen Unfehlbarkeit sind ihm Ammenmärchen, Großmutter-schwächen. Überall und nirgends zu Hause, kehrt er zurück ins Vaterland, ein Riese an Sicherheit, der aber bei jedem Schritte ausgleitet, kluge Reden hält er über gute Lebensart ...«

Ein herzliches Lachen unterbrach den schwarzgalligen Redner. »Daher der Zorn!«

rief die Herzogin. »Der arme Hermann! Sie haben doch ein rachsüchtiges nachtragendes Gemüt, Wilhelmi!«

Währenddem der Herzog den Spott seiner Gemahlin fortsetzte, wurde ein Billet an Wilhelmi abgegeben. Dieser wollte es ungelesen einstecken. »Öffnen Sie doch, es könnte etwas Eiliges sein«, sagte der Herzog. Wilhelmi brach auf und rief: »Von unsrem Abenteurer!« Er las folgende Zeilen:

»Es ist mir eine unerträgliche Empfindung, in dem hohen und freundlichen Kreise, welcher mich einige Stunden in seiner Mitte duldet, eine herbe Nachwirkung befürchten zu müssen. Ich habe mich gegen Sie vergangen, und ich gestehe Ihnen mein Unrecht aufrichtig ein. Die Unart des Jünglings kann einem Manne, wie Sie sind, nicht empfindlich sein. Aber um meiner willen und zu meiner Beruhigung lassen Sie mich glauben, daß Sie mir vergeben. Ich möchte an den heutigen Tag so gern ganz heiter zurückdenken, und ich kann es nicht, wenn Sie mir wegen meiner Torheit zürnen.«

Der Herzogin Antlitz glänzte vor Freude.

Der Herzog sagte: »Ich hoffe, du hältst mich wegen des braven Jungen nicht beim Worte«; und Wilhelmi rief mit der Gutmütigkeit, die sich bei den Hypochondristen einstellt, wenn sie tüchtig auf die Welt geschmäht haben, aus: »So möchte ich mich wohl alle Tage in einem Menschen irren!«

Neuntes Kapitel

Hermann war indessen nach dem Walde hinausgeeilt, worin er das wilde Mädchen gefunden hatte. Rasch war, sobald er von der Herzogin die Mittel besaß, sein Plan zu Flämmchens Rettung entworfen worden. Vorerst sollte sie in dem Dorfe jenseits des Waldes untergebracht werden, dann wollte er die Sache mit dem Komödianten abmachen, und wenn dies geschehen, hatte er vor, das Kind in eine benachbarte Pension zu geben, deren Vorsteherin ihm bekannt war.

So war sein Entwurf, an dessen Gelingen er nicht zweifelte. Es war bei ihm ein Ehrenpunkt geworden, diese Angelegenheit zur Zu-

friedenheit der Herzogin zu Ende zu bringen, die ihn nach seiner Meinung so ungerechterweise von ihrem holden Antlitze hinwegwies. Flämmchens romantische Gestalt schwebte vor seinem Geiste, sein Blut befand sich in heftiger Wallung.

Vielleicht bewirkte es dieser aufgeregte Zustand, daß er im Walde, den er halb laufend erreicht hatte, bald von der Richtung, die er am Morgen genommen, abkam. Der umgestürzte Stamm, welcher ihm den Ort, wo Flämmchen weilte, zeigen sollte, blieb unsichtbar, und es dauerte nicht lange, so sah er sich zwischen fünf bis sechs Kreuz- und Quersteinen verirrt.

Anfangs wählte er noch unter denselben, dann ließ er den Zufall walten, und endlich war er durch Wahl und Zufall im dichtesten Forste. Erschöpft sank er an einer Quelle nieder, die durch aromatische Kräuter hinrieselte. Nachdem er seinen brennenden Durst gelöscht, und sich hinlänglich ausgeruht hatte, wollte er seine Irrgänge wieder anfangen, obgleich er bei dem fast taghellen Scheine des inzwischen aufgegangnen Mondes an seiner

Uhr sah, daß Mitternacht herannahte.

Ein Rascheln wurde im Laube hörbar. Hermann erblickte eine schwarze Gestalt, die gebückt am Stabe daherschlich. Das alte Weib kam näher, setzte sich auf einen Stein, und sagte: »Nun wird mich, wie ich meine, das Ding nicht wiederfinden. Dieses Flämmchen kann wohl eine Flamme heißen!«

Hermann trat heftig auf die Alte zu, faßte sie bei der Schulter, und rief: »Wer bist du? Von wem sprichst du?«

Ohne aus der Fassung zu kommen schlug die Alte ihr dunkelfarbiges Kopftuch zurück, und ein braungelbes, scharfkantiges, runzelvolles Antlitz sah ihn im Mondenstrahle an. »Das bin ich«, sagte die Alte, »und von dem Flämmchen, dem jungen Teufel, sprach ich.«

»Wo ist sie?« fragte Hermann.

»In den Fichten«, versetzte die Alte. »Ich habe sie hingeschickt, um sie loszuwerden, und dort mag sie den Geist erwarten, den ich ihr zitieren sollte.«

Er nahm so viel aus den Reden des alten Weibes ab, daß Flämmchen sie vor dem Zusammentreffen mit ihm gesprochen, und

nachher wieder aufgesucht habe. Was sie ihr gewahrsagt, vermochten weder Bitten noch Drohungen herauszubringen. – »Es ist gegen unser Gewissen«, sagte sie. »Unsre Reden gehen nur zu zweien Ohren ein; so lautet ein Sprichwort.« – Den Ort, wohin sie die Abergläubische geschickt, wollte oder konnte sie nicht angeben, sie sei selber fremd in der Gegend, sie habe den Narren auf das Geratewohl nach einem Fichtenkampe gehen heißen, dessen Lage sie nicht mehr bezeichnen könne. Er sei wohl eine Stunde von hier; ob er nach Morgen oder Abend stehe, wisse sie nicht.

»Wenn du mich belögest!« rief Hermann, »wenn du mit dem Mädchen etwas Schlimmes vorgenommen hättest ...«

Die Alte erwiderte: »Ich bin eine gute Christin, und glaube an Himmel und Hölle. Bei dem Kreuz! Ich habe dem Mädchen nichts zuleide getan. Wartet die Nacht ab, morgen wird sie schon wieder zum Vorschein kommen, und Ihr werdet Eure Perle nach Herzenslust beschauen können. Ich glaube, vor der nimmt Wolf, Bär, Löwe und Tiger Reiß-

aus. Ihr seid ein Aufgeklärter, das sehe ich Euch auch bei Mondenschein an. Ihr würdet mich nur auslachen, wollte ich in Eure Hand sehn, und sagen: so und so. Aber nehmt von einem alten Weibe einen Rat an. Hütet Euch vor dieser Flamme! Sie hat zehntausend böse Geister im Leibe. Ich habe geschlummert die Nacht hinter dem Dorn am alten Raubschloß, auf der Bahre im Beinhaus, im weißen Klippentale und auf der grauen Heide, und ich habe mich nicht gefürchtet. Heute aber fürchtete ich mich, als sie vor mir stand, die junge Hyäne, das blanke Messer in der Hand und von mir verlangte, ich solle ihren toten Vater berufen!«

»Laß dein angelerntes Geschwätz!« rief Hermann. »Gewiß hast du die Not der Armen benutzt, ihr den letzten Pfennig abgenommen, und dafür ihr Gehirn mit aberwitzigen Dingen erfüllt.«

»Nur aus der Hand, auf der etwas Blankes liegt, läßt sich wahrsagen«, versetzte die Alte. »Sie hat bezahlen müssen, was recht ist. Wer gibt Euch die Befugnis, mich auszuschelten?«

In diesem Augenblick trat der Mond hin-

ter eine finstre Wolke, und bei der Dunkelheit, die hierdurch entstand, gewährte Hermann durch die Bäume den Schimmer eines schwachen Lichts. Der Mondschein hatte vorher das spärliche Leuchten überstrahlt. Er schloß aus diesem Umstande auf die Nähe einer menschlichen Wohnung, und da er seiner Meinung nach von dem Städtchen weit verschlagen sein mußte, die Alte aber fest dabei verblieb, daß sie ihm den Ort, wohin sie Flämmchen geschickt, nicht bezeichnen könne, so entschloß er sich, auf den Schein loszugehen, und den guten Willen der Bewohner um ein Obdach anzusprechen.

Er verließ die Alte ohne Abschied. Diese hob, wir wissen nicht, ob zu ihrer Erbauung, oder zum Zeitvertreibe, ein holprichtes Lied an, und sang mit tiefer und rauher Stimme Strophen durch die Nacht, deren Worte Hermann nicht verstehn konnte.

Zehntes Kapitel

Ein Hirschgeweih über der Pforte, und das Anschlagen der Hunde von einem Hinterhofe her, kündigten die Wohnung eines Weidmanns an. Hermann schritt durch den mit Bäumen bepflanzten Vorraum, und klopfte an die aus zwei Hälften bestehende Tür. Von innen riefen zarte Stimmen: »Ach, er kommt! Er kommt!« Die Tür ward auf getan, er trat in eine nur vom Kohlenfeuer des Herdes beleuchtete Küche, zwei Kinder drängten sich an ihn, und fragten ängstlich: »Sie sind doch der Herr Doktor?«

»Ich bin kein Arzt, Kinder«, versetzte Hermann, »ich bin ein verirrter Reisender, der um ein Nachtlager bitten wollte. Wo sind eure Eltern?«

Statt hierauf zu antworten, warf sich das Mädchen jammernd über einen Stuhl, die hellen Tränen drangen aus dem Gesichtchen, sie rief schluchzend: »Unsre Mutter stirbt, und alles hat uns verlassen!«

Anfangs stand der Knabe, wie verlegen, still und tränenlos neben der Weinenden,

dann zuckte es um seine Lippen, er ballte die Hände, stampfte mit dem Fuße, riß das Haupt der Schwester an seine Brust, drückte es heftig an sich, und sagte mit einer Stimme, die halb wie Trotz, halb wie die innigste Liebe klang: »Cornelie, du sollst nicht weinen.«

»Muß ich zuletzt noch an ein Krankenlager geraten!« rief Hermann. Er sah sich um, es war das gewöhnliche Innere eines westfälischen ländlichen Hauses. Die Küche mit dem Feuerherde als allgemeiner Versammlungsort in der Mitte, mit Fliesen gepflastert, mit schwarz-beräucherten Bohlen gedeckt. Hinter diesem Raume der Viehstall, ohne sonstige Trennung von dem Aufenthalt der Menschen, als durch die Krippe. Gegenüber ein paar Türen, die zu den kleinen Zimmern in den vorspringenden Teilen des Gebäudes führten.

Ein Ächzen ließ sich nebenan vernehmen. Hermann ging zu dem Bette der Kranken. Sie fieberte und phantasierte, sprach viel von einem Fräulein und von Briefen, und wiederholte oft mit Heftigkeit den Ruf: »Die Briefe weg! Verbrennt die Briefe!« Er kehrte zu den

Kindern zurück. Sie schienen in dem einsam liegenden Waldhause ganz allein zu sein. Er begriff nicht, wie man die Gewissenlosigkeit so weit hatte treiben können, ihnen die Kranke, und sie sich selber zu überlassen. Auf neue schien ihm die Schutzrolle zugeteilt zu sein, und der Tag sollte enden, wie er begonnen hatte.

Der Knabe sagte ihm, es sei nach dem Arzte in der Stadt geschickt worden, welcher auch versprochen habe, zu kommen. Sie hätten nun von Stunde zu Stunde auf ihn gewartet, und als sie das Klopfen gehört, gemeint, er sei endlich da.

Hermann suchte die armen Geschöpfe mit herzlichen Worten zu beruhigen. Er nahm sie bei der Hand, streichelte ihre Wangen, sprach ihnen Mut ein, und versicherte, mit der Mutter habe es keine Gefahr, er sei zwar kein Arzt von Profession, verstehe sich aber doch auf die Krankheiten, es sei nichts als ein Flußfieber. Der getroste Ton, mit dem er sprach, machte einen günstigen Eindruck auf seine Schutzbefohlenen. Cornelia trocknete die Tränen im Schürzchen ab, lehnte sich an ihn,

und umfaßte, da er nicht aufhörte, zu trösten und zu ermutigen, mit beiden Händen seinen Arm. Ihren Bruder, den sie Ferdinand rief, schien dies zu verdrießen, er lief in eine Ecke der Küche, stampfte wieder mit dem Fuße, und sagte derb und trocken: »Cornelie, mich hungert, koch etwas zu essen.«

Auch Hermann wären ein paar Bissen angenehm gewesen. Zu seinem Erstaunen wußten die Kinder trefflich Rat zu schaffen. Ferdinand war rasch eine Leiter über dem Kuhstalle hinauf zu einer Art von Verschlage, kroch hinein, Hühner schrieen, gleich darauf kam der Knabe mit einem Tuche voll Eier herab. Cornelie hatte unterdessen den Wasserkessel, der nach Landesbrauch nie den Haken über dem Herdfeuer verließ, in die Siedenähe gerückt, und tat die Eier hinein. Ferdinand spürte das Brot und die Butter auf, das Tischtuch, die Messer und Gabeln fanden sich, in wenigen Minuten war der Tisch gedeckt. Cornelie nahm mit der Kelle die Eier aus dem Wasser, setzte sie auf, ging in die Krankenstube, kehrte, ein neues Schürzchen vorgebunden, zurück, und nötigte, zier-

lich sich verneigend, ihren Gast zum Essen.

Hermann hatte mit Behagen den lieblichen Gestalten zugesehn, wie sie sich geschäftig vor dem Feuer des Herdes hin und her bewegten. Es war, als führten sie seit Jahren eine Wirtschaft, so geschickt war alles Häusliche von ihnen besorgt worden. Nun setzte er sich mit seinen jungen Wirten zu Tische, nicht neben Cornelien, denn zwischen sie und ihn hatte sich Bruder Ferdinand geschoben.

Hermann mußte über die kindische Eifersucht lächeln. Der Knabe genoß, obgleich er vorher sehr hungrig getan hatte, nun fast gar nichts, hing mit seinen Blicken an Cornelien, und drückte ihr verstohlen die Hand, so oft sie dieselbe vom Tische nahm. Sie litt es einige Male, dann aber zog sie dieselbe hinweg, und sah verschämt nach Hermann hinüber. Nur das Feuer des Herdes leuchtete zu dem kleinen Mahle, Kerzen hatten die Kinder nicht zu finden gewußt. Sie plauderten allerlei; vom Vater und dem nach ihm geschickten Boten, daß der Vater gewiß morgen kommen werde, daß nun alles gutgehe, da die Mutter nur das Flußfieber habe. Dieses Wort, und die

Gegenwart Hermanns hatte sie beruhigt, sie schienen ihre Angst vergessen zu haben. Die Kranke war auch still geworden, und lag in einem tiefen Schlummer.

Hermann fühlte sich in dieser Stille un-
gemein wohl. Er kam sich wie ein Hausva-
ter vor; alles war so heimlich, traut und na-
türlich, der kleine Tisch, die schönen Kinder,
manch ländliches Gerät umher im ungewis-
sen Feuerschein. Um die Ekloge zu vollenden,
erhoben sich ein paar breitgestirnte Kühe,
durch das späte Geräusch aufgestört, von ih-
rer Schlummerstätte und streckten über die
Krippe ihre Köpfe dumm und zutraulich nach
den Menschen hinüber. Endlich hieß Her-
mann die Kinder, welche, überwacht, noch
munter fortschwatzen wollten, sich niederle-
gen. Er versprach ihnen, wach zu bleiben,
und auf die Mutter zu achten. Die Wanduhr
hatte Eins geschlagen. Ferdinand ging, Cor-
nelie machte noch ein Glas Brotwasser für die
Kranke zurecht. Dann wollte sie dem Bruder
folgen, und wünschte ihrem Beschützer wohl
zu schlafen. Dieser umfaßte sie, und wollte
ihr unbefangen, wie man mit Kindern zu tun

pflegt, einen Kuß geben. Aber sanft entwand sie sich ihm, und flüsterte ängstlich: »Ach nein, lassen Sie das doch!« Indem sie ging, kam sie ihm länger vor, er wußte nicht, wo er zuerst die Augen gehabt hatte, daß sie ihm so gar klein erschienen war.

Eilftes Kapitel

Nun war er mit sich allein, in tiefster nächtlichster Stille, die nur von dem einförmigen Schlage des Perpendikels belebt wurde. Er ging in die Krankenstube, wo er jetzt erst in einer Ecke allerhand aufgespeichertes Reisegerät: Koffer, lederne Behälter, Körbe und dergleichen bemerkte. Was diese Zusammenhäufung von Dingen in einem Wohnzimmer, denn das schien jene Stube zu sein, bedeuten sollte, war ihm unerklärlich. Einige Bücher lagen unter den Sachen umher, eins derselben nahm er zur Hand. Er wollte versuchen, am Herde, dessen Glut er mit einigen Kien-scheiten erfrischte, zu lesen.

Es waren die Schriften von Novalis. Blät-

ternd stieß er auf das schöne Märchen von Hyacinth und Rosenblütchen, welches so lieblich die Lehre ausspricht, daß wir mit allem Suchen nur unsre Kindheitswonne wiederzufinden streben. In den Fragmenten umhersehend, fand er den Satz: »Wer rechten Sinn für den Zufall hat, der kann alles Zufällige zur Bestimmung eines unbekanntes Zufalls benutzen. Auch der Zufall ist nicht unergründlich, er hat seine Regelmäßigkeit.«

Ihm schmerzten die Augen, er tat das Buch hinweg. »Kann man doch alles behaupten, wenn man nur den Mut dazu hat«, sagte er. »Wir haben so ziemlich jegliches Ding nach Schnur und Maß geordnet, nur der Zufall hatte sich noch seine weltalten Launen vorbehalten. Nun will uns der schlafengegangne Magus überreden, daß wir auch diesen äußersten dunkelsten Winkel der Welt mit unsrem Lichte erleuchten können. Wohlan, welche Regel ist in dem Gastmahle, vom Zufall mir in diesen letzten vierundzwanzig Stunden aufgetischt? Was für eine Lehre hat mir das Begegnen Flämmchens, das sonderbare Benehmen der Herzogin, und meine letzte improvi-

sierte Hausvaterschaft geben wollen?«

Noch einmal das Buch in die Hand nehmend, schüttelte er ein Blatt, lose eingelegt, heraus. Er hob es auf. Es war eine kolorierte Zeichnung; ein tiefes gewundnes Tal, mit weißen langen Gebäuden besetzt. Er las mühsam die Unterschrift; wie erstaunte er, als er den Namen der Fabriken seines Oheims fand! »Wie mag diese Landschaft sich hieher verloren haben?« fragte er. »Willst du mir vielleicht ein Zeichen deiner Regelmäßigkeit geben, rätselhafter Gott Zufall? Lauscht hinter den Geldsäcken des Oheims mein Rosenblütchen?«

Die Augen sanken ihm vor Müdigkeit zu. Er fand einen Lehnstuhl, in dem er sich bequem zurechtsetzte. Doch schlief er nicht ein. Er befand sich in dem überreizten Zustande, worin die Phantasie, unwillkürlich, aus eigener, losgebundner Kraft nicht müde wird, ihr mischbuntes Arabeskengedicht zu spinnen. Die Figuren des Tages wuchsen ihm aus Blumen entgegen, zerstäubten in Flocken, setzten sich aus den Flocken wieder zusammen, strichen hinüber und herüber. Zwischen allen

diesen Phantasmen kehrte *eine* Erscheinung am öftersten wieder. Aus weiter Ferne sah ihn ein Haupt erblicken, sanft an, schwebte dann näher, und je näher es kam, desto deutlicher erkannte er das Medusenantlitz, welches ihm zuletzt voll furchtbaren Ernstes, und doch unendlich milde, tief in die Augen blickte. Darauf wich es zurück, und so schwankte dieses wache Traumbild zwischen Nähern und Entfernen, Milde und Schreck einige Male hin und her, bis es plötzlich wie eine Maske umfiel, und eine lachende Gestalt, die sich dahinter verborgen, hervorsprang, welche Flämmchens Züge trug.

Sanfte Töne erweckten ihn nach einigen Stunden aus dem dumpfen Morgenschlafe, in welchen sich denn doch zuletzt jene Spiele der Einbildungskraft verloren hatten. Ein roter Schein zitterte durch das Haus. Noch war es leer. Sein erster Gedanke suchte die Kinder. Er stieß eine Tür auf, da ward ihm ein Anblick, der nicht schöner sein konnte. Auf einer über den Fußboden gebreiteten Matratze ruhten die Unschuldigen lächelnden Gesichts nebeneinander. Die trotzigen Züge des

Knaben waren gemildert, der Kopf des Mädchens lag auf der Brust des Bruders, sie hielt ihre Hände gefaltet. Der Knabe hatte seine Schwester im Arme. Das Morgenrot beleuchtete die Gruppe, und gab dem dunkelblauen Pfühle, auf dem die Kinder schliefen, eine tiefe Purpurfärbung. Dazu erklangen von draußen die gehaltenen Töne der Blasinstrumente.

Doch nur wenige Augenblicke dauerte dieses schöne Gesicht. Das Morgenrot setzte sich schnell in den gelben Schein des Tages um, die Gestalten der Kinder erbleichten, und die Farbe des Pfühls wurde ein kaltes Blau. Draußen fielen die Instrumente mit einem hallenden Jägerstückchen ein.

Hermann ging hinaus. Vier bis fünf Grünröcke standen im Kreise und bliesen. Nachdem sie ihr Stückchen vollendet, wandte er sich an den, der ihm der Herr und Meister der übrigen zu sein schien. »Herr Förster«, sagte er etwas bitter, »Ihre Frau lebt noch, aber Ihre armen Kinder sind fast vor Angst gestorben.«

Der Förster, der sich seines Hagestolzenstandes in Ehren bewußt war, und schon mit

Verdruß einen Fremden aus seinem Hause hatte kommen sehn, musterte Hermann vom Kopf bis zum Fuß, und entgegnete nichts, als ein langgezogenes: »Was?«

Man erklärte sich indessen bald. Die Kinder waren mit ihrer kranken Mutter tags zuvor angekommen, und hatten den Förster um den Liebesdienst gebeten, sie aufzunehmen, weil die Mutter vor übergroßen Schmerzen nicht einen Schritt weiter fahren konnte. Woher sie gekommen? Wie die Familie heiße? Was der Frau fehle? um alles dieses hatte sich jener Westfale nicht bekümmert. Denn er war der Meinung, daß das Wissen aufblase, und unnütze Neugier vom Übel sei. Es war gleich nach dem Arzte geschickt, die Kinder selbst hatten, entschlossen, wie Hermann sie kannte, einen Boten an ihren Vater gedungen. Somit war alles Nötige geschehen, und der Förster hatte sich nicht weiter um die Sache bekümmert, sondern seinen gewöhnlichen Holzgang gehalten.

»Es war keine Seele im Hause. Wie konnten Sie die Unglücklichen über Nacht allein und hilflos lassen?« fragte Hermann mit Heftig-

keit.

»Mein Herr, was geht Sie denn eigentlich meine Handlungsweise an?« entgegnete kaltblütig der Förster. »Ich war auf dem Tanz bei dem Hofschulzen, wohin ich alle Jahre mit meinen Leuten gehe. Engel sollte zu Hause bleiben, ist Engel fortgelaufen, so kriegt Engel die Karbatsche!« – Er verstand unter diesem Engel seine Magd Angela, welchen Namen das Volk dort solchergestalt zusammenzieht.

Hermann war überzeugt, daß er hier ins Mittel treten müsse, um die Gefühllosigkeit des Grünrocks durch das Interesse zu bezwingen. Die Goldstücke der Herzogin, die ihm freilich zu einem andern Zwecke gegeben waren, brannten in seiner Tasche; er rief: »Ich bezahle alles, was die Kinder mit ihrer Mutter bei Ihnen verzehren, aber ich bitte mir aus, daß Sie gewissenhafter sich ihrer annehmen. Heute abend oder morgen früh bin ich wieder hier.«

Er ging, ohne den Förster nach dem Wege zu fragen, was auch unnötig war. Denn nur die Nacht hatte ihn getäuscht. Das Förster-

haus lag auf einer Waldblöße, und hinter einem dünnen Saum von nahem Gebüsch lief der große Heerweg.

In kurzer Entfernung sah er den wohlbekannten Turm des Städtchens. Er hatte sich also am Abend zuvor im Zirkel umhergetrieben.

Der Förster stand nach der leidenschaftlichen Anrede Hermanns einige Minuten schweigend, als müsse sich seine Seele erst besinnen, wie sie solche Beleidigungen aufzunehmen habe. Dann brach er mit einem grimmen Fluche los, und rief zornig, daß seine Rüden zu bellen begannen: »Brauche ich denn dein Geld! Bin ich denn ein Schenkwirt? So soll doch das Donnerwetter dareinschlagen!«

Er ging eiligst in sein Haus, entschlossen, wie rohe Menschen in solchem Fall zu sein pflegen, für die Schuld eines Dritten die Unschuldigen büßen zu lassen.

Zwölftes Kapitel

Nach der tiefsinnigen Bemerkung des seligen Asmus rühren die Mißverständnisse gewöhnlich daher, daß einer den andern nicht versteht. Dieser Satz erhielt durch das, was nunmehr zwischen Hermann und dem Komödianten vorfiel, eine neue Bestätigung.

Flämmchens Fluchtgeschichte war einfach genug. Das Mädchen war die Tochter eines polnischen Offiziers, der, unter den Fahnen des Eroberers dienend, Mutter und Kind auf den Kriegszügen durch Deutschland mit sich umhergeführt hatte. Er blieb in einer großen Schlacht, bald nachher starb auch seine Geliebte, eine Spanierin, von Klima und Mangel aufgezehrt.

Aus den Händen armer Leute empfing der Komödiant das elternlose Geschöpf. Er war ein gutmütiger Mensch und spielte schon damals edle Väter. Der Anblick des kleinen Wesens, dem die Augen wie Kohlen im Kopfe brannten, und welches aus seinen Lumpen so keck hervorsah, als sei es eine Prinzessin, rührte ihn. Er ließ das Kind sich abtreten,

und beschloß, es zu seinem Gewerbe anzuführen.

Indessen brachte ihm diese wohltätige Handlung keinen Segen, sondern nur Herzeleid. Fiametta, die lieber Flämmchen heißen wollte, war das eigensinnigste, widerspenstigste Ding, was polnisches und spanisches Blut, vereinigt erzeugen können. Die sogenannte Erziehung, welche ihr in jener Komödiantenwirtschaft zuteil wurde, fruchtete nichts, und unmöglich war es, sie zum Auftreten zu bewegen. Sie begreife nicht, sagte sie, wozu das dumme Zeug, wie sie das Schauspiel nannte, diene? der falsche Vater lüge ja den ganzen Tag über, warum er denn des Abends zu seinen Lügen die fremden Kleider anziehe?

Einmal hatte man sie unter Mühe und Not, durch Hunger und Kummer dahin gebracht, die Rolle des Knaben Otto in der »Schuld« zu lernen. Der Abend kam, Flämmchen ließ sich gehorsam anziehen, schminken wolle sie sich schon selbst, sagte sie. Jerta stand auf den Brettern, und deklamierte die erhabensten Sachen, Elvire zitterte noch von dem Ereignis

mit der gesprungenen Saite, da kam Flämmchen, der kastilianische Knabe, aber wie? Rot, blau, gelb, grün, weiß, und was für Farben noch sonst! hatte sie sich in das Gesicht gestrichen, sie glich durchaus den Makis mit den Regenbogenwangen, welche die Zierden der umherwandernden Menagerien zu sein pflegen. Jerta verstummte, Elvire kreischte, das Publikum wußte nicht, woran es war. Flämmchen trat an den Rand des Proszeniums, sang ein Lied ohne Sinn und Verstand, sprang ins Orchester, half sich am Baß empor, kletterte über die Brüstung, war im Parkett, wischte sich gelassen die Schminke aus dem Gesichte, und erklärte den Leuten in den Sperrsitzen, es sei ihr unmöglich, vor der ganzen Stadt die verrückten Streiche zu machen, die man von ihr begehre. Nach der Bühne rief sie hinauf:

»Spielt nur weiter, ihr könnt meine Sachen auslassen!«

Man denke sich die Verzweiflung der Schauspieler und den Jubel des Publikums! Geschrei, Gelächter, Klatschen von oben bis unten, aus allen Ecken des Hauses! Man ver-

langte Flämmchen in den Logen, im Parterre, überall. Sie aber blieb ruhig in einem Sperrsitze, und schien sich um den ganzen Lärm nicht weiter zu kümmern. Bald wurde das Publikum seines Jubels auch wieder müde, man forderte von den armen Schauspielern heftig das Stück! Don Valeros, der Vater und Pflegevater trat heraus, erklärte, der beklagenswürdige Vorfall mache die Fortsetzung der »Schuld« unmöglich, und kündigte den »Lustigen Schuster« an. Nun gingen die Gebildeten aus dem Theater, ließen sich das Legegeld an der Kasse zurückgeben, und nur der Pöbel blieb.

Seit diesem verderblichen Abende, der dem Pflegevater vom Direktor auf Rechnung gestellt wurde, wünschte jener herzlich, der Bürde entledigt zu sein, die seine Gutmütigkeit ihm aufgeladen hatte. Es kam dazu, daß alle Menschen, und insbesondere die jungen Männer, Partei gegen ihn und für Flämmchen nahmen, deren Eulenspiegeleien jedem, der nicht durch dieselben litt, gefielen. Man redete auf ihn ein, er müsse nur zu erziehen wissen, er müsse diese Natur nach Prinzipien

behandeln. Der arme Komödiant wußte aber von Pädagogik so viel, wie von den Bewohnern des Sirius. Er war daher mit seinem Verstande durchaus am Ende, und schwor, jemals wieder die Tugend der Wohltätigkeit zu üben.

Nachdem er wegen schwindenden Gedächtnisses verabschiedet worden war, zog er durch das Land, und stoppelte noch hin und wieder ein Deklamatorium in irgendeinem Winkel zusammen. Auch nach dem kleinen Städtchen war er in dieser Hoffnung gekommen, hatte aber erst nichts zustande bringen können, und stilliegen müssen.

Hier fand er eine frühere Bekanntschaft wieder, einen alten verwitterten Menschen, der mit dem Johanniterkreuze geziert war, und, da der Orden nichts mehr zu leben gibt, sich zu einem kleinen Posten, wenn wir nicht irren, im Zollfache hatte bequemen müssen. Sie hatten einander in besseren Verhältnissen gesehn. Damals war der Pflegevater ein beliebter Akteur, der andre ein kräftiger, lebensfrischer Offizier gewesen. Letztrer gehörte zu den Figuren, wie deren so viele in

Deutschland umherwanken. Er hatte während der Umwälzungen unsres Vaterlandes mehreren Herrn nacheinander gedient, und war auch eine Zeitlang der Kamerad von Flämmchens Vater gewesen. Er sah das gekkenhafte Mädchen bei dem alten Genossen seiner schöneren Erinnerungen, und faßte eine Zuneigung zu ihr. Nach seiner Meinung mußte der schöne Trotzkopf mit vernünftiger militärischer Strenge behandelt werden. »All dein Gebelfre hilft nichts«, sagte er zum Komödianten. »Sie muß durch Disziplin, Kommando, Tempo, Prison und dergleichen in Ordnung kommen.«

Er bat, Flämmchen ihm zu geben. Die Ordnung und die Sparsamkeit selbst, besaß er eine kleine Wirtschaft, und mochte vielleicht bei seinem Vorschlage den Gedanken an eine junge Frau zum Troste seines Alters im Hintergrunde der Seele hegen.

Wer war froher, als der Pflegevater? Mit Freude schlug er ein, nur besorgte er im stillen, daß der Johanniter sein Flämmchen nach wenigen Wochen als unverbesserlich ihm zurückgeben werde. Vorderhand vereitelte aber

ihre Flucht die Überlieferung.

Flämmchen entsprang nämlich, sobald sie hörte, daß ihrer eine strenge militärische Disziplin harre. Die Unordnung war noch das einzige, was sie am Pflegevater liebte, sie hatte schon immer Reißaus genommen, wenn der hagre Johanniter gekommen war. Die Alten suchten und fanden sie nicht, sie war wie verschwunden.

So hing die Sache zusammen. Was dem Flüchtling in der Irre begegnete, werden wir späterhin erzählen.

Freilich fehlte viel, daß Hermann der Zusammenhang der Dinge so unschuldig erschienen wäre. Die zärtlichen Blicke des Mädchens, die Verleumdungen des Wirts, seine eignen übereilten Äußerungen gegen die Herzogin hatten gewissermaßen den Verführungsroman zusammengebaut, in welchem er selbst mit den Goldstücken der erlauchten Geberin als Held und Ritter der Unschuld glänzte. Sein Abscheu gegen die Schauspieler vollendete in ihm die Überzeugung von der Ruchlosigkeit des Pflegevaters.

Dreizehntes Kapitel

Freilich konnte er nicht zum besten auf diesen Stand zu sprechen sein. Er hatte, wie viele junge Leute heutzutage, ein Stück geschrieben; wenn wir nicht irren, war es eine Tragödie. Nach dem Urteile derer, die es gelesen haben, fehlte es demselben keinesweges an Geist. Wenn es als Dilettantenarbeit auch vielleicht ohne eigentliche Wirkung vorübergegangen wäre, so hätte das Theater dem Verfasser dennoch wohl den Gefallen tun können, es unter die Fracht aufzunehmen, womit unser Bühnenschiff von Tag zu Tage segelt. Er erfuhr aber die Tücke jener Sphäre, sobald er sich mit ihr einließ. Enthusiastische Versicherungen, brennender Eifer für seine Dichtung, Lauwerden, kritische Zweifel, gänzliches Erkalten, treuloses Zurückziehn, Widerruf des gegebenen Worts unter ersonnenen Vorwänden: alle diese Dinge mußte er in kurzer Frist erleben, wodurch er in die übelste Stimmung versetzt wurde. Seine jungen Leidensgefährten halten sich nun bekanntlich nach solchen Wechselfällen da-

durch schadlos, daß sie das Dasein der deutschen Bühne überhaupt leugnen, und neuen Erscheinungen, welche sich die Gunst der Meinung gewinnen, aus allen Kräften rezensierend entgegenzutreten. Bei Hermann nahmen aber alle Erfahrungen mehr eine moralische Wendung. Er hatte eine so reine Begeisterung bei seinem Werke gefühlt, dieser war so schmäzlich vergolten worden! Sein Haß, seine Verachtung wandte sich nicht bloß gegen das Institut, sondern er begann auch die Persönlichkeit der Schauspieler gering zu schätzen. Es gab nichts, dessen er sie nicht fähig gehalten hätte, und jede Anschuldigung war er geneigt zu glauben, sofern sie einen aus dieser von ihm verworfnen Kaste betraf.

So vorgestimmt und verstimmt ging er zu dem armen Komödianten. Daß ein schlechter Plan schwer zu beweisen sei, daß die Obrigkeit den Kuppler vertreten werde, wenn man nicht eine entschiedne Niederträchtigkeit darzutun vermöge, diese Betrachtungen zogen ihm durch den Kopf; er sah ein, daß er in einem so verwickelten Falle mit seiner ganzen so früh erworbnen Klugheit werde han-

deln müssen. Da ihm nun ein andres Mittel schlechterdings nicht einfallen wollte, so geriet er auf den wunderbarsten Gedanken. Er beschloß nämlich, sich anzustellen, als habe er selbst die Absichten auf das Mädchen, welche er bei dem alten Spießgesellen des Pflegevaters voraussetzte, letzteren dadurch in eine Falle zu locken, und wenn er hineinging, wenn er durch unvorsichtige Äußerungen sich bloßstellte, dann im Namen der Tugend mit ihm zu machen, was er wollte.

Der Komödiant hatte die Sorge um sein entlaufnes Unkraut grade etwas beiseite gesetzt, und an das Deklamatorium gedacht, welches endlich doch zustande kommen sollte. In diesem wollte er unter anderem Lear auf der Heide produzieren, und zwar, die Wirkung zu verstärken, im Kostüme. Er erwartete den Johanniter als Zuhörer zu einer Probe, und ging, für sich rezitierend, die Stube auf und ab. Sein Negligé war das tiefste; er befand sich nämlich noch im Hemde, hatte aber, um das Mantelspiel einzuüben, die Enveloppe seiner seligen Frau umgeworfen.

Grade bei den Worten an die Elemente:

»Hier steh' ich, euer Knecht,
Ein armer, schwacher, tief gekränkter
Greis!«

trat Hermann, dessen Klopfen nicht vernommen worden war, in das Zimmer. Der Anblick eines barfüßigen Menschen mit der Nachtmütze auf dem Kopfe, dem die alte kurze Weiberenveloppe kaum die Hälfte der dünnen Schenkel bedeckte, brachte unsern Helden einigermaßen aus der Fassung; doch nahm er sich zusammen, und stellte sich dem gemißhandelten Könige als einen Kunstfreund dar, der ihm seinen Besuch machen wollte. Er gab sich in der Schnelligkeit den Charakter als Baron, um für sein Kavaliermärchen Grund und Boden zu gewinnen.

König Lear, sehr erfreut über den Besuch eines Mannes, welcher, nach rasch angestellter Schätzung zu schließen, ihm mehr als *ein* Billet abnehmen würde, nötigte den Fremden mit äußerster Höflichkeit, ohne Bestürzung über seine Blöße, zum Sitzen, und verstrickte ihn sofort in ein Kunstgespräch, welches freilich nicht geeignet war, nach dem Punkte

hinzuführen, den Hermann im Auge hatte.

Konnte dessen Überzeugung, dessen Widerwille gegen den Pflegevater noch gesteigert werden, so geschah es nun. Hermann gehörte zu denen, welche durch eine Physiognomie, durch den Klang einer Stimme bis in ihr Innerstes zu verwunden sind. Der Komödiant hatte jenen weichen bürgerlichen Biederermannston, mit welchem sie auf den süddeutschen Bühnen Helden und Väter spielen, in das tägliche Leben hinübergenommen, sein Gesicht war welk und aufgedunsen von Wein, Schminke und theatralischen Rührungen. Hermann ekelte der widerwärtige Ton an, ihn erhitzte der Anblick des alten schlaffen vermeintlichen Lasters, welches wie der deutsche Hausvater sprach, immer heftiger; er unterbrach den salbadernden Komödianten plötzlich, und sagte: »Nun etwas andres, weshalb ich eigentlich gekommen bin.« – Er wiederholte mit einem gewissen Akzent, daß er Baron sei, einige Güter in Böhmen und eine Herrschaft in Schwaben besitze. Seine Wangen glühten vor Scham und Verdruß. Der gute und anständige Mensch mag sich nicht

einmal zur Erdichtung einer Schlechtigkeit hergeben.

Es entstand also eine tiefe Pause. König Lear sah den jungen reichen Baron mit großer Ehrfurcht an, und zerbrach sich den Kopf, was bei diesem Gespräche herauskommen werde. Seinerseits fühlte Hermann, daß er nunmehr durchaus ohne Weg und Steg sei. Unfähig, den angelegten Wüstlingscharakter rein und frech zu halten, verlegte er sich auf Andeutungen. Er stammelte und stotterte allerlei daher; daß er den andern mit Flämmchen da und dort gesehn habe, daß es Eindrücke gebe, rasch und augenblicklich und doch tief und entscheidend, daß die Liebe ein Wunder sei, und als Wunder behandelt werden müsse, über kleinliche Formen erhaben, daß die Sehnsucht eines fühlenden Herzens nach Vereinigung lechze, und was dergleichen mehr war.

Der Pflegevater begleitete diese verworrenen Reden, solange sie bloß von Flämmchen handelten, mit Ausrufungen, deren Muster in den Stücken zu finden war, worin eine Tochter dem Vater wegläuft. Als er aber von

dem Eindrucke hörte, von der Liebe und von der Sehnsucht, als er das erhitzte Gesicht, die feurig umherirrenden Augen des Jünglings erwog, da kam ihm eine andre Gedankenreihe und zwar eine sehr freudige. Was konnte der junge Mann Schlechteres sein, als ein verliebter Edelmann, der einen dummen Streich machen, und ein schönes Findelkind heiraten wollte? Es war ein Fall, der ganz in seine Praxis gehörte. Zu Hunderten hatte er abends zwischen neun und zehn Uhr hinter den Lampen die Mißbündnisse eingesegnet. Seine Seele frohlockte; endlich erschien der Tag, an welchem er Flämmchen gründlich loswerden sollte, und was ging ihm nicht alles noch daneben auf! Er überlegte in der Geschwindigkeit, ob er seine alten Tage auf den böhmischen Gütern, oder in der schwäbischen Herrschaft zubringen solle, und entschied sich für Böhmen, wegen des Karlsbades. Die Augen trocknend, welche immer weinten, sobald er wollte, schnupfte er stark, und wiegte vergnügt das Haupt hin und her, während Hermann seine Bruchstücke vortrug. Als dieser ausgestottert hatte, stand je-

ner auf, streckte die Hand in Hemdärmeln aus der Enveloppe, nahm unsern Freund bei der Rechten, und sagte, Kriegsrat Dallner in Stellung, Blick und Gebärde: »Lieber Baron, die Papiere über Ihre Angaben! Sind die Papiere in Ordnung, hegen Sie wirklich die Absichten, welche Sie hegen, so sage ich, es sei! Nimm sie hin!«

»Und wie machen wir es mit Ihrem alten Freunde?«

»Nun mein Gott, von dem kann ja gar nicht mehr die Rede sein. Wenn ein Mann, wie Sie, mit solchen Anträgen auftritt ...«

»Ha, Schändlicher!« rief Hermann, sich vergessend, packte den Komödianten bei der Brust und schüttelte ihn aus allen Kräften. »Schändlicher Kuppler, habe ich dich endlich?« –

»Donner und Doria, zu Hülfe!« ächzte der entsetzte Alte.

Der Johanniterritter trat ein. »Was gibt es hier?« fragte er erstaunt. Hermann ließ den vermeintlichen Lastervater los. »Mord! Mord, und Mortimer!« rief der Komödiant. »Dieser Mortimer drang zum Heiligtume meines Her-

des, begehrte Flämmchen zum Weibe, ich willige ein, da spinnt er meinen Tod, der Entsetzliche!«

»Grauer Lügner!« rief Hermann. »Ich hätte Flämmchen zum Weibe begehrt?« – »Nun, was wolltest du sonst, Ungeheuer der Nacht?« fragte der Pflegevater. – »Hier muß ich Licht anstecken«, rief der Johanniter, und trat dicht vor Hermann. »Wenn dem so ist, wie mein Freund hier sagt, so haben Sie sich, auf Ehre, sehr sonderbar betragen, mein Herr, und ich bitte mir von Ihnen eine Erklärung aus, und zwar eine bestimmte.«

»Sie wollen von mir eine Erklärung, und in *dem* Tone?« rief Hermann mit funkelnden Augen. »Wohlan, hier ist sie. Sie sollen Ihr Vorhaben mit dem unschuldigen Kinde nicht ausführen, solange ich einen Arm rühren kann! Pfui, mein Herr! Sie betragen sich Ihrer Jahre wenig würdig. Das Kreuz auf Ihrem Rocke ist übel daran.«

Der alte ehrenzarte Johanniter, der sich ohne irgendeinen Grund so empfindlich beleidigen hörte, geriet in einen schrecklichen Zorn, der sich durch ein dumpfes Lachen ankündig-

te. Er knöpfte seinen Rock zu, grub mit den Fingern in der schwarzen Halsbinde, zerrte am Schnurrbart, sein gelbes Gesicht wurde dunkelbraun. In der Ecke hatte der Komödiant das Schwert des Otto von Wittelsbach stehn, auf dieses warf der Gekränkte einen Blick, welcher das Schlimmste fürchten ließ. Der Komödiant, der seinen Freund kannte, und nichts inniger haßte, als wirkliches Blutvergießen, war mit einem Satze in der Ecke, packte die Waffe, und sprang damit in die Kammer, welche er hinter sich verriegelte. Der Johanniter sagte, mühsam unter der Wucht seines Grimms atmend: »Es sind nur zwei Fälle möglich. Entweder, Sie sind ein hergelaufner Landstreicher ohne Namen und Stand, dann werde ich Ihnen angedeihen lassen, was Ihnen gebührt, oder Sie sind imstande, mir Genugthuung zu geben, dann wissen Sie, was ich für Ihre Worte von Ihnen zu fordern habe.«

»Ich weiß«, versetzte Hermann. »Man darf sich das Äußerste erlauben, und dann doch sehr entrüstet sein, wenn der andre die Sache bei ihrem Namen nennt. Die Sitten und

Gebräuche der Welt sind über mir. Ich war Offizier; verlangen Sie, mein Patent zu sehn?»

Der Johanniter verneinte kalt und höflich, und das war gut, denn jenes Dokument wanderte ja auch in der eingebüßten Briefftasche mit dem Philhellenen gen Hellas.

Man bestimmte Ort und Stunde, der Johanniter versprach auch, da im Städtchen keine Waffen zu bekommen waren, aus seinem Vorrathe für diese zu sorgen.

Sie schieden voneinander in den Formen hergebrachter Artigkeit. Der Komödiant kam aus seinem Verstecke hervor, noch immer im Hemde, und sagte zum Freunde: »Ich verstehe mich auf den Wahnsinn aus so manchen Sachen her, aber diese Art der Tollheit ist mir fremd, daß der Liebhaber den Vater bei der Gurgel packt, wenn man eben die Einwilligung erteilt.«

»Das geht mich alles nichts an, und ist mir ganz einerlei«, versetzte der alte Ritter. »Ich habe mit Ehren gelebt und gedient, und auf meine Ehre, er soll einen Aderlaß bekommen, daß es ihm nie wieder einfallen wird, einen Mann, wie ich bin, zu beleidigen.«

Vierzehntes Kapitel

Mit der unbehaglichsten Empfindung kehrte Hermann nach dem Wirtshause zurück. Dort erfuhr er, daß die fürstlichen Personen frühmorgens abgefahren seien, und wohl nicht wiederkommen, sondern vom Falkensteine den näheren Weg, eine Stunde von der Stadt, nach ihrem Schlosse einschlagen würden. Auf ein hastiges Erkundigen, ob nicht nach ihm gefragt worden sei? wurde verneinend geantwortet. Jener schlotternde Hausknecht, der grade, um eine häusliche Verrichtung abzumachen, hinzugetreten war, und die Anfrage Hermanns vernommen hatte, sagte gähmend, es sei allerdings nach dem Herrn gefragt worden, aber von einem kauderwelschen Jungen, welcher bei ihm hinten im Stalle gewesen sei, und gemeint habe, der Herr nehme ihn in Dienst. Die Beschreibung des Anzugs paßte auf Flämmchen. Sie hatte hinterlassen, daß sie vor Abend wieder nachfragen werde. Hermann gab den Befehl, sie, sobald sie sich zeige, in eine abgelegne Kammer zu bringen.

Er mußte nun erwarten, wie die Sache sich

weiter entwickeln würde. »Nicht einmal nach mir fragen zu lassen, und sie sehn mich doch vielleicht nicht wieder!« rief er. »So sind die Vornehmen!« – Er zog wehmütig die Rolle hervor, welche ihm die Herzogin gegeben hatte, tat die Goldstücke aus dem feinen, roten, wohlriechenden Papiere, welches sie umschloß, wickelte den Schnitzel sorgfältig ein, und steckte die kleine Reliquie in ein Medailon mit dem Bilde seiner verstorbenen Mutter, welches den Platz über dem Herzen des Sohns nie verließ.

Die Stunden sind launenhafte Dirnen. Sie führen bald einen Schwamm, bald einen Pinsel mit Farbe gefüllt, in der Hand. Mit jenem wischen sie so lange über unsre Freuden hinweg, bis diese erbleicht oder ganz verschwunden sind, mit dem Pinsel malen sie das Bild unsrer Leiden immer deutlicher und schärfer aus. Hermanns Stimmung wurde trüber und trüber, je länger er in der Gaststube saß. Der Wirt wollte ihm nun durchaus ein gutes Zimmer geben, er verbat es, er hätte zwischen den einsamen vier Wänden nicht ausdauern können. So blieb er denn an dem allgemeinen

Versammlungsorte der Gäste, und sah dem Getreibe um sich her zu. Dieses Kommen und Gehen, dieses Fragen, Bestellen und Abbestellen, dieses Durcheinander von gleichgültigen Fragen und schläfrigen Antworten, wie man es in einer solchen Stube bemerkt, war ihm recht das Bild unsres unter tausend Widersprüchen sich abhaspelnden Lebens, und er rief: »Am Ende kommt bei der Sache auch nichts weiter heraus, als daß man dem Wirte die Zeche bezahlt, dafür, daß er uns schlechtes Quartier, versalzne Speisen, und ein hartes Folterlager gegeben hat!«

Langeweile und Ungeduld führten ihn auf die Straße. Aus dem Fenster, aus welchem gestern die holde Fürstin geschaut hatte, sah heute ein neuer Gast, ein graues Männchen mit einem weißen Hute auf dem Kopfe. Das Zimmer dünkte ihn entheiligt, er wendete seinen Blick ab.

Der Graue rief den Wirt, welcher in der Tür stand, an, und fragte: »Wird der Bote nicht bald kommen?« – »Ich sehe mir die Augen nach ihm aus, Herr Kommerzienrat«, versetzte der Wirt. »Das faule Zeug! ehe das im Gang

ist, kann man gestorben und wieder auferstanden sein.«

Er wollte den Wirt nach dem Namen des Fremden fragen, als der trotzige Knabe, den er im Försterhause kennengelernt hatte, sichtbar wurde. Der Knabe kam eiligst die Straße herab; er lief mehr, als er ging. Ohne von Hermann Notiz zu nehmen, wandte er sich an den Wirt, und erkundigte sich, ob er wohl auf der Stelle zwei Zimmer für seine kranke Mutter und seine Schwester haben könne? Ehe der Wirt Bescheid erteilte, rief der graue Mann aus dem Fenster: »Ferdinand!« Der Knabe sah empor, die Freude loderte über sein Gesicht, mit dem Rufe: »Vater! Vater!« stürzte er in das Haus, die Treppe hinauf.

Der Wirt sagte: »Das ist der Kommerzienrat aus ***tal, der sein Geld mit Scheffeln mißt, und der junge Herr ist der Herr Sohn. Wie wird sich der Herr Vater freuen!«

Welche neue Überraschung für Hermann! Der Graue war sein Oheim. Unwissend hatte er seiner Familie die Nacht über beigestanden, die liebliche Cornelia war sein Mühm-

chen! Er ging in das Haus, Vater und Sohn standen schon unten in der Stube. »Laß anspannen, Ferdinand«, sagte der Oheim, »und gib dem Wirte das für den Boten, den ich nun nicht mehr nötig habe.«

Hermann sah den Oheim mit Verwundrung an. Diese kleine, kümmerliche Figur mit den viereckigen Knieschnallen, den fahlen Strümpfen, und den schweren Schuhen war also der Millionär, vor dem sich schon Fürsten tief gebückt hatten! Weißes Haar lag um das Antlitz, welches grau war, wie der Anzug, und nur ein Paar helle, kluge Augen verrieten einen nicht gewöhnlichen Geist. Er machte dem Oheim eine Verbeugung, und nannte nach einigen einleitenden Redensarten seinen Namen. Der Oheim stutzte nur leicht, nahm seine Brille, betrachtete den Verwandten durch die Gläser, wie eine zu prüfende Ware, und sagte: »Sieh da! Du bist also der Neffe. Nun, nun, du siehst ja recht ordentlich aus. Wir haben dich längst erwartet; nach deinem Briefe konntest du schon vor acht Tagen bei uns sein. Wie gerätst du denn hieher? das ist ja ganz aus dem Wege.«

»Wenn ich vom Wege abgekommen bin, so habe ich mich wenigstens zur Erfüllung einer Pflicht verirrt. Ich war diese Nacht hindurch bei Ihren Kindern; soviel ich über die Sache urteilen kann, hat es mit der Tante keine Gefahr.«

»Das glaube ich auch«, sagte der Oheim. »Sie wird sich erkältet haben. Nach einer Baderkur ist man immer sehr reizbar. Kinder wissen sich denn nicht zu helfen, am wenigsten auf Reisen.«

Hermann erfuhr nun, daß die Tante Wiesbaden gebraucht, daß der Oheim den Tag ihrer Rückkunft berechnet habe, und ihr heimlich entgegengereist sei. »Ich mag sonst die Überraschungen nicht, und mein Plan war mir unterwegs schon leid geworden, nun ist es mir aber doch lieb, daß ich ihn ausgeführt habe«, sagte er. »Wie hast du sie denn getroffen und erkannt?«

»Ich habe sie nicht gekannt.«

»Und ihnen doch geholfen? – Nun, nun, das ist ja recht hübsch, du scheinst ja einen recht guten Charakter zu haben.«

»Ich wurde, wenn etwas Gutes an meiner

Handlungsweise war, sogleich dafür belohnt«, versetzte Hermann. »Ich muß Ihnen nur gestehn, lieber Onkel, daß ich mich in Corneliën verliebt habe. Mein Mühmchen wird ihren Mann einmal glücklich machen, sie ist schon jetzt ein vollkommnes Hausmütterchen.«

Dem Oheim schien dieser Scherz wenig zu gefallen. »Sie ist nicht dein Mühmchen«, sagte er, »sondern die Tochter meines verstorbenen Buchhalters; wir erziehn sie nur.«

Ferdinand kam. »Das ist dein Vetter«, sagte der Oheim. »So?« versetzte der Knabe gedehnten Tones, und hielt Hermann, der ihn küssen wollte, gleichgültig nur die Wange hin.

»Wie geht es draußen?« fragte Hermann. »Warum wolltest du hier Zimmer haben, lieber Ferdinand?«

»Weil der Förster uns sagte, wir sollten uns aus seinem Hause machen, wir könnten zu dem Herrn gehn, der sich unsrer so sehr angenommen, und ihn so schnöde behandelt habe.«

Hermann sah bestürzt vor sich nieder. »Bester Onkel«, rief er, »es empörte mich,

daß der Gefühllose die armen Kinder und die Kranke verlassen hatte, und ich mußte ihm sagen, was mir mein Herz eingab!«

Der Oheim schüttelte den Kopf, und versetzte: »Neffe, ich kann dir nicht beistimmen. Die Leute tun jetzt kaum für Geld etwas, leistet einer ausnahmsweise einmal etwas umsonst, so muß man zufrieden sein, und ja nichts mehreres von ihm verlangen. Der Transport hätte meiner Frau doch sehr schaden können. Es ist recht gut, daß ich noch zur rechten Zeit gekommen bin; der Förster wird sich, wie ich denke, wohl wieder bedeuten lassen.«

Fünfzehntes Kapitel

Die Chaise fuhr vor. »Willst du mit?« fragte der Oheim. Hermann entschuldigte sich mit einem Geschäfte, welches ihn am Orte zurückhalte. »Das ist ein andres«, versetzte jener. »Geschäfte sind immer die Hauptsache. Auf guten Erfolg! Wir sprechen uns ja noch, dann kannst du mir sagen, wann du kom-

men willst. Ich verlange nach deinem Besuche, ich muß wegen der Gelder, die ich für dich verwalte, mit dir abrechnen, auch habe ich geheime Sachen von deinem seligen Vater an dich abzuliefern, da du nun das Alter erreicht hast, in dem du sie nach seiner Disposition bekommen solltest. Mein Bruder war ein Mystiker; man muß den Toten ihren Willen tun.«

Die Chaise rollte davon. Noch immer wollte die Stunde des Duells nicht schlagen. Das unbeschäftigte Warten auf etwas, was man mag es nehmen wie man will, doch unangenehm bleibt, bringt eine Pein ganz eigner Art hervor. Die Vergangenheit verschwindet, die Zukunft ist bedeckt, und nur das widrige Gefühl einer faden Gegenwart schneidet sich mit stumpfer Gewalt in die Seele ein.

Diese nagende Empfindung zehrte an Hermanns Gemüt. Obgleich fest entschlossen, Blut und Leben für die Rettung eines unglücklichen Wesens einzusetzen, mußte er sich bekennen, daß der Schmelz von dem Abenteuer abgestreift sei, seitdem er nicht mehr hoffen durfte, den Lohn seiner Anstren-

gungen in einem gütigen Lächeln der Fürstin sich zu gewinnen. Die Kinder hatten ihren Vater, die Kranke war unter Obhut, er kam sich in allen Beziehungen, die ihn seit gestern umspinnen hatten, so überflüssig vor. Ja, er begann zu zweifeln, daß er irgendwo nötig gewesen sei. Die Gestalt seines umherirrenden Mündels verflüchtigte sich zu einem luftigen Märchenbilde. »Vielleicht«, rief er unmutig aus, »hatte ich hier an nichts, als an meine verlorne Briefftasche zu denken!«

Endlich war die Zeit hingegangen, und Hermann stand am bezeichneten Orte. Ein finstrier Tannenkamp umgab einen geräumigen Platz. Durch die schwarzen Kronen der alten Stämme sah ein bedeckter Himmel, ein grauer, melancholischer Tag. Hermann war früher da, als sein Gegner; er vertraute sich, als dem besten akademischen Fechter seiner Zeit, und war entschlossen, den Feind zu schonen.

Der Johanniter kam in einem kleinen Cabriolet angefahren. Man begrüßte einander. Hermanns Gegner ließ ihn unter den beiden mitgebrachten Degen wählen. Die Sache gewann wegen des Mangels an Sekun-

danten ein sehr unförmliches Ansehn, und ein gefährliches, da niemand des Arztes gedacht hatte. Man vereinigte sich, daß jeder das Recht haben solle, die Dauer des Ganges zu bestimmen, und daß ein Haltrufen nicht für unehrenvoll gelten dürfe.

Die Streiter warfen die Röcke ab, der Hals wurde von der Binde entfesselt, Hermann legte sich aus, der Johanniter hieb aus. Schon nach den ersten Gängen merkte Hermann, daß er den Gedanken an Schonung aufgeben müsse. Er focht regelrecht auf den Hieb, wie der Universitätsbrauch ist, der Widerpart verfuhr dagegen nach dem komplizierten französischen Systeme von Hieb und Stoß, und machte ihm mit Finten und blitzschnellem Nachschlagen viel zu schaffen. Er hielt sich zwar brav, wie immer, war aber doch zerstreuter als sonst, unruhig von den durchwachten Nächten, und vom Getreibe der vergangenen beiden Tage.

Indessen wäre dieser Handel, wie so mancher, durch die Ermüdung der Kämpfer wohl zum unblutigen Ziele gediehen, wenn nicht Hermann plötzlich während einer Pause in

der Ferne zwischen den Bäumen eine Figur sich hätte bewegen sehn, die er für Flämmchen halten mußte. Seine Verwirrung nahm zu, er wollte den Kampf um jeden Preis zu Ende bringen, und suchte durch Heftigkeit den Mangel an Sicherheit zu ersetzen. Er drang gewaltsam vor, gab dabei eine Blöße, diese benutzte der Gegner, rasch einspringend, und die Terz hauend. Der Stahl zischte durch die Luft und fuhr in die rechte Seite.

Die Degen sanken, das Blut tröpfelte aus der aufgeschlitzten Seite, quoll dann immer reichlicher hervor, floß und floß unaufhaltsam. Der Johanniter schlug sich wie ein Rasender vor den Kopf, und verwünschte den Streich, der ihn um seinen Posten bringen könne.

Hermann war erschöpft zu Boden gesunken, und sagte mit matter Stimme: »Beruhigen Sie sich, eilen Sie nach der Stadt, holen Sie einen Arzt, und sagen Sie überall, Sie hätten hier einen Verwundeten liegen sehn. Ich bestätige jedes Ihrer Worte, und will versichern, daß mich ein Räuber angefallen habe.«

Unterdessen war Flämmchen weinend und

jammernd herbeigekommen. Sie fuhr mit entsetzlicher Gebärde auf den Johanniter zu. »Du hast ihn erstochen, meinen Gemahl, den Prinzen, er stirbt! Ich werde nie eine Prinzessin werden!« rief sie. »Aber dafür sollst du verdorren! Ich weiß, wo die Hexenmeister wohnen, die einem den Schatten nehmen und das Spiegelbild rauben, und das Galgenmännlein verkaufen.«

»Bist du verrückt!« fuhr sie der Johanniter an. »Komm mit! Welch ein Aufzug!«

»Bleib mir vom Leibe!« rief die junge Furie. »Ich sage sonst, was du begangen hast, und sie sollen dir den Kopf abschlagen.«

Hermann richtete sich halben Leibes empor. »Bringt Sie mein Blut nicht zur Besinnung?« fragte er. »Ich beschwöre Sie, achten Sie die Tugend dieses Mädchens!«

Der Johanniter sah ihn starr an. »Ich alter Tor!« brach er endlich aus, »über meine verdammte Hitze! Sich beleidigt zu halten von einem Menschen, der seine fünf Sinne nicht beisammen hat!« Er warf den Degen weit von sich in das Gebüsch, und jagte mit seinem Wägelchen im Galopp davon.

Flämmchen warf sich zu dem Verwundeten an den Boden, stopfte Moos in die verletzte Seite, rief ihm die süßesten Namen zu, und dazwischen dem Johanniter gräßliche Verwünschungen nach. Hermann hörte und sah nichts mehr. Eine tiefe Ohnmacht hatte ihn überschattet. Sein Gesicht war totenbleich. Das Moos hemmte die Blutung nicht. So lag er unter den düstern Tannen, als ein Opfer seines guten Willens.

Zweites Buch

Das Schloß des Standesherrn

Wo keine Götter sind, walten Gespenster.

Erstes Kapitel

Im Park, dem Schlosse gegenüber, saß die Gesellschaft, und erfreute sich des klaren Herbstabends. »Wie geht es unsrem Kranken?« fragte der Herzog einen Mann von zuversichtlichem Äußern.

»Nach Wunsch«, erwiderte der Arzt. »Das Fieber ist zwar noch vorhanden, doch schon im Abnehmen. Die Krisis ist überstanden. Wenn ich bedenke, daß zu den Folgen der schweren Verwundung sich noch die starke nervöse Affektion gesellt hatte, so muß ich über die Kraft dieser Natur erstaunen, welche so vereinigten Angriffen zu widerstehn imstande war.«

»Hat man den Täter noch immer nicht entdeckt?« fragte die Herzogin.

»Der Verwundete konnte bis jetzt keine Auskunft geben. Jener Mann, der ihn gefunden und die Nachricht in das Städtchen gebracht hat, wußte auch nichts Näheres zu sagen.«

»Und der Knabe, sein kleiner Diener?«

Der Arzt sah mit einem eignen Blicke vor

sich nieder. »Er erzählt Sachen, gnädigste Herzogin, die zu abenteuerlich sind, als daß ich sie hier wiederholen möchte. Ich fürchte, dieser Knabe ist auf eine greuliche Art verwahrloset oder verbildet.«

Das Gespräch wandte sich auf die sonderbare Fügung der Umstände, welche unsrem Freunde die Hülfe gebracht hatte. Der Weg, welchen die Herrschaften bei der Rückkehr von dem alten Schlosse Falkenstein einschlugen, führte in geringer Entfernung an dem Tannengehölze durch, in dem Hermann seine Wunde erhielt. Er mochte eine Stunde in seinem Blute gelegen haben, ohne daß ein Chirurgus sich blicken ließ. Flämmchen saß ausgeweint, still, verzweifelt bei dem Ohnmächtigen. Da hörte sie von fern den dumpfen Ton der über Kies und Grand fortarbeitenden Kutsche. Sie stürzte durch die Tannen, fiel am Wagenschlage auf die Kniee und flehte um Erbarmen für den Halbtoten. Welcher Schreck für die Herrschaften, als sie den jungen Mann, der ihnen in mancher Beziehung interessant geworden war, in solchem Zustande wiedersah! Man half sich mit ihm,

wie man konnte, und brachte ihn, notdürftig verbunden, langsamen Fahrens nach dem Schlosse.

Aber welches Unglück, wenn sie später gekommen wären! Wenn die Abendkälte, der Tau den Verwundeten auf dem kühlen Boden getroffen hätten! Wenn der andre Weg, wie der Kutscher anfangs gewollt, eingeschlagen worden wäre! Alle diese Fälle wurden besprochen, in deren Aufzählung besonders die Herzogin die größte Lebhaftigkeit zeigte.

Ein junger blasser Mann, den Tonsur und schwarze Kleidung als den Hausgeistlichen bezeichneten, hatte sich bisher wenig geäußert. Nun aber, als das Reich der Möglichkeiten solchergestalt durchgemustert wurde, nahm er das Wort, und erklärte mit schwärmerischem Feuer, daß es für den Gläubigen kein Ungefähr gebe, daß Gottes Finger in allem sichtbar sei, und daß auch der Fremde nicht ohne den Ratschluß des Himmels sich in diesem Schlosse befinde.

Der Arzt warf hierauf schalkhaft die Frage hin, welcher Religion der Fremde wohl sein möge?

»Er ist aus einer protestantischen Familie«, versetzte Wilhelmi sarkastisch. »Indessen wer kennt den Ratschluß des Himmels mit ihm?«

Der Geistliche war still geworden. Der Herzog erklärte, der Ratschluß des Himmels werde wenigstens auf keinen Fall sein, den jungen Mann innerhalb des Burgfriedens zu einem andern Glauben zu bringen. Er halte als Grundherr auf seinem Gebiete an den Bestimmungen des Westfälischen Friedens fest, und keine Konfession solle da, wo *er* etwas zu sagen habe, sich gegen eine andre Zudringlichkeiten erlauben.

Der Geistliche stand auf, und beurlaubte sich, weil die Stunde seiner Übungen gekommen sei. Nach seiner Entfernung entstand die Stille, durch welche ein gebildeter Kreis die Medisance schlechter Gesellschaften bei sich ersetzt, wenn jemand weggegangen ist, dessen Sinn nicht ganz zu den übrigen paßt. Endlich sagte die Herzogin: »Sich gegen die Ereignisse ungebärdig stemmen, ist meistens so unnütz. Können wir dem armen, in der Dunkelheit forttappenden Men-

schen einen andern Rat geben, als: ›Gewöhne dich, in jedem Vorfalle das Walten der himmlischen Mächte voll Ergebung aufzusuchen?«

»Aufzusuchen! Sehr schön!« versetzte Wilhelmi. »Aber um alles in der Welt nur nicht zu früh, zu gedankenlos es zu finden. Jedwedes, auch das Herrlichste, kann zur Spielerei, zur Redensart werden. Wer wollte gegen das Schönste, gegen einen wahrhaft gottergebenen Sinn polemisieren? Aber zu rasch bei einem Unglücke mit der Unterwerfung unter die allmächtige Hand Gottes fertig zu sein, beweiset mir nur, daß das Unglück dem Betroffenen ein so gar großes nicht war. Nur mit abgefallnen Wangen, erloschnen Augen, und kummerbleichen Lippen spricht der Mensch jenes Wort würdig aus. Auch die Heiligen haben ihr Haar zerrauft, und in der Asche getrauert! Es ist unsittlich und unfromm, immer sittlich und fromm sein zu wollen. Wenn Sie, meine Fürstin, mir nach einem schweren Leid, wovor Sie Gott bewahren möge, sagen: ›Der Herr ist über mir!‹ dann weine ich mit Ihnen, wenn ich Ihnen nicht helfen kann. Wenn aber die

Mutter, der das Kind starb, spricht: ›Wie sollte ich klagen, da es bei Gott ist?‹ und acht Tage darauf in ihre gewöhnlichen Gesellschaften geht; wenn der sogenannte Freund dem in weite Ferne, vielleicht für immer, scheidenden Freunde nichts weiter nachzurufen weiß, als: ›Man soll sein Herz an nichts Irdisches hängen!‹ dann wende ich meine Schritte, und überlasse die gemütlichen Schwätzer ihrer öden Selbstzufriedenheit. Aus dunkler Tiefe, aus tausend Quellen springt das Leben; man soll ja nicht glauben, die unendliche Flut in einem Fingerhute auffangen zu können!«

Er war sehr bewegt. Unter einer kalten, ja abstoßenden Außenseite verbarg sich bei ihm die höchste Zartheit, und eine bis zum Leidenschaftlichen gehende Wahrheit der Empfindung. Vielleicht bedurfte er jener Kruste, um nicht zwischen den Rädern des Alltags zerrieben zu werden.

Der Herzog flüsterte dem Arzte zu: »Bringen Sie etwas auf, was uns vor der Fortsetzung dieser Predigt schützt.« Worauf jener laut anhub: »Mein Metier verschafft mir nicht so tiefe Seelenanschauungen, wie unser

Freund sie uns vorgetragen hat. Indessen sehe ich am Krankenbette doch auch manches Menschliche. Nur, daß ich nicht darüber weine, sondern lache. Ich habe in meinem Gedankenbuche eine Anekdote aufgezeichnet, an welche ich durch diese Gespräche erinnert wurde. Wenn für die Teestunde keine bessere Unterhaltung bereit ist, so will ich meine Geschichte von den Fügungen des Himmels hiemit dazu anbieten.«

Man verlangte sie zu hören. Die Herzogin erhob sich. Ein alter Bedienter kam, und sagte Wilhelmi etwas ins Ohr, seinen Zorn, wie es schien, schwer verbergend. Wilhelmi sah bestürzt auf den Herzog und entfernte sich. Der Arzt ging, um noch einige Krankenbesuche zu machen.

Die Herrschaften wollten durch den Laubgang nach dem Schlosse zurückkehren. Ein kleiner Junge trat aus dem Gebüsch, schlug Rad, stellte sich auf den Kopf, und machte noch mehrere dergleichen Kunststücke, um sein Almosen zu verdienen. Die Herzogin verbot ihm die halsbrechenden Possen, reichte ihm Geld, und fragte: »Wie heißt dein Va-

ter?« Als der Junge den Namen eines Bettlers genannt hatte, sah die Herzogin ihn scharf an, und sagte: »Ich möchte für diese Unwahrheit dir das Geld wieder abnehmen. Du bist ein Kind des Waldmeiers, und hast nur aus Übermut gebettelt.« Der Junge wurde rot und schlich davon, er gehörte wirklich jenem Manne, der für sich und die Seinigen genug zu leben hatte.

»Wie war dir möglich, die Abkunft des Knaben so bestimmt auszusprechen?« fragte ihr Gemahl.

»Du kennst meine unglückliche Gabe, Familienzüge zu erkennen«, versetzte sie. »Ich habe früher geglaubt, es sei Täuschung, aber unzählige Erfahrungen haben mich endlich überzeugt, daß mir die Genealogie auch da erscheint, wo sie andren Menschen nicht sichtbar wird. Es ist kein gutes Geschenk der Natur. Leider«, fuhr sie schamhaft fort, »sehe ich so manchen geheimen Fehler, wo die Welt nur Pflicht und Tugend erblickt. Ach, es ist nicht alles *eines* Bluts, was *einen* Namen trägt. Laß mich dir nun auch ein Geständnis tun. Als ich unsrem Kranken zum erstenmal ins Gesicht

sah, erschreckte mich die größte Ähnlichkeit mit Johannes. Ich war bestürzt! Ich möchte so gern mit dir nun ein ruhiges, geordnetes Leben führen; wir haben schon so viel Verdruß von jener, ich ahnete neue Störungen, die nie ausbleiben, wenn man sich mit Menschen verworrenen Schicksals einläßt, deshalb bat ich dich, uns den Jüngling fernzuhalten.«

Ihr Gemahl stand einige Minuten nachdenklich. »Du irrtest dich gewiß. Mein Vater war ja leider so offen gegen mich über seine Fehlritte. Er hätte mir diesen auch gestanden. Und überdies ... es ist nicht möglich!«

»Nein«, sagte sie, »und wir wollen nicht mehr daran denken. Ein unerwartetes Ereignis hat ihn uns, wenn nicht wider, doch ohne unsern Willen gebracht. Ob darin etwas Besonderes zu finden ist, weiß ich nicht, aber ich fühle, daß wir ihn pflegen, und für ihn sorgen müssen, wenn er es verdient. Das Los eines Menschen gilt mehr als Ahnungen und Träume.«

Sie sprach das einfach, sanft, wie sie pflegte. Ihr Gemahl sah umher; es war niemand in der Nähe. Er umfaßte sie, und schloß sie mit

der zärtlichsten Liebe in seine Arme. »Bleibe die Genossin meiner Entwürfe, die Freundin meiner innersten Gedanken! »sagte er gerührt. Sie ruhte beglückt am Herzen des Manns, der ihres Lebens Stolz und Freude war.

Sie standen unter der Gruppe des Amor und der Psyche, und die reinen Sterne sahen auf diese Umarmung nieder.

Zweites Kapitel

Der Arzt zog am runden Tische sein Büchelchen hervor, und las:

Der Lieutenant und das Fräulein Anekdote aus meiner Praxis

Als ich in der Hauptstadt meinen Kursus machte, lernte ich einen Offizier von der Garnison kennen, der mir wegen seines gesetzten Wesens sehr zusagte, und von allen seinen Kamaraden als ein ruhiger Charakter bezeichnet wurde.

Dieser ruhige Charakter war schon seit einigen Jahren mit einem Frauenzimmer von desto unruhigerer Gemütsart verlobt. Fräulein Ida hatte alles Feuer zugeteilt bekommen, welches die Natur bei der Erschaffung des Lieutenants Fabian erspart hatte. Lebendig, galt sie bei ihren Tänzern für geistreich, und konnte allerliebste sein, wenn ihre Partien auf vierzehn Tage hinaus versichert waren. Anfangs spielte sich das Verhältnis überaus artig fort, *er* wurde von ihrer Beweglich-

keit in Bewegung gesetzt, *sie* gewann durch seinen Ernst mehr Haltung, woran es ihr früherhin zu ihrem Nachtheile bisweilen gebrochen hatte. Das Unpassende, was das Publikum sonst wohl in Lieutenantsverlobungen findet, fiel hier weg, da die Braut ein artiges Vermögen besaß, und nur der Eigensinn der Mutter die Heirat bis zu dem Zeitpunkte verschob, wo der Schwiegersohn einen höheren Rang, und die Kompanie erlangt haben würde.

Indessen mußte der Monarch wohl noch eine große Anzahl verdienstvollerer oder älterer Lieutenants besitzen. Das Patent blieb länger aus, als man gedacht hatte, und da die Mutter ihre Tochter durchaus nicht ohne einen klingenden Titel von ihrem Herzen weggeben wollte, so dehnten sich die Tage der Hoffnung zu Jahren der Erwartung aus. Ein zu langwieriger Brautstand hat aber die bedeutendsten Unannehmlichkeiten. Die Liebe ist für Stunden, die Ruhe für das Leben; wer kann aber der Ruhe genießen, solange die Früchte noch auf dem Halme stehn? Das Gefühl gleicht nach so gedehntem Harren einem

schönen Weine, den man im offenen Glase hat fade und abschmeckend werden lassen.

Grade kurz vor der Zeit, wo dieser bedenkliche Mangel an Geschmack im Verhältnisse der Liebenden eintrat, lernte ich den Lieutenant kennen, und ward durch ihn im Hause seiner zukünftigen Schwiegermutter eingeführt. Ich sah noch die letzten Sommertage der Zärtlichkeit, bald aber nahm ich eine gewisse Kälte zwischen den Brautleuten wahr, die nur mit einem unangenehmfeurigen Wesen abwechselte. *Sie* ließ sich wohl, wenn er dicht bei ihr stand, durch einen andern den Mantel holen, und betonte den Befehl; *er* rannte mitunter in der zierlichsten Gesellschaft nach heimlich-raschem Zwiegespräch in die Ecke, wo sein Hut und Degen sich befand, und nur meine Zuredungen konnten ihn alsdann bewegen, Aufsehn zu vermeiden und zu bleiben. Denn schon war ich sein Vertrauter geworden. Als junger Arzt mußte ich mir auf jede Weise zu helfen suchen. Ich machte damals in Herzenssachen den Rat und Beistand, um stärkere Praxis zu bekommen.

Der Lieutenant bekannte mir seinen ganzen Kummer. Er könne seiner Geliebten nichts mehr recht machen. Jede Laune werde an ihm ausgelassen. Bald solle er erkaltet sein, bald sich ohne Gemüt betragen haben, neulich habe sie ihm vorgeworfen, er verstehe sie nie. Er sei wirklich noch ganz und gar der alte, gehe im Frühlinge mit dem ersten Märzveilchen zu ihr, im Junius komme der Rosenstock, im Herbst ein Almanach an die Reihe der Geschenke, wie sonst; zum Geburtstag mache er seinen Vers, die Weihnachtsbonbonnière fehle nimmer. Aber alles werde jetzt kaltsinnig oder schnöde aufgenommen. Was er denn nur in dieser Not beginnen solle?

Ich konnte ihm freilich als einziges Mittel nur die Heirat nennen. Er versetzte, dieses stehe nicht in seiner Gewalt. Sich selber könne er nicht avancieren, und das Kriegsdepartement wolle es noch nicht.

Indessen sind solche ruhige Charaktere nur bis auf einen gewissen Punkt zu treiben, und dieser fand seinen Gleichmut wieder, als er vor seinem Gewissen sicher war, im Dienste der Liebe nicht lässig geworden

zu sein. Nun verwies er seine Braut, wenn sie ohne Grund klagte, an die Vernunft. Von dieser wollte sie nichts hören. Darauf kam er mit der Notwendigkeit hervor, sich zufriedenzugeben, wenn die Dinge einmal nicht anders gehn wollten. Worauf sie ihm sagte, er sei unausstehlich. Endlich, da alle Trostgründe niedrer Schicht nichts helfen wollten, wählte er als letzte Arznei die Fügungen des Himmels. Wenn sie über ein Fältchen zuviel oder zuwenig im Kleide sich ungebärdig anstellte, sprach er, man könne nicht wissen, wozu ein Mißgeschick fromme. Wenn der Regen eine Spazierfahrt vereitelte, lehrte er, die Vorsehung lasse Tropfen fallen, damit die Sonne nachher um so herrlicher scheine. Und als sie einst weinend auf ihrem Stuhle saß, weil man den Gesang einer Mitschwester stärker beklatscht hatte, als den ihren, gab er, zu ihr tretend, den Spruch zu vernehmen: »Wen der Herr liebt, den züchtiget er!« Er war ein ordentlicher Kirchengänger, und hatte wirklich den Glauben, daß dem Geduldigen alle üblen Sachen zum Heile ausschlagen müssen.

Zuerst war ihr dieser Ton neu, und es vergingen einige Wochen unter solchen Tröstungen ganz leidlich. Indessen wollte das Gute, zu welchem nach ihrer Meinung das Schlechte führen mußte, nämlich das Avancement, immer noch nicht erscheinen. Da ward sie böser als je, und der arme Phlegmatikus geriet in ein Fegefeuer, welches nicht läutender sein konnte. Zu gleicher Zeit begann ein Einfluß auf sie zu wirken, welcher den Frieden zwischen beiden bald ganz aufhob.

Eine jener alten Jungfrauen, welche, weil sie sitzengeblieben sind, es gern sähen, wenn das Heiraten abkäme, hatte sich des verdüsterten Sinns unsrer schönen Ärgerlichen bemächtigt. Sie ließ in ihre Gespräche einfließen, daß sie schon längst mit Kummer bemerkt, wie der Lieutenant immer gleichgültiger geworden sei, wie seine Neigung wohl keine Probe bestehen werde, und was dergleichen mehr war. Diese böartigen Worte fanden ein offnes Ohr. Verdrießlich, von Mißstimmungen geplagt, ließ sich die Getäuschte zu dem Schritte hinreißen, dessen gefährliche Albernheit schon so viele beklagt haben. Sie

wollte den Sinn ihres Liebhabers prüfen.

Eines Morgens wurde ich an das Krankenlager des Fräuleins berufen. Sie lag, anmutig gekleidet, allerdings im Bette, und klagte fast über jegliches, was den Menschen schmerzen kann. Die Mutter stand untröstlich daneben, sie liebte das Kind, vielleicht zu sehr. Man kann denken, daß mir, als jungem Arzte, eine Krankheit in einem geachteten Hause, welches selbst einigermaßen in der Mode war, höchst angenehm sein mußte, ich strengte daher die ganze Kraft meiner Diagnose, deren Feinheit man stets auf der Klinik gerühmt hatte, an, um die Natur des Übels zu entdecken. Aber der Puls ging vortrefflich, die Augen strahlten vom gesundesten Feuer, die Wangen lachten im reinen Rote der Jugend, die Zunge war unbelegt, alles, ohne Ausnahme alles befand sich leider im wünschenswertesten Zustande. Ich entschied mich, daß hier Verstellung sei, verordnete die unschuldigen Mittel, welche Hippokrates uns für einen solchen Fall an die Hand gegeben hat, äußerte indessen natürlich meine wahre Meinung nicht, sondern sagte der Mutter draußen, auf

ihre ängstliche Frage: ob es auch keine Gefahr habe? mit Ernst und Nachdruck, daß man noch grade zur rechten Zeit nach mir geschickt habe, und daß eine Stunde später für nichts mehr zu stehn gewesen sei.

»Sie glauben nicht, welches Zutrauen sie zu Ihnen hat«, sagte die Mutter. »Den Geheimen Rat durfte ich nicht holen lassen.« – »Nein«, dachte ich. »Der alte grobe Heros würde wenig Umstände gemacht haben, meine blöde Jugend ist für dergleichen Leiden geeigneter.«

Auf der Straße fand ich den Liebhaber, dem man schon durch die dritte Hand dieses Siechtum zu wissen getan hatte. Er war so bestürzt, wie es einem Seladon geziemt, und in Verzweiflung, daß er nicht gleich nach dem Hause seiner Braut eilen könne, aber er müsse auf die Parade. Ich beruhigte ihn, und verpfändete mein Ehrenwort, daß die Sache nichts weiter sei, als ein kleiner Schnupfen.

Gegen Abend fand ich mich wieder bei der verstellten Kranken ein, denn ich war neugierig, wohin diese Komödie führen werde. »Treuer, sorgsamer Freund!« sagte die Mut-

ter, welche von meinem Eifer gerührt war. In bescheidner Entfernung vom Krankenbette saß der Lieutenant, wie es schien, zerstreut und verlegen.

»Es ist doch ein großes Glück um einen gleichmütigen Sinn«, stichelte die Mutter. »Man versäumt dann nichts Notwendiges, und macht die Geschäfte erst ab, bevor man dem Herzen folgt.«

»Er will es nicht glauben, daß ich so krank bin, Doktor«, seufzte Fräulein Ida, deren hochrotes Antlitz von großer Bewegung zeugte. Die alte Jungfer saß im Fenster und strickte für die Armen.

Diesmal erriet meine Diagnose die Krankheit. Mich gelüstete nach der Krisis, und da ich als junger Arzt, traurig für mich, überflüssige Zeit hatte, setzte ich mich zu den gesunden Damen, und knüpfte mit ihnen eins der Gespräche an, aus welchem man noch immer mit Geistesfreiheit nach etwas andrem hinzuhören vermag.

»Wenn ich sterbe, Fabian ...« lispelte das Fräulein. »Teure Ida, an einem Schnupfen stirbt man ja nicht«, versetzte freundlich aber

gefaßt der Lieutenant.

Sie begann immer heftiger und weinerlicher zu reden, kam in den Ton der Jean Paulischen Liane, sagte, im Traume sei ihr ihre selige Caroline erschienen, und sprach viel von Ahnung und Vorgefühl.

Ich saß so, daß ich im Spiegel die Szene beobachten konnte. Je pathetischer das Fräulein wurde, desto mehr nahm das Gesicht des Bräutigams den Ausdruck der Abwesenheit an, er half sich fast nur noch mit Interjektionen, als: »Hm! So! Ei bewahre!« Nachmals hat er mir gestanden, daß er an dem Tage einen Verdruß mit seinem Obersten gehabt habe, und daß seine Gedanken freilich mehr bei dem ungerechten Vorgesetzten, als bei dem Schnupfen des Fräuleins gewesen seien.

In einem solchen Zustande laufen einem gewisse Redensarten, die man häufig im Munde führt, ohne Sinn und Verstand über die Lippen. Daher geschah es, daß, als das Fräulein, welche über die Fassung ihres Geliebten immer mehr aus der Fassung geriet, mit unterdrücktem Weinen sagte: »Ja, ich empfinde ein gewisses Etwas in mir, ein We-

ben der Auflösung, die schwarzen Männer werden mich gewiß wegtragen« – der Lieutenant, der schon lange nicht mehr wußte, wovon die Rede war, zerstreut und feierlich ausrief: »Wie Gott will! Der Wille des Herrn geschehe!«

Schrecklich war die Wirkung dieser Worte. Das Fräulein, entrüstet über eine solche Ergebung in die Fügungen des Himmels, die doch gar zu weit ging, warf meine unschuldige Medizinflasche zu Boden, daß die Scherben umherflogen, und rief:

»Aus meinen Augen! Ich habe dich durchschaut! Fort! Wir sind für immer geschieden!« – »Wenn meine Tochter stirbt, sind Sie ihr Mörder«, wehklagte die Mutter. Die alte Jungfer hatte ihr Strickzeug in den Schoß sinken lassen, und äußerte so mit Salbung: daß derjenige zu beneiden sei, der so früh, wie Ida, die Einsicht in die Nichtigkeit aller Erdenlust gewinne.

»Erlauben Sie mir nur einige Worte zu meiner Verteidigung ...« stammelte der arme Fabian. »Es ist jetzt nicht Zeit dazu, machen Sie, daß Sie fortkommen«, raunte ich ihm zu.

Ich war mit den Damen allein. »Ida! meine Ida!« seufzte die Mutter. »Diese Gemütserschütterung in deinen Leiden! Erhole dich, mein Kind, denke nicht mehr an den Abscheulichen.« – Ich beschloß, die kleine Heuchlerin zu strafen, und die alte Jungfer dazu. Und so ist es gekommen. Ich erklärte den Zustand des Fräuleins für verschlimmert, ich ernannte die bejahrte Freundin zur nächtlichen Wächterin, da die Mutter eine solche Anstrengung nicht aushalten könne. Drei Tage mußte die gesunde Kranke im Bett zubringen, drei Nächte hatte die Friedensstörerin auf dem Wächterstuhl zu versitzen. Endlich erklärte jene sich mit Gewalt für hergestellt, zuletzt lief diese aus dem Hause und schwor, es wieder zu betreten, wenn ich dort aufgenommen bleibe. Darüber bekam sie mit der Mutter Streit und Feindschaft, die mich einen seltenen Menschen nannte. Kurz, der böse Feind hatte sich diesmal die Grube selbst gegraben.

Mehrere Wochen vergingen, in denen ich nichts von meinen Liebesleuten hörte. Einige wirkliche und zwar sehr ernste Krankheiten

hatten meine ganze Zeit in Anspruch genommen.

An einem schönen Märztag wanderte ich über den neuen Kirchhof, wo alle Sträucher in dem ungewöhnlich frühwarmen Wetter schon die Knospenaugen aufschlugen. Ich wollte die neuen Einrichtungen im Leichenhause besichtigen, welche zur Rettung der Scheintoten angebracht worden waren. Soeben mit dem Meisterdiplom versehen, hatte ich, die Obsorge über jene Anstalten zu führen, von der Stadt den Auftrag bekommen. Als ich durch die gewundenen, mit Kies reinlich gefesteten Wege des parkartigen Gottesackers ging, und das im gefälligen Stil erbaute Leichenhaus hinter einem Rasenplatze liegen sah, sagte ich: »Es ist kein Wunder, daß die Menschen jetzt mit dem Leben unzufrieden sind, man macht die Sterbehäuser und Grabstätten zu anlockend.«

Auf einem freien Platze fand ich unvermuthet meinen Phlegmatikus. Er stand bei einem Sträußermädchen, die ihren Korb voll Frühlingsblumen ihm vorhielt. Er wählte und suchte sich das Schönste, was sie an Veilchen,

Primeln und Aurikeln hatte, zusammen. »Für wen der Strauß?« fragte ich. »Für Ida«, versetzte er.

»Gottlob! So seid ihr versöhnt?«

»Ach nein! Ich habe sie nicht wiedergesehn. Aber es ist heute ihr Geburtstag. Ich will den Strauß unter ihrem Porträt in Wasser setzen.«

Er sprach diese Worte ruhig, ja kalt. Aber seine Augen waren erloschen, und die Wangen bleich. Ich muß gestehn, daß mich die stummen, geduldigen Patienten immer am meisten zur Teilnahme bewegt haben. Ich sah meinen armen Verstoßnen an, ich überlegte hin und her, ob hier nicht mit einem raschen Streiche zu helfen sei? Die Natur der Leidenschaften, insbesondere der Liebe, kannte ich aus der Seelenlehre, das Fräulein war mit der Mutter in der Stadt, das wußte ich. Ich war jung, verwegen! Ohne an die möglichen Folgen eines tollen Einfalls zu denken, lud ich den Lieutenant ein, sich von mir in die Rettungsanstalten zeigen zu lassen. Das Sträußermädchen wies ich an, vor der Türe zu warten.

Der Wächter war ausgegangen; alles begünstigte meinen Plan. Ich öffnete mit dem Hauptschlüssel, wir waren allein im leeren, schallenden Hause. Ich erklärte meinem Begleiter jedes Ding: die Einrichtung und Verbindung der Gemächer, die leicht zu bewegendes Glockenzüge, die Wärmemaschinen, die Frottierzeuge, die Bürsten, den Elixier- und Essenzenapparat des Wächters für die ersten Augenblicke des Erwachens aus dem furchtbaren Schlummer. Er fragte, ernst und wissenschaftlich gesinnt, verständig nach allem, und keine empfindsame Betrachtung kam in diesem Hause des Todes über seine Lippen. Endlich sagte er scherzend: »Diese reinlichen schimmernden Wände, die bronzenen Lampen, die blinkenden Stahlgriffe, die schönen Teppiche und Matratzen zeigen, wie jetzt alles auch bei den schrecklichsten Dingen zum Bequemen und Geschmückten strebt. Es fehlen nur noch die Tische mit den Journalen, um den Geretteten Unterhaltung zu bereiten, bis die Ihrigen sie wieder abholen.«

Ich bat mir seinen Verlobungsring aus. Er stutzte, wußte nicht, was ich wollte. Ich er-

klärte ihm trocken, daß ich gesonnen sei, noch heute zwischen ihm und seiner Braut dauerhaften Frieden zu stiften, aber dazu des Ringes bedürfe, nahm ihn bei der Hand, und streifte mit freundschaftlicher Gewalt ihm den Ring vom Finger. Er, in plötzlich auflosender Hoffnung und Freude, rief: ob ich verwirrt sei? Ich, ohne zu antworten, schrieb mit Bleifeder auf ein ausgerißnes Blättchen meines Portefeuelles ein paar Zeilen an die Schwiegermutter, legte den Ring bei, verschloß das Billet mit Oblate, eilte zum Mädchen hinaus, sagte ihr, den Herrn habe ein Nervenschlag betroffen, sie sollte das Briefchen auf der Stelle da und da hintragen.

Mein bestürzter Freund war bis auf den Flur gefolgt, und hatte die Bestellung gehört. Ich nötigte ihn in eine der angenehmsten Sterbekammern zurück. »Um Gotteswillen!« rief er, »was treiben Sie? was machen Sie aus mir?« – »Einen Scheintoten«, versetzte ich. Er sah mich an, wie einen, von dem man glaubt, er habe den Verstand verloren. »Idas Krankheit«, sagte ich, »führte den Bruch herbei. Ihr Tod soll das Bündnis herstellen; das

nennt man einen Klimax, welcher zu den wirksamsten Redefiguren gehört. Sie haben die Wahl, entweder mich zuschanden zu machen und sich jede Aussicht zu verbaun, oder folgsam zu sein, und Ihr Glück im letzten Akt einer Posse zu empfangen.« Er stand anfangs starr, dann verwünschte er meine Torheit, und überschüttete mich mit Vorwürfen. Ich behielt indessen Geistesgegenwart, kramte Schnepfer und Bindzeug aus, setzte eine Menge Flaschen auf den Tisch, ließ den Essigäther duften, verbrannte Federn, kurz, ich richtete das Zimmer so zu, daß es ganz medizinisch aussah und roch. Er, über meine Kaltblütigkeit in Verzweiflung, warf sich auf eine Matratze. Ich erklärte ihm, da könne er liegenbleiben, denn dahin gehöre er in seinem jetzigen Zustande. Ich löste seine Halsbinde, knöpfte die Uniform und Weste auf, und machte mir immerfort zu schaffen, um meine Unruhe zu verbergen, die sich mit dem Nachdenken doch allmählich bei mir einzustellen begann.

Nach einiger Zeit sprang er auf, und rief: »Ich muß fort, ich bin an diesen Dingen un-

schuldig! Sehen Sie zu, wie Sie aus der Verlegenheit kommen, die Sie angerichtet haben.«

Ein Wagen fuhr sturmschnell vor. »Sie kommen«, rief ich, »ich wußte das ja!« und ging ihnen entgegen. Sie waren es, Ida und ihre Mutter, meine Berechnung war richtig gewesen. Aus dem Schlage stürzte das Fräulein entgeistert, blaß, die Augen voll Tränen, und rief: »Wo ist seine Leiche?« – »Er lebt, beruhigen Sie sich, er ist erwacht, meine Furcht war zu voreilig!« rief ich ihr hastig zu. »Wo? Wo?« stammelte sie, flog in das Haus, und wie durch Instinkt geleitet, in das rechte Zimmer.

Ich half der Mutter aus dem Wagen. Sie wußte sich in diesen Wechsel von Trauer und Freude nicht zu finden. »Teuerster, warum erschrecken Sie uns? Man muß bei dergleichen doch erst das Ende abwarten«, sagte sie. Ich bat um Verzeihung, ich hätte ganz den Kopf verloren gehabt, sie möchte einem jungen unerfahrenen Manne um des glücklichen Ausgangs willen nicht zürnen.

Wir traten in die Sterbekammer. Da war die Liebe von den Toten auferstanden. Fabian und Ida lagen einander in den Armen.

Sie herzten sich und küßten sich, und wußten beide nicht, was sie taten. Sie wollte von ihm wissen, wie ihm zumute gewesen sei? er erwiderte, in diesem Punkte besonnen, er wisse von nichts, sie müsse den Doktor fragen.

Ich verbot alle Erklärungen, und riet ihnen, sich des Lebens zu freun. Die Mutter trat hinzu, gab ihm die Hand, und sagte sehr freundlich: »Lieber Sohn, Sie machen uns schöne Streiche. Mein Gott, wie das hier aussieht und riecht, es fällt mir auf die Nerven. Verlassen wir den leidigen Ort.« Ich benutzte den Augenblick, küßte ihr ehrerbietig die Hand, und sagte bescheiden: »Edle Frau! Ida ist vor Liebe krank geworden, Fabian wäre beinahe daran gestorben; sollen Ihre Kinder noch länger schmachten?«

Die Gewalt dieser Auftritte hatte sie erweicht. Sie gab die Zustimmung zu dem, was die Verlobten wünschten. Es folgte ein neuer Sturm von Liebkosungen und Umarmungen, in dem ich ebenfalls zuletzt von ohngefähr mehrere Küsse bekam.

Indessen waren die Fügungen des Himmels auch tätig gewesen. Denn als wir eben aus

dem seltsamsten aller Boudoire aufzubrechen im Begriff standen, nahte sich der Bursche Fabians mit der in gemeßner Haltung vorgebrachten Meldung, daß der Oberst schon dreimal nach ihm geschickt habe, indem das ersehnte Patent nun endlich eingetroffen sei.

So führte Ida statt eines erblichen Lieutenants, nach dem sie ausgefahren war, einen lebendigen Capitain nach Hause. – Sie leben sehr glücklich miteinander, manche Szene, die sonst in die Ehe fällt, haben sie vorher schon unter sich abgetan, dazu ist wenigstens der lange Brautstand dienlich gewesen.

Mir brachte die sorgsame Behandlung des Fräuleins während jener drei Tage und die Rettung des Bräutigams große Gunst in den vielen mit dem Hause verbundenen Familien zuwege. Einer lobte mich immer noch mehr als der andre, so entstand mir bald ein Ruf, den mir so manche an armen Leuten im Verborgnen geübte saure Mühe nicht erworben hatte. Zuerst schlug mich das Gewissen etwas, nachher beruhigte ich mich durch den Anblick der allgemeinen Scharlatanerie, die in der Welt herrscht, über die meinige, die

wenigstens niemand geschadet, vielmehr eine zufriedne Ehe gestiftet hat.

Drittes Kapitel

In den folgenden Tagen war in den Zimmern des Herzogs große Geschäftigkeit. Ein fremder Rechtsgelehrter war angekommen, mit dem der Fürst und Wilhelmi in eifrigen Gesprächen unter Papieren und Akten zusammensaßen. Es wurde viel nach dem Archive geschickt, bunte Stammbäume mit vergoldeten Siegelkapseln lagen auf den Tischen umher, man holte Bücher aus der Bibliothek; eine wichtige Frage beschäftigte die Versammelten. Der Advokat hatte die Nachricht von dem Tode eines Seitenverwandten überbracht, und mit dieser Post ungewünschte Eröffnungen verbunden. Wir fassen das Resultat jener Gespräche in einem kurzen Berichte zusammen.

Das alte Haus, dessen Glanz gegenwärtig nur allein noch der Herzog in kinderloser Ehe repräsentierte, teilte sich schon seit hundert

Jahren in zwei Linien, in die ältere, und in die jüngere gräfliche. Die Natur schien es auf ein Erlöschen des berühmten Namens angelegt zu haben, denn jener Seitenverwandte, der Graf Julius, war der letzte der jüngern Linie gewesen. Er hätte noch länger leben können, wenn nicht zu rascher Genuß seine Tage abgekürzt hätte. Als Jüngling vaterlos geworden, gebot er über ein bedeutendes Erbe, dem er auf keine Weise vorzustehen wußte. Kühnheit und Leichtsinn verwickelten ihn in vielfältige Abenteuer, er glänzte am Hofe, er wollte auch zu Hause glänzen; dieser gedoppelte Aufwand hätte die Minen Perus erschöpfen können. Bald war er von Gläubigern umringt, sah sich in Verlegenheit, und bei seinem gänzlichen Mangel an Erfahrung, ohne Mittel, aus derselben zu kommen.

Damals lernte er Hermanns Oheim kennen, welcher in der für Tausende unglücklichen Periode, die unsrem Vaterlande angebrochen war, eben sein Glück zu machen begann. Vom düstern kleinen Comptoir im Hinterstübchen eines mäßigen Hauses ging er mit sichrem Schritte auf die Million zu.

Schon dachte er an Landbesitz, um seine großen, weitgreifenden Fabrikpläne zu verwirklichen. Graf Julius sprach ihn um ein bedeutendes Kapital an, womit die dringendsten Schulden bezahlt werden sollten. Der Oheim pflegte sonst an Verschwender, deren Güter bereits über die Hälfte des Werts andren gehören, nicht zu leihen. Indessen mußte ihm wohl in diesem Falle der Verschwender selbst eine gute Hypothek sein. Er gab und gab, bis die Besitzungen des Grafen, nach einem freilich wohlfeilen Anschlage, sein waren. Nun erklärte er, nichts mehr geben zu können. Jetzt war der Graf erst in der rechten Not. Die Zinsen verschlangen die Einkünfte, niemand wollte sein Geld mehr bei ihm wagen. Man weiß, wie die allgemeine Verzweiflung jener Zeit auch das Letzte, worauf sich sonst der Mensch verläßt, den Grund und Boden, im Werte heruntergedrückt hatte.

Zum zweiten Male erschien ihm der Oheim jetzt als Retter und Heiland. Er schlug ihm einen Verkauf der Güter vor, wollte sie für die vorgeschossenen Summen annehmen, und dem Grafen freie Wohnung auf dem Schlos-

se seiner Väter, sowie eine jährliche anständige Rente gewähren. Das Geschäft war zulässig; die Gesetze der großen Nation, welche uns beherrschte, hatten bekanntlich alle feudalistischen Beschränkungen des Eigentums aufgehoben. Der Graf frohlockte bei dem Gedanken an ein sorgenfreies Leben, wie seine Imagination es ihm vorstellte; er schlug ein. Die Rittergüter gingen in die Hände des Bürgerlichen über, das Geld hatte gesiegt.

Nach einigen Jahren des Verdrusses, welchen der Graf statt der erwarteten Lebensfreude gefunden, war er gestorben, und an diesen Todesfall knüpften sich die wichtigsten Folgen. Die herzogliche Linie, in der jedoch diese höhere Würde ein neues Datum hatte, war im Besitze der Haupt- und Stammgüter, deren Komplex vor kurzem zur Ständesherrschaft erhoben worden war. Aber nie hatte sie unangefochten besessen. Der Ahnherr des Hauses sollte sich nämlich mit einer Person unadlichen Standes verbunden haben; man sprach sogar von der Tochter eines Leibeignen. War dies der Fall, so hatte die Deszendenz natürlich nie ein Erbfolgerecht

gehabt, und ihr Besitz war eine Usurpation gewesen. Darauf stützten sich die Nachkommen des zweiten, in die gesamte Hand aufgenommenen Bruders, die Glieder der jüngern Linie. Sie behaupteten, und hatten immer behauptet, die rechten Erben der Herrschaft zu sein.

Die jüngre Linie erlosch, wie gesagt, mit dem Grafen Julius. Als dem Herzoge diese Nachricht wurde, empfand er eine sehr verzeihliche Freude. Nun waren alle Zweifel, die ihn bisweilen noch in seinem Wirken beunruhigt hatten, getilgt; der letzte war mit dem letzten Prätendenten in die Gruft gegangen. Heiter hatte er an jenem Abende die Anekdote des Arztes angehört. Man blieb bis spät in die Nacht beisammen, lachte und scherzte über die Torheiten der Menschen, und theilte einander in mannigfachen Wendungen die aus den Memoiristen geschöpfte Überzeugung mit, daß die geringfügigsten Dinge, ein Wort, ja ein Buchstabe die Ereignisse so oder so gestalten.

Der Arzt hatte die lustigsten Einfälle über die Ahnfrau, deren reines Geblüt noch ei-

ne Untersuchung habe bestehen sollen, nachdem die Möglichkeit einer chemischen Analyse längst verschwunden gewesen sei. Zuletzt brachte er einen Toast auf die Ruhe ihrer Seele aus, in welchen der Herzog munter, die Herzogin gefällig, und Wilhelmi widerstrebend einstimmt. Dieser hatte seine ernste Stimmung nicht verloren, und sagte, als die Gläser klangen: »Mit den Geistern ist nicht gut scherzen.«

Am andern Morgen zeigte es sich, daß die Sache nicht zu Ende sei. Der Rechtsgelehrte, welcher abends zuvor seine Müdigkeit vorgeschützt hatte, um auf dem Zimmer bleiben zu dürfen, überreichte eine Zession, welche der Graf bereits vor einigen Jahren ausgestellt hatte. In derselben trat er alle seine Rechte auf die Herrschaft an Hermanns Oheim ab. Man musterte voll Erstaunen diese Urkunde, man wußte von Mißverständnissen, selbst von Streitigkeiten zwischen beiden Teilen, man konnte sich den Beweggrund zu einem so auffallenden Schritte nicht erklären. Aber alles Erstaunen und Verwundern führte zu nichts. Die Urkunde lag vor; jede

Form war beobachtet worden, man sah sich genötigt, auf den Inhalt einzugehn, womöglich dessen Gültigkeit zu widerlegen.

Letztres versuchte Wilhelmi. »Die Güter, welche jetzt die Standesherrschaft bilden, waren unter der deutschen Reichsverfassung Lehen«, sagte er. »Darauf folgte die Fremdherrschaft mit ihren Umwälzungen, dann der Befreiungskrieg. Der Vater meines Gebieters starb nach dem Frieden. Entweder hat nun der Herzog die Standesherrschaft als freies Eigentum überkommen, oder als Lehen. Im ersten Falle waren alle aus den Rechtsantiquitäten hergenommenen Ansprüche der jüngern Linie erloschen, keine Mißheirat eines Vorfahren kann meinem Herrn noch gegenwärtig schaden. Im letzten Falle hatte nur der Graf, nur er für seine Person ein Familienrecht, welches *er* einem Dritten, Fremden, Ihrem Machtgeber nicht übertragen durfte.«

Darauf erwiderte der Rechtsgelehrte: »Der erste Fall ist nicht eingetreten. Man hat es für gut gefunden, nach der Katastrophe, welche Europa den alten Dynastien zurückgab, die schon halbeingeschlafnen agnatischen Rech-

te der Familien wiederzuerwecken. Seine Durchlaucht besitzen Ihre Schlösser nicht, wie der Bauer sein Gütchen, der Bürger sein Haus besitzt. Alle Fehler, alle Mängel aus der ältesten Vorzeit her, haften auf dem jüngsten Erwerber.«

»Welche also nur der Agnat, nur der ebenbürtige Anwärter rügen dürfte!« warf Wilhelmi ein.

»Keinesweges«, versetzte der Rechtsgelehrte. »Indem man jene abgekommenen Ansprüche herstellte, ging man, wenigstens hiesigen Landes nicht so weit, auch die Verbindung zwischen Lehnsherrn und Vasallen aufs neue erstehen zu lassen. Nur die persönlichen Rechte der Gevettern sind restauriert, sie haben aber eben wegen der nur teilweise geschehenen Operation eine Umwandlung erlitten, sie stehen nun mit allen übrigen gewöhnlichen Befugnissen in Reihe und Glied. Ich frage: warum hätte Graf Julius über die seinigen zu verfügen nicht die Macht gehabt?«

Die Deduktion konnte nicht bestritten werden. Wilhelmi äußerte sich sehr leidenschaft-

lich über das kindische Halbwesen der Zeit, über das ungeschickte Vermischen von Alt und Neu, über die grellen Widersprüche, die aus dem jetzt so häufig ersichtlichen Mangel an allem Gefühl für die Ergründung der eigentlichen Verhältnisse entspringen.

Der Herzog unterbrach ihn und sagte ruhig: »Der Monarch hat mich durch seine Gnade aus der Reihe der übrigen Untertanen emporgehoben. Wir waren Fürsten des Reichs, das sind wir, ich weiß es, nicht mehr, es kam eine Zeit, in der wir nur gewöhnliche Edelleute gewesen sind. Aber die Zeit ist vorüber.

Ich stehe wieder bevorrechtet zwischen Thron und Volk, eigentümlich, nur mir selbst und meinen Pairs gleich da. Ich gehöre der Herrschaft und die Herrschaft gehört mir. Wie kann der Bürger, der Fabrikant diesen Zusammenhang zerreißen?«

»Der Regent wird den Fabrikanten nicht zum Standesherrn machen«, antwortete der Rechtsgelehrte. »Aber der Bürger kann Rittergüter erwerben und benützen. Keine Verfügung des Monarchen schadet wohl erworbenen Rechten dritter Personen. Graf Julius

hatte seine Anrechte als freies persönliches Eigentum erworben. Ew. Durchlaucht sind Standesherr erst seit zwei Jahren, es ist kein Geheimnis, daß Ihre Erhöhung eben wegen der Zweifelhaftigkeit Ihres Rechts so bedeutenden Aufschub gelitten hat. Unsre Zession ist vier Jahre alt. Wir haben bis jetzt damit nicht auftreten wollen, weil der Graf bei seinen Lebzeiten dies unterlassen zu sehn wünschte. Zu allem Überflusse steht in Ihrem Diplom die ausdrückliche Klausel: ›Vorausgesetzt, daß die jetzt besitzende Familie ein vollständiges Recht hat.«

Der Herzog erinnerte daran, daß die Linie die Herrschaft seit unvordenklicher Zeit innegehabt habe. Hierauf bemerkte sein Gegner, daß, wie man gegenseits sehr wohl wisse, der Prozeß zur gehörigen Stunde bei den Reichsgerichten angehoben und immer im Gange erhalten worden sei, daß derselbe aber nach wetzlarischer Sitte unter dem Stabe des Kammerrichters seine Endschaft nicht erreicht habe. Er wies die Abschrift eines Dekrets vor, vielleicht des letzten, welches jener Hof erlassen, und schloß mit dem An-

führen, daß das Deutsche Reich bekanntlich noch nicht seit dreißig Jahren aufgelöst sei, und daß mithin von einer Verjährung hier nicht geredet werden könne.

Ohne den Vortrag des Advokaten einzuräumen, ließ man die Verhandlung über diese Punkte fallen. Von allen Seiten wurde gefühlt, daß die tote Ahnfrau in dem Streite den Ausschlag geben werde. So ging also doch wieder dieses Gespenst, und nicht in theatra- lischer, sondern in sehr wirklicher Weise durch das Haus. Die Gegner waren im Besitz der unverwerflichsten Zeugnisse, daß der Ahnherr sich mit einer Jungfrau ehelich verbunden hatte, vor deren Namen das Wörtlein *von* fehlte. Die Extrakte aus den Kirchenbü- chern wiesen zugleich nach, daß ein Land- mann gleiches Namens erst lange nachher in dem Dorfe, welches sich späterhin zum Resi- denzflecken der Herrschaft erhob, verstorben war. Man hielt ihn für den Vater des Mäd- chens; die regierende Linie, so folgerte man, stammte von einer Bäuerin ab. »Alle diese Stammbäume, welche ich hier vor mir ausge- breitet liegen sehe, beweisen nichts!« rief der

gewandte Konsulent. »Es sind einseitig in Ihrem Hause aufgestellte Tafeln, die noch dazu die untrüglichen Zeichen später Abfassung an sich tragen.

Wir nehmen als möglich an«, fuhr er fort, »daß jener Graf Archimbald seiner Maria Sibylla vom Kaiser den Adel erwirkt hat. In diesem Fall würden wir für ein Geringes abzustehn bereit sein. Die Familienstatuten reden nur vom Adel der Mutter schlechthin, als Bedingung der Erbfähigkeit der Kinder, nicht von altem stifts- und turnierfähigem Adel, wahrscheinlich, weil man an einen andern gar nicht dachte. Wir sehn jedoch ein, daß unsre Ansprüche dann zweifelhaft würden, und daß, wenn die Sache bei Gericht in die Hände eines Referenten von neuen Ansichten fiel, die geadelte Bäuerin leicht für vollwichtig erachtet werden möchte. Aber wo ist der Adelsbrief? War er je vorhanden, so muß er doch aufbewahrt, er muß herbeizuschaffen sein.«

Über diese Urkunde gab der Herzog eine ablehnende Antwort. Er wußte aus seiner frühen Jugend, daß sie dagewesen war.

Noch wie von heute erinnerte er sich des Tages, an dem der alte strenge Großvater sie ihm gezeigt hatte, mit den Worten: betrachte *das* Blatt, es verteidigt uns gegen die Vettern. Noch sah er mit den Augen des Gedächtnisses die braune Saffiankapsel, in welche der alte Mann sie tat. Nachher war sie verschwunden. Beim Kammergericht hatte man ein Jahrhundert hindurch über den Punkt gestritten, welcher von beiden Teilen zu beweisen habe, und zur Vorlegung des Dokuments war man daher nicht gediehen.

Wilhelmi suchte Tag und Nacht im Archive, aber seine Mühe war diesmal, wie früher, vergebens. Darauf eröffnete der Advokat die Vergleichsvorschläge des Oheims. Sie liefen auf eine Halbierung der Güter hinaus. Der Herzog ließ den alten Fabrikherrn einladen, mit ihm persönlich zusammenzutreten.

Der Rechtsgelehrte übernahm es, seinen Klienten zum Besuche auf dem Schlosse zu vermögen.

In seinen einsamen Augenblicken fühlte sich der Fürst sehr erschüttert. Den wilden verschwenderischen Vetter hatte er nie

gescheut, vor dem alten eisernen Handelsmann ergriff ihn eine Art von Geisterfurcht, über die er nicht Herr zu werden vermochte. Mit diesen Schlössern, Feldern und Wäldern durch alle Erinnerungen verwachsen, hielt er es für eine Unmöglichkeit, aus solcher Gemeinschaft zu scheiden. Seine Existenz stand auf dem Spiele, das empfand er, und daß er seinen Sturz nicht überleben wolle, gelobte er sich vor den Bildern der Ahnen. Indessen, gewohnt, immer derselbe zu scheinen, wie es auch innerlich wechselte, zeigte er vor andern das heitre Antlitz eines Manns, den nichts in Erstaunen setzt. Es war ausgemacht worden, der Herzogin diese Verhandlungen geheimzuhalten. Sie ahnte daher nicht, welche Wolke über ihrem Haupte schwebte.

Viertes Kapitel

Aber auch sie hatte ihr Leid. Jenes unglückliche Kind des Hauses, die verirrte Johanna lag ihr schmerzlich am Herzen. Endlich, nach vielen vergeblichen Erkundigungen wußte

man so viel, daß sie in der großen Stadt im Norden mit dem Manne lebe, dem sie ihr Geschick anvertraut hatte. Das Gerücht sprach von einer Vermählung. Man würde früher ihre Spur gefunden haben, wenn man nicht aus Rücksicht auf den Ruf der Entflohenen alle Nachforschungen nur durch die dritte Hand anzustellen sich genötigt gesehn hätte.

Die Herzogin war durch das Ereignis im Innersten verletzt.

Den Herzog sah sie beschäftigt, gedankenvoll; sie meinte das Gespräch mit ihm über diese Verwirrung bis zu einem freieren Zeitpunkte verschieben zu müssen. Inzwischen wollte sie nicht feiern. Sie nahm sich vor, der Unglücklichen zu schreiben; auf welche Weise dieser Brief zu versenden? das sollte späterhin überlegt werden. Manche Stunde saß sie, das Haupt auf die Hand gestützt, vor ihrem Schreibtische, nie war ihr etwas schwerer geworden, oft legte sie halb unwillig die Feder weg, endlich kam ein Blatt zustande, in welchem ihre ganze Seele zu lesen war.

Der Advokat hatte sich der Herzogin vorstellen lassen, und war als Glied der Gesell-

schaft aufgenommen worden. Man behandelte ihn artig, wie seine Sitte und Bildung es verdiente. Insbesondere ließ ihm der Herzog die unheilbringende Botschaft nicht entgelten. Denn jener benahm sich bei der Erörterung der Frage: wer hier Herr sein solle? so verständig und bescheiden, daß der Fürst eher eine Art von Neigung zu ihm faßte. Er hielt ihn unter einigen Vorwänden etliche Tage zurück, weil er immer noch hoffte, Wilhelmi werde die vermißte Urkunde finden, und damit dem ganzen Streite auf der Stelle ein Ende machen.

In diesen Tagen ging bei dem jungen Manne eine große Veränderung vor, und er bedurfte der ganzen Festigkeit, welche ihn auszeichnete, um das Gefühl seiner Pflicht in sich lebendig zu erhalten. Teils Wilhelmi, teils der Herzog selbst hatten ihn im Schloß und in den Umgebungen, die nicht leicht ansprechender gefunden werden konnten, umhergeführt. Überall stieg ihm das Bild eines würdigen, stillprächtigen Daseins entgegen, welches auf den Erwerb verzichtet, weil es in seiner Fülle genug hat. Und wie in einer schö-

nen Landschaft ein klarer Wasserspiegel die reizende Natur ringsumher noch einmal verklärt wiedergibt, so erhielt dieses Bild adlichen Lebens zuletzt sein seelenvolles Auge in der Anmut der Herzogin.

Vom Herzoge hatte er sich beurlaubt. Bei ihr angemeldet, war er nach einem Gartenkabinette beschieden worden. Himmelblaue Tapeten bedeckten die Wände dieses Zimmers, weiße Meubles mit goldnen Leisten standen umher, von Konsolen herab sahen die Büsten der großen Dichter. Heitre und doch ernsthafte italienische Landschaften füllten die Zwischenräume aus; auf einem runden Tische lagen rote vergoldete Bände. Der Advokat schlug einige derselben auf, und fand »Hermann und Dorothea«, »Tasso«, »Iphigenia«, Homer, die Gesänge unsres Schiller. Die Herzogin hatte dieses Zimmer vor kurzem erst einrichten lassen; man brachte dort den Abend zu, wenn es draußen zu schwül war, und genoß der Aussicht auf die neuen Anlagen, welche in stetiger Folge die Blüten jeder Jahreszeit spendeten. Alle Hausgenossen, welche zum Zirkel gehörten, besaßen den

Schlüssel zu diesem Gemache, um nach Bequemlichkeit dort verweilen zu können.

Er war eine geraume Zeit lang allein, und seine Empfindungen wurden immer trüber, je länger er diese gewölbten Marmorstirnen, diese Prospekte auf Felsen und Palmen, Himmel und Meer betrachtete, oder in die gelbrot glühenden Georginenbeete der holden Fürstin schaute. Der junge Mann hatte nichts von dem, was man heutzutage ästhetische Bildung nennt, aber er folgte einem natürlichen Gefühle. Seine erste Empfindung war stets, andre Menschen für edler und klüger zu halten als sich, und das Lied eines Dichters konnte ihn bis zu Tränen rühren.

In diesem, der geistigen Erholung gewidmeten Orte, drängten sich ihm nun alle Anregungen der vergangnen Tage zusammen. Schon erblickte er hier, wo das Schöne gute Menschen beseligt hatte, ein ödes rechnendes Comptoir, schon sah er dort, draußen, quer über die armen Blumen, über den samtnen Rasen einen Weg für Karren und Schleifen zu irgendeiner trostlosen Fabrikhütte führen. Er kam sich selber hassenswürdig und nied-

rig vor, daß er zu solchem Beginnen die mit-
helfende Hand bieten wollte. Mit dem Buch-
staben eines ungerechten Rechts den geheil-
igten Zustand so verehrungswerter Personen
zu zerstören, es erschien ihm gemein und
ruchlos. Aber was sollte er tun? Wie durfte
er eine Treulosigkeit begehn, gegen welche
sich alle seine Begriffe sträubten? Im hefti-
gen Kampfe mit sich selbst ging er auf und
nieder, und blickte bald diese bald jene Büste
an, als fragte er die Helden des Gesangs um
Rat in seiner Not.

Denkverse standen mit goldnen Buchsta-
ben unter jeder Konsole. Er las den Spruch
unter Schillers Haupt:

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!

Und plötzlich kam ihm, wie durch innre Er-
leuchtung der Entschluß. »Ja«, rief er, »es
gibt etwas Höheres, als die Form, und das
ist der Gehalt. Über alle Worte und Satzungen
hinaus liegen die Quellen des Wahren
und Guten. Kein Kontrakt kann uns zu einer
Schlechtigkeit verpflichten. Mein Machtgeber

kennt den ganzen Stand der Sache, ausführlich will ich ihm melden, was ich hier verhandelt habe, aber dann rühre ich keine Feder mehr für ihn an!«

In einer Selbstvergessenheit, wie sie ihn noch nie überwältigt hatte, warf er sich an einem Sessel vor der Büste des Dichters nieder. Er war mit sich im reinen, er hatte eine neue Richtschnur für sein künftiges Verhalten gefunden. Er gelobte dem Verewigten über ihm, daß er fernerhin nur dem seinen Mund leihen wolle, der ein wirkliches, nicht ein bloß papiernes Recht habe, müsse er auch arm und unangesehn darüber bleiben.

So knieend fand ihn die Herzogin. Wer beschreibt ihr Erstaunen? Bestürzt erhob er sich, und konnte kein Wort vorbringen. »Sie knieten an keiner unwürdigen Stelle«, sagte sie nach einer Pause. »Man hat vor diesem Haupte immer so reine Gedanken. Sei es Ihnen nicht unlieb, daß ich Sie überrascht habe. Ich bin von der altfränkischen Partei, und liebe den tugendhaften Künstler, wie man ihn so schön genannt hat.«

Ihr Auge schimmerte, sie nahm eine Rose

vom Busen, hauchte einen Kuß darauf, und legte sie auf den Sessel unter der Büste.

Er hatte sich inzwischen gesammelt und schon ganz wieder die Haltung des schlichten Geschäftsmanns gefunden. »Ich kann keine Worte vorbringen, welche Ihrer, und der Geister, die uns umschweben, wert wären«, sagte er. »Ich versichre nur, daß es mich sehr freut, auf Ihr Schloß gekommen zu sein, und daß ich hier etwas für meinen Beruf gelernt habe.« Man wechselte noch einige freundliche Reden. Sie empfand ein stilles Zutrauen zu dem Manne, der vor ihrem geliebten Sänger das Knie gebogen hatte, und nun so fest und doch so anspruchslos vor ihr stand. Sie reichte ihm die Hand zum Kusse. Hochherrörend empfing er dieses Zeichen des Wohlwollens. So schied der verwandelte Feind.

Fünftes Kapitel

Der Herzog hatte nach der Entlassung des Advokaten in seinen Zimmern ein Standrecht abgehalten. Im Schlosse wankte eine alte Ge-

stalt umher, wie man dergleichen wohl als Erbstück in den Häusern großer Familien antrifft. Ein sechzigjähriger Bedienter, der bei dem Großvater und Vater gedient hatte, und nun noch so mitschlenderte; derselbe, von welchem der Fremde Wilhelmin so zornig angemeldet worden war. Eigensinnig und unverträglich, war er eine Plage der übrigen Dienerschaft, er glaubte mehr Recht zu haben, als sie, weil er seine Kamaraden alle hatte eintreten sehn. Oft hatte man, seiner Unbehülflichkeit wegen, ihn von der Aufwartung bei Tafel entfernen wollen, er setzte sich aber hartnäckig zur Wehre, wenn man sein verjährtes Amt ihm zu nehmen gedachte, und einmal, da man ihn mit Gewalt aus dem Saale trieb, fand man ihn kurz nachher auf dem Söller in unheimlichen Zurüstungen mit Strick und Nagel begriffen. Damals hatte der Herzog befohlen, man solle ihn dulden, und in seinem Wesen gewähren lassen.

Diesem Menschen erteilte er jetzt einen ernsthaften Verweis. Er hatte bemerkt, daß jener, statt den Fremden zu bedienen, immer mit der Schüssel an ihm vorübergegan-

gen war, so daß der Gast oft von mehreren Gerichten nichts bekommen hatte. Streng fragte er ihn, was für ein Benehmen das sei? und verbat sich für die Zukunft dergleichen grobe Nachlässigkeiten.

Der alte Erich zitterte vor Ärger. »Es war keine Nachlässigkeit, Ew. Durchlaucht«, rief er. »Ich bin noch so akkurat, wie einer von den Jüngsten. Aber dem sollte ich etwas zu essen geben? dem? der uns von Haus und Hof treiben will? Nimmermehr! So einer muß hier verhungern und verdursten.«

»Was meinst du damit?« fragte der Herzog betroffen. »Hast du gehorcht?«

»Ich mußte ja das Licht immer zu den Konferenzen bringen. Höre ich nicht, wenn gesprochen wird? Sehe ich nicht, was zu sehen ist?«

Wirklich hatte der Herzog, gleich vielen seiner Standesgenossen, sich gewöhnt, die Diener nicht für Personen, wenigstens nicht für augen- und ohrenbegabte, zu halten. Manches war schon hin und wieder in Gegenwart der Aufwartenden verhandelt worden, was diese dann zum Nachteil der Herrschaft

umhertrugen. Er sagte dem Alten, daß er vernünftig sein, und die Sache bei sich behalten solle.

»Die Narren haben ihr Herz im Maul, aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen«; Jesus Sirach am Einundzwanzigsten«, versetzte Erich, der gern in biblischen Sprüchen redete. »Sie denken, ihren Stuhl herzusetzen, aber es wird ihnen nicht gelingen.« Er klopfte auf seine linke Brust. Der Herzog wußte nicht, was der Alte damit sagen wollte, und bedeutete ihm mit finstrer Miene, sich zusammenzunehmen, denn aller Geduld sei ihr Ziel gesetzt.

Draußen zog der zornige Greis ein langes Messer, welches er immer unter dem Rocke bei sich trug, aus dem Futteral, und murmelte, mit der scharfen Waffe durch die Luft fechtend: »Wer den Stein in die Höhe wirft, dem fällt er auf den Kopf. Wer einem andern Schlingen stellt, der fängt sich selber. Wer seinem Bruder Schaden tun will, dem kommt es über den eignen Hals, daß er nicht weiß, woher?« Sirach am Achtundzwanzigsten.«

Sechstes Kapitel

Die Herzogin an Johanna

»Es ist mit dem Briefschreiben eine schlimme Sache. Alles, was man spricht, kann man durch Blick und Ton verdolmetschen, aber die schwarzen Buchstaben stellen sich zwischen unsre Meinung und den Dritten, und wer sagt uns, ob sie unsern Sinn getreu überliefern? Ich schreibe diese Zeilen mit dem innigen Wunsche, Ihnen und uns etwas Heilsames zu erzeugen; muß ich aber nicht befürchten, daß Sie statt der Gesinnung nur Worte darin finden werden? Darf ich von demselben irgendeine günstige Wendung des Ereignisses, welches uns betrübt, erwarten? Ich lasse meines Herzens Meinung fliegen, wie die Taube aus der Arche; ob ich ein Ölblatt zurückbekomme, oder nicht? ist mir unbekannt, aber ich lasse die Taube fliegen.

Wir dachten immer über *einen* Punkt sehr verschieden. Sie hassen die Selbstbetrachtung, Sie glauben, man verliere dadurch alle Freuden des Daseins. Mich dagegen führ-

ten die äußern Dinge von jeher in mein Inneres zurück; nur was ich dort eroberte, genoß ich als wohlversichertes Besitztum. Solchen Beobachtungen, selbst denen, die andern niederschlagend gewesen wären, verdanke ich die größten Freuden. Mit Entzücken erinnere ich mich noch des Tages, wo mir zum ersten Male recht tief im Busen die durchdringende Überzeugung von meiner schwachen, hilflosen Weiblichkeit wurde. Es war am Morgen nach einem Ballabende, wo man mich mit den schönsten Artigkeiten überhäuft hatte. Da erhielt ich ein Billet, und sah mich in einer Verlegenheit, die ich mit allem Aufwande meines bißchen Verstandes nicht zu besiegen vermochte, und von welcher ich mir doch gestehn mußte, daß ein kluger Mann sie spielend gelöst haben würde. An jenem Tage gelobte ich mir, nie mich als Opfer meiner Täuschungen bekränzen zu lassen, nichts sein und vorstellen zu wollen, als eine untergeordnete, hilfsbedürftige Frau. Welches Glück, welchen Frieden hat mir diese Erfahrung bereitet!

Ich erzähle Ihnen dieses nur, um Sie wo-

möglich zu überzeugen, daß die Einkehr in uns selbst uns nicht dem Leben entfremdet, uns vielmehr mit freierem Blicke dem Leben zurückgibt. Was haben wir denn eigentlich, wenn wir nichts haben, als unsre Irrtümer und den kühnen Willen, sie, koste es, was es wolle, festzuhalten? Ein Tröpfchen Wahrheit ist ja mehr wert, als der ganze Strom selbstgeschaffner Einbildungen, auf dem wir, vertrauen wir demselben unser Schiff an, wer weiß? zu welchen öden Küsten geführt werden. Könnte ich Sie überreden, einmal das, was Sie Unmöglichkeit nennen, zu besiegen! In jedem Menschen ist ein grauer Fleck, den wir doch ja nicht mit Blumen überdecken sollten! Jenseit dieser dunklen Stelle liegt erst unser beßres Selbst. Alles, was Sie, wie Sie sich auszudrücken pflegen, *hemmt*, empfängt Ihren Haß, aber wenn ich Ihnen die Frage vorlegte: ob Sie wohl je erforscht haben, *was* in Ihnen gehemmt werde? würden Sie mir Antwort geben können, Johanna?

Die Gegenwart umfängt uns mit den Nebeln augenblicklicher Täuschungen. Dagegen ist die Vergangenheit ein fester Spiegel, in

dem wir unser Antlitz erblicken können. Diesen Spiegel will ich Ihnen vorhalten, so gut ich es vermag. Vielleicht zeigt er Ihnen, daß an Ihrem Anzuge etwas zu ändern sei.

Als der Herzog mich nach dem Tode seines Vaters heimführte, fand ich Sie im Schlosse. Sie waren der Mittelpunkt des häuslichen Lebens gewesen. Die Dienerschaft hatte Ihnen zu gehorchen, jeder Fremde sah in Ihnen die Dame des Hauses. Was für alle Umgebungen seit lange offenbar sein mußte, das Geheimnis Ihrer Geburt, hatte erst kurz vor dem Tode des Vaters aufgehört, für Sie verborgen zu sein. Die Schwachheit entriß dem Greise das Wort, welches seine Liebe zu Ihnen, und den Platz, den er Ihnen eingeräumt, erklärte. Er wollte in Ihnen vor dem letzten Abschiede nicht bloß die Tochter seiner Wahl, er wollte in Ihnen auch das Kind seines Bluts umarmen.

Ich kam nun an, die junge Frau; in strenger Regel erzogen. Meine Lage war nicht angenehm. Hätte der Vater doch lieber sein Geständnis mit in die Gruft genommen! Mich dünkt, es ist nie gut, zu erfahren, daß un-

ser Dasein mit den Einrichtungen der Welt in Widerspruch steht. Sie fühlten sich; was war verzeihlicher, als daß Sie sich in Ihrem natürlichen Rechte zu behaupten suchten? Sie sind großmütigen Sinns; vielleicht wirkt es auf Sie, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich in den ersten Zeiten meines Ehestandes viel gelitten habe. Ich machte keine Ansprüche, aber ich war denn doch die Gattin des Herrn. Und nichts um mich her war so, wie ich es mochte. Jener Kreis, den Sie herbeigezogen hatten, er war der nicht, in dem mir das Herz aufging, er konnte nie der meinige sein. Große Gaben hat mir der Himmel nicht beschert, aber ich vermag das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, und in Ihrer Gesellschaft, bei dem Anblick der allgemeinen Kälte wehte mich oft ein Schauer des Todes an. Ich beschloß, diese Menschen zu dulden, aber ihnen entgegenzukommen, mit dem Wunsche, sie zu fesseln – dazu war ich außerstande. Sie verstanden mein Benehmen unrecht; ich fühlte, daß ich bei Ihnen für eine stumpfe, neidische Seele zu gelten begann.

Am besten kommen wir mit denen, die uns

nahegestellt sind, aus, wenn wir uns geradezu entschließen, sie zu lieben. Ich nahte Ihnen mit dem aufrichtigen Verlangen nach Ihrer Freundschaft. Ob Sie hierunter irgendeine künstliche Absicht suchten, weiß ich nicht. Genug, ich wurde wieder mißverstanden. Sie wichen mir mit der ganzen Gewandtheit Ihres Geistes aus. Nun konnte ich freilich nichts weiter tun, als mich auf meinen Gatten und nicht selbst beschränken. Es kam jene Zeit des gegenseitigen Beobachtens und Deutens, die uns beiden wohl immer eine trübe Erinnerung sein wird.

Inzwischen setzte der Herzog, welcher, mit wichtigeren Dingen beschäftigt, auf den geheimen Zwiespalt seiner Frauen nicht achten konnte, die Reformen fort, welche er nach des Vaters Tode begonnen hatte. Unter den Klagen entlaßner Müßiggänger, die auf meiner Schwelle lagen, umgeben von verdrießlichen Gesichtern derer, die auf schmalere Bissen gesetzt worden waren, sollte ich ihm mit Meinung und Rat beistehn, ich, die ich mir selbst nicht zu raten wußte, ich, unter deren Füßen der Boden schwankte!«

(Einige Tage später)

»Am tröpfelnden Tage wünschen wir uns klaren Himmel, und wenn dann der schwüle Druck des glühenden Sonnenbrandes auf uns lastet, so hätten wir gern die kleine Unbequemlichkeit wieder. – Jene, mindestens unschuldige Gesellschaft hatte sich gewöhnt, dafür kam der Verderber ins Haus, und bemächtigte sich Ihrer. Wie oft wünschte ich, von seiner unheimlichen Nähe bedrückt, mir den Schwarm zurück!

Ich rede von Medon. Ich fürchte ihn nicht, und nichts in der Welt soll mich abhalten, über ihn zu sprechen, wie ich denke. Er ist böse, grundböse; er ist böser als Worte sagen können. Dieser Mann hat gewiß noch niemand ermordet, aber er wäre imstande, das Menschengeschlecht zu vergiften, um den Raum für seine eingebildete Schöpfung zu gewinnen. Ich schelte Sie nicht, daß Sie in seine Schlingen gefallen sind – mußte ich doch selbst meinen Kopf zusammennehmen, um nicht von ihm bezaubert zu werden. Aber als ich an hundert kleinen untrüglichen Zeichen

sah, daß er nur ein Schauspieler, wiewohl ein überaus großer war, daß er mit Wissen, Geschichte, Religion, mit dem Ideellen seiner ganzen Erscheinung immer auf Effekt abzielte, da ergriff mich auch ein Widerwille gegen ihn, wie ich ihn noch nie gegen einen Menschen gefühlt hatte.

Mit Entsetzen bemerkte ich, daß Ihre Seele einem solchen Eindrucke nicht zu widerstehen vermochte. Ich sah Ihr wachsendes Zutrauen, ich sah, – verzeihen Sie mir, daß ich es ausspreche – wie er mit Ihnen spielte. Leider sind wir ja immer am schwächsten, wenn wir nicht schwach sein wollen. Der Herzog theilte meine Besorgnisse, die Sie freilich von uns nicht hören mochten. Wir waren nun einmal in Ihren Augen prosaische Naturen. Ich sah Sie dem Abgrunde zuhüpfen, und Sie stießen mich zurück, als ich Sie aufhalten wollte.

Was ich lange geahnet, erfolgte endlich: ein auffallender Bruch aller Verhältnisse. Medon nahm Abschied und reiste; Sie entfernten sich gleichzeitig ohne Abschied, und ein zurückgelaßnes kurzes höfliches Billet sagte uns, daß Sie es Ihrer Neigung angemessen

fänden, einen andern Aufenthaltsort zu wählen. Seit dieser Zeit waren Sie für uns verschwunden. In der alten Burg, wo wir uns auf unsrer Rückreise aus Österreich nach Ihnen erkundigten, haben Sie mit ihm unter fremden Namen einige Monate lang gelebt.

Betrachtungen über diese Geschichte anzustellen, halte ich für überflüssig. Redet sie selbst nicht zu Ihnen, so würde mein Wort auch kraftlos sein. Nur noch eins: Nicht die Liebe hat Sie hingerissen. Die Liebe macht still und weich; so sah ich Sie nie, Sie waren aufgeregt, nicht bewegt. Ihre Unzufriedenheit mit dem, was Ihnen das Schicksal zugemessen hatte, Ihre Sehnsucht nach der Ungebundenheit, die nun einmal dem Weibe nicht beschieden ist, fand an Medons größerer Unzufriedenheit mit den Menschen und mit der Gegenwart, an seinem Fanatismus für einen erträumten besseren Zustand der Dinge, gleichsam die Beglaubigung, den Anhalt. Aus dieser Sympathie des Mißvergnügens ist Ihr Verderben gewoben worden. Die Hand auf das Herz, Johanna, habe ich unrecht?

Man nennt Sie vermählt. Das glaube ich nicht. Ein Medon verheiratet sich nicht. Sie haben Ihr Los jemandem vertraut, der bei seinen Handlungen sehr wenig an Sie denken wird.

Kehren Sie zurück, Johanna! Sie wandeln einen schmalen gefährlichen Weg; lenken Sie ein in die gebahnte Straße! Kein Blick des Vorwurfs wird Ihnen hier begegnen. Der Herzog ist Ihnen brüderlich gesinnt; die Bitte des sterbenden Vaters bleibt ihm ein Befehl für das Leben. Gern wird er Ihnen das Landhaus, welches Sie liebten, so lange Sie wollen, einräumen. Da können Sie in der Stille, fern von unangenehmen Erinnerungen, sich zurechtfinden, können mit uns wieder anknüpfen, wann und wie Sie mögen. Ihr Ruf ist bewahrt; die Freunde wissen nicht anders, als daß Sie eine Reise gemacht haben. Mich sehen Sie erst, wenn Sie selbst es wünschen. Kehren Sie zurück, Johanna!«

Diesen Brief, so freundlich er klang und so innig er gemeint war, hatte die Herzogin dennoch mit großem Widerstreben geschrie-

ben. Beinahe hätte ein Zufall das mühevollle Werk vernichtet. Sie besaß einen zahmen Papagei, der frei im Zimmer umherspazierte, und von der Gebieterin verzogen, nach der Weise dieser affenähnlichen Vögel, tausend Possenstreiche ausgehn ließ. Er pflegte in der Regel ernsthaft auf der Lehne ihres Stuhls zu sitzen, wenn sie arbeitete oder schrieb. Als sie eben mit dem Briefe fertig geworden war, schoß er von seinem Platze auf die Klappe des Sekretärs, hatte den Brief im Schnabel, und war damit im Umsehn weg. Schon saß er in einer Ecke, bereit, das Papier mit Schnabel und Krallen zu zerarbeiten. Sie jagte ihm den Raub zwar wieder ab; ob sie aber sehr gezürnt haben würde, wenn der Vogel die Vernichtung vollendet hätte, steht dahin.

Siebentes Kapitel

Während seine Wohltäter auf so verschiedene Weise beschäftigt waren, lag Hermann noch immer in der Bewußtlosigkeit des Fiebers. Beinahe etwas zu hart war er für seinen irr-

tümlich verwendeten Eifer bestraft worden. Denn der Degen des alten Raufbolds hätte nur noch einen Zoll tiefer zu schneiden gebraucht, so wäre die Leber verletzt gewesen. Eine geraume Zeit lang hatte er ohne Hoffnung gelegen. Nach und nach kehrte die Besinnung zurück, anfangs wie ein dämmerner Traum, dann wie ein blasser, zarter Tag.

Als er die Augen aufschlug, sah er einen ernsthaften Mann an seinem Lager sitzen, der ihm die Medizin reichte. Er kannte den Mann nicht. Ein anderer Unbekannter, schwarzlockig, kam und fühlte den Puls. »Wo bin ich?« fragte er mit matter Stimme. »Bei Freunden«, versetzte der Arzt; »halten Sie sich ruhig.«

Die nächsten Tage vergingen unter der treuen Obhut jener Männer. Er hatte das Gedächtnis eingebüßt. Als man ihm den Herzog nannte, die kleine Stadt, in deren Nähe man ihn verwundet gefunden, wußte er von nichts. Seine Sinne litten an krankhafter Reizbarkeit, wenn er etwas Rauhes anfaßte, schmerzten ihm die Fingerspitzen, ein hartes Auftreten dröhnte ihm im Ohr, das helle Tages-

licht hätte er nicht zu ertragen vermocht. Bei der Dämmerung verhangner Fenster bekam er Zeit, seine Lebensgeister wieder zu sammeln.

Er fand sich in einem hohen ernstesten Zimmer. Alte Stukkatur verzierte die Decke, von den Wänden hingen schwere, rote Tapeten herab, massive, vorzeitliche Meubles standen umher. Große eichne Flügeltüren wiesen nach andern Gemächern. Kaum hallte ein Fußtritt durch den Gang. Man hatte den Verwundeten absichtlich im stillsten Teile des Schlosses untergebracht.

Die Einsamkeit und die altertümliche Umgebung machten einen angenehmen Eindruck auf ihn, welcher durch die Töne der Orgel, zu bestimmten Morgen- und Abendstunden aus der nahen Kapelle herüberklingend, noch verstärkt wurde. Wilhelmi und der Arzt erschienen pünktlich mehrmals des Tages, der alte Erich versah die Aufwartung. Nach und nach traten die Bilder der Tage, welche diesem einförmigen Zustande vorhergingen, aus dem Dunkel, aber wie Schatten, ohne rechten Zusammenhang. Er suchte nach einem festen Punkte, er hätte sich um sein

Leben gern auf eine Gestalt besonnen, die ihm nicht erinnerlich werden wollte.

Einst brachte ihm Wilhelmi eine Schale voll der schönsten Pfirsichen. »Diese Früchte schickt Ihnen die Herzogin«, sagte er.

Die Herzogin! *Der* Name durchzuckte ihn wie ein Blitzstrahl. Sie war es, die Gestalt, nach welcher er vergebens bisher gesucht hatte. Nun sah er sie, nun stand sie vor ihm, in dem feinen, braunen, englischen Kleide; er hörte sie in der Kapelle ihn zurückweisen, er half ihr vom Zelter, er empfing von ihr das Geld, Flämmchen zu retten. Alles, jeder Moment war ihm mit einem Schlage gegenwärtig.

Wilhelmi lächelte über die Ausrufungen, welche bei dieser Gelegenheit laut wurden. »Unsre Fürstin verdient Ihren Enthusiasmus«, sagte er. »Sein Sie nur recht dankbar, wenn Sie Ihr Zimmer wieder verlassen haben werden, sie hat große Teilnahme an Ihnen bezeugt. Man hat Sie uns grade zur rechten Zeit ins Schloß getragen. Wir andern sind mit unsern Geschäftsgesichtern jetzt wenig geeignet, sie zu unterhalten, wie sie es verdient.

Er ließ Hermann allein, der sich in diesen süßschmerzlichen Fall nicht zu finden wußte. »Aufgedrungen bin ich hier. Welches Geschwätz, daß sie teil an mir nehme? Ja, den Almosenanteil eines gewöhnlichen Mitleids!« rief er aus. Nicht lange konnte er dieser Wehmut nachhängen. Die Türe flog auf, und Flämmchen herein. Tränen im Auge fiel sie ihm zu Füßen, drückte und küßte seine Hand, und war wie außer sich vor Freude, daß man sie wieder zu ihm gelassen habe. — »Ich hatte das beste Mittel, dich in drei Tagen gesund zu machen, das wollte ich dir eingeben, da rief mich der böse Doktor von dir, und sie haben mich abgesperrt gehalten. O, hier ist es sehr häßlich, alles so gleich und langweilig, wie im Grabe, laß uns bald fort!«

Sie drückte seine Hand so, daß er sie unter empfindlichem Schmerze zurückzog. Langsam kehrte ihm die Erinnerung an diese Figur wieder. »Ich habe meine Wunde um dich bekommen, welche Not wirst du mir noch sonst verursachen?« sagte er. »Wie konntest du so unbesonnen sein, mir als Knabe zu folgen?«

»Es war doch gut, daß der Knabe bei der

Hand war«, versetzte sie trotzig. »Du hättest sonst unter den Fichten verbluten müssen. Wie sprichst du denn? Ich dachte, die Schmerzen hätten dich vernünftiger gemacht. Wo soll ich anders sein, als bei dir?«

»Es ahnet doch wohl niemand hier dein Geschlecht?« Sie sah ihn starr an. »Geschlecht? Was ist das?«

Hermann befahl ihr streng, sich ordentlich zu betragen, und nicht aus dem Vorzimmer zu weichen. Er drohte ihr mit augenblicklicher Verstoßung, wenn sie mit irgend jemand, außer mit ihm spräche. Traurig, den Kopf hängend, schlich sie fort. Der Arzt, der ihn schon für geheilt erklärt hatte, fand ihn gegen Abend verändert. Gemütsbewegung und Sorge hatten ihn aufgereggt, es meldete sich wieder ein kleines Fieber. Auf seine Fragen wollte Hermann mit der Sprache nicht heraus.

Die Tür zum Vorzimmer war offen geblieben, Flämmchen saß am Tische und studierte in einem Punktierbuche. Ein verlegener Blick Hermanns auf sie verriet, woher das Fieber rühre. Der Arzt zog die Türe zu. »Beruhigen

Sie sich«, sprach er, »Ihr Geheimnis mit dem Mädchen ist unentdeckt, und soll unentdeckt bleiben, wenn Sie vernünftig sind.«

»Geheimnis? Mädchen? Ich verstehe Sie nicht«, stotterte Hermann.

»Gemach, mein Freund, nur keine Maske. Vor seinem Arzte muß man offen sein, auch sind wir in solchem Punkte nicht so leicht zu täuschen. Sein Sie unbesorgt, ich weiß es, sonst niemand. Unser Wilhelmi sieht vor der Verderbnis des Zeitalters im allgemeinen, das besondere Fleckchen zu seinen Füßen nicht, dem Herzog sind alle romantischen Dinge Al-lotria, um welche sich ein Mann, der Geschäfte hat, nicht bekümmert, und unsre schöne fürstliche Tugend glaubt an nichts Schlimmes, weil sie selbst nie einen bösen Gedanken gehabt hat. Die Kammerjungfer, welche etwas erlauscht haben mußte, hat Sie anschwärzen wollen; sie ist heute als Verleumderin des Dienstes entlassen worden. Daß ich es treu mit Ihnen meine, können Sie daraus abnehmen, daß ich Ihrem Fritz, oder wie dieser Jüngling sonst heißen mag, sein langes Haar, welches leicht zu einer Entdeckung

führen konnte, habe abscheren lassen. Als Schwedenkopf geht er schon eher mit durch.«

»Um Gotteswillen, urteilen Sie nicht übel von mir!« rief Hermann. »Ich brauche mich des Verhältnisses zu jener Unglücklichen nicht zu schämen.«

»Ich bin kein Richter, und am wenigsten ein Sittenrichter«, erwiderte der Arzt etwas spöttisch. »Die Moralität unsrer Kranken geht uns nichts an. Aber mein tugendhafter Freund, hier in diesem ehrbaren Altvaterschlosse darf der Skandal nicht fortgesetzt werden. Denn ein Skandal bleibt es doch immer, wenn ein verkleidetes Mädchen, welches die Kinderschuhe vertrat, sich bei einem jungen Manne aufhält. Nur unter *der* Bedingung schweige ich, daß Sie diesen Zwitter so bald als möglich fortschaffen.«

Hermann erklärte dem Arzte, daß es sein eigener sehnlichster Wunsch sei, Flämmchen irgendwo sicher unterzubringen. Er wollte ihn über das Mädchen ausholen, bekam aber anfangs nur ziemlich ironische Antworten zu hören, welche deutlich anzeigten, wofür er gehalten werde. Zuletzt gab der Arzt dem

Andringen Hermanns verwundert nach, und rief:

»Entweder sind Sie ein vollendeter Heuchler, oder hier ist etwas, was mir mein Konzept über die Menschen verrückt! Wie? Sie sollten von ihr so wenig wissen, und doch wäre sie bei Ihnen? Sie hätten sie nicht ihrem Vater entführt! der alte Johanniter hätte Sie nicht für dieses Unterfangen verwundet?«

»Wer kann das behaupten?«

»Die beiden Alten haben es überall ausgesagt. Ich hatte Mühe genug, die Sache zu stillen.«

»In welcher schrecklichen Verlegenheit befinde ich mich!« seufzte Hermann. – Die Mitteilungen des Arztes flößten ihm ein Grauen gegen das Wesen ein, welches sich so gewaltsam so seinen Spuren nachdrängte.

»Sie ist«, berichtete jener, »durchaus und bis in die letzte Faser ihrer Natur Aberglauben, und nie habe ich diese geistige Krankheitsform so rein auftreten seen. Ich habe jetzt über alles, was uns das Mittelalter von Hexen, Besessenen, Doppelgängern und ähnlichen Fratzen erzählt, durch sie eine andre

Meinung bekommen; diese Dinge waren keineswegs Pfaffentrug; ich sehe an einem lebendigen Beispiele, daß eine verstörte Einbildungskraft alles das hervorrufen kann. Sie tut keinen Schritt, ohne irgendein willkürliches Orakel zu fragen, sie hat Visionen, sie führt im Mondschein sonderbare Gespräche mit ihrem Schatten, dabei ist sie durchaus nicht heimlich und verschlossen, nein, man kann ihre ganze Verkehrtheit in jedem Augenblicke von ihr erfahren, weil die abenteuerlichsten Dinge ihrem Geiste so gemein erscheinen, wie uns der Wechsel der Tageszeiten. Ihr Verderben wäre sie gewesen, kam ich im rechten Augenblicke nicht noch dazu. Gerade, als Sie in der heftigsten Fieberhitze lagen, fand ich sie im Begriff, Ihnen einen Trank einzugeben, der, wie mich die Untersuchung des Gemisches lehrte, Sie in wenigen Stunden getötet haben würde. Woher sie die Spezies bekommen? Von wem das Zeug bereitet worden? habe ich nicht ausmitteln können. Zufälligerweise geriet mir kurz nachher eins jener alten verworrenen Büchelchen aus dem siebenzehnten Jahrhundert in die Hän-

de, worin allerhand Phantastereien als Naturkunde prunken, und darin fand ich das Arkanum Ihrer unberufenen Helferin als allgemeinen Lebensbalsam Gran für Gran verordnet.«

»Aber wie ist nur eine solche Verbildung möglich geworden?«

»Fragen Sie mich in Ernst, so kann ich darauf nur Mutmaßungen mitteilen. Sie wuchs auf unter Leuten, deren eigentliches Geschäft es ist, alle ihre Stunden in Schein und Schaum zu verzetteln. Denken Sie sich lebhaft das Innere einer Komödiantenwirtschaft, und Sie haben das Bild der Gemeinheit und faselnden Dämelei, von welcher das Kind immer umgeben war. Die Einbildungskraft überragt in ihr alle andern Vermögen, dabei fehlt ihr das Talent der Nachahmung, woraus die Schauspielkunst entspringt. Es mangelte ihr also in jenem Kreise die Möglichkeit, mit dem Äußeren, Wirklichen anzuknüpfen. Sie ist sehr unwissend, Lesen und Schreiben hat man sie zur Not gelehrt, übrigens weiß sie von dem Zusammenhange der Dinge nichts, und alles Überirdische ist ihr

völlig fremd.

Gleichwohl will ein lebhafter Sinn, eine entzündliche Phantasie Beschäftigung. Früh mögen ihr manche Sachen in die Hände gefallen sein, die im verflossenen Jahrzehnt Mode waren; jene talentvoll-bizarren Ausgeburten eines vielgelesenen Autors, worin das Märchenhafte, ja das ganz Unmögliche und Widersinnige dicht an die tägliche Umgebung geschoben wird. Fabeln, die aus fabelhaftem Rahmen blicken, wären wohl kaum imstande gewesen, die junge Törlin so zu verwirren, aber diesen alten Weibern, welche so vertraut an der und der Straßenecke sitzen, und dann plötzlich Gott weiß was? werden, diesen Koboldchen und Diavolinis in Schlafrock und Pantoffeln, vermochte das Gehirnen keinen Widerstand zu leisten. Sie hat sich eine Art von Fetischismus gebildet, und es ist mir oft merkwürdig gewesen, an ihr dasselbe wahrzunehmen, was man uns von den Völkern erzählt, die sich noch auf der Stufe der Kindheit befinden. Im ganzen bemerkte ich nämlich auch an ihr, daß alle Religion aus dem Schrecken entspringt, und daß der Mensch das Gu-

te und Angenehme als sich von selbst verstehend, hinnimmt. Der große Stein im Schloßhofe, an dem sie sich im Sprunge den Fuß verletzte, ein alter fauler Weidenbaum, der ihr, als sie sich eines Abends verspätet hatte, zum Entsetzen ins Auge glühte, die verwitterten, in den dunklen Gang nach dem Archive beiseite geschafften Gartenstatuen, sind die Gegenstände ihrer heimlichen, fürchten- den Verehrung; während sie bei keiner Blume an etwas andres denkt, als daß sie wohl rieche, den Sonnenschein und die gute Speise genießt, ohne darüber nachzusinnen, woher beides stamme.«

Achtes Kapitel

Eine bedeutende Krankheit kann bisweilen ein Glück sein. Unser Leben wird zur größeren Hälfte von Gewohnheiten, und nur zur kleineren von Freiheit und Entschluß genährt. Gewohnheiten aber sind meistens die Polster, welche die schwachen Seiten unsrer Natur sich unterlegen. Eine Krankheit unter-

bricht nun den einschläfernden Gang dieser Nachgiebigkeiten, und macht es dem Gesehenden möglich, sich nicht bloß im körperlichen, sondern auch in einem höheren Sinne, wie neugeboren zu fühlen.

Wirklich nahm sich Hermann in den ersten Tagen des wiedergeschenkten Lebens ernstlich vor, künftig vorsichtiger zu sein. Die Äußerungen des Arztes hatten schon ein unangenehmes Streiflicht auf seine Ritterschaft geworfen, und Flämmchens eigne Reden dienten nur dazu, den Tag heraufzuführen, bei dessen Glanze er sich zuletzt wie ein zweiter Don Quixote vorkommen mußte. Das wilde Mädchen hatte gar kein Hehl, daß sie sich bloß vor der Strenge des alten Johanniters gefürchtet habe. Ihre Tugend war durchaus nicht in Gefahr gewesen, das sah ihr Beschützer nunmehr zu seinem Leidwesen ein. Es war ihm unbegreiflich, wie sich ein solches Hirngespinnst in ihm hatte festsetzen können, und er beschloß, hinfort noch kälter und klüger zu sein, als er nach seiner Überzeugung bereits war.

Die Lage, in der er sich trotz aller Un-

schuld befand, war sehr zweideutig. Ein junges Mädchen, verkleidet, Tag und Nacht in seinem Vorzimmer zu wissen; welches Mißgefühl für ihn, welch ein Anlaß zu den übelsten Verwicklungen! Aber wohin sollte er mit dem Kinde? Vom Pflegevater, an den er gleich geschrieben, hatte er eine in schwülstigen Ausdrücken verfaßte ablehnende Antwort erhalten. So grausam durfte er nicht sein, ein verlaßnes Wesen von sich zu stoßen; und konnte er hoffen, daß jemand sich mit dem verwahrloseten Geschöpfe befassen werde?

Diese Sorgen hielten ihn mehrere Tage lang zwischen Furcht und Zweifel gespannt. Niemand konnte er sich vertraun. Dabei war ihm der Mangel an aller ordentlichen Bedienung äußerst lästig. Sein Kaleb war ohne Ohr für die Stunde, ohne Sinn für Ordnung, warf alles unter- und übereinander, und wenn er ihr Anweisungen gab, oder Strafpredigten hielt, so fiel sie ihm um den Hals, statt zu gehorchen. Er war daher fast allein auf sich und seine Hände beschränkt, und dazu kam noch, daß schon ihr Geschlecht ihm verbot, manches von ihr zu fordern, dessen ein Genesen-

der bedarf. Der Arzt, der allein hier hätte einschreiten können, schien, voll Schadenfreude, kein Auge für diese Verlegenheiten zu haben.

Konnte ihm etwas seine verdrießliche Situation erträglich machen, so war es der Umstand, daß das Mädchen über alles, was Lüsternheit oder nur Sinnlichkeit heißen mochte, in völliger Unbekanntschaft lebte. Er sammelte hierüber merkwürdige Erfahrungen ein, und mußte die ewige Konsequenz der Natur bewundern, welche immer nur in *einer* Richtung bildet und mißbildet. Während ihre Phantasie ganz vom Abenteuerlichen und Seltsamen geschwängert worden war, blieb sie rein von allen den Dingen, womit sich sonst in den Jahren der Entwicklung ein stilles und gefährliches Nachsinnen zu beschäftigen pflegt. Mit dem Gedanken, daß er sie heiraten werde, woran sie starr und steif festhielt, verknüpfte sie keine andre Vorstellung, als daß sie sich neben ihm in weichgepolsterter Kutsche wiegen, oder den Schmuck einer vornehmen Dame am Halse tragen werde.

Eines Tages war er auf einen Augenblick ins Freie gegangen, und fand sie, als

er zurückkehrte, nicht in ihrem Vorzimmer. Am Pfosten des Bettes hing ein Täschchen, wie es schien, vollgestopft. Ein Buch, das hervorsah, machte ihn neugierig; er nahm das Täschchen und leerte es aus. Da zeigte sich ein sonderbarer Inhalt. Allerhand Dornen, Stäbchen, beschmutzte Bilder, halbzerbrochne Whistmarken kamen zum Vorschein. Ein sogenannter Krötenstein wurde sichtbar, nebst Stücken von einem Kindeschädel. Er sah ein Band von ungewöhnlicher Farbe, auf dem fremdartige Charaktere eingestickt waren, vermutlich das Ordensband einer Loge, irgendwo verlorengegangen. Er öffnete ein zugenähtes Säckchen; dieses fand er mit Salz und Kümmel angefüllt.¹ Er schlug die Büch-

¹Ein solches Säckchen schützt nach dem Glauben des Volkes als Amulett gegen die sogenannte böse Stelle. Orte nämlich, wo ein Frevel verübt worden ist, wo ein Mord geschah, wo ein ruchloser Mensch einen Meineid schwor, oder den Namen Gottes schändete, sind ungesund. Dort gedeihen nur Würmer unter Nessel und Quecken, und wer, nichts ahnend, selbst viele Jahre später über die vom Unheil verpestete Stelle hinweggeht, der empfängt davon den Schaden an seinem Leibe.

lein auf, welche das Täschchen enthielt, und sah die Vermutung des Arztes bestätigt. Es waren einige von den Sachen, die vor Jahren die Einbildungskraft aller jungen Leute so sehr in Bewegung setzten: die »Teufelselixiere«, der »Goldne Topf«, »Rasmus Spikher« u.a.m. teils vollständig, teils in zerlesenen Bogen und Blättern.

Er hielt also den Kram in Händen, welcher das Gehirn des armen Kindes verdreht hatte. Mit der Vertilgung dieser äußerlichen Dinge meinte er den Aberglauben an der Wurzel zu zerstören, und warf daher alles rasch in das herbstliche Kaminfeuer.

Neuntes Kapitel

Eine geheime Scheu hatte ihn noch immer abgehalten, sich seinen Wohltätern vorstellen zu lassen, obgleich er das lebhafteste Verlangen empfand, der edlen Herzogin wieder in das Antlitz zu sehn. Er errötete, wenn er ihrer gedachte, und verschob den Tag des Besuchs von Woche zu Woche, unter dem Vor-

wande, daß er noch zu angegriffen sei, um in Gesellschaft erscheinen zu können, obgleich der Arzt ihm längst alle Rechte der Gesunden eingeräumt hatte. Diesem Manne mußte er sich dankbar und verpflichtet fühlen; dennoch empfand er kein Behagen an seinen Gesprächen. Der Arzt hatte seine Wissenschaft mit Geist und Freiheit studiert, die verwandten Naturgebiete waren von ihm in den Kreis der Betrachtung gezogen worden, er teilte sich gern und ausführlich mit. Aber freilich hatten diese Studien die gewöhnliche Folge gehabt. Dem Eingeweihten war das animalische Leben die Hauptsache geworden. Von Natur zweiflerisch gesinnt, hatte er durch ein wundes Verhältnis welches ihn heimlich peinigte, einen noch schärferen Blick für den Zwiespalt der einzelnen Dinge bekommen. Alles Geistige und Gemütvolle fand an ihm einen entschiednen Verneiner, der die ätzendsten Einwürfe im ruhigsten Tone vortrug.

Jene trostlose Meinung, daß der Mensch sich nur durch eine Art von höherem Instinkt über das Tier erhebe, trat hier in reiner

ausgeprägter Gestalt auf. Der Arzt war unerschöpflich in Beispielen, welche beweisen sollten, daß alles ideelle Streben der Menschheit und des Menschen immer nur zur Torheit oder zum Verbrechen geführt habe, daß der Kreis, in welchem sich die Geschlechter umherdrehn, ein überaus kleiner sei, und daß nur die unermüdliche Einbildung der Selbstgefälligkeit ihn zu einem großen erweitere, oder seine Peripherie in die beliebte grade Linie nach dem sogenannten Ziele der Vollkommenheit verwandle.

Hermann hatte sich, wie wir wissen, selbst für einen frühreifen Propheten des Nihilismus gehalten. Wie aber das Licht der Kerze neben der Strahlenglut der Sonne erbleicht, so schmilzt die Spielerei eines angeeigneten Wahns am Feuer einer echten Gesinnung. Er bestritt den Arzt mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen, und führte die Sache der Begeisterung, so gut er konnte. An Eifer fehlte es ihm nicht, aber die Rüstkammer, welche für solchen Streit nur in der Geschichte oder in dem eignen, auf große Weise geführten Leben anzutreffen ist, war ihm verschlossen. Sein

Leben, wenn er es gründlich untersuchte, erschien ihm ziemlich dünn, und die Geschichte hatte er, wie er zu seinem Schrecken bemerkte, über der Beschäftigung mit den Zeitungen bis auf einige allgemeine Umrisse fast vergessen. Der Fülle von Stoff, welche der Arzt phalanxartig ihm entgegensetzte, wußte er selten auslangend zu begegnen, und mußte sich eines Tages, als jener jede eigentliche Freundschaft bestimmt leugnete, und mit grausamer Deutlichkeit alle Verbindungen unter Männern aus dem Interesse ableitete, mit dem Argumente der Frauen helfen; daß er trotz allem Gesagten doch fühle, es sei anders und besser.

»Orest und Pylades, Damon und Pythias gehören in das Reich der Fabeln«, sagte der Arzt. »Wenn es wahr ist, was man von Jonathan erzählt, so sehe ich darin nichts Großes. Er wußte recht wohl, daß er von seinem Vater Saul wenig zu befürchten habe, und daß es immer vorteilhafter sei, sich zur aufgehenden Sonne zu halten, als zur sinkenden. Und so geht es noch heutzutage. Wie empfindsam wurde der Göttingische Dichterbund

ausgeputzt! Die Jünglinge umarmten einander unter der Bundeseiche unweit der Leine, hoben die Finger empor und leisteten den Schwur ewiger Treue, Klopstock erschien in ihren Versammlungen als Oberpriester und Erzdeutscher; wie schön, wie erhebend! Die Treue hielt auch vor, solange einer vom andern regelmäßig seine Ode empfing; als aber dieser Tauschhandel wechselseitiger Begeisterung flau ward, schief die Liebe allgemach ein, und an ihrer Stätte erwachte ein grimziger Haß, der noch nach Jahren gedrückt hervorbrach, und von dem wenigstens ich den Grund nur darin finde, daß Voß Stolberg und Stolberg Voß zu besingen überdrüssig geworden war. Glauben Sie mir, die Sache steht, nüchtern betrachtet, so: Jugendfreundschaften dauern nie aus, und was in den späteren Jahren Freundschaft genannt wird, bezieht sich auf Sachen und Zwecke, nicht auf die Person. Wenn man aufrichtig sein will, so wird man sich gestehen müssen, daß *ein* Mann immer vor dem andern im letzten Winkel seiner Seele einen geheimen Widerwillen behält. Auch in dieser Hinsicht sollten wir

uns von unsern Mitgeschöpfen nicht so weit entfernt glauben. Der Sozietätstrieb läßt sich nicht leugnen; er ist aber auch in den Ameisen und Bienen, in der Wanderratte, und unter den Vögeln, in den Krähen und Staren sichtbar. Die Freundschaft soll, wenn sie echt ist, reingeistiger Natur sein, nun frage ich: wie kann sie also uns, die wir in Haut und Knochen, Fleisch und Sehnen hängen, eigenen?«

»Mit solchen Reden kann man freilich den Frühling entlauben, die Menschheit entmenschen, und den Himmel entgöttern!« rief Hermann. – »Sie selbst aber sind, wie alle Verkündiger des Nichts, Ihr eigener Widerleger. Sie fühlen sich zu andern hingezogen, ohne Eigennutz; Sie haben Zuneigungen, die um ihrer selbst willen vorhanden sind, ohne Rücksicht auf Vorteil, oder sonstige unedle Motive.« – »Was wollen Sie damit sagen?« fragte der Arzt verlegen.

»Ich bin geheilt. Ihr Amt hat bei mir aufgehört«, versetzte Hermann warm und eifrig. »Dennoch kommen Sie täglich zu mir. Ich weiß, daß ich Ihnen nichts bieten kann, was

Ihren Verstand beschäftigte. Und doch kommen Sie, und wir sind stundenlang zusammen. Soll ich aus dieser Annäherung, wodurch Sie mich höchlich ehren und erfreuen, die Folgrung gegen Sie machen, oder übernehmen Sie dies nun selbst?«

»Ich muß ja wohl«, erwiderte der Arzt, indem er beruhigt Atem schöpfte, und seine Hand aus der Hand Hermanns, ohne dessen Druck zu erwidern, zurückzog. Er sprach von andern gleichgültigen Dingen, konnte aber ein Lächeln nicht verbergen, womit er hin und wieder unsern Freund von oben bis unten betrachtete. Beim Abschiede sagte er: »Sie glauben nicht, wie unsereinen, jetzt, wo man fast nur eingebildete Kranke unter Händen hat, ein wirkliches großes Übel, wie das Ihrige war, anzieht. Und dann sah ich, als ich Sie baden ließ, daß Sie den schönsten normalsten Körper besitzen, den ich je erblickte. Ich muß gestehn, daß mir ein solcher Leichnam noch nie auf dem anatomischen Theater vorgekommen ist.«

Hieraus merkte denn Hermann freilich, daß er dem Arzte mehr ein pathologisches

Objekt sei, als ein Gegenstand der Zuneigung. Verstimmt und traurig fand ihn Wilhelmi, der in der Regel gegen Abend kam, mit ihm Schach zu spielen. Zu diesem zog ihn die Sympathie in dem Maße hin, als ihn der Arzt abstieß. Auch hier trat ihm eine verzweifelnde Ansicht des Lebens entgegen, aber die Verzweiflung entsprang aus dem fruchtlosen Suchen nach der irdischen Erscheinung der himmlischen Urania. Wilhelmi gehörte zu den vielen Deutschen, bei denen der Sinn die Tatkraft überwiegt. Es scheint fast, daß man mit einem gewissen Leichtsinn handeln müsse, um eigentliche Resultate zu erblicken. Er war mit seinem bedeutenden Verstande, mit seinen Kenntnissen und Gesinnungen doch nur in kleinliche Verhältnisse geraten; unter Zaudern und Wählen waren ihm die besten Lebensjahre verstrichen. Nun war er der Diener eines abgelegenen hausenden Dynasten, und konnte sich in dieser Stellung unmöglich gefallen. Aus dem Mißverhältnis, in welchem er sich zu seinem Geschicke fühlte, erwuchs ihm das Gefühl für das allgemeine Mißverhältnis in der Welt, ein Gefühl, welches durch

körperliche Leiden noch geschärft wurde. Unzufrieden mit allem, was er in der Wirklichkeit sah, erbaute er sich eine Art von Traumwelt, und suchte sich in allerhand Willkürlichkeiten eine problematische Existenz zu gründen, da das Leben ihm die Mittel zu einer andern nicht bieten wollte.

Die Jugend hat einen natürlichen Hang, die Welt anzuklagen, um das Recht zu bekommen, sie zu verbessern, und wer diesen Ton voll und stark erklingen läßt, wird ihr immer angenehm sein. Hermann hatte von dem ernststen verdrießlichen Manne eine hohe Meinung gefaßt, und überbot sich mit ihm in Reden gegen die Menschheit und Zeit, wo es sich denn oft ergab, daß er über das Ganze grade das Gegenteil von dem sagte, was er kurz vorher dem Arzte gegenüber im Einzelnen aufrecht zu erhalten versucht hatte. Der Schimmer des Geheimnisvollen, welcher Wilhelmi umwebte, vermehrte nur den Eindruck seiner Persönlichkeit. Hermann hatte bemerkt, daß wenn er jenen nach seiner Wohnung im ältesten Teile des Schlosses begleitete, er nicht in das eigentliche Arbeitszimmer des Freun-

des gelassen, sondern in einem Vorgemache abgefertigt wurde. Die Spöttereien des Arztes über die Höhle des Sehers, welche kein Profaner betreten dürfe, reizten seine Neugier nur noch stärker, und er spürte mehrmals die Versuchung, wenigstens durch das Schlüsselloch in das Mysterium zu blicken, wenn Wilhelmi, ihn zurücklassend, durch die Pforte abschnitt, um ein Buch, oder sonst etwas, worauf die Unterhaltung geführt hatte, zu holen.

Wilhelmi seinerseits erfreute sich endlich eines geduldigen Zuhörers, ja einer zweiten Stimme in dem Konzerte, welches er so gern anstimmte, und in dem er bisher fast immer nur Solo hatte spielen müssen. Aus dem Zusammenreden entstand bald ein Zusammenempfinden, und da Hermann ihm mit wahrer Liebe entgegenkam, so konnte ein aufrichtiges Wohlwollen des älteren Mannes nicht ausbleiben. Dieser nahm sich im stillen vor, eine Lieblingsgrille, welche er noch niemand zu eröffnen gewagt hatte, mit seinem jungen Freunde auszuführen.

Als einige Partien gemacht worden waren, in denen sich Hermann heute ziemlich

schwach verhalten hatte, stand Wilhelmi auf, ging mit feierlichem Anstande durch das Zimmer, trommelte sodann auf den Fensterscheiben, und sagte und tat hiernächst gewisse Dinge, die nicht verraten werden dürfen. Seine Mutmaßung bestätigte sich. Hermann antwortete, wie er mußte, und beide schüttelten einander als Brüder einer weit verbreiteten Genossenschaft herzlich die Hand. »Kommen Sie«, sagte Wilhelmi, »ich habe Ihnen etwas zu vertraun.« Erwartungsvoll folgte Hermann seinem Verbündeten durch die langen Gänge des Schlosses. Es war schon spät, und die Fußtritte hallten auf dem Estrich. Wilhelmi nahm in seinem Vorzimmer zwei Armleuchter vom Tische, zündete die Kerzen an, und hieß mit dem Ernste eines Magus Hermann in das Allerheiligste treten.

Wir meinen das Studierzimmer. Hier wurde freilich die Erwartung des Gastes enttäuscht. Er sah nichts, als eine Art Faustischer Zelle, wie sie zu jedem deutschen Gelehrten herkömmlich gehört. Bücher standen auf Brettern, die vom Fußboden bis zur Decke emporreichten, Glasschränke mit Anti-

quitäten und allerhand Seltenheiten nahmen den übrigen Raum ein, jede etwa noch leere Stelle an der Wand war mit einem Kupferstiche, einer Zeichnung, oder einem Risse zugeeckt. Man konnte sich kaum umdrehn. Vergebens aber spähte Hermann nach Geheimnissen. »Warum halten Sie dieses Zimmer so verborgen?« fragte er ungeduldig seinen Wirt, der mit ängstlicher Sorgfalt einige Federn, die von dem ein für allemal angewiesenen Orte gewichen waren, zurechtlegte.

»Hier ist der einzige Raum auf der Welt, wo ich frei Atem hole«, versetzte Wilhelmi. »Zwischen diesen vier Wänden liegt mein Asyl; hier kann ich sein, wie ich will, und nur mein innigster Freund soll dieses kleine Königreich mit mir teilen. Kein kaltes, kein freches Gesicht störe den Frieden, der hier mich umsäuselt! Hier bleibe es Ordnung, wenn die Unordnung draußen auch noch so groß wird.«

Wirklich schien dieses Gemach, so überfüllt es war, ein Heiligtum sauberer Genauigkeit zu sein. Kein Stäubchen wäre wegzublasen gewesen, denn Wilhelmi fegte selbst mehrmals des Tages alles ab, und dem Diener war

nur erlaubt, den Grund zu kehren. Symmetrisch geordnet lagen und standen auf dem Schreibtische Papiere, Federmesser, Brieffalzer in abgemeßener Entfernung voneinander, umsonst würde ein Maler hier das Modell zu der reizenden Verwirrung eines Stillebens gesucht haben. In Reihe und Glied schnurgrade standen die Bücher, von himmelblau angestrichnen Brettern hoben sich die Raritäten hinter wasserhellen Scheiben nett und deutlich ab.

»Helfen Sie mir!« sagte Wilhelmi zu Hermann, der die Totenurnen, die Elfenbeinsachen in den Schränken, die Zeichnungen und Risse an den Wänden betrachtete. Sie gingen in ein Seitenkabinett, und Wilhelmi schlug den Deckel von einem großen Kasten zurück. Mit Verwunderung sah Hermann darin einen vollständigen mystischen Apparat.

Als sie ihn auspackten, horchte Wilhelmi auf. »Mir war es«, sagte er, »als hörte ich ein Geräusch.« Im Zimmer war aber nichts zu erblicken. Vorsichtig schloß er die Türe nach außen ab.

Hierauf schmückten beide das Zimmer in

seltsamer und geheimnisvoller Weise aus. »Tun wir auch recht?« fragte Hermann bedenklich. »Es ist auf kein Schisma abgesehn«, versetzte Wilhelmi, »ich stelle diese Zeichen nur um uns her, unsre Gedanken von der gemeinen Alltäglichkeit abzusondern, die leider in jedem Momente sich aufdrängt.« Er nahm in einem thronartigen Lehnstuhle Platz, Hermann mußte sich gegenüber auf einem Tabouret niederlassen. Er war sehr gespannt auf das, was aus diesen Anstalten sich entwickeln werde. Wilhelmi begann seinen Vortrag folgendermaßen.

Zehntes Kapitel

»Wir können nicht leugnen, daß über unsre Häupter eine gefährliche Weltepoche hereingebrochen ist. Unglücks haben die Menschen zu allen Zeiten genug gehabt; der Fluch des gegenwärtigen Geschlechts ist aber, sich auch ohne alles besondere Leid unselig zu fühlen. Ein ödes Wanken und Schwanken, ein lächerliches Sichernstellen und Zerstreut-

sein, ein Haschen, man weiß nicht, wonach? eine Furcht vor Schrecknissen, die um so unheimlicher sind, als sie keine Gestalt haben! Es ist, als ob die Menschheit, in ihrem Schiffelein auf einem übergewaltigen Meere umhergeworfen, an einer moralischen Seekrankheit leide, deren Ende kaum abzusehn ist.

Man muß noch zum Teil einer andern Periode angehört haben, um den Gegensatz der beiden Zeiten, deren jüngste die Revolution in ihrem Anfangspunkte bezeichnet, ganz empfinden zu können. Unsre Tagesschwätzer sehen mit großer Verachtung auf jenen Zustand Deutschlands, wie er gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sich gebildet hatte, und noch eine Reihe von Jahren nachwirkte, herab. Er kommt ihnen schal und dürftig vor; aber sie irren sich. Freilich wußten und trieben die Menschen damals nicht so vielerlei als jetzt; die Kreise, in denen sie sich bewegten, waren kleiner, aber man war mehr in seinem Kreise zu Hause, man trieb die Sache um der Sache willen, und, daß ich bei der Schutzrede für die Beschränkung mit einem recht beschränkten Sprüchlein argumentiere:

der Schuster blieb bei seinem Leisten. Jetzt ist jedem Schuster der Leisten zu gering, woher es auch rührt, daß kein Schuh mehr uns bequem sitzen will.

Wir sind, um in *einem* Worte das ganze Elend auszusprechen, Epigonen, und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzukleben pflegt. Die große Bewegung im Reiche des Geistes, welche unsre Väter von ihren Hütten und Hüttchen aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttischen ausliegen. Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen, wie mit geborgtem Gelde, wie mit fremdem Gute leichtfertig wirtschaftet, wird immer ärmer. Aus dieser Bereitwilligkeit der himmlischen Göttin gegen jeden Dummkopf ist eine ganz eigentümliche Verderbnis des Worts entstanden. Man hat dieses Palladium der Menschheit, dieses Taufzeugnis unsres göttlichen Ursprungs, zur Lüge gemacht, man hat seine Jungfräulichkeit

entehrt. Für den windigsten Schein, für die hohlsten Meinungen, für das leerste Herz findet man überall mit leichter Mühe die geistreichsten, gehaltvollsten, kräftigsten Redensarten. Das alte schlichte: *Überzeugung*, ist deshalb auch aus der Mode gekommen, und man beliebt, von Ansichten zu reden. Aber auch damit sagt man noch meistens eine Unwahrheit, denn in der Regel hat man nicht einmal die Dinge angesehen, von denen man redet, und womit beschäftigt zu sein, man vorgibt.«

»Wie wahr! Wie haben Sie so ganz recht!« rief Hermann, den Redner unterbrechend, aus. Die Gedanken, welche Wilhelmi vortrug, hatten ihn in die höchste Bewegung versetzt.

Jener fuhr fort: »Ich muß Ihnen gestehn, daß mich die Betrachtung der allgemeinen Schwätzerei oft der Verzweiflung nahe gebracht hat. Wenn ich rings um mich nichts als das lose lockre Plaudern vernahm, wenn ich Kunstvereine mit pomphafter Ankündigung von Leuten stiften sah, die kalt an den Werken des Raffael vorübergehn würden, zeigte man ihnen diese, ohne den Namen des Meis-

ters zu nennen; wenn ich hörte, da habe wieder einmal einer, vom innern Drange getrieben, das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt, von dem ich recht wohl wußte, daß es mit dem religiösen Bedürfnisse bei ihm betrübt stand, daß er nur ein leichter nachgiebiger Weltcharakter war, wenn die Schneeflocken des politischen kalten Brandes mir aus dem Munde solcher entgegenstäubten, von denen ich voraussehen konnte, sie würden nicht der kleinsten Aufopfrung für ein Gemeinwesen fähig sein, dann, mein junger Freund, hatte ich Momente, in denen ich mir hätte das Leben nehmen können! Ich betastete mich und fragte: ›Bist du nicht auch ein Schemen, der Nachhall eines andern selbständigen Geistes?‹ Ich grub in die letzten Tiefen meiner Seele, und suchte nach der Affektation, die, das wußte ich wohl, in irgendeinem verborgnen Winkel bei mir ebenfalls lauern mußte. Ich sah ja alles verfälscht, vom armseligen Journalisten und seinem Handlanger an, die beide mit entwendetem Tief Sinn und geraubtem Scharfblick nur ihr trostloses Leben fristen, und ihre winzige Persön-

lichkeit bemerkbar machen wollen, bis hinauf zum Fürsten, dem ein faselnder Minister allerhand unregentenhafte Kostbarkeiten vor dem Volke in den Mund legt. Sollte ich denn allein eine Ausnahme machen?«

»Sie sind eine!« rief Hermann begeistert, Wilhelmin feurig die Hand drückend. »Wir leben in einer erbärmlichen Welt, und man möchte mit Feuer und Schwert darein wüthen!«

»Da würden wir nebenher auch verzehrt. Nein, bei uns müssen wir beginnen, und mit unsrem Selbst den ersten Baustein zum Tempel der neuen Andacht tragen; Lege den Gehalt einer Gesinnung auch in das kleinste Tun! Sprich nichts, als was du wirklich gedacht hast! Sei wahr in jedem Atemzuge! Nach diesen drei Vorschriften lassen Sie uns jeden Moment unsres Daseins prüfen, und wenn wir selbst auf solche Weise streng gegen uns sind, dann haben wir die Befugnis, unerbittlich gegen andre zu sein. Antworten Sie mir! Sind Sie durchdrungen von dem, was ich äußerte? Haben Sie den Mut, mit mir auf der neuen dornigen Bahn zu wandeln?«

»Ja!« war alles, was Hermann vorbringen konnte. Sein ganzes Leben ging in diesem Augenblicke ihm vorüber. Er fühlte, wie oft er die Fehler und Zweideutigkeiten sich hatte zuschulden kommen lassen, die Wilhelmi so scharf rügte. Die Sucht zu glänzen und zu scheinen, war ihm leider nicht fremd geblieben. Er gelobte sich mit stillem Schwure, ein anderer und beßrer zu werden.

Wilhelmi nahm einige Zeremonien vor, die wir unbeschrieben lassen. Dann umarmte er den Neophyten, und rief: »So nehme ich dich denn auf, mein Bruder, in den neuen Grad, den ich hiemit stifte!«

Eilftes Kapitel

»Der Orden, dem Sie und ich angehören, wird bestehn, solange die Welt besteht, denn seine Formen sind ewig und unsterblich. Aber der Stoff, der in das Gefäß getan wird, veraltet von Zeit zu Zeit, oder verbraucht sich ganz und gar, und auf diesem Punkte stehn wir jetzt. Was soll uns die Humanität, die einst

in unsern geweihten Hallen zuerst ihr stilles Reich gründete? Leider sind wir draußen nur gar zu human geworden. Ein neues Licht tut uns not, dafür wollen wir Lehrlinge suchen, stufenweise sollen sie zu der Erkenntnis geführt werden, daß die Menschheit eine Masse ist, welche der Verwesung entgegengeht, wenn nicht rasch eingeschritten wird. Das sei fortan das Geheimnis unsrer Bruderschaft, und in diesem Sinne helfen Sie, mein Freund, den Orden ohne Feindschaft und ohne Kampf in seinem innersten Wesen verjüngen.«

Hermanns Busen schwoll von Entschlüssen. Er wünschte sich die schwersten Proben, um den neugewonnenen Sinn für Wahrheit kräftig zu betätigen.

»Wir werden keinen leichten Stand haben«, fuhr Wilhelmi fort. »Neben der Schminke und dem Firnis der andern wird sich unsre Art arm und einfältig ausnehmen. Jeder gibt sich für mehr, als er ist, wir, die wir uns nur zeigen wollen, wie wir sind, werden auch das Wenige nicht gelten, was wir sind. Schlicht und vernünftig sein, heißt heutzutage dumm

sein, und wer handelt, ohne Prätensionen zu machen, kann darauf rechnen, übersehn oder gar verachtet zu werden.«

»Ist es zu irgendeiner Zeit anders gewesen?« rief Hermann. »Wollen wir es besser haben, als die tausend Märtyrer vor uns, welche auch litten und bluteten, weil sie sich nicht entschließen konnten, die Gebrechen ihrer Mitwelt zu teilen?«

Jetzt raschelte es hinter dem Postamente der großen etrusischen Vase in der Ecke ganz vernehmlich. Wilhelmi und Hermann sahen nach und standen beide starr vor Erstaunen und Schreck. Flämmchen saß hinter dem Postamente. Sie warf sich zitternd auf die Knie, und rief: »Vergebt mir, ich konnte mich nicht halten; schon lange wußte ich, daß der Schwarze ein Hexenmeister sei, es zog mich hinter euch her, als ihr fortschlicht.«

»Nur erst das hier weg!« rief Wilhelmi. Beide packten die Heiligtümer stürmisch auf und warfen sie unordentlich in das Seitenkabinett. Unterdessen huschte Flämmchen durch die Stube nach der Türe, um zu entfliehn. Wilhelmi bemerkte es, eilte ihr nach,

und hielt sie beim Arm zurück. »Du gehst nicht von der Stelle, bis du gebeichtet hast«, sagte er. »Ungezogner Knabe, wie hast du dich erkühnen dürfen, hier einzudringen? Was hast du gesehn? Was hast du gehört?« – »Alles!« stotterte Flämmchen. »Mach mich nur nicht tot! Du hast mit meinem Zukünftigen ein Verbündnis gestiftet, und ihn die Künste gelehrt, den Teufel zu zwingen, daß er allen Leuten den Mund aufbricht, damit sie die Wahrheit sagen!«

Hermann mußte ungeachtet des Ernstes der vorhergegangnen Szene lächeln. Wilhelmi schlug sich vor den Kopf, und sagte französisch: »Wenn der Junge ausplaudert, was er erlauscht hat, so werden wir vor dem Herzoge, dem alle höhere Dinge eine Torheit sind, zum Gespötte!«

»Benutzen Sie seinen Aberglauben, ihm die Lippen zu versiegeln«, versetzte Hermann ebenfalls französisch.

Flämmchen sah sie beide ungewiß und furchtsam an. Wilhelmi faßte sie am Kinn, hob ihr den Kopf in die Höhe und sagte in einem ruhigeren Tone: »Es ist wahr, daß ich

manches verstehe, was kein Mensch sonst weiß. Wenn du aber von dem, was du hier beobachtet hast, *eine* Silbe verrätst, so dreht dir der Teufel im nämlichen Augenblicke den Hals um!«

Flämmchen legte den Finger auf den Mund, reckte ihn dann wie zum Schwure in die Luft, und sagte: »Wenn ich etwas sage oder merken lasse, so will ich des Todes sein auf der Stelle. Was denkst du auch von mir? Werde ich mich gegen euch auflehnen? Weiß ich nicht, daß, wenn ihr durch das Bild stecht, den Menschen der Schlag rührt, daß ihr eure Feinde totbeten, oder bei lebendigem Leibe verwesen machen könnt?« – Sie lehnte sich an ihn, und flüsterte mit dem zärtlich-schmeichelnden Ausdruck, der ihr eigen war, wenn sie etwas erlangen wollte: »Lehre mich auch deine Künste! Oder«, fügte sie hinzu, »entdecke mir wenigstens, wer mir meine Zaubersachen weggenommen hat? Ach, der böse Mensch! Alles hat er mir gestohlen, und ich bin ganz arm!«

Ihre Stimme hatte bei diesen Worten etwas so Tiefklagendes, daß Hermann, der schon

in den letzten Tagen ihr verzweiflungsvolles Suchen nach den verschwundenen Kleinodien nicht ohne Bewegung hatte mit ansehen können, gerührt wurde. Er wandte sich ab, und sah durch das Fenster in die Nacht hinaus.

Wilhelmi dagegen lachte über die Einfalt des Kindes. »Kommt Zeit, kommt Rat«, scherzte er. »Wer weiß, was ich tue, wenn du folgsam und gelehrig bist. Aber jetzt leiste mir zuerst einen Dienst, spring hinab zum Haushofmeister und bestelle ein kaltes Abendbrot, mit dem nötigen Getränk aus meinem Keller, und sage dem Philipp, er solle zwei Couverts auflegen.«

»Woher haben Sie diesen Knaben?« fragte er Hermann nach Flämmchens Entfernung. »Er ist eine Waise aus guter Familie«, versetzte jener beklommen und suchte ein andres Gespräch auf die Bahn zu bringen. Aber Wilhelmi ließ sich nicht ablenken, und sagte: »Eine seltsame Erscheinung, der Fritz! dieser Aberglaube! man sollte kaum glauben, daß dergleichen sich in unsrer Zeit noch so ausbilden könnte! Überhaupt scheint die Natur es mit ihm auf eine Spielart angelegt zu ha-

ben. Seine Haut ist fein, wie aus dem Ei geschält, sein Haar das zarteste, was man nur finden kann, und er ist so eigen gebaut, daß, wenn man ihn zum Scherz in Mädchenkleider steckte, jeder ihn für eine Dirne halten würde.«

»Wo denken Sie hin?« rief Hermann roten Antlitzes, gezwungen lachend.

Nachdem, wie vorgedacht, die Gesetze des neuen Ordens betätigt worden waren, kam Flämmchen, sich mit einem Korbe schlep- pend, woraus weißes Gedeck, die leckersten Sachen und einige verpichte Flaschenhalse sahen. »Es geht auf Mitternacht; dein Philipp ist schlaftrunken, er würde alles entzwei, ich habe es ihm abgenommen, laß mich euch bedienen«, sagte sie. »Du bist zu ungeschickt«, rief Hermann, der für sein Leben gern das Mädchen entfernt hätte. – »Lassen Sie den Fritz gewähren«, sagte Wilhelmi, »mit meinem Philipp ist in diesem Zustande, den ich an ihm kenne, nichts anzufangen.«

Die Ritter der Wahrheit setzten sich hierauf zu Tische. Hermann bemerkte, daß, wenn auch sein Wirt die Welt im ganzen schalt,

diese Verachtung sich nicht auf das einzelne gute Eß- und Trinkbare ausdehnte, was noch hin und wieder in derselben angetroffen wird. Man sprach den feinen Sachen, die aufgetragen waren, wacker zu, der köstliche Burgunder, mit dem man begann, wurde nicht geschont, und man ging über die erste Champagnerflasche ohne Zagen hinaus. Wilhelmi hatte sich durch seine Mitteilung einer langgetragenen Bürde entledigt und war unbeschreiblich vergnügt. Er konnte nicht viel vertragen, und mit Erstaunen sah sein Gast, wie er nach den ersten Gläsern aus dem Extreme der trübsten Gedanken, womit diese Zusammenkunft begonnen hatte, in das entgegengesetzte der ausschweifendsten Lustigkeit überging. Er nötigte ohne Unterlaß, erzählte Schnurren über Schnurren, schwatzte von den Abenteuern seiner Jugend, und nannte Hermann, welcher Grund hatte, sich zu schonen, und sich etwas gelinder verhielt, einen finstern Moralisten. Endlich begann er, Studentenlieder zu singen, in die, da sie alle Freiheit, Bruderschaft und Recht atmeten, Hermann, von dem neugewonnenen Or-

den entzündet, feurig einstimmte. Nichts exaltiert so, als Singen beim Glase; bald war unser Freund so laut, als sein Genosse.

Flämmchen war unterdessen auch nicht still geblieben. Man hatte ihr in ihrem Winkelchen des Guten, so viel sie begehrte, zukommen lassen, und bald zeigten sich die Wirkungen. Ihr Grauen verschwand, die leichtfertige Natur kam zum Vorschein, sie hüpfte in drolligen Sprüngen durch das Zimmer, umarmte den singenden Wilhelmi und schwor unter Lachen, er sei der lustigste Teufel, den sie je gesehen habe; schlug Rad, zertrümmerte dabei eine Scheibe an einem Antiquitätenschränke, schlich sich zu den Büsten des Plato und Pythagoras unter dem Spiegel, malte ihnen mit Kohle Schnurrbärte, kurz, sie trieb alle Torheiten, die in einem Zimmer, welches noch vor kurzem ein Tempel der Weisheit gewesen war, nur verübt werden können.

So dauerte dieses Bacchanal unter Singen, Schwatzen und Possenreißen fort, bis des Nachtwächters Stimme Zwei abrief. Da nahm sich Hermann zusammen, stand auf,

und wünschte seinem Wirte gute Nacht. Wilhelmi überschaute das Zimmer, welches freilich einen ungewöhnlichen Anblick darbot, lachte herzlich, wie ein vergnügtes Kind, und rief: »Hier sieht es munter aus!«

Flämmchen war an einem Stuhle in tiefen Schlaf gesunken. Hermann versuchte, sie auf ihre Füße zu stellen, vergebens! sie fiel immer wieder zusammen. Er wußte, daß sie von diesem Todesschlummer oft befallen wurde. Endlich lud er sie auf seine Arme und trug sie fort.

Ihr Westchen war aufgegangen, die Nadel war aus dem Hemdkragen gewichen, der schönste, jüngste, frischeste Busen sah ihn an, als er sie auf ihr Lager niederlegte. Sein Blut, von der Schwärmerei des Abends erhitzt, wallte siedend auf, er wollte, wie vor einem Gespenste seiner Gedanken sich flüchten, weit, weit weg, und blieb gefesselt stehn, das schöne Kind mit seinen Blicken verschlingend. Endlich drückte er ihr einen heißen Kuß auf die Lippen, Tränen entstürzten seinen Augen; er meinte, er sagte sich selber vor, daß er das arme verwahrlosete Geschöpf

aus Mitleid geküßt habe.

Durch die Nacht erklang von draußen ein Lied zur Gitarre. Eine tiefe, sonore Baßstimme sang folgende Strophen:

»Steh still mein Herz, und rühr' dich
nicht,
Kannst ja ein zweites Herz nicht rüh-
ren!
Doch liebe, bis der Tod dich bricht,
Ins Land der Kälte dich zu führen.
Aus aller Blüten schönem Reich
Hab' ich die tauben nur erworben,
Mein Leben ist ein welker Zweig,
Ich bin allein, und schon gestorben!«

Verwundert sah Hermann im nahen Hause des Arztes noch Licht. Er überzeugte sich, daß der Gesang aus dessen Zimmer kam. Was hatte der kalte, abgeschloßne Mann mit solchen Gefühlen zu schaffen?

Zwölftes Kapitel

Wilhelmis Erwachen war äußerst schmerz-
lich. Der Diener Philipp hatte nicht gewagt,

die Unordnung anzurühren; er ließ alles stehn und liegen. Denn seiner Meinung nach war es bei dem Herrn nicht mit rechten Dingen zugegangen, und er wünschte, daß dieser sich selbst von dem Greuel überzeugen möge. »Bei uns hat der Satan gewirtschaftet, Herr Kammerrat«, sagte der Mensch, als er ihn endlich spät aus dem Bette holte. Wilhelmi fühlte sich matt und angegriffen, aber er meinte in die Erde zu sinken, als er sein Zimmer betrat. Schon der gedeckt stehengebliebne Tisch mit den Resten der Mahlzeit würde hingereicht haben, ihn höchlich zu verstimmen; was war jedoch dieser Tisch gegen die Stühle, die Flämmchen in ihrem Mutwillen zu einer Pyramide zusammengeschoben, gegen den Tintenstrom, der sich aus der umgeworfnen Flasche ergossen hatte, gegen die zerschlagne Scheibe, und endlich gegen die Schnurrbärte des Plato und Pythagoras? Ärgerlich befahl er dem Diener, schnell aufzuräumen, und ging zum Herzog, der, wie er hörte, schon nach ihm verlangt hatte.

»Nun, Sie sind gestern abend recht lustig gewesen!« rief ihm der Fürst heiter entgegen.

»Ich habe die Genesung unsres jungen Freundes gefeiert«, versetzte Wilhelmi mit halber Stimme.

»So werden wir ihn ja endlich auch wohl zu sehn bekommen«, sagte der Herzog einigermaßen empfindlich. »Aber die Briefe, wo sind sie? lassen Sie mich sie unterschreiben!«

»Welche Briefe, Ew. Durchlaucht? Ja, die Briefe! – Großer Gott, die Briefe! – O ich Unseliger!«

Es war Posttag. Wichtige Geschäftsbriefe, deren Abgang aus manchen Gründen beschleunigt werden mußte, waren zu schreiben gewesen; Wilhelmi hatte sich vorgenommen gehabt, den Rest des Abends oder den frühen Morgen dazu zu verwenden, als er Hermann in sein Zimmer führte.

Pünktlich sonst in seinem Dienste bis zum Pedantischen, war er jetzt so gröblich von der Regel abgewichen, welche den Ehren- und Angelpunkt seines Lebens bildete, und bei welcher Veranlassung! Er geriet völlig außer sich, und ergoß seinen Kummer, ohne der Gegenwart des Herzogs zu achten, in einer verzweiflungsvollen Rede über die Schwäche und

Inkonsequenz des Menschen. Kaum konnte ihn der Herzog, der diesen gewaltsamen Ausbruch eines unbegrenzten Pflichteifers (denn darin suchte er den Grund desselben) nicht ungern hörte, durch herablassende und gütige Worte einigermaßen beruhigen.

Indessen kleidete sich Hermann an, um seinen Besuch bei der Fürstin zu machen. Zur guten Stunde war ein schwerer Geldbrief vom Oheim angelangt, nebst Abrechnung und Beilagen, die er durchzusehn, sich noch nicht die Zeit genommen hatte. Sogleich war ein Bote im gestreckten Trabe nach der Stadt geschickt worden, um das Notwendigste herbeizuschaffen, was zur anständigen Kleidung gehört. Mit großer Genugtuung vervollständigte er die ihm für Flämmchen anvertraute Summe wieder, von welcher er die Zeit her zu seinen Ausgaben hatte nehmen müssen. Es blieb ihm ein sehr bedeutender Überschuß, er sah sich im Spiegel vorteilhaft ausstaffiert, er fühlte sich frei, berechtigt, wie jeder mit Gelde versehne Mensch. Nur von der Ausschweifung der vergangnen Nacht empfand er noch einige Nachwehen.

Aber auch diese verschwanden, als er in das Zimmer der Herzogin trat. Homer erzählt von einem Kraute Moly, dessen Genuß alle Einflüsse unheimlichen Zaubers abwendet, und es war Hermann, als habe ihm ein himmlisches Wesen so ein schützendes Mittel gereicht, da er den holden Duft süßer Wohnlichkeit einsog, der durch das heitre prächtige Gemach hinwehte. Die Herzogin hieß ihn freundlich willkommen; er ward aufgefordert, ihrem Stickrahmen gegenüber Platz zu nehmen. Nun war ihm erst wie einem Gesunden zumute. Unterwegs hatte er einen Entschluß gefaßt, den auszuführen er für Pflicht hielt. »Wie?« sagte er, »du hast gehorcht, du bist im Besitz der Hälfte eines Familiengeheimnisses, und deine Wohltäter wüßten von diesem Umstande nichts? – Wahr zu sein hast du geschworen, beweise hier auf die Gefahr, in Ungnade zu fallen, daß du deinen Eid halten willst.«

Als daher in dem Gespräche eine Pause entstand, fing er seine Beichte an, in welcher er freilich den Umstand betonte, daß ihn nur der Zwang der Umstände zum unerbet-

nen Vertrauten gemacht habe. Er beteuerte, daß, was er gehört, für ewig in seinem Busen begraben bleiben werde, und schloß mit der Bitte, ihm zu sagen, ob er auf der Stelle einen Ort verlassen solle, wo sein Anblick vielleicht mißfällig sei?

Die Herzogin hatte sich, um ihre Bewegung zu verbergen, anfangs tief auf ihre Arbeit niedergebeugt; bald aber fand sie sich, und noch während Hermann sprach, faßte sie einen Plan. Sie glaubte, vielleicht zu sehr, an einen vernünftigen Zusammenhang der Zufälligkeiten in der Welt, und sah in der Dazwischenkunft des jungen vielversprechenden Fremdlings so etwas von einem Winke der Vorsehung. Ganz beruhigt erhob sie daher ihr Haupt, als jener geendet hatte, und sagte: »Daß es mir nicht angenehm sein kann, von Ihnen belauscht worden zu sein, begreifen Sie selbst. Indessen waren Sie unschuldig daran, und damit ist die Sache abgemacht.« Er hoffte, sie werde ihm irgendeine tröstliche Andeutung geben, wie die seine Näherung ablehnenden Worte, welche sie damals zugleich gesprochen hatte, zu verstehen wä-

ren, aber vergebens. Schon erwartete er mit Herzklopfen seine Entlassung, als die Herzogin, scheinbar nur, um das Gespräch fortzuführen, einige Fragen nach seiner Vaterstadt tat. Mit weiblicher Feinheit wußte sie den Faden von Straße zu Straße zu spinnen, bis nach dem Hause seiner Eltern, und so war er auf einmal, er merkte selbst nicht, wie, in einer Erzählung von seiner Jugend und von seinen frühesten Verhältnissen begriffen.

»Es ist gewiß«, sagte er, »daß dem Menschen nichts mehr schadet, als wenn über dem Gemälde seiner ersten Tage ein verworrenes unruhiges Licht zittert. Das Kind soll, wie die Pflanze, aus festem Boden, unter dem gleichen Scheine der nach ewigen Gesetzen wiederkehrenden Sonne emporwachsen. Ich dagegen bin in einer Lage zum Bewußtsein gekommen, die viel von dem Schwanken des Schiffbruchs, oder vom Stegreifslieben einer Nomadenhorde hatte. Ich war etwa neun Jahre alt, als es dem damals Allmächtigen beliebte, auch unsre gute ehrwürdige Reichsstadt unter die Fürsorge seines Zepters zu nehmen. Nun sollten wir Franzosen werden, blieben

Deutsche, und niemand wußte, was bei der Sache herauskommen werde. Auf großen Tafeln stand mit ellenlangen Buchstaben zu lesen, daß wir jetzt eine Munizipalität, ein Tribunal, und eine Präfektur statt des Rats der Oberalten, des Schöppenstuhls und der Pfenningmeisterei hätten. Die Patrioten zogen sich ins Dunkel zurück, schweigend, wie grollende Titanen, die Geschichte der eignen Stadt, womit sonst ein Knabe aufgenährt wird, blieb uns fremd; wer mochte von der Vergangenheit reden, der man das ganze Unglück der Gegenwart aufbürdete? Wir liefen hinter den neuen Mäntelchen, Krägelchen und Schärpen her, bis wir hörten, in den hübschen Kostümen steckten lauter abgefeimte Schelme. Rings um uns zischte es von nichts, als von Bestechungen, Kabalen, Begünstigungen durch die niedrigsten Mittel. Welche Eindrücke für ein junges Alter, worin alles so scharf aufgefaßt wird.«

»Sonderbar«, sagte die Herzogin. »Ich lebte damals in Paris. Es war der ruhigste Ort auf der Welt. Niemand fühlte die Bewegung, die den ganzen Erdboden erschütterte. Man

sah derselben, wie einem Schauspieler zu; die Bulletins glichen den Reden der Helden in der Tragödie, und die Trophäen, welche von Zeit zu Zeit anlangten, kamen den Menschen nur wie neue Szenerien vor, womit seine Hauptstädter zu ergötzen, der Gebieter die kluge Gefälligkeit hatte. Aber Ihre Eltern?«

»Sie ruhn in Frieden! Teuer sei mir das Andenken dieser verehrten Häupter! Sie haben in mir das höchste Vertrauen erweckt; warum soll ich zaudern, von allem zu sprechen, was mich bei dieser Erinnerung bewegt? Außer dem Hause war das Verderben, im Hause gab es kein Behagen. Nicht, daß irgendein Zwiespalt hervorgetreten wäre; nein, im Gegenteil, mein Vater bezeugte der Mutter nur Achtung und Aufmerksamkeit, und sie war das Muster weiblicher Sanftmut und Unterwürfigkeit. Aber dem Blicke des Kindes blieb nicht verborgen, daß hier doch jene Eintracht der Herzen fehle, die in tausend kleinen unbeschreiblichen Zeichen sich kundgibt. Ernst und still gingen die Urheber meiner Tage nebeneinander her: Wie oft fand ich die Mutter in Tränen! Wie oft sah

ich den Vater, wenn ich von der Straße und meinen Kamaraden kam, trüb und gedankenvoll am Fenster stehn! Sein schwerer Blick ruhte in den Wolken, als suche er da etwas, was ihm auf der Erde mangle. Er hatte viele Eigenheiten. So durfte in seiner Gegenwart nie von einer Hochzeit gesprochen werden. Er geriet, geschah dies einmal zufällig, in eine solche Schwermut, daß er dann mehrere Tage lang für jeden unsichtbar blieb. Eine andre Sonderbarkeit war, daß nichts in der Welt ein Versprechen ihm abzulocken vermochte. ›Wir wollen sehn‹, war alles, was er auf die dringendsten Bitten erwiderte. Dann aber tat er, was er nur konnte, und dieses ungewisse Wort galt bei den Leuten mehr als ein Eidschwur andrer.

Ich liebte meine Eltern herzlich. Mein Vater war mir eine Art Gottheit, die sich in heiliges Dunkel verbirgt. In mancher Nacht lag ich auf meinen Knien, und bat den Himmel, es so zu fügen, daß meine Eltern einander doch auch so liebhaben möchten, wie ich sie liebte. Aber mein Naturell war munter und beweglich; alle diese finstern Dinge

konnten seine Fröhlichkeit nicht zerstören. Ich war viel außer dem Hause, viel unter andern Menschen, man mochte mich gern leiden, eine Antwort fehlte mir nie, und mehrere meiner jüngern und ältern Bekannten schienen ein Vergnügen daran zu finden, wenn sie meine Geistesgegenwart auf die Probe stellen durften. Was sonst einem Kinde so natürlich ist: daß es seine Eltern für einen Wall und Rückhalt in jeglicher Not ansieht, blieb mir immer fremd. Sie waren von einem mir unbekanntem Leide schon so sehr bedrückt; sollte ich ihre Verlegenheiten vergrößern?

Nun erschien das Jahr 1813. Als Siebenzehnjähriger stand ich in den Donnern von Lützen. Da lernte man sich erst recht fühlen, den Schanzen und Kolonnen gegenüber, sich selbst und seinem Schicksale überlassen. Nachher habe ich meine Eltern immer nur auf kurze Zeiten wiedergesehn. Ich studierte, reiste viel, war hier und dort. So bin ich das unruhige, unstete, ach und leider zu früh mit der Welt und ihrem Laufe bekannt gemachte Wesen geworden, welches Sie mit solcher Nachsicht angehört haben. Bringen Sie

mich nicht in *eine* Klasse mit den eiteln, vorlauten, zerstreuten Jünglingen unsrer Tage; ich stehe vielleicht an Geist in keiner Beziehung über ihnen, aber mein Sinn ist anders. Sie sind so höchst zufrieden mit sich, ach! und ich bin leider so höchst unzufrieden mit mir! Ich habe keine Jugend gehabt. Ist das vielleicht die Krankheit und der Mangel meiner Natur? Die Dinge gewähren mir keine Resultate. Alles, was ich anfasse, löst sich unter meinen Händen in ein Abenteuer auf, welches sich immer in die Gestalt meines Vorteils verwandelt. Wer aber wird nicht müde, vom Leben nur die sogenannten Annehmlichkeiten zu erbeuten? Wer wünschte nicht, daß ihn eine milde Fügung mit gütiger Hand in die Mitte des Dasein stellen, und in dessen Geheimnisse einweihen wollte?«

Die Herzogin hatte mit größerem Interesse zugehört, als sonst den Erzählungen und Klagen der Jugend zuteil zu werden pflegt. »Milde Fügung! Gütige Hand!« sagte sie lächelnd. »Es ist schlimm, daß sich die Fügungen nicht bestellen lassen. – Übrigens glaube ich, daß Sie empfinden, was Sie aussprechen. Und da-

her denke ich, daß die Schicksale nicht ausbleiben werden, nach denen Sie sich sehnen.«

Hermann erhob sich. »Mir ist eben von der dunklen Macht, welche unsre Tage beherrscht, eine Frage vorgelegt worden, und wenn ich nicht gar zu unbescheiden erschiene, so möchte ich mir die Antwort wohl hier erbitten.«

Er zog ein kleines Portefeuille hervor. »Diese Briefftasche sendet mir mein Oheim«, sagte er. »Ich soll dieselbe nach dem Willen meines Vaters öffnen, wenn ich das vierundzwanzigste Jahr zurückgelegt habe. Die Worte des Verstorbenen besagen, daß ich nicht eher mich ankaufen, nicht eher ein festes Amt übernehmen und hauptsächlich nicht eher mich verloben soll, bis ich den Inhalt kennengelernt. Vor einigen Tagen erreichte ich jenes Lebensalter. Was soll ich tun?«

Die Herzogin sah ihn betroffen an. Dann beschaute sie aufmerksam das Portefeuille. Es war alt, mit kostbarer eingelegter Arbeit von Goldstäbchen, Perlemutter und Steinen geziert. Auf der hintern Fläche war etwas, wie ein großes Wappen eingebrannt, dessen

Embleme sich aber nicht mehr entziffern ließen. Es schien viel gebraucht worden zu sein.

Sie hakte an dem silbernen Schließchen; sie schien auf einen passenden Ratschlag zu sinnen. »Hat Ihr Vater in seinen Angelegenheiten etwas ungeordnet zurückgelassen?«

»Nein, sein Leben war dem Gange einer wohlgestellten Uhr gleich.«

»Sie lieben Ihre Eltern, nicht? Sagten Sie nicht so?«

Er neigte sich, stumm bejahend.

»Lassen Sie das Portefeuille uneröffnet!« rief die Herzogin. »Alle Geheimnisse sind verderblich, alle ohne Ausnahme.«

Er zauderte, es aus ihrer Hand zurückzunehmen. »Die Neugier ist der unüberwindlichste Fehler unsrer Natur.« Er wagte nicht, mehr zu sagen.

»Sie haben es so gewollt!« versetzte sie, indem sie es hastig in den Schreibtisch legte. »Nun ist es für Sie verloren, denn mit meinem Willen lesen Sie kein Blatt darin.«

Dreizehntes Kapitel

Von diesem Tage an war Hermann auf dem Schlosse einheimisch. Der Herzog beruhigte sich bei einer allgemeinen Erzählung über dessen Geschick unter den Tannen, und schien an dem gesitteten, wohlunterrichteten jungen Manne immer mehr Geschmack zu finden. Da er nicht leicht jemand unbenutzt lassen konnte, so brauchte er ihn bald zu verschiedenen Expeditionen, welche jener unter Wilhelmis Oberaufsicht zu seiner Zufriedenheit ausführte.

Nur bei einem Geschäfte gelang es ihm nicht, Beifall zu gewinnen. Die Kriegsschäden waren noch zu liquidieren, welche der Herrschaft vom Staate ersetzt werden sollten. Hermann hatte alle Papiere, die sich auf diesen Gegenstand bezogen, erhalten, und nach deren Einsicht eine billige Rechnung aufgestellt, solche Posten, die bestritten werden konnten, aus derselben weglassend. Der Herzog sah die Arbeit voll Verwunderung durch, und fragte kopfschüttelnd, womit er es denn verdient habe, daß Hermann gegen

ihn Partei nehme? Es könne ja die Hälfte mehr gefordert werden. Er zählte die Summen auf, die nachgetragen werden müßten, und versetzte, als Hermann seine Einwürfe dagegen vorbrachte: »Diese Zweifel wollen wir den Herrn Revisoren überlassen.«

»Ich glaubte den Sinn Eurer Durchlaucht durch die Art, wie ich dieses Geschäft behandelt, getroffen zu haben«, wandte Hermann bescheiden ein. »Nach meiner Meinung dürfte ein Teil des Schadens gegen den Gewinn aufzurechnen sein, den uns die glückliche Veränderung der Dinge gebracht hat.«

»Was ich oder meinesgleichen ihr Großes zu danken hätte, wüßte ich so eigentlich nicht«, versetzte der Herzog. »Über diesen Punkt gilt das: *Post hoc, non propter hoc*, mit vollem Rechte. Der Adel ist so alt, als die Welt, und daß man wenigstens in Monarchien ihn nicht entbehren kann, werden Sie mir zugestehn. Da nun der Freiheitsschwindel längst vorüber, und alles bereits wieder in die gewohnten Formen eingelenkt war, da man überall große Reichslehen schuf, so würde man sich auch schon wieder nach uns umgesehn ha-

ben, und vermutlich ständen wir, wo wir jetzt stehn, wenn auch die Sachen geblieben wären, wie sie waren.«

Hermann mußte sich bequemen, eine Kriegsschädenrechnung anzufertigen, die ihm sehr übertrieben zu sein schien. Gefielen ihm nun dergleichen Grundsätze keinesweges, so war sein Mißvergnügen doch nur vorübergehend. Das Schloß, und die ganze Lebensweise darin, übte auf ihn denselben Eindruck aus, von dem wir bereits bei dem jungen Rechtsgelehrten geredet haben. Er empfand ein eignes Vergnügen, für sich, allein durch die hohen Bogengänge und Hallen, seinen Gedanken überlassen, stundenlang zu wandern, und er hätte nie geglaubt, daß eine so einförmige Tagesordnung, wie sie hier herrschte, ihm, der an Abwechslung gewöhnt war, in dem Grade behagen könne. Er ließ sich von dem Elemente, welches ihn umgab, fortspülen, und schob die Gedanken an die Zukunft weit hinaus.

Freilich trug zu seinem Wohlbefinden die Güte, womit ihn die Herzogin behandelte, vieles bei. Sie hatte gewisse Einflüsterungen, die

ihr über ihn gemacht worden waren, mit Verachtung von sich gewiesen, und mochte ein stilles Bedürfnis empfinden, den unschuldig Angeklagten durch besondere Freundlichkeit für die ihm zugefügte Unbill schadlos zu halten. Überdies gehörte sie nicht zu den Frauen, die an unmündigen Männern Gefallen finden, und die Sorge für ihre Erziehung sich aufbürden mögen. Hermanns gewandte Entschiedenheit, der leichte Ton, mit welchem er von allem wenigstens zu reden wußte, waren Eigenschaften, die ihm bei ihr nur nützten. Bald erkannte sie auch, daß der Anschein von Übermut und Selbstgenügen, welchen er bei der ersten Begegnung Fremden zeigte, durch die nähere Bekanntschaft sich sehr minderte.

Er schadete in der Tat immer nur sich und nie andern. An tausend Zeichen nahm sie wahr, daß er in jedem Augenblicke bereit sei, sich im Dienste seiner Freunde aufzuopfern. Die Farbe der Zeit konnte er nicht verleugnen, aber im Innersten mußte man ihn für unversehrt erklären.

Wenn er seinerseits durch die Bemühungen für den Herzog sich ein stilles Recht auf das

längre Verweilen in diesen Mauern zu erarbeiten meinte, so empfing er dagegen durch die Gemahlin nur Geschenke, für welche er sich ewig als Schuldner fühlen mußte. Solange er Rekonvaleszent war, wurde ihm ihre liebende Sorgfalt zuteil. Sie verbot ihm über Tische die Speisen, welche er nach ihrer Meinung noch nicht genießen durfte, sie warnte ihn, wenn ein Abendspaziergang zu lang zu werden drohte. Wir wissen nicht, ob es Absicht oder Zufall war, daß er, als er dies bemerkte, gegen ihre Gebote zu sündigen liebte; es könnte sein, daß er den Wunsch empfunden hätte, von solchem Munde recht häufig zurechtgewiesen zu werden. Das ist gewiß: er wäre unter diesen Bedingungen gern immer krank gewesen.

Bald erteilte auch sie ihm einen Auftrag, welcher ihm angenehmer war, als die Korrespondenz mit Behörden und Verwaltern, die ihn der Herzog besorgen ließ. Sie zog eines Tages ein Heft aus dem Pulte, und fragte, indem sie es ihm zum Lesen einhändigte, ob er wohl glaube, daß in ihr eine Schriftstellerin verborgen sei? Er sah den Titel an. Es

war eine Übersetzung des Romans »Ivanhoe« von Walter Scott. Dieser Autor stand grade damals bei uns in der höchsten Blüte seines Ruhms. »Erschrecken Sie nicht, wie die Männer pflegen, wenn sie von einer neuen Gelehrten oder Dichterin hören«, sagte die Herzogin scherzend. »Ich habe das Buch nur für mich übersetzt, um die Sprache aus dem Grunde zu lernen, nicht um den Meßkatalog damit zu vermehren. Aber ich möchte, da ich mir einmal die Mühe gegeben habe, es auch gern in vollkommner Gestalt sehn, und wünsche nicht, daß in meinem Büchlein, wie in dem Produkte jener Prinzessin, von der Sie neulich das Märchen vorlasen, der Mond in *der* Welt hereinscheine.«

Sie fragte ihn, ob er die Mühe übernehmen wolle, das Werk von Stilfehlern und grammatischen Unrichtigkeiten zu säubern? Wer war froher, als er? Er nahm das Heft mit, und betrachtete innig erfreut die zierlichen perlenrunden Züge der Handschrift, worin *eine* Zeile, wie die andre, in gleichen Zwischenräumen grade fortlief. Wenn irgendwo die Schrift die Sinnesart ausdrückte, so war es hier der

Fall. Hermann weidete sich an den Blättern, wie an einem Gemälde, bevor er sein Werk begann, welches er auch mehr als galanter Kavalier, denn als kritischer Zensor vollbrachte. Es schien ihm ein Frevel zu sein, diese anmutigen Charaktere zu zerstören; er korrigierte mit der feinsten Feder, mit den zartesten Strichen.

Vierzehntes Kapitel

Des Abends waren die Zusammenkünfte gemeinschaftlich. Man hatte festgesetzt, daß jeder aus seinem Fache immer etwas vortragen solle. Im Anfang hielt man auch diese Anordnung aufrecht; der Arzt handelte allgemeinverständliche Kapitel der Naturwissenschaft ab, Wilhelmi gab einen populären Abriß der neueren philosophischen Systeme zum besten, der Herzog erzählte von der englischen Landwirtschaft, mit welcher er sich grade eifrig beschäftigte. Da aber nach dem Willen der Herzogin jeder an jedem Abende sein Pensum enden sollte, so wurde der Kursus doch bald

gar zu aphoristisch. Die übrigen Männer zogen sich daher mit guter Manier zurück, und das Regiment gelangte unvermerkt an Hermann, der die Poesie und Unterhaltungsliteratur erwählt hatte.

Unangenehm war es freilich, daß auch hieraus, nach der einmal gegründeten Sitte des Hauses fast nie etwas Vollständiges zum Vorschein kommen durfte. Der Eintritt des Bedienten, welcher zu melden hatte, daß serviert sei, zerschnitt mit unerbittlicher Strenge die anziehendste Vorlesung mitten im Akt, Szene, Perioden. Die Herzogin hatte eine eigentümliche Gabe, sich an Einzelheiten zu erfreuen, weshalb sie auch weniger nach einem Ganzen verlangte, ja ein solches nur in Einzelheiten aufnahm. Sie schaffte sich alle Blumenlesen und Geister, welche aus den Schriftstellern gezogen zu werden pflegen, mit besondrer Vorliebe an, und nichts glich ihrem Vergnügen, wenn sie einen schönen Gedanken in schöner Sprache außer dem Zusammenhange mit weniger glänzenden Dingen genießen durfte.

Gesellschaft des umherwohnenden Land-

adels brachte doch meistens wöchentlich eine Abwechslung in den Kreislauf der Stunden. Grade in dieser Gegend waren die Gutsbesitzer unverrückt auf ihren Schollen sitzen geblieben, und hatten von den Ansteckungen des Stadt- und Hoflebens, die dem Adel anderer Orten so gefährlich geworden sind, kaum etwas gelitten.

Hermann wunderte sich nicht wenig, als er in den Zirkeln, die er kennenlernte, auf manchen Mann stieß, dessen einfache Denkungsweise ihm Ehrerbietung einflößte, als er selbst hin und wieder Töchter edler Häuser fand, in deren Unterhaltung er sich schon gänzlich resignieren zu müssen gemeint hatte, und die ein sehr gutes Gespräch zu führen wußten. Denn der Adel dieser Landstriche war bei seinen eleganteren Standesgenossen fast im Verruf, und galt nur für eine Sammlung völlig verbauerter Krautjunker.

Schlittenfahrten, die, so oft es sich tun ließ, veranstaltet wurden, gaben ihm Gelegenheit, sich als gewandten Vorreiter, oder als ersten Diener der Herzogin, wie er sich gern in ihrer Gegenwart nannte, zu zeigen.

Vor allem aber vergnügte ihn die Jagd, die auch wirklich in dem waldicht-hüglichten Gebiete des Herzogs von großer Ergiebigkeit war. Es freute ihn indessen weniger, ein Stück zu erlegen, als dieses fröhliche Ausziehen in der Mitte lustiger Gesellen mitzumachen, das sachte listige Streifen und Schleichen durch den Nebel über Heiden und Waldplätze zu versuchen, die Geschichten, die Ahnungen und Vorbedeutungen zu hören, das heitre Mahl nach vollbrachter Arbeit verzehren zu helfen. Er fühlte sich auf diesen frohen Zügen in solcher Gemeinschaft mit der Natur, dem kräftigen Urzustande der Menschheit so nahe gerückt! Auch wenn kein größeres Treiben stattfand, lag er mit dem alten Erich, der ein firmer Schütze war, und einem Menschen, der zuweilen herüberkam und der Amtmann vom Falkenstein genannt wurde, viel im Forste, wobei manche Mondnacht im Kreise kahler reifglänzender Bäume auf dem Anstande versessen ward. Einmal hatte er bei solcher Gelegenheit das fabelhafte Glück, zwei Füchse, die um die Ecke geschlichen kamen, mit den Schüssen seiner Doppelflinte zu tö-

ten. Ein Fall, der noch nicht vorgekommen war, und ihm bei allen Weidmännern ein fast mythisches Ansehen gab!

So gingen unsrem Freunde wohl- oder übelbeschäftigt die Tage hin. Die Bäume waren kahl geworden, der Schnee hatte die Erde bedeckt, war wieder geschmolzen, und nun kamen aufs neue die Knospen hervor. Seine Gegenwart schien allen willkommen zu sein, es sah aus, als müsse das immer so fort-dauern. Nur einmal ward er zu einem flüchtigen Nachdenken aufgeregt. Sein Tagebuch fiel ihm in die Augen, welches er sonst sehr ordentlich zu führen gewohnt war. Um das Versäumte der letzten Woche, wie er meinte, nachzuholen, schlug er es auf, sah aber zu seinem Schrecken, daß er schon mehrere Monate lang nichts geschrieben hatte. Auch von früher standen nur Notizen mit *einem* Worte vermerkt, als: »Jagd den und den«, »Gesellschaft aus *«, »Schlittenfahrt nach *« ohne alle weiteren Zusätze.

Er besann sich, er hatte geglaubt, daß ihm viel begegnet sei, konnte indessen nichts darüber zu Papiere bringen. Die weißen Blätter

sahen ihn wie strafend an; in diesem Augenblicke hörte er die Herrschaften unten von einer Spazierfahrt zurückkehren, und eilte, indem er das Buch weglegte, hinab, sie zu empfangen.

Fünfzehntes Kapitel

Von Flämmchen war nie die Rede gewesen. Die Herzogin hatte sich mit keinem Worte nach dem Kinde, für welches sie ihm Geld gegeben, erkundigt. Unmöglich aber konnte er sich zu einer Beichte überwinden, welche sein angenehmes Verhältnis gestört, ihn lächerlich und verkehrt gezeigt haben würde. Der Arzt, gegen den er, wie die Sachen standen, seinen Widerwillen hatte niederkämpfen müssen, hatte ihm einen Pädagogen genannt, der nach seiner Meinung das Mädchen in die rechte Bahn bringen würde. Diesen wollte Hermann nun baldigst aufsuchen. Vor seinem Ordensgelübde rechtfertigte er das Verschweigen gegen die Herzogin mit der Distinktion, daß man zwar nie lügen müsse,

daß es aber zuweilen unumgänglich notwendig sei, die Wahrheit einigermaßen beiseite zu stellen.

Was den andern Ordensritter betrifft, so hatte dieser nach jener mystisch-lustigen Nacht, als deren Anstifter er sich den unschuldigen Hermann einbildete, mit ihm zu schmollen versucht. Bald aber wich dieser künstliche Zorn, und, als ob Torheit fester verknüpfe, denn Vernunft: sie wurden noch beßre Freunde, wie vorher. Gewöhnlich brachte Hermann, wenn die Gesellschaft auseinandergegangen war, noch einige Stunden bei Wilhelmi zu. Dieser war ein erklärter Liebhaber alles Alten und Veralteten; er besaß die seltensten Sachen und Pergamente. In einer solchen Zusammenkunft holte er eine Urkunde herbei, woraus sich das schönste Licht über die großen Bauverbrüderungen des Mittelalters verbreitete. Alles war darin bestimmt: wie der Gesell dienen solle, wie jeder verpflichtet sei, sein Zeichen zu führen, wie Hader, Schimpf und Unzucht in der Hütte zu meiden, wie wenn einer der Bauleute mit einer anrüchtigen Person notwendig

sprechen müsse, er sich mit ihr über Hammerwurfsweite vom Bauplatze zu entfernen habe, und was dergleichen Vorschriften mehr waren, welche alle auf die strengste, sittlichste Geschlossenheit des Handwerks Bezug hatten.

Das Himmlische schwebte auch hier über dem Irdischen. Die Verehrung der heiligen drei gekrönten Baumärtyrer: Claudius, Simplicius und Castorius, welche lieber sterben, als einen heidnischen Tempel bauen wollten, war zur unerläßlichen Pflicht gemacht; kein Tag sollte, ohne sie anzurufen, begonnen werden.

»Schöne Denkmale einer untergegangnen Zeit!« rief Hermann. »Man verwundert sich weniger über jene Riesengebäude, wenn man dergleichen Urkunden durchliest. Und noch klarer begreift man, daß sie jetzt nicht mehr nachzuahmen sind, und daß alle Versuche dieser Art schwach und kindisch ausfallen. Aber was hilft es, Unwiederbringliches zu beklagen? Wir müssen doch vorwärts! Niemand kann in den Leib seiner Mutter zurückkehren.«

»Und doch müssen die Zünfte wiederhergestellt werden, wenn wir überhaupt noch künftig vor Wind und Wetter geschützt wohnen wollen«, sagte Wilhelmi. »Jetzt, wo jeder baut, wie er Lust hat, sind wir nahe an den Stand der Nomaden zurückgeführt. Das ist auch eine von den Früchten der gepriesenen Gewerbefreiheit, die denn wieder zu den Blüten unsrer Kultur gehört. Aber diese sogenannte Kultur scheint mir nur eine andre Barbarei zu sein, der wir entgegengehn, oder vielleicht schon verfallen sind. Denn, wenn die frühere darin bestand, daß niemand oder wenige etwas wußten, so ist die jetzige wohl nicht minder beklagenswürdig, wo alle zu verstehn glauben, was kaum einer oder der andre überwältigt. Das ist eben das traurige Gefühl, was man gar nicht los wird, daß man die Nichtsnutzigkeit der Gegenwart immer empfinden muß und mit seinem Verstande sich doch vorhält, wie schwierig eine Restauration dessen sein möchte, was vor der Welt freilich zur Ruine geworden ist.«

»Auch der Adel ist so eine Ruine«, sagte Hermann. »Ich muß immer lächeln, wenn

ich sie noch mit ihren Titeln und Würden sich brüsten sehe. Was macht den Adel? Die Abgeschlossenheit, das Kastenmäßige. Nun aber haben die Bessern sich längst mit dem gebildeten Mittelstande vermischt. Nirgends finden Sie noch in der guten Gesellschaft den Unterschied der Stände. Leben wir hier auf unserm Schlosse anders, als in einer anständigen Bürgerfamilie? Erinnerst irgendeine Etikette daran, daß wir mit Gliedern eines der ältesten Häuser unsres Vaterlandes Umgang pflegen?«

Wilhelmi lachte bitter. »Sie Neuling Sie in der Welt, trotz aller Reisen und Bekanntschaften!« spottete er. »Ja freilich ist der Adel im Kern verwest, aber das Gehäuse steht noch aufrecht, und man kann sich daran noch immer die Stirn einrennen. Die Lebensluft der Aristokratie ist der Egoismus. Andre Menschen sind selbstsüchtig aus Not, böser Gewöhnung, angeeigneter Maxime. Der Edelmann ist es von Natur, er muß es sein; mit der Muttermilch saugt er, wie etwas sich von selbst Verstehendes die Überzeugung ein, daß er da sei um seiner selbst willen, und daß

er die Kräfte anderer von Rechts wegen benutzen dürfe.«

Hermann sah ihn voll Verwundrung an. »Es macht Sie stutzig, daß ich so rede«, fuhr Wilhelmi fort. »Ich bin alt und verkümmert, und wäre wohl ein Stück weiter, wenn man in mir je etwas anderes gesehen hätte, als ein Lasttier; denn der Gelegenheiten gab es genug, mir fortzuhelfen. Und so liefere ich in meiner Person und durch meine Tagelöhnerei eben recht den Beweis für den Satz.«

Der Adelsfeind würde noch länger in diesem Tone fortgesprachen haben, wenn nicht plötzlich wieder aus der Wohnung des Arztes das düstre Lied erklingen wäre, welches Hermann schon einmal ungefähr um dieselbe Stunde gehört hatte. Wilhelmi horchte auf, und geriet in eine wilde Lustigkeit. »Nichts als Kontraste!« rief er; »feuriges Eis, frierendes Feuer! Hier ein armer Bürgerlicher, der den Adel haßt, und sich doch für die Hochgeborenen totschlagen ließe, dort der ärztliche Verstand, der mit aller seiner Kälte sich vor der unsinnigsten Leidenschaft nicht zu schützen vermocht hat! Weil er nicht selbst Dichter

ist, paraphrasiert er den Byron, und schüttet dessen Schmerzensteine verdeutscht in die Lüfte!«

»Der abgelebte ausgetrocknete Mensch! Sagen Sie mir, wen liebt er?«

»Wen? – Wen er liebt? Wenn Sie es wissen wollen: die Herzogin! Nun machen *Sie* noch einen recht widersinnigen Streich, dann können wir Terzett singen!«

Sechzehntes Kapitel

Ein für allemal war täglich eine Stunde bestimmt, worin Hermann der Herzogin das korrigierte Pensum des »Ivanhoe« zu bringen hatte. An die Verhandlungen hierüber knüpfte sich seit einiger Zeit eine Lektion im Englischen, welche ein junges Mädchen aus der Stadt, über welches die Fürstin Obsorge übte, von ihm empfing. Alles dieses hatte sich, wie von selbst, gemacht, doch war es Hermann schon oft so vorgekommen, als sei der »Ivanhoe« und das Englische nur Nebensache. Er bemerkte, daß die Herzogin seinen

Lehren über deutschen Stil eine mehr gefällige als gespannte Aufmerksamkeit schenkte, und die junge Lucie wurde nicht gescholten, wenn sie unter allerhand Vorwänden vor Ablauf des gesetzten Zeitraums der Grammatik entrann, und sich wieder ins Fenster zum Filet setze. Man benutzte diese Zusammenkünfte zu Gesprächen über wichtige Punkte des Lebens; es schien, daß man unsern Freund von allen Seiten kennenlernen wolle, und er unterließ nicht, als er diese ihm überaus behagliche Absicht wahrnahm, sich im besten Lichte zu zeigen.

Nun war durch Wilhelms unvorsichtige Eröffnung eine gärende Unruhe in sein Blut geworfen worden, und er ging sehr befangen am andern Morgen zur Herzogin. Daß sie unschuldig sei, unschuldig bis in den geheimsten Gedanken ihrer Seele, davon überzeugte ihn der erste Blick auf diese reine Stirn, in diese milden Augen. Er bedauerte sie, er verwünschte die Begehrlichkeit der Männer, die kein Heiligtum unangetastet lassen können. Der Arzt erschien ihm gemein und niedrig, er fühlte sich berufen, den Ritter jener hochver-

ehrten Dame zu machen.

Zerstreuter hatte er nie Unterricht gegeben. Seine Verwirrung erreichte den Gipfel, als der Arzt sich anmelden ließ, und angenommen wurde. Dieser war, wie immer, frei und unbefangen, was unserm Freunde als die äußerste moralische Verdorbenheit vorkam. Er hätte an Pausen des Gesprächs, an einigen verlegnen Bewegungen der Herzogin wohl abnehmen können, daß der Besuch einen Zweck habe, und daß seine Gegenwart nicht ferner gewünscht werde, doch blieb er sitzen, bis ihn die Herzogin auf die freundlichste Weise entließ. Sie hatte dies nie getan, und es kam ihm vor, als ob ihm der Arzt beim Abschiede einen höhnischen und triumphierenden Blick zuwerfe.

Er irrte durch den Park, worin es schon grün zu werden begann. Das junge Laub erfreute ihn nicht. Er sah den Herzog kommen, und wich ihm aus. Seine Seele war in einer wogenden Bewegung, in einem unbestimmten Verdrusse, voll Mißmut, der eigentlich keinen Gegenstand hatte.

Die Stunden bei der Herzogin gingen fort,

aber wie sehr hatte sich seine Stimmung in ihnen verwandelt! Nun war ihm die Plauderhaftigkeit der kleinen Lucie, welcher ihre Beschützerin viel Freiheit eingeräumt hatte, äußerst zuwider. Das Geschrei des Papageien, über welches er sonst gelacht hatte, klang ihm jetzt ganz unerträglich, und er begriff nicht, wie eine Dame von so feiner Konstitution das überlaute Tier in ihrer Nähe dulden konnte. Die abendlichen Versammlungen gereichten ihm zur Pein, er nahm sich jeden Tag vor, aus denselben fort zu bleiben, und saß doch regelmäßig, wenn die Glocke geschlagen hatte, mit empfindlichen Schmerzen auf seinem Stuhle. Alles war ihm durch die unglückliche Entdeckung verschoben und zerstückt.

Sein durch üble Laune geschärfter Blick sah nunmehr auch so manches um ihn her, was ihm lächerlich und abgeschmackt vorkam. Er bemerkte, daß man das Wappen des Hauses überall angebracht hatte, wo sich nur ein Plätzchen dafür finden wollte; über Toren und Türen, Sälen, Zimmern, Gartenhäuschen und Vorratskammern, und er konnte aus der Neuheit vieler Verzierungen dieser Art ab-

nehmen, daß sie erst während der Besitzzeit des Herzogs entstanden sein mußten.

Wilhelmis Sarkasmen über den neualten Aufputz, der hin und wieder im Schlosse sichtbar war, klangen ihm wieder vor den Ohren. Wirklich sahn einige Räume sehr bunt-scheckig aus. Des Herzogs Vater, ein Charakter, wie er im achtzehnten Jahrhundert unter vornehmen Edelleuten nicht selten vorkam, war im Sinne seiner Periode liberal und modern gewesen. Französische Papiertapeten, Goldleistchen, Phantasieblumen, leichte geschnörkelte Meubles verdrängten den alten schweren Schmuck. Der Sohn, fast in allem ein Gegensatz seines zu Genuß und Empfindsamkeit aufgelegten Vaters, ließ, sobald Graf Heinrich in die Gruft der Ahnen gegangen war, was noch von frühern Zeiten übriggeblieben, wieder hervorsuchen, und machte die Contrerevolution, inwieweit es anging. Da kamen die bunten Schäfer und Landschaftsbilder, die massiven Schränke und Tische aus ihrem Versteck, aus Böden und Verschlägen wieder hervor, und nahmen sich nun freilich neben den übrigen Dingen im neusten Ge-

schmack seltsam genug aus. Der Herzog äußerte, wenn ihm der Kontrast von Eichenholz und Mahagoni, von dickem Damast und dünner Seide selbst auffallend werden wollte, daß es besser sei, ohne Kosten sich mit den alten soliden Sachen zu helfen, die trotz ihres Jahrhunderts noch aussähen, wie von heute und gestern, als neue Fabrikate anzuschaffen, gegen deren Dauerhaftigkeit jeder ein entschiednes Mißtrauen empfinden müsse.

Hermann sah aber in seiner jetzigen Verstimmung nur das Ungereimte solcher Zusammenstellungen. Und bald überzeugte ihn ein kleiner Vorfall noch mehr, daß er sich unter Menschen andrer Art und Natur aufhalte.

Er bemerkte eines Tages, daß unter den Arbeitern im Garten ein Rennen und Treiben entstand, und sah mit nicht geringem Erstaunen nach kurzer Zeit die wohlbekanntesten Figuren, welche soeben noch in ihren kurzen Jacken gesteckt hatten, in schönen roten Uniformen einherstolzieren. Eine Trommel ließ sich vernehmen, und bald war ein Häuschen vor dem Schlosse, welchem sich

dieser Gebrauch sonst nicht ansehen ließ, als Hauptwache von den neugeschaffnen Soldaten besetzt. Zwei Schildwachen faßten gravitatisch vor der Rampe des Mittelgebäudes Posto, kurz, ein kleiner Militärstaat wuchs im Augenblicke, sozusagen, aus der Erde.

Als er sich nach der Ursache dieser plötzlichen Verwandlung erkundigte, hörte er, daß der Herzog das Recht der Standesherrn, eine Leibwache zu halten, auf diese Weise ausübe. Man habe vernommen, daß ein fremder General noch heute ankommen werde. In solchen und ähnlichen Fällen nun, wo es gelte, den Glanz des Hauses zu zeigen, werde die Armee zusammenberufen, für welche jeder Arbeiter zugleich geworben sei, und welche nur so lange bestehe, als die Veranlassung währe. Wirklich sah Hermann noch vor Abend die Posten von dem Schlosse abziehen, die Hauptwache verlassen, und die Arbeiter wieder rüstig in ihren Jacken schaufeln und jäten, denn die Nachricht mit dem fremden Generale hatte sich nicht bestätigt. Dergleichen Beobachtungen führten ihn darauf, über die Schlußworte in dem Briefe seines Oheims nachzu-

sinnen. Sie lauteten folgendermaßen:

»Du bist da in Umgebungen geraten, wo Du nur verdirbst. Traue ihnen nicht, sie meinen es immer falsch mit uns. Deinen Vater haben sie zum unglücklichen Mann gemacht, laß Dich von seinem Schicksale warnen.«

Siebenzehntes Kapitel

Um Flämmchen hatte er sich seither wenig bekümmert. Sie zeigte nach dem mystischen Abende eine heftige Neigung zu Wilhelmi, und schien die Hoffnungen ihres Wahnglaubens auf ihn gesetzt zu haben. Wo er ging und stand, suchte sie ihm zu dienen, und war endlich durch Dreistigkeit und unermüdliches Verfolgen dahin gelangt, daß ihr Wilhelmi erlaubte, einen Teil des Tages bei ihm im Archive zuzubringen, wo er sich im Schweiße seines Antlitzes bemühte, Ordnung zu stiften, soviel dies möglich war, denn die Eigenheiten des Herzogs legten ihm große Schwierigkeiten in den Weg. Flämmchen durfte ihm dabei zur Hand gehn, sie brachte ihm die Ak-

ten und Skripturen zu, versah sie mit Papierstreifen und was dergleichen mechanische Dinge mehr sind, welche bei einer Arbeit dieser Art so vielfach vorkommen. Wilhelm fand sie in allem, was er ihr auftrug, äußerst brauchbar; er gewann den muntern bildschönen Knaben lieb, und sprach eines Tages gegen Hermann die Bitte aus, ihm den Jungen ganz zu überlassen.

Dieser geriet hierdurch in eine große Verlegenheit. Er sah zwar, daß sein Freund wirklich, wie der Arzt sagte, blind für alles Nächste war, allein irgendeine Unbesonnenheit Flämmchens konnte ihm dessen ungeachtet mit jedem Tage gewaltsam die Binde von den Augen reißen. Er kannte Wilhelmis strenge Grundsätze, und wenn er auch hoffen durfte, diese durch einen wahrhaften Bericht zu beschwichtigen, so mußte er doch von dessen Hange, alles gleich auf die Spitze zu stellen, den schlimmsten Verrat fürchten. Sein Aufenthalt im Schlosse war ihm ohnehin verleidet, er nahm sich daher kurz und gut vor, zu reisen, und den ihm empfohlenen Pädagogen um Erlösung aus seiner seltsamen Not zu

bitten.

Indessen mußte in der Zwischenzeit für sie gesorgt werden. Trotz seiner Abneigung gegen den Arzt, die zuletzt fast in Verachtung übergegangen war, sah er sich gezwungen, mit diesem über ihre vorläufige Unterbringung zu verhandeln.

Der Arzt empfing ihn zwischen seinen Elektrisiermaschinen und Spirituspräparaten höflich, als sei nichts vorgefallen. Er wußte gleich Rat. »Sie soll«, sagte er, »solange Sie abwesend sind, zu meiner alten Kräutersammlerin gebracht werden, und wir wollen sofort mit dieser die Sache richtig machen.«

Sie ritten auf Wegen, die Hermann noch nie betreten hatte, durch ein wüstes Hügelland, und kamen in ein abgelegnes Tal, welches, obgleich in geringer Entfernung von menschlichen Wohnplätzen, den Charakter völliger Einsamkeit zeigte. Freilich waren die Pfade, die hineinführten, die schlechtesten, sie hatten sich mehrmals genötigt gesehen, abzustiegen, und ihre Pferde hinter sich herzuleiten. Ein Bach floß hindurch; an demselben zwischen alten Rüstern stand die Hütte der

Alten, gegen den Stamm der einen gelehnt.

Die Alte kroch zwischen den Klippen umher, und sammelte Pflanzen. Vor sich hatte sie ein blendendweißes Tuch ausgebreitet, auf welches sie die grünen Sprossen und Blätter mit Bedachtsamkeit legte. »So fleißig, Mutter?« rief sie der Arzt an; »habt Ihr gesucht, was ich haben wollte?« – »Nur der Waldmeister fehlt noch«, versetzte die Alte in ihrer gebückten Stellung und ohne sich stören zu lassen, »sonst ist alles da, was Sie befohlen.«

»Laßt es jetzt sein, und kommt herunter zu uns, wir haben mit Euch etwas auszumachen«, sagte der Arzt.

Ungern schien sie sich von ihrem Geschäfte zu trennen. Sie pflückte erst noch einige Blumen ab, band jede Spezies, behutsam nur den Stengel berührend, mit Halmen in gesonderte Bündelchen, faßte das Tuch locker bei den Zipfeln, und kam, ihr Gewand vorn zusammennnehmend, ohne aufzusehen, von den Felsen herab. »Sie sind heute recht frisch und kräftig«, sagte sie, das Tuch oben etwas lupfend; »damit sie nichts verlieren, will ich sie

gleich in den Keller legen.«

Der Arzt hielt sie zurück, und eröffnete ihr seinen Wunsch. Er fragte sie, ob sie ein junges Mädchen, welches er ihr zubringen werde, gegen gute Bezahlung auf einige Wochen hinnehmen wolle? Sie machte eine ehrerbietige Bewegung mit der Hand und rief: »Sie sind mein Herr und Gebieter. Ich werde die, welche Sie mir bringen, wie mein Kind aufnehmen.«

Als Hermann das Gesicht der Alten betrachtet, und ihre Stimme gehört hatte, stieg in ihm eine Vermutung auf, die ihn unruhig machte. Um Gewißheit zu erlangen, fragte er den Arzt auf dem Heimritte über sie aus.

Dieser erzählte, daß er sie im Spätsommer des verwichnen Jahrs kennengelernt habe. Sie sei als Zigeunerin mit einem Trupp verlaufnen Gesindels durch den Flecken transportiert worden, habe wegen Krankheit liegenbleiben müssen, Hülfe begehrt, und so sei er zu ihr geführt worden. »Die Reden dieser Person«, fuhr er fort, »erregten meine Aufmerksamkeit. Sie beschrieb mir ihre Leiden, und den Sitz derselben, die Milz, mit einer

solchen Deutlichkeit, daß ich daraus schließen mußte, sie sehe gewissermaßen das Organ und seinen Zustand. Ich folgerte hieraus eine eigentümliche Stärke der sinnlichen Erregtheit, setzte diese Wahrnehmung mit ihrem Gewerbe zusammen, und da es eine meiner Grundüberzeugungen ist, daß jede Abnormität auf einer natürlichen Anlage beruht, so faßte ich den Vorsatz, aus einer verworfnen Herumtreiberin womöglich ein nützlich Mitglied der Gesellschaft zu machen.

Zur Probe hielt ich ihr meine Hand hin; sie sah weniger auf diese, als in mein Gesicht und sagte: ›Ihr wollt mich versuchen.‹ Ich bemerkte, daß sie mit einem unendlichen Scharfblick für alles Körperliche ausgerüstet war, aus den Lineamenten die geheimsten Seelenregungen las, und mit diesen Kräften, durch Elend und Dürftigkeit gezwungen, auf Prophezeien und Quacksalbern verfallen war, während sie unter günstigen Umständen vielleicht eine berühmte Frau geworden wäre. Ich öffnete ihr die Augen über sich, sagte ihr, daß ich ihr helfen wolle, wenn sie folgsam sei, und fand Zutraun.

Meine homöopathischen Kuren, welche ich, wo die Konstitution dieses Verfahren rechtfertigt, zuweilen vornehme, erfordern Mittel, zu welchen die Substanzen mit der äußersten Sorgfalt eingesammelt werden müssen. Niemand hatte mir bis dahin die Sache zu Dank machen können; ich war genötigt gewesen, selbst stundenlang die Halme und Binsen aus dem eigentlich Brauchbaren zu lesen, um nicht nach großer Mühe noch endlich einen verfälschten, groben Saft durch die Extraktivpresse zu gewinnen. Ich beschloß, mit der Alten einen Versuch anzustellen, und er ist vollkommen gelungen. Als sie von ihrem Lager erstanden war, lehrte ich sie Botanik d.h. soviel davon zu ihrem Geschäfte nötig schien, mietete ihr das Häuschen in dem Hügelkessel, welcher die seltensten Pflanzen weit in die Runde trägt, und schickte sie auf das Suchen aus. Sie hatte mich wunderbar schnell begriffen, ja sie trug die Kunde, welche ich ihr beibringen wollte, sozusagen, schon vollständig, nur unentwickelt, in sich. Sie hat sich mit dem Pflanzenreiche gleichsam identifiziert, entdeckt, was nur entdeckt werden kann, ver-

fährt mit einer Genauigkeit, die Sie selbst zum Teil haben bemerken können, und leistete mir im vorigen Herbste, sowie in diesem Frühjahre schon die wesentlichsten Dienste. Anfangs fürchtete ich für den Winter, weil ich nicht wußte, womit ich sie während desselben beschäftigen sollte. Aber die Natur half auch hier, wie gewöhnlich, aus. Sie verfiel nämlich zu meinem Erstaunen in einen Schlaf, welcher der Erstarrung mancher Tierarten ganz ähnlich war, und aus dem sie oft nur je um den zweiten Tag zu einem Halbbewußtsein erwachte, in dem sie dann wie träumend für ihre Bedürfnisse sorgte, um sich, nachdem diese abgetan waren, wieder auszustrecken. Ich glaube, daß eine furchtbare Krankheit, die, wie ich aus einzelnen Reden geschlossen habe, selbst bis zum Scheintode geführt hat, dergestalt ihre Lebenskraft schwächte, daß diese nur während der warmen Jahreszeit vorhält, und sich, sobald es kalt wird, als Fünkchen in das Innere des Organismus zurückzieht. So gewährt sie mir noch nebenbei ein merkwürdiges Studium.«

Hermann entdeckte ihm, daß er die Alte für

dieselbe Person halte, welche er schon einmal im Walde gesehen, und welche Flämmchen gewahrsagt habe. Er äußerte seine Besorgnis vor den Folgen, wenn man beide wieder zusammenbringe. Der Arzt teilte dieselbe aber nicht, sondern sagte: »Sie wird eher heilsam auf das Kind wirken, denn sie hegt den größten Abscheu vor ihrem ehemaligen Gewerbe, und bereut, wie sie sich ausdrückt, jeden Augenblick, wo sie in die Hand und in das Antlitz der Menschen gesehen, seitdem sie erfahren, wieviel Gott auf die Blätter der Pflanzen geschrieben hat.«

Er erbot sich, Flämmchen, wenn Hermann abgereist wäre, unter einem Vorwande von Wilhelmi zu entfernen, und jener mußte wohl nachgeben, da er keinen andern Ausweg wußte.

Achtzehntes Kapitel

Flämmchen kam dazu, als er packte. »Willst du fort?« fragte sie. Er bejahte es. – »Warum?« – »Um deinetwillen.«

Sie zog ihn mit sanfter Gewalt auf einen Stuhl, kniete vor ihm nieder, und schaute ihm mit einem unbeschreiblichen Blicke in die Augen. »Um meinetwillen!« sagte sie gedehnt. »Ich meinte schon, mit uns sei es aus, und die Alte und der Geist hätten gelogen.« Sie wollte lächeln, aber der Schmerz verzog ihren Mund, und ein Tränenstrom floß über Lippen und Kinn.

Er hielt den Augenblick für geeignet, ihr Innres zu erforschen. »Sei einmal recht offen gegen mich, mein liebes Kind«, sagte er. »Was hat dir den Gedanken in den Kopf gesetzt, von dem du nicht lassen willst?«

»Ich lag nach meiner Flucht vom falschen Vater im Walde, und weinte, denn zurück wollte ich nicht, und um mich waren nichts als Bäume, und mir graute in der Einsamkeit. Ich wußte mich vor Angst nicht zu lassen; ach, es ist so schrecklich, ganz allein zu sein! Ich zog meine Sachen hervor, aber nichts wollte mir helfen. Den falschen Vater hatte ich, wenn er seine weinerlichen Reden hielt, oft ›lieber Gott!‹ rufen hören. Nun rief ich auch wohl hundertmal: ›lieber Gott!‹ aber

kein lieber Gott kam, und ich merkte, daß der auch nur eine Lüge sei, wie alles, was der falsche Vater gesagt hatte.«

»Mädchen! Mädchen!« rief Hermann, »du weißt nicht, was du sprichst. Erzähle weiter.«

»Da stand die Alte vor mir. Sie mußte aus der Erde gewachsen sein, denn ich hatte sie nicht kommen sehn. Ich solle nicht weinen, sagte sie zu mir, und nannte mich ein schönes Kind, dem es nicht übel ergehen könne. Ich müsse etwas Blankes auf die Hand legen, dann wolle sie mir vorhersagen. Ich hatte noch ein Silberstück von den Geschenken der jungen Herren bei mir, das legte ich auf die Fläche meiner Hand. Sie schlug, nachdem sie die Linien beschaut, die Hände vor Freuden über dem Kopfe zusammen, und rief: ›O du gebenedeite Kreatur! Welch ein großes Glück steht dir bevor!‹ Dann weissagte sie mir, ein Prinz werde sich in mich verlieben, und mich zu seiner Frau Gemahlin machen. Ich fragte: ›Wann? wo? wie bald?‹ – Sie machte sich von mir los, und lief durch die Bäume davon, flink wie ein Feldhuhn, aber ich hörte noch aus der Entfernung ihre Antwort: ›Bald! Viel-

leicht noch heute! Ganz in der Nähe! Und an demselben Vormittage habe ich dich gefunden.«

»*Mich*, Flämmchen, ja. Aber wann den Prinzen? Ich bin eines Bürgers Sohn. Wer bildete dir ein, daß ich der verheiße Prinz sei?«

Flämmchen sah ihn an, stutzig, als ob sie an diese Frage noch nie gedacht habe. »Wer?« fragte sie sinnend. »Ich lauschte hinter einem Baume, als du neben deinem Freunde auf dem Stamme saßest, und als ich dein Gesicht erblickt hatte, wußte ich, du seist es.«

Eine dunkle Röthe hatte bei diesen Worten ihr Antlitz, ja den Hals überzogen. Sie sprach mit einem Tone, welchen er nie von ihr vernommen hatte, tiefer, bebender, als gewöhnlich. Es war, als ob eine andre Person aus ihr rede. Auch ihn ergriff ein mächtiges Gefühl. Die Natur sah ihn durch alle Verkehrtheit mit ihren heiligen Augen an. So muß dem zumute sein, der unter einer Karikatur die Züge einer frühern lieblichen und wohlgefälligen Zeichnung erblickt, die der Zerrmaler übersudelt hat.

»Ich lief«, fuhr Flämmchen fort, »als wir

auseinandergegangen waren, durch Feld und Busch umher, meine Alte wiederzufinden, die, das wußte ich schon, alles konnte, was sie wollte. Ich traf sie auch glücklicherweise auf der Heide an den großen Steinen, die da im Kreise umher lagen. Ich sagte ihr, sie solle mir den Geist meines Vaters rufen, denn ich mußte ja den auch um dich befragen. Sie wollte nicht, und endlich antwortete sie mir, sie könne nicht. Da bin ich ingrimmig geworden, und weiß nicht, was ich getan habe. Aber als ich zu mir selbst kam, sah ich, daß ich mein Messer aufgeklappt in der Hand hatte, und die Alte lag vor mir an der Erde, zitternd, und bat, ich möchte ihres Lebens schonen. Sie sagte mir darauf die Worte, mit denen ich den Geist rufen müsse, und die ich dir nicht wiederholen darf, sonst sterbe ich in neun Tagen. Nach den Tannen schickte sie mich, und da habe ich gewartet bis Mitternacht unter Furcht und Angst, dann kam er in einer schönen bunten Uniform, ganz bleich, mit einem blutigen Streifen über der Stirn. Ich fragte ihn, und er antwortete mir, ich solle dir folgen, wohin du gehest, und mich ganz auf dich

verlassen.«

»Und fragtest du ihn denn auch, mein Flämmchen, ob ich ein Prinz sei?«

»Daran habe ich wahrhaftig gar nicht gedacht«, rief das Mädchen, und machte eine Bewegung mit der Hand, wie ein Kind, das sich einer Nachlässigkeit erinnert. »Das habe ich doch wirklich rein vergessen.«

Hermann stand auf und beruhigte sie. »Prinz oder nicht«, sagte er zu ihr, »werde ich mich deiner annehmen.«

»Es streiten sich zwei um dich«, fuhr sie mit verfinstertem Gesichte fort. »Aber ich hoffe, sie wird es mit dem Tranke, den sie dir eingegeben hat, nicht durchsetzen, ich werde dich behalten. Es wäre recht übel, wenn es anders käme. Denn sie hat genug, aber Flämmchen hat niemand als dich!«

»Trank? Sie? Wer?«

»Nun, die Herzogin. Das ist doch zu sehen, daß sie sich in dich verliebt hat. Sie kann ja nicht leben, wenn du nicht ein paar Stunden des Tages über bei ihr bist.«

»Du schwärmst! Ist es möglich, daß dir nur so etwas in den Kopf kommt?«

»Ich denke, die unschuldigen Tiere werden wissen, was sie tun!« rief Flämmchen leidenschaftlich aus. »Spricht nicht ihr bunter Vogel in einem fort: ›Teurer Hermann!‹ Wie oft habe ich es gehört, wenn ich unter dem Balkon durchging, auf welchem er sich sonnte. Er muß es doch von ihr haben! Heißt du nicht Hermann? Und ich sollte nichts merken?«

Neunzehntes Kapitel

In diesem Augenblicke erhielt er den Befehl zur Herzogin zu kommen. »Da haben wir's!« rief Flämmchen, und lief schluchzend fort. Er ging bestürzt zur Fürstin. Sie war sehr bewegt. Vergebens suchte sie heiter und unbefangen zu erscheinen. Sie fragte ihn, ob es wahr sei, daß er reise? Ihre Stimme zitterte, sie machte sich mit Blumen und Büchern allerhand zu schaffen. Er versetzte, daß er sich nur fortbegebe, um ein Geschäft abzumachen, daß er aber, wenn es ihm erlaubt werde, in wenigen Tagen zurückzukehren wünsche.

»Wir sehn Sie also wieder?« rief sie freudig.

Sie holte tief Atem, als ob eine Last von ihrer Brust gehoben sei. Dann versank sie wieder in eine stille Verlegenheit, knüpfte ein Gespräch über gleichgültige Dinge an, ließ es fallen, schien kaum zu hören, was er erwiderte. Es war, als ob sie ihm etwas vertrauen wolle, und gleichwohl die Mitteilung scheue.

Er befand sich in der peinlichsten Stimmung. Der Boden glühte unter ihm. Und als ob ein Dämon heute sein Spiel triebe, plötzlich öffnete der unbescheidne Vogel im Käfig seinen Schnabel, und wiederholte ein dutzendmal die Worte, welche Flämmchens Eifersucht schon früher vernommen hatte. Er sprach sie mit dem rauhen Tone dieser Tiere. Hermann hatte früherhin auf sein Geschwätz nicht geachtet, nun aber aufmerksam gemacht, konnte er nicht zweifeln, daß der Vogel zum Verräter an den einsamen Stunden und Selbstgesprächen seiner Gebieterin werde.

Unwillkürlich sah er nach dem Schwätzer, dann warf er einen scharfen fliegenden Blick auf die Fürstin. Sie errötete, und deckte einen Teppich über den Käfig. »Er spricht recht

deutlich«, sagte Hermann, um nur etwas zu sagen. »Man hatte ihn schon diese Worte gelehrt, als ich ihn kaufte«, versetzte sie, mit dem Teppich beschäftigt, ohne sich umzuwenden. – »Reisen Sie glücklich!«

Der alte Erich brachte ihm draußen die Nachricht, daß heute keine Fuhre zu haben sei. So mußte er sich denn entschließen, noch einen Tag zu verweilen. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, dem gewohnten Kreise zu nahen, und ebenso unmöglich fiel es ihm, einsam zu bleiben. Er suchte sich selbst, er suchte den Bildern zu entfliehn, die in stürmender Eile an seiner Seele vorüberjagten.

In dieser Verfassung war es ihm recht, daß der Hausgeistliche sich zu ihm fand. Die gemeinschaftliche Erinnerung an Rom verknüpfte beide Männer; auch heute war es wieder jene Weltstadt, welche Hermann wenigstens auf eine Zeitlang über sich und die Gegenwart erhob.

Der Geistliche gehörte zu denen, welche dort ein neues Glaubensbekenntnis wählten. Scheu, zurückgezogen, mit äußerster Strenge die Gebräuche seiner Kirche übend, stand

dieser junge Mann sehr einsam unter den neuen Glaubensgenossen da. Man kennt den Spott, womit bereits in Rom die sogenannten Nazarener verfolgt wurden; unser armer Proselyt hatte auch diesseits der Alpen nur Achselzucken und Zweifel an seiner Gesinnung gefunden.

Der Herzog duldete ihn, als vom Vater erbt, Wilhelmi hielt ihn für einen Toren, und der Arzt für einen Heuchler. Er ertrug Kälte, verdeckte und offenbare Angriffe mit musterhafter Geduld, und hatte schon mehrere Vorschläge zu Veränderungen seiner Lage, die ihm nur zum Nutzen gereichen konnten, abgelehnt, weil er nach der Weise solcher Charaktere den Aufenthalt in diesem Schlosse für eine gottverhängte Schickung und Buße ansah.

Hermann war ihm immer freundlich begegnet, und der Geistliche, dem diese sanfte Berührung wohltat, hatte sich gegen ihn mehr, als gegen irgend jemand aufgeschlossen. Unser Freund hatte bei dieser Gelegenheit eine nur unsrer Zeit eigentümliche Gemütsart kennengelernt; eine Individualität, die sich

mehr fühlen als beschreiben läßt, und von der wir nur den allgemeinsten Umriß angeben, wenn wir sie weibliche Männlichkeit nennen.

Er war über die Abreise seines Freundes sehr betrübt. »Sie gehen fort«, rief er, »und wenn Sie auch noch einmal wiederkehren, wie lange wird das dauern? Ich werde Sie bald verlieren, ich werde bald wieder ganz allein sein. Der Mensch ist eine schwache Kreatur; es ist, als könne er den holden Schall menschlicher Rede nicht entbehren. Wie fest hatte ich mir vorgenommen, nur in stummen Gesprächen mit Gott meine Tage hinzubringen! Sie haben mich verwöhnt! Werde ich leben können ohne Sie? Von niemand geachtet zu werden, o es ist ein ödes schreckliches Gefühl! Aufzustehn mit der Überzeugung: Wieder einmal ist der Tag angebrochen, der den andern Liebe, Traulichkeit, Teilnahme bringt, und dir bringt er nichts, als trostlose Versenkung in dich selbst, als ein unendliches Brüten über den grauenvollen und unergründlichen Tiefen der Gottheit! Sich niederzulegen mit der Bitte: ›Vater, laß diese Nacht die letzte sein!‹ und zu erwachen

im Dunkel, und schaudernd zu wissen, daß man sein erstorbnes Dasein weiterzuschleppen verdammt ist.«

»Armer Mann!« sagte Hermann, den die Klage des Priesters, der sich selbst kein Heil wußte, rührte. »Wie ich Sie kenne, haben Sie den Schritt, welcher Sie aus der Mitte Ihrer Verhältnisse riß, reinen Herzens getan, und das sollte Sie trösten, wenn andre Sie kalt oder lieblos beurteilen.«

»Es ist nicht das«, seufzte der Geistliche. »Reinsten Herzens, jawohl, so tat ich diesen Schritt. Hören Sie die Geschichte meiner Bekehrung; es kommt weder von Heilandskasen noch von Zeichen und Wundern etwas darin vor; ach, und sie hat mir nichts eingetragen, als Schmerzen und Dornen!«

Zwanzigstes Kapitel

Eine Bekehrungsgeschichte

»Ich war Protestant, d.h. ich wurde in dieser Konfession eingeseget. Der Religionsun-

terricht der Katechumenen hatte sich mehr über Naturgeschichte und Physiologie, als über den Katechismus verbreitet. Der Prediger, welcher diese Stunden abhielt, war der Meinung, daß dieselben auf solche Weise noch immer nützlich zu machen seien. Unser Lehrer galt in der Stadt überaus viel. Er besaß die schönsten geselligen Tugenden, erheiterte wöchentlich einen großen Kreis durch Knittelverse und Gelegenheitsgedichte, und wenn er unter ganz vertrauten Personen war, ging seine Vorurteilslosigkeit so weit, hin und wieder auch ein Tänzchen oder ein Pfänderspiel nicht zu verschmähn.

Ich stand den übrigen Knaben an Kenntnissen vor, wurde wegen meiner raschen Antworten sehr gerühmt, und wußte mir viel mit dem erhaltenen Lobe. Auch an verliebten Blicken zu den Mädchen hinüber und von ihnen herüber fehlte es nicht. So war ich zur Ablegung meines Glaubensbekenntnisses vorbereitet worden, und meiner Meinung nach fest in demselben, kam ich nach Rom.

Erwarten Sie hier keinen Mortimer. Ich kann wohl sagen, daß der Glanz, das Geflitter

und der rauschende Pomp, wovon das Leben der Kirche dort begleitet wird, nicht auf mich eingewirkt haben. Ich freute mich an diesen bunten Dingen, ohne daß sie mich religiös berührten.

Aber ein anderer Einfluß begann allmählich mich umzugestalten. Sie waren dort, und wissen, welche Stille über so manchen Plätzen und Winkeln, über Trümmern und Schädelstätten, bei den Gräbern der Märtyrer, in den Hallen der weniger besuchten Kirchen und Kapellen weilt. Wer in Rom nicht fühlt, daß der Mensch ein Nichts ist, und wem nach dieser Empfindung, die zum Nichts führt, kein tröstender Geist, riesenhaft und doch vertraulich zuspricht, der muß ein verwahrlosetes Herz haben. Überall sah ich Geschichte, überall trat ich auf Boden, den vor mir Menschen beschritten hatten, durch welche die Welt verwandelt worden war; wie kümmerlich kam ich mir mit meinem neuen Sinne, mit meinem aus bunten Läppchen zusammengeflicktem Wesen unter dieser Herrlichkeit des Todes vor! Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß ich anfangs an nichts

weniger dachte, als an eine Religionsveränderung. Ich besah Gemälde, Antiken, Ruinen, Paläste, Kirchen, war ein Reisender, wie es deren Tausende gibt. Aber nach und nach ward mir, als ob aus der Gewalt aller dieser verschiedenartigen Erscheinungen doch nur *eine* Stimme rede. Ich horchte zu, und siehe, es war die Stimme Gottes. Da wurde ich nachdenkend, und je mehr ich hörte, desto fühlbarer weitete sich mein Innres. Ich wüßte von diesem Zustande keine Beschreibung zu machen. Meine Brust baute sich wie mit granitnen Pfeilern und Bogen himmelanstrebend aus, mein Herz hing und brannte in dem neuen Heiligtume, wie die ewige Leuchte, und ein Choral, ernst, wie das Gespräch der Dreieinigkeit mit sich selbst, durchtönte es. Ich that nichts zu diesen Sachen; es wurde etwas in mir, ohne mein Verdienst, ja ohne meinen Willen. Auch fehlten nicht die düstern gramvollen Stunden. Ich sah nicht bloß die Wunder Roms, ich sah auch den Violettstrumpf, den hinterhältig lächelnden Monsignore, die Schnörkel an der Monstranz, die zerstreuten Blicke sogenannter Andacht; wie sie dem Vol-

ke aus jeder heiligen Handlung eine Komödie zubereiteten. ›Diesen Wust, diesen Trug, all die Alfanzerei, welche sich darum und daran gehängt hat, willst du mit in den Kauf nehmen?‹ fragte ich mich erbleichend. Meine Seele spaltete sich, ich hatte verlassen, was mir zugehörte, und konnte das andre noch nicht ergreifen.

Die Karwoche kam heran. Ich hatte mich einem alten Priester anvertraut, und ich müßte die Unwahrheit sagen, wenn ich behauptete, jemals Künste der Überredung von ihm erfahren zu haben. Alles, was man in dieser Beziehung in Deutschland über mich verbreitet hat, ist eine Erfindung. Er riet mir, mich in Ruhe und Sammlung zu erhalten, dann werde mir von selbst das Rechte gezeigt werden. Seine Kirche sei zwar die Spenderin der alleinigen Wahrheit, aber auch zur Wahrheit komme man nur vorbereitet. Ich erlangte durch seine Vermittlung während jener Periode Aufnahme im Kloster der Passionisten, wohin sich, wie Sie vielleicht erfahren haben, gegen die Osterzeit fromme Gesellschaften zurückziehn, um sich zum Feste

in der tiefsten Stille geistlich zu rüsten. Man wußte, daß ich noch nicht übergetreten war, gewährte mir aber den Aufenthalt unter der Bedingung, daß auch ich mich der Regel des Hauses fügen wolle.

Wer jene Lebensweise erwählt, scheidet sich während der Dauer seines Verweilens völlig von der Außenwelt ab. Kein Brief, keine Nachricht darf von jenseit der Klostermauern zu den Genossen der Übungen dringen. Letztere sind fest bestimmt, und nehmen fast den ganzen Tag, auch einen Teil des frühen Morgens ein. Jeder hat seine Zelle, auf welcher er von niemand Besuche empfangen darf. Selbst bei dem Mahle, welches gemeinschaftlich ist, sind weltliche Gespräche untersagt.

Das war nun ein Leben, wie man es nirgends wieder findet, ein eigentliches Leben im Geiste. Ich gestehe, daß gerade dort, zwischen den Wänden meiner Zelle, in mir die schwersten Zweifel aufstiegen. ›Ist diese Absonderung menschlich? Lauert nicht auch hier die Schlange unter den Blumen? Werden sich deine Mitgenossen, wirst du selbst dich nicht von solcher Entbehrung in gedoppelter Lust

und Zerstreung erholen? – Vielleicht stirbt dieser einem ein teurer Mensch ab, vielleicht streckt nach einem andern die Not ihre Arme flehend aus, sie aber hören nichts davon, sie haben zwischen sich und der Natur eine Scheidewand gesetzt; liegt darin nicht eine Verkehrung der ewigen Ordnung der Dinge? – So lauteten ungefähr meine stillen Selbstgespräche.

Das Kloster liegt ziemlich hoch auf einem Hügel. Ich saß in den Freistunden meistens unter der herrlichen Palme, die in der Mitte des Hofes ihre Schatten verbreitet. Über die Mauer am Abhange sah ich auf den Aventin und die Kaiserpaläste. Aber der Berg und die Trümmer sprachen nicht mehr zu mir, und der Gesang aus der Kirche tönte an meinen Ohren vorüber. Es war völlig finster in mir geworden, und mich verlangte nach dem Ende dieser grabähnlichen Tage.

Eines Abends ging ich in meiner großen Bekümmernis zur Kirche. Noch hatte der Gottesdienst nicht begonnen; ich war allein. Redlich hatte ich gekämpft, es durchdrang mich, wie ein Schwert, daß Gott solchem Su-

chen sich zeigen müsse. Ein unendliches Zutraun erfüllte mich; ich wollte am Hochaltare zum Gebete niedersinken, als meine Blicke auf das Kruzifix über demselben fielen. Schon oft hatte ich dieses Bild gleichgültig betrachtet, in meiner damaligen Erregung machte es aber einen äußerst widerwärtigen Eindruck auf mich. In der Tat konnte man sich auch nichts Häßlicheres denken. Groß, plump, von Holz geschnitzt, war es ein getreuer Abdruck der krassesten Vorstellung. In den Zügen des Hauptes die abscheulichste Fratze des tierischen Schmerzes, alles dick mit Farben bestrichen, das Blut in ekelhaften roten Streifen herabrinnend, und mit diesem Jammer in Widerspruch geschmacklose Zieraten auf dem Kreuze in verblichemem Gold und Schmelzwerk eingeschlagen. Meine Gedanken schrumpften vor dieser Mißgestalt ein, ich richtete mich empor, und stand straff auf meinen Füßen, mißmutig, ernüchtert, verworren. Mechanisch ging ich einige Schritte zur Seite, da sah ich, daß es von Würmern zerfressen war, und es kam mir zugleich so vor, als ob sich in der Seitenfläche eine

ganz feine Spalte befände. Ich trat wieder hinzu, ich erhob mich über die Brüstung des Altars, und konnte nun deutlich sehen, daß es nicht aus *einem* Stücke bestand, sondern aus zwei aufeinander gelegten Hälften gemacht zu sein schien.

Ich weiß nicht, war es Neugier oder etwas Ernsteres, Besseres, was meine Hand führte, genug, ich faßte das Heiligtum an, wie um ein verborgnes Geheimnis zu erobern. Zu meinem Schreck blieb mir die obere Hälfte, wie eine Schale, in der Hand; ich traute meinen Augen nicht, als mir der wahre Gehalt dieses Bildes erschien. Das Holz war nur Kapsel, nur Futteral für ein Werk der edelsten Kunst. Aus der zweiten stehengebliebenen Hälfte blickte der Gekreuzigte, im reinsten Elfenbein auf tief glänzendem Schwarz sich abhebend, zu mir nieder. Eine göttliche Arbeit! sie mußte der besten Florentiner Periode angehören. Nie habe ich einen Christuskopf gesehen, in dem die Pein so geistig und rührend dargestellt war. Und welche Pein! Nicht um die blutigen Fuß- und Handwunden, nein, um die gefallnen Menschen, die sie schlugen.

Überrascht, ergriffen, entzückt, warf ich die rohe hölzerne Decke aus meinen Händen, und stürzte vor dem gefundenen Erlöser nieder. Auf einmal war mir alles klar; meine Lage, meine Pflicht! in diesem Gleichnisse erschien mir sichtlich, körperlich, greifbar, der ganze Stand und das innerste Wesen der Kirche. Meine Seele geriet in eine Verzückung. Das war nicht totes Elfenbein und Ebenholz mehr, was ich vor mir sah; der schwarze Stamm des Kreuzes fing an, sich von innen zu erleuchten, bis er, ganz durchsichtig, in rosenrotem Lichte strahlte, der Leib des Erlösers begann zu pulsieren, Blutstropfen perlten aus den Armen und Füßen, die Wangen färbten sich leicht an, und aus den milden Lippen tönte es mit Geisterlauten: ›Willst du den Kern verachten, der Hülle wegen? Hier bin ich unter allem Tand und Aberwitz; *hier*, und nirgend anders! Die Toren haben ihr Werk getan, und die Würmer tun ihr Werk an dem Werke der Toren, du aber suche mich nicht draußen, sondern drinnen.‹

Wie lange ich mich in diesem erhöhten Zustande befunden habe, ist mir nicht klarge-

worden. Als ich erwachte, stand der Prior hinter mir, nebst seinen Mönchen und den Andachtsgenossen. Alle sahn verwundert auf mich, auf das entdeckte Heiligtum, auf die Holzdecke, die von meinem Wurf in Splitter und Wurmfraß zerfallen, am Boden lag. Ich beichtete meinen Vorwitz, man vergab mir um seiner Folgen willen.

Die starre Regel des Tages war durch das unerwartete Ereignis gestört worden, und sie meinten Gott zu dienen, wenn sie ihren Betrachtungen darüber freien Lauf ließen. Die Ältesten der Kongregation erinnerten sich, daß im Kloster traditionell die Sage von einem unendlich schönen Kruzifix, welches man vor Zeiten besessen, gegangen sei, und daß man auch oft, wiewohl vergebens, Nachforschungen angestellt habe, solches wieder aufzufinden. Nun suchten sie in den Registern und Urkunden zu entdecken, wann, von wem und zu welchem Zwecke dieses Werk so mumienhaft den Augen entzogen worden sei? Die Jüngern, welchen das Amt obgelegen, den Leib des Erlösers am Karfreitage in das aufgeschmückte Grab zu tragen,

und am Auferstehungsmorgen ihn zum Altare zurückzubringen, meinten, sie hätten sich immer über die unverhältnismäßige Schwere des Kruzifixes verwundert. Einige fragten, wie es doch möglich gewesen sei, daß man nicht früher den Falz in dem Holze gesehen habe? Darauf erwiderten andre, daß, solange der Stoff noch einigermaßen haltbar gewesen, beide Hälften fest aufeinander geschlossen hätten, erst durch Alter und Zerstörung sei das Volumen verringert, und dadurch ein Zurückweichen der Teile hervorgebracht worden.

Was mich betrifft, so hatte ich während alles dieses Fragens, Verwunderns und Erklärens nur *einen* Gedanken. Mir war die Decke von der Gestalt hinweggetan, der Katholizismus hatte sich mir in jener Stunde der Erleuchtung göttlich, hüllen- und makellos gezeigt. Am ersten Ostertage ging ich zu meinem guten geistlichen Vater, sagte ihm, wie es mit mir geworden sei, und empfing bald darauf von ihm das hochzeitliche Kleid des neuen Menschen! Himmel und Erde lagen jungfräulich, wiedergeboren vor meinen Bli-

cken. Nein! es kann keine Täuschung gewesen sein! Diese Momente überströmender Seligkeit, diese Gefühle leiblicher Gemeinschaft mit dem Allmächtigen, sie waren nicht Lüge, sie trugen auf ihren Flügeln den Lichtglanz der Urwahrheit.«

Der bewegte Mann hatte von dem Tone der Klage, womit seine Geschichte begann, sich bis zu dem Ausdrücke der höchsten Begeisterung erhoben. Er schaute mit glänzenden Blicken in die Sonne, die hinter den Hügeln hinabsank. Sie standen auf einer kleinen Anhöhe. Hermann hatte die Erzählung des Proselyten voll Teilnahme gehört. Erinnerungen schöner Art waren in ihm aufgewacht. Von diesen bewegt, drückte er dem Geistlichen die Hand, und sagte leise: »Rom!«

»Rom! Rom!« rief jener außer sich, und warf sich dem Erstaunten leidenschaftlich an die Brust. »Ja, Rom! Und ist Rom nur über den sieben Hügeln? Du Unglücklicher, Armer, Darbender! Komm herüber zu uns, wir haben der Speise die Fülle auch für dich! Sei der unsre; du bist dessen wert!«

Hermann erschrak über diese unerwarte-

te Wendung. Gegenüber in einem Fenster des Schlosses erschien die Herzogin. Ihr Blick ruhte lange und durchdringend auf der Gruppe. – »Wir sind nicht unbemerkt«, sagte er ängstlich, und machte sich los. »Die Herzogin sieht uns!«

»So sieht dich der Engel deiner Tage!« rief der Geistliche. »Auch ihre Wünsche steigen für deine Rettung empor. Auch sie fleht mit den unschuldigen Lippen: ›Erlöse ihn aus seiner Unseligkeit, o Heiland, daß wir ihn haben und behalten, diesseits und jenseits!«

Drittes Buch
Die Verlobung

Die Ehen werden im Himmel geschlossen.

Erstes Kapitel

Nach einer ziemlich beschwerlichen Reise durch das Gebirge hatte Hermann sein Ziel erreicht. Als er die Stadt im dampfenden Tale vor sich liegen sah, überdachte er seinen Plan, beschloß im Hause des Pädagogen zuerst pseudonym aufzutreten, und wie im Auftrage eines andern seinen Wunsch vorzubringen. Auf diese Weise hoffte er die Sache in der für ihn leichtesten Art zum Ende zu führen.

Das Gymnasium war aus den Überbleibseln einer Stiftung entstanden. Alte Linden umgaben den Schulhof; durch einen Kreuzgang gelangte er zu der munter angestrichenen Wohnung des Rektors. Er erfuhr von der Magd, daß dieser verreist sei, und mußte sich daher bei der Frau anmelden lassen.

Die Rektorin empfing den Kandidaten Schmidt aus Leipzig – diesen Namen und Stand hatte er sich gegeben – mit lebhafter Freundlichkeit. Als sie ihn zum Sitzen nötigte, wollte er ihrem Sofaplatze gegenüber auf einem Stuhle sich niederlassen. Sie verhinderte es aber, zog ihn auf das Sofa und sagte:

»Wir leben hier nicht steif und vornehm. Seine Feinde faßt man ins Antlitz, seine Freunde hat man gern neben sich.«

Er eröffnete ihr, daß er sich auf einer gelehrten Wandrung befinde, deren vorzüglichster Zweck sei, die ersten Männer des Fachs kennenzulernen. Schon lange habe er sich gesehnt, dem ausgezeichneten Erzieher, dessen Methode man weit und breit rühme, seine Verehrung zu bezeugen.

Das Mütterchen schien das Lob ihres Ehemanns mit Behagen einzuschlürfen. »Er benutzt jetzt die Ferien zu einem Abstecher nach S., wo wir leider einen verdrießlichen Handel abzumachen haben«, versetzte sie. »Indessen erwarte ich ihn morgen oder übermorgen zurück, und wenn Sie einige Tage hier verweilen können, so soll es mir lieb sein.«

Sie gehörte zu den Personen, mit denen man in fünf Minuten bekannt ist. Die gutmütigsten Augen sahen unter dem weißen Spitzenhäubchen hervor; ihr Herz schwebte auf der Zunge. Sie schien nicht viel Ruhe zu haben, stand öfters auf, quirlte hin und her,

setzte ihm ein Frühstück vor, und er mußte, ungeachtet aller Versicherungen, daß er schon im Gasthofs das Nötige genossen habe, wenigstens davon kosten. »Wer in unser Haus tritt, ißt von unsrem Brote und trinkt von unsrem Weine«, sagte sie. »Wir ahmen darin den Erzvätern nach, und dem edlen Alkinoos, wenn wir gleich keine phäakische Schmauserei anstellen können.« Diese und ähnliche Anspielungen, welche bald darauf zum Vorschein kamen, deuteten dem falschen Schulamtskandidaten den Ton an, in welchem er sich hier vernehmen lassen müsse. Das saubere Zimmerchen, dem aber jede Eleganz fehlte, war mit den Porträts berühmter Gelehrten verziert. Der besten Rähmchen erfreuten sich die Philologen. Heyne, Wolf, Ernesti, Gesner, Bentley, Ruhnkenius zeigten ihre ausdrucksvollen Gesichter, Voß war dreimal vorhanden, gezeichnet, im Kupferstich und in Gips. Er suchte daher in aller Eile sein Lateinisch und Griechisch zusammen, sprach von der hehren Göttin Kalypso, besann sich zum Glück auf ein paar Horazische Verse, die er ohne wesentliche Verstümmelungen herausbrachte,

und bemerkte, daß die Rektorin nun erst das volle Zutraun zu ihm gewann. Mit Erstaunen hörte er im Verlaufe des Gesprächs völlig regelrechte Hexameter aus ihrem Munde tönen, die nur durch gehäufte Spondeen etwas Unbeholfnes erhielten. Nach einer Viertelstunde waren sie wie alte Freunde miteinander.

Indessen entstanden doch, wie es bei raschem Bekanntwerden zu geschehen pflegt, Pausen. Hermann erhob sich daher und wollte gehn. Sie faßte ihn bei der Hand und sagte, ihm treuherzig ins Gesicht sehend: »Ihr Herrn habt es im Kopfe, aber selten viel im Beutel, und obgleich Sie wohlhabender zu sein scheinen, als die Kandidaten, welche uns sonst besuchen, so dünkte ich doch, daß frei Quartier bei guten Leuten besser wäre, als teure Gasthofszeche. Ich will Ihnen Ihr Zimmerchen zeigen, und Sie können nur gleich Ihre Sachen vom Wirtshause herüberbringen lassen.« Ohne seine Antwort zu erwarten, nahm sie ihn mit in das obere Stockwerk, wies ihm unterwegs verschiedene wirtschaftliche Einrichtungen, namentlich den Ofen, der

zwei Stuben zugleich heizte, und den neuen Wandschrank, und führte ihn dann in ein helles Erkerzimmerchen, von welchem man das ganze Flußtal übersah. Er fragte nach dem Namen eines Dorfs, dessen Turmspitze am Horizonte hervorragte, und erfuhr nicht nur diesen, sondern lernte auch auf der Stelle die Topographie des ganzen Umkreises mit allen Verwandten, Freunden und Gevattern, die da und dort wohnten, kennen.

»Sind Sie versprochen, Herr Schmidt?« fragte sie plötzlich. »Nein!« – »Rauchen Sie Tabak?« – »Auch nicht.« – »Dann sind Sie auch kein ordentlicher Kandidat!« rief sie lachend. »Ich habe wenigstens noch keinen kennengelernt, der nicht eine Braut und eine Pfeife gehabt hätte. Sie müssen sich beides bald anschaffen.« Er erwiderte ihren Scherz, der halb wie Ernst klang, und wurde von ihr mit einem Armvoll Tischzeug beladen, welches er unten in das Eßzimmer tragen sollte. Sie schien es als etwas sich von selbst Verstehendes zu betrachten, daß ein Kandidat der Frau eines Schulvorstehers nötigenfalls dienstbar sein müsse.

Unten sagte er, um seinem Zwecke etwas näher zu kommen: »Es ist so still in Ihrem Hause, und ich sehe keinen Ihrer Pensionäre oder Pensionärinnen.« – »Pensionäre? Pensionärinnen?« fragte sie erstaunt. »Wir haben bloß unsre Knaben in Pension. Man hat mit den eignen Kindern Last genug, wer wollte sich noch die Mühe mit fremdem liebem Gute machen?« Da sie nun merkte, daß diese Worte ihn befremdeten, fuhr sie nach einigem Besinnen fort: »Ach, gewiß ist da wieder eine Verwechselung vorgefallen, und Sie meinen, bei dem Edukationsrate zu sein. Wir werden noch an das Stadttor schreiben lassen müssen: ›Da wohnt der Philologe und da der Realschulmann.««

Bei näherer Erkundigung hörte er nun, daß sich noch ein Namensvetter des Rektors am Orte befinde, welcher aber nicht am Gymnasium angestellt sei, sondern eine Privaterziehungsanstalt habe. Er sei in allem der Gegner ihres Alten, sagte die Rektorin, halte nichts auf Römer und Griechen, wolle vielmehr die ganze Bildung der Jugend auf das Praktische richten. »Dies hindert aber nicht«, fügte sie

hinzu, »daß wir gute Freunde bleiben. Wir kommen zusammen, die beiden Alten zanken sich tüchtig ab, wenn der Konrektor dabei ist, so spricht auch das Mittelalter noch ein Wort darein, am Ende sind sie müde, der Edukationsrat ruft: ›Die Gegenwart gehört der Gegenwart!‹ das ist *mein* Stichwort; ich sage dann: ›Es ist angerichtet‹, wir setzen uns zu Tische und verzehren ganz verträglich und lustig ein Gericht Gerngesehen miteinander.«

Hermann überzeugte sich im stillen, daß der Arzt ihm jenen Edukationsrat habe empfehlen wollen und daß er verkehrterweise in ein andres Haus geraten sei. Indessen würde es unartig gewesen sein, das Mißverständnis zu bekennen, und er erwiderte daher auf den scherzhaften Zuruf der Rektorin, sich nunmehr zwischen dem linguistischen und dem Realsysteme zu entscheiden, daß seine Nachfrage nur eine zufällige gewesen sei, und daß er niemand hier habe kennenlernen wollen, als den in der gelehrten Welt hochgefeierten Herausgeber des Eutrop.

»Nun wohl«, sagte die Rektorin, »ich glaube Ihnen, aber nehmen Sie sich in acht; Sie wer-

den auf den Zahn gefühlt werden. Und jetzo lassen Sie uns voneinander scheiden. Sie können den näheren Weg durch den Garten nach Ihrem Wirtshause nehmen; schicken Sie mir mein Cornelchen daher, wir wollen einen Topf mehr zum Feuer rücken, damit es heut mittag heißen kann:

Und sie erhoben die Hände zum lecker
bereiteten Mahle;

worauf es dann ferner lauten soll:

Aber nachdem die Begierde des
Tranks und der Speise gestillt
war,

Gingen sie alle gesamt zu dem göttli-
chen Hirten Eumäos,

Dort des Kaffees Gebräu zu schlürfen
aus blumiger Tasse.

Zweites Kapitel

Indem Hermann über den Hof und durch den Garten ging, war es ihm nicht unlieb, daß er sich in der Person des Schulmanns geirrt

hatte. Nach dem Wesen der Frau, nach dem Begriffe, den er durch ihre Reden von dem Manne erhalten, bei dem Anblicke der philologischen Bildnisse, der engen Häuslichkeit, der schmalen Gartenstiegelchen und sauber gehaltenen Beetchen hätte er nicht erwarten können, daß ein Sinn, der diese Umgebung sich geschaffen, geneigt gewesen wäre, sich mit einem wilden Geschöpfe, wie Flämmchen, zu befassen. Nun aber durfte er von dem Edukationsrate noch alles hoffen.

Im Pavillon, der am Ende des in eine Spitze auslaufenden Gärtchens stand, sah er ein junges Mädchen mit Blumen beschäftigt. Sie kniete vor den Töpfen, in welche sie Samen und Sprossen senkte. »Mademoiselle ...« sagte er, und wollte den Auftrag der Rektorin ausrichten. Welche Überraschung für ihn, als sie sich wandte, erhob, und er das Hausmütterchen aus der Försterei erblickte!

Sie war es, Cornелиe. Aber welche Verwandlung! Aus dem Kinde war die Jungfrau geworden. Er stand, durch die unerwartete Begegnung aus der Fassung gebracht, verloren in den Anblick dieser reizenden Jugendblü-

te, und konnte kein Wort vorbringen. Sie dagegen schien von seiner Erscheinung nur erfreut zu sein, und begrüßte ihn mit holder Unbefangenheit. Er wollte sich erkundigen, wie sie hieher komme, als vom Hofe der Ruf der Rektorin nach ihr ertönte. Mit fliegenden Worten konnte er ihr nunmehr nur sagen, daß er unter fremdem Namen hier sei, daß auch sie ihn bei diesem nennen müsse, und die Wahrheit nicht verraten dürfe. Sie erschrak und flüsterte bestürzt: »Ach Gott, das wird mir schwer werden!« Er faßte sie bei der Hand, und beschwor sie, ihm dennoch den Gefallen zu tun, es sei etwas ganz Unschuldiges. Die Rektorin trat in den Garten, Cornelia zog ihre Hand aus der seinigen, und eilte jener ängstlich entgegen.

Hermann hatte sich vorgenommen gehabt, sogleich zum Edukationsrate zu gehn, fühlte sich aber nach diesem Vorfalle zu beunruhigt, und suchte das Freie, um sich zu sammeln. Die Gegend war die anmutigste, die man sich denken kann; Hügel, mit dem frischesten Laubholze bestanden, liefen in sanften Linien bis beinahe an die Tore des Orts,

der mit Ringmauer, Türmen und Graben, alttümlichen Ansehens, dazwischenlag. Hermann setzte sich auf eine Wiese, die von roten, gelben und weißen Blumen ganz bunt war, und genoß den Überblick.

Ein Hirt, der in der Nähe stand, und dessen Ziegen und Schafe zwischen den Büschen umher grasten, trat zu ihm und sagte: »Wenn der Herr meinem Rate folgen will, so steht Er auf, die Stelle ist ungesund, Er kann den Schwindel dort bekommen.« Wirklich hatte Hermann ein leichtes Übelbefinden verspürt, als er sich niedergesetzt hatte. Es verlor sich, sobald er aufstand.

»Woher wißt Ihr das, Landsmann«, fragte er den Hirten. Dieser versetzte: »Das Vieh frißt dort nichts, es geht in einem Bogen um die Stelle, wie Sie an den Kräutern sehn können. Ein Gift muß da in der Erde verborgen sein.«

Hermann bemerkte, daß die Gräser an der Stelle unberührt üppig emporgeschossen waren, während ringsumher der Zahn der Tiere die Halmen abgenagt hatte. Er fühlte sich versucht, mit dem Hirten, der aus klugen Au-

gen schaute, das Gespräch fortzusetzen, und erfuhr eine Menge von Ernten- und Wetterprophezeiungen. Als er seine Zweifel kundgab, und fragte, wie der Hirt das alles erfahren habe, versetzte dieser: »Es trifft doch zu. Die Leute in der Stadt sehn von ihren Fenstern immer nur auf die Straßen und gewahren höchstens ein kleines Stückchen Himmel, und da meinen sie, kein Tag sei dem andern gleich, und wenn sie das grüne Gemüse bekommen, verwundern sie sich, weil sie es nicht wachsen gesehen haben. Wir aber, die wir immer im Freien sind, merken, wie es mit Wolken und Wind, Wärme und Kälte und Wachstum steht, und ich versichre Sie, es geht jahraus jahrein immer in einem fort. Ich habe oft meine Gedanken, wenn die Herrn über die Erziehung, wie sie es nennen, sich streiten, und meine: ›Fragtet ihr den Hirten um Rat, der würde es euch sagen.«

»Welche Herrn?«

»Der Herr Rektor, und der andre. Sie trinken ihren Kaffee zuweilen in meinem Baumgarten, weil sie von dort die schöne Aussicht, wie sie es nennen, haben, und ich muß ihnen

das Feuer dazu besorgen. Sie haben immer ihr Gespräch, wie man die Kinder am besten in die Höhe bringen soll, und sie treffen es beide nicht.«

»Wie würdet Ihr denn die Kinder erziehn, Freund?« fragte Hermann.

»Mehr wie das Vieh«, antwortete der Hirt. »Die Hauptsache bleibt das Waschen und Kämmen, das Füttern, und daß keins sich überfrißt. Für alles übrige sorgt der liebe Gott. Aus einem Schaflamme wird mein Tage keine Ziege, und aus einem Zickchen niemals ein Schwein. Aber soviel ich von den Worten der gelehrten Herrn verstehe, wollen sie immer auf dergleichen mit den Kindern hinaus. Da kommt der eine Herr eben mit seinen Söhnen.«

Ein kleiner rascher Mann trat aus einem Hohlwege, gefolgt von vier bis fünf Knaben. Er stand auf der Wiese still, stützte sich auf seinem Stock, schaute umher und fragte dann den Hirten: »Was meint Ihr, Schäfer? gibt es eine gute Ernte heuer?«

»Die Eichhörner haben noch nicht fertig gebaut, Herr Rat«, versetzte der Hirt; »es läßt

sich noch nicht sagen.«

»Wie kann sich die Ernte nach dem Bauen des Eichhorns richten?«

»Wenn das Eichhorn sein Nest sehr dick baut, so gibt es Regen und kühle Witterung bis Fronleichnam, und danach kommt eine gute Ernte. Bauen sie dünn, so folgt Dürre und Trocknis und die Saat verbrennt in der Erde.«

Hermann trat mit einer höflichen Verbeugung zum Edukationsrat, sagte ihm ungefähr das nämliche, womit er sich bei der Rektorin eingeführt hatte, und bat um die Erlaubnis, ihn besuchen zu dürfen. Der andre verhielt sich zwar darauf freundlich, aber doch ganz trocken und kurz, und Hermann konnte bemerken, daß die Schmeichelei auf diesen Mann keinen Eindruck machte. Desto gesprächiger ward er, als ihn jener auf sein System brachte, welches ein Gemisch von Basedowischen, Pestalozzischen und Jacototschen Reminiszenzen war.

Während dieser Unterredung hatten die Knaben umher ihr Wesen getrieben. Zu seiner Verwundrung hörte Hermann, daß sie

einander nicht bei den Namen, sondern nach Ständen riefen. Hinter dem Gebüsch fiel ein Schuß; einer der Knaben kam mit der Vogelflinte und dem Erlegten heraus, und wurde von einem zweiten als Förster angesprochen mit der Frage, was er geschossen habe? Der Förster versetzte: »Ich weiß es nicht, besieh du ihn, Naturforscher.« Der Naturforscher nahm den Vogel, betrachtete Brust, Rücken und Flügel, und sagte: »Es ist die gemeine Amsel; *turdus merula*. Linné.« Ein kleiner munterer Junge verließ sein Spielwerk von Sand und Steinen an der Erde, sprang neugierig zu den Brüdern und wurde der Baumeister genannt. Außerdem war noch ein Pastor zur Stelle, ein stiller Knabe, der blöde vor sich hinsah.

»Wie soll ich die Benennungen verstehen, welche sich Ihre Söhne untereinander geben?« fragte Hermann.

»Wie ich Ihnen schon gesagt habe, ist es mein Grundsatz, die mir anvertrauten Zöglinge auf dem kürzesten Wege zu Menschen, welche dem wirklichen Leben angehören, auszubilden«, erwiderte der Edukationsrat.

»Ich wünsche sie ohne Umschweife zu dem zu machen, wozu man nach der alten Manier nur infolge der schmerzlichsten Pilgerschaft wurde, nämlich zu Bürgern. Deshalb ist in meinen Lehrplan nur das aufgenommen, was sie in ihrem künftigen Berufe unmittelbar brauchen: Länder- und Völkerkunde, Gewerbe, Naturwissenschaft, Geschichte der neuesten Zeit. Von Sprachen, namentlich von den toten, nur das Notdürftigste. Ich leugne die Würde des Gelehrten nicht, aber die Menschen so erziehen, als ob sie alle Gelehrte werden sollen, heißt das Bette des Prokrustes von neuem in Anwendung bringen.

Am günstigsten steht die Aufgabe des Jugendbildners, wenn früh sich entschiedne Neigungen zeigen, die den künftigen Stand vorbedeuten. Denn der Stand ist eigentlich der Mensch. Dieses Glück hatte ich bei meinen Söhnen. Sobald die beiden ältesten nur auf ihren Füßen stehn konnten, schleppten sie an Steinen, Pflanzen, toten Tieren herbei, dessen sie habhaft wurden. Ich bemerkte indessen, daß der eine sich mehr mit dem Erbeuten, der andre mehr mit dem Trock-

nen und Aufbewahren abgab. Auch verließ den ersten bald die Lust am Mineralreiche; er wandte sich ganz zum Vegetabilischen und Animalischen. Steckte nun also nicht in jenem der geborne Jäger, und in diesem der Naturforscher? Der Kleine dort, der Baumeister, schnitt, seitdem er die Hände zu regen vermochte, Figuren in Papier und Pappe aus, und der Pastor, über den ich am längsten unklar gewesen bin, hat mich endlich dadurch von seiner Anlage überzeugt, daß er stundenlang still sitzen, und dann plötzlich aus dem Stegreife anfangen kann, Verse zu deklamieren. Anfangs gaben wir die Namen, welche Ihre Aufmerksamkeit erregt haben, den Knaben zum Scherz, nach und nach ist bei uns und ihnen, ja in der ganzen Anstalt daraus Ernst geworden, und sie werden nun in jeder Hinsicht so behandelt, als seien sie das schon, was sie werden sollen.«

Hermann fühlte, daß man mit diesem Manne in der Kürze handelseins werden könne. Er fragte ihn, ob in seinem Hause auch Mädchen erzogen würden?

»Allerdings«, versetzte jener. »Mit ihnen

hat aber lediglich meine Frau zu tun, ich bekümmre mich nicht um sie. Wir nehmen auch nur solche auf, welche durch irgendeine üble Gewohnheit oder einen eingewurzelten Fehler, meiner Frau, welche einen außerordentlichen Tätigkeitstrieb hat, ein Interesse gewähren. Gute, reinsittliche Kinder gehören nirgends anders hin, als unter die Flügel der Mutter, und das neuere Pensionswesen führt nur zur Koketterie oder zur Bleichsucht. An den Verwahrloseten aber verrichtet meine Frau wahre Wunder der Besserung.«

Diese Erklärungen waren, wie sie Hermann nur wünschen konnte. Er trug dem Pädagogen sein Anliegen vor und verschwieg nicht, daß Flämmchen diesem vielleicht nur zu unbändig erscheinen werde.

»Das hat nichts zu sagen«, versetzte der Edukationsrat. »Wenn Sie meine Frau kennenlernen, werden Ihre Zweifel schwinden. Die Sache ist abgemacht; wir haben grade einen Platz offen, da wir gestern eine Gebesserte ihren Eltern zurückschickten. Sie legen die Jahrespension bei mir nieder, und können dann Ihr Komödiantenkind bringen,

wann Sie wollen.«

Beide gingen miteinander den Abhang hinunter, dem Tore zu; der Hirt aber, welcher ihrem Gespräche kopfschüttelnd zugehört hatte, sagte: »Wenn ein Stück krank wird, so nehme ich mich der Kreatur an; aber das sollte mir fehlen, eine rüdisge Herde mir zusammenzubetteln.« Er wollte sich hierauf in der Mitte der Ziegen und Schafe niedersetzen, um sein Brot mit Käse zu verzehren, als sich ihm vom Walde her eine sonderbar aussehende Figur näherte, welche wir später kennenlernen werden.

Drittes Kapitel

Leichtern Herzens setzte sich Hermann unter der Laube, wo die Rektorin hatte decken lassen, zu Tische. So rasch war ihm seit lange nichts geglückt. Er war sehr heiter, und überbot sich mit der Alten, welche nichts lieber hatte, als Lachen und Lustigkeit, in drolligen Einfällen. Ein junger Mann, welcher ihm als der Konrektor vorgestellt worden

war, und ein wohlgebildetes Frauenzimmer, jedoch schon in gewissen Jahren, auch dem Hause, wie es schien, angehörig, und Wilhelmine genannt, machten die Gesellschaft aus. An verschiednen kleinen Aufmerksamkeiten, die der Konrektor, der sonst ziemlich zerstreut war, ihr erwies, und an flüchtig gewechselten Blicken konnte er bald abnehmen, daß zwischen ihnen ein Verhältniß entstanden oder im Entstehen sei.

Cornelie saß mit niedergeschlagenen Augen ihm gegenüber. Sie berührte die Speisen kaum, sprach nichts und antwortete, wenn er sie anredete, errötend nur das Notwendigste. Die Rektorin, welche schon bei der Szene im Garten ihre eignen Gedanken gehabt hatte, ließ zwischen beiden prüfende Blicke hin und her wandern. Er brannte, zu erfahren, wie Cornelie hieher komme, und beschloß, die Rektorin darüber sobald als möglich auszufragen.

Sie waren beim Obste, als eine kräftige tiefe Baßstimme durch das Weinlaub erscholl, und der Virgilianische Vers:

Nunc frondent silvae, nunc formosissimus
annus!

den Speisenden zugerufen wurde. Alles sprang auf, die Rektorin rief: »Der Vater!« und herzte eine lange hagre Mannsgestalt, welche mit heftigem Schritte in die Laube trat. »Quis?« fragte der Rektor, auf Hermann deutend. »Candidatus, nec non, nisi fallor, baccalaureus«, versetzte seine Frau. »Salve!« sagte der Rektor, und gab ihm derben Handschlag.

»Ubi liberi?« fragte die Rektorin. »Sie schwärmen noch, sicuti hoedi, wie die Böcklein, in pratis«, antwortete der Hausherr. »Da die Ferien erst morgen zu Ende gehn, so wollte ich ihnen diese fernere Freiheit gönnen, denn auch Cicero scherzte nach den Staatsgeschäften in seinem Tusculo.«

Er bat die Gesellschaft, sich nicht stören zu lassen; er sei ermüdet, und wolle schlummern, worauf er sich entfernte, ohne den Hut vom Haupte zu tun, den er auch bei dem Eintritte nicht abgenommen hatte.

Nach dem Essen sagte die Rektorin: »Nun zu unsrem Eumäos. Der Himmel ist wun-

derklar, wir werden einen prächtigen Nachmittag draußen haben. Cornelia« – fuhr sie nach kurzem Innehalten schalkhaft fort – »mag mit dem Gastfreunde vorangehen, und ihm die Gegend zeigen, wir alten verständigen Leute, der Herr Konrektor, du Wilhelmine und ich, schlendern gemächlich hinterdrein.«

Auf dieses Wort entfernte sich Cornelia, wie um etwas zu holen, und einige Augenblicke darauf sah Hermann sie zu seinem Verdrusse mit dem Konrektor und Wilhelminen, denen sie einen verstohlenen Wink gegeben hatte, über die Straße nach dem Tore zu gehn.

Die Rektorin hatte sich den Strohhut aufgesetzt und kam zurück. »Noch hier?« fragte sie. »Wo ist das Jungfräulein?« – »Es scheint«, erwiderte Hermann etwas verlegen, »daß man meine Begleitung nicht wünscht. Woher ist dieses junge Mädchen? Wem gehört sie an? Was führte sie zu Ihnen?«

»Ei, so eifrig!« sagte die muntre Frau. »Und wie unwissend der Herr Kandidat sich anstellen! Gut denn, da Sie der Belehrung in dieser Hinsicht so bedürftig sind, so sei Ihnen ge-

dient. Mein Cornelchen ist die Pflögetochter der Kommerzienrätin Hermann, von dieser meiner alten Jugendfreundin mir auf einige Monate zum Besuche geschickt. Damit aber hat die Beichte ein Ende; das übrige bleibe vorderhand noch unter sieben Siegeln. Jetzt auf Ihre drei Fragen *eine* zurück: Was halten Sie von dummen Streichen in der Liebe?»

»Wie soll ich das verstehn?» fragte Hermann äußerst bestürzt.

»Zum Beispiel so. Wenn ein junger Mann nur geradezu, ehrbar, im schwarzen Frack mit weißen Manschetten, hintreten und um ein frommes schönes Kind werben dürfte, statt dessen aber lieber unter fremdem Namen in ein stilles Bürgerhaus eindringt, und allerhand Angst und Schrecken verbreitet.«

»Um Gottes willen!« rief er, »was hat Sie in diesen seltsamen Irrtum versetzt?»

»Irrtum? – Machen Sie mich nicht zu Ihrer Feindin. Ich meine es ja wohl mit Ihnen, mir gefallen die Schleifwege der Zärtlichkeit. Auch mein Alter mußte bei Nacht und Nebel mit mir zusammenkommen, weil die Base den jungen Menschen, der nur *einen* Rock

besaß und weiter nichts, von ihrer Schwel-
le wies. Es ist mir nichts langweiliger, als
die Vernünftigkeit der jetzigen jungen Leute,
welche ohne die Aussicht auf ein Amt, oder
auf eine reiche Mitgift, dos, dotis, sich gar
nicht mehr verlieben. Also nur frisch zu; die
Rektorin steht Ihnen bei. Aber ein Kandidat
sind Sie nicht, denn Sie haben keine Pfeife,
tragen feine Wäsche und machen Fehler ge-
gen die lateinische Prosodie.«

Viertes Kapitel

Draußen, auf grünem birkenbesetzten Ra-
sen, machten sich die Frauenzimmer um das
Feuer zu schaffen. Der Ort war wirklich al-
lerliebste und verdiente zum Familien- und
Nachmittagsplätzchen ausersehen zu wer-
den. Links und rechts sah man in das lichte,
weißstämmige Gehölz, zwischen den Bäumen
lag das reinlich gehaltne Häuschen des Hir-
ten, am Fuße der Anhöhe sprang die Stadt
in einem scharfen, mit Warttürmen gekrön-
ten Winkel vor, der Fluß wand sich blinkend

um diese Ecke. Nimmt man dazu, daß unter den Birken ein Sauerwasser aus der Erde quoll, über welchem von vorsorglicher Hand das Brunnendach gewölbt worden war, so hat man das Bild der friedlichen anmutigen Stelle.

Der Konrektor sprach mit einem Menschen, der seinen Gesichtszügen nach unkenntlich, auf einer Bank abseits am Hause saß. Er trug einen ziemlich verbrauchten Rock von weißlicher Farbe, und einen Hut mit breiter Krempe, der das Antlitz verschattete. Was davon noch zu sehen gewesen wäre, bedeckte zum Teil wieder eine schwarze Binde, die über dem linken Auge und über der Wange lag.

»Wer ist der Mensch?« fragte die Rektorin, welche jetzt, geführt von Hermann, zum Platze gekommen war.

»Ein armer Spätrückkehrender aus Spanien, wie er sagt, wo er die sonderbarsten Schicksale erlebt haben will«, versetzte der junge Schulmann. »Er wandert zu seinen Eltern, die noch weit von hier wohnen sollen. Da er nicht Geld genug hatte, um in der Stadt

einzukehren, so hat er seine paar Groschen dem Hirten gegeben, der ihm dafür auf einige Tage Obdach gewähren will. Er hat sich nach Ihnen und Ihrem Gemahle eifrig erkundigt, wie mir der Hirt sagte.«

Die Rektorin trat auf den Verhüllten zu, und fragte ihn: »Kennen Sie uns? Wissen wir etwas von Ihnen?«

»Wohl schwerlich«, versetzte der Fremde mit einer tiefen und rauhen Stimme. »Ich hatte nur von Ihnen, als von mildtätigen Leuten gehört, und da mein Weg noch weit ist, und mein Geld mir ausgegangen war, so ließ ich mir Ihr Haus beschreiben. Sie um eine Gabe anzusprechen.«

Sie erwiderte ihm etwas Freundliches und reichte ihm vorderhand, was sie bei sich trug, mit gutmütiger Einladung auf Speise und Trank in ihrem Hause. »Wenn ich auch den Bettlern sonst eben nicht hold bin«, mit diesen Worten wandte sie sich an Hermann, »so bekommt doch jeder Soldat etwas, der aus der Kriegsgefangenschaft in den fremden Ländern, wohin unser junges deutsches Blut geschleppt wurde, zurückkehrt. Mit diesen Al-

mosen ehre ich das Andenken meines umgekommenen Sohns.«

Hermann, dem es lieb war, daß sich die Gelegenheit zu einer von ihm ablenkenden Unterredung darbot, erkundigte sich nach diesem Hausunfall und hörte ein Geschick, wie es durch die ungeheuren Kriegsereignisse leider so vielen deutschen Familien bereitet worden ist. Die Rektorin erzählte ihm, daß ihr ältester Sohn, ein wilder siebenzehnjähriger Bursche, mit dem der Vater nie zurechtkommen können, im Jahre Zwölf ihnen fortgelaufen und der Fahne des Eroberers nach Rußland gefolgt sei. Bis Smolensk, ja bis zur Moskwa habe er, da er bald seinen Schritt bereut, noch Nachricht gegeben, nachher sei er verschollen.

»Wir hatten nach dem Frieden alle möglichen Erkundigungen angestellt, wir hatten, da diese nichts fruchteten, ihn betrauert und ihn darauf zu den Toten geschrieben«, fuhr die Rektorin gleichmütig fort. »Da machte er uns vor kurzem auf einmal wieder Unruhe. Ein hübsches Erbteil, welches ihm angefallen ist, und auf welches wir nach seinem To-

de Anspruch haben, kann von uns nicht erhoben werden, bevor er nicht bei den Gerichten förmlich für tot erklärt worden ist. Und dieses Geld käme uns grade jetzt sehr zustatten, da die Bibliothek eines Professors in H. aus freier Hand verkauft werden soll, die der ganze Herzenswunsch meines Mannes ist, weil sie die Lücken seiner eignen vollständig ergänzt. Auch den beiden halben Liebesleuten da soll die Todeserklärung helfen. Zu den törrichten Streichen meines Sohns gehörte auch, daß er sich mit Wilhelminen, welche damals sechzehn Jahre alt war, alles Ernstes versprochen hatte. Die Sache ist natürlich veraltet, der Konrektor und sie geben ein gutes Paar ab, sie ist auch mit ihm einig; dann aber kommen wieder Tage, wo ein überspannter Begriff von Treue in ihr aufwacht, wo sie Gewissensbisse empfindet, daß sie einem Zweiten angehören wolle, ehe sie noch völlig überzeugt sei, daß der Erste nicht mehr unter den Lebendigen wandle – kurz auch da wird der Ausspruch nötig sein, daß der Tote wirklich tot sei, um alles zum Abschluß zu bringen. Wir haben viele Umstände von dieser Angele-

genheit gehabt, mein Alter war deshalb nach S. gereist, ich hoffe, daß er seinen Zweck erreicht hat.«

In dieser Erzählung fuhr sie noch eine Zeitlang fort, und sprach über die Dinge, welche sie und ihr Haus betrafen, mit derselben Rückhaltlosigkeit, welche ihr in Reden über fremde Verhältnisse eigentümlich war. Hermann, welcher diesen Geschichten etwas zerstreut zuhörte, und seine Augen umherschweifen ließ, bemerkte, daß der Fremde von seiner Bank gespannt lauschte, und das Haupt nicht von der Redenden abwandte.

Indessen war das Getränk am Feuer zubereitet worden, Cornelia und Wilhelmine verteilten die Tassen und als hätte die Nachahmung der »Luise« vollkommen getreu werden sollen – die Löffel waren wirklich vergessen und mußten durch Birkenstäbchen ersetzt werden, die der Konrektor rasch zu dem Zwecke zu liefern wußte. Cornelia hatte, da dieser sich seinen Platz neben Wilhelminen nicht rauben ließ, neben Hermann sitzen müssen, machte ihn aber ihrer Nähe nicht froh, sondern benutzte jeden Vorwand, um aufzustehn

und etwas zu besorgen.

Als es Abend werden wollte, kam der Rektor den Hügel herauf. Zugleich erschien von der Wiesenseite der Hirte, welcher sein Vieh eintrieb. Sie begegneten einander auf halbem Wege und der Rektor, welcher mit dem Hirten immer seinen archäologischen Verkehr hatte, begrüßte ihn, und sagte: »Wie geht es dir, männerbeherrschender Sauhirt?«

»Herr Rektor«, versetzte der Hirt, »Sie wissen es ja, daß ich keine Schweine hüte, sondern nur Ziegen- und Schafvieh. Und was die Männerbeherrschung angeht, so bin ich froh, wenn ich meine Herde in Ordnung halte, mit weiterem Regiment gebe ich mich nicht ab. Aber Sie haben hier so oft die alte Geschichte von dem Manne erzählt, der, ich weiß nicht, wie? heißt, und so lange fortgewesen ist, und endlich zurückkommt und bei dem Hirten liegt ...«

»Nun, und? Pergas!« sagte der Rektor.

»Ich meine nur, daß noch alle Tage kuriose Dinge vorkommen können«, sagte der Hirte.

»Nun erzähle mir, wie deine Reise abgelaufen ist«, sagte die Rektorin zu ihrem Manne.

»Ganz nach Wunsch«, versetzte dieser. »Unsre Zeugnisse und Bescheinigungen sind endlich als gültig angenommen worden. Wir haben nur noch den üblichen Eid zu leisten, daß wir seit dem Verschwinden Eduards nichts von ihm vernommen haben und ihn wirklich für tot halten, und dazu ist schon der nächste Donnerstag angesetzt worden. Tandem aliquando, kann ich sagen; die Bibliothek ist unter Brüdern das Dreifache wert, was dafür gefordert wird.«

Beide Gatten ergingen sich noch in behaglichen Gesprächen über die gehabte Mühe, die nunmehr hinter ihnen lag, Hermann war in eigne Gedanken verloren, und Cornelia zerplückte wie im Traume Blumen. Aus diesem Gespräche und Sinnen wurden alle durch einen dumpfen Schrei aufgeschreckt, den der Fremde ausstieß. Sie sahen sich um, und erblickten den jungen Schulmann, der neben Wilhelminen, verlegen, die Augen gesenkt, stand. Auch sie war errötet. Der Fremde erhob sich, und ging in die Hütte. Man konnte bemerken, daß er wankte.

Hermann war ihm gefolgt. Der Fremde lag

schluchzend, das Haupt auf einen Tisch gelegt, und rief, da er den Eintretenden in seinem Schmerze nicht gewahr wurde, selbstvergessen: »Ja, ich bin ein Toter, und unter den Lebendigen ausgetan!« – In Hermann stieg blitzschnell eine Vermutung auf, die ihn vermochte, leise wie er eingetreten war, die Stube zu verlassen, um nicht eine zu gewaltsame Szene herbeizuführen.

Er sagte der draußen wartenden Gesellschaft, daß der Wanderer von der großen Anstrengung, die er gehabt, ein Übelbefinden gespürt habe, jedoch sich schon wieder erhole, und bewog sie, von weiterer Sorge um ihn abzustehn, und den Rückweg nach der Stadt anzutreten.

Nach so mannigfaltigen Vorfällen, die sich im engen Rahmen einer beschränkten bürgerlichen Haushaltung ereignet hatten, fühlte er das Bedürfnis der Einsamkeit, und war sehr froh, als er sich nach überstandnem Abendessen auf seinem Erkerzimmerchen befand. Er ließ den Zustand, in den er, ohne es zu wollen, eingetreten war, an seiner Seele vorübergehn, und wenn ihm die Weise dieser

Leute freilich etwas eng und einförmig vorkommen wollte, so fühlte er doch, daß auf so schlichtem Denken und Empfinden eigentlich das Glück des Daseins ruhe. Aber auch dieser Idylle waren die düstern Farben der entsetzlichen Welterschütterung zugeteilt, auch in sie ragte eine fremde unheimliche Gestalt hinein. »Ach!« rief er aus, »wer kann jetzt wissen, ob er nicht auch einmal, unkenntlich seinen Nächsten, fremd und abgeschieden umherschwanken wird?«

Er sah durch das Fenster. Ein schöner Stern ging hell am Horizonte auf. In diesem Augenblicke trat das Bild Corneliens wieder vor seine Seele, und eine innige Wärme durchdrang ihn. Er hatte nicht zehn Worte mit ihr gesprochen und doch war es ihm, als kenne er sie seit Jahren. Er hatte geglaubt, sein Herz sei in Liebeshändeln abgemüdet, und nun kam es ihm vor, als habe er noch nie empfunden. Er fühlte ein unaussprechliches Verlangen, sich anzuheften, anzuklammern, und dem zweck- und planlosen Leben ein Ende zu machen. Mit diesen frommen Regungen sank er auf sein Lager zum erquickendsten

Schlummer nieder.

Fünftes Kapitel

Gestärkt durch einen freundlichen Gruß Corneliens, welche ihm frisch wie der Morgen begegnet war, ging er andern Tages, sobald es ihn schicklich dünkte, zum Edukationsrat. Sie schien ihm freier zu sein, als gestern.

Bei dem Edukationsrate hatte er bald sein Geschäft in Richtigkeit gebracht. Nun lernte er auch die Frau des Erziehers kennen. Er fand sie allerdings geeignet, dem Systeme, wonach hier eingewurzelte Fehler ausgetrieben werden sollten, Nachdruck zu verschaffen. Sie war von ungewöhnlicher Größe, starken Gesichtszügen; auf ihrer Oberlippe ließ sich ein leichtes Bärtchen nicht verkennen. »Nach Ihrer Erzählung ist das Kind, dessen Sie sich annehmen, mittellos, folglich zum Dienen bestimmt«, sagte sie zu Hermann. »Ich werde sie daher mit besondrer Strenge zum Kochen, Backen und Spinnen anführen, und wenn sie soweit ist, sich selbst zu helfen,

ihr eine Kondition verschaffen.«

Hermann mußte hierauf mit den beiden Ehegatten einen Gang durch das Gebäude machen, um alle Einrichtungen zu beaugenscheinigen. Das Haus war früher ein städtisches Mehlmagazin gewesen, und konnte noch nicht ganz seine vorige Bestimmung verleugnen. Denn abgesehen davon, daß darin, nach der Klage seiner Führer, eine unermessliche Anzahl Grillen zurückgeblieben war, wozu sich, wie sie sagten, nunmehr leider auch beträchtliche Wanzenscharen zugesellen schienen, so waren auch noch nicht sämtliche Räume zu dem Erziehungszwecke ausgebaut. Der Edukationsrat hatte mit mäßigen Geldkräften anfangen müssen, zu wirtschaften, und so grenzten denn noch weite, wüste Speicher mit Lukenöffnungen an Wohnzellen und Lehrzimmer.

Über mehreren Türen stand mit großen Buchstaben der Spruch:

Nach Freiheit strebe der Mann,
Das Weib nach Sitte!

»Ist Ihnen diese Maxime so wichtig?« fragte

Hermann.

»Ganz gewiß«, versetzte der Edukationsrat, »denn in diesen zwei Zeilen ist die Bestimmung der Geschlechter vollständig ausgedrückt, und alles, was noch sonst darüber gesagt werden mag, ist nur ein Kommentar jener Verse. Leider bekomme ich nur meine Zöglinge nicht so unverbildet, wie ich meine eignen Knaben erhalten habe. In der Regel ist ihnen durch Zwang schon allerhand eingeimpft, was denn erst wieder heraus muß, damit nur die Natur zum Vorschein kommt und ich sehe, wozu eines jeden Sinn und Neigung ihn führt. Habe ich das erkannt, so ist eigentlich das Hauptgeschäft getan, und die junge Raupe frißt sich, wenn ich ihr nur die Blätter gebe, worauf ihr Instinkt sie angewiesen hat, von selbst zum Schmetterling.«

Hermann mußte über dieses seltsame Gleichnis lächeln und wandte ein, daß wenn man sich nach eines jeden Neigung richten wolle, man so viele Erzieher haben müsse, als Kinder in die Welt gesetzt würden.

»Ein System ist nur unter Beschränkungen auszuführen, das versteht sich von selbst«,

versetzte nicht ohne Empfindlichkeit der Realschulmann. »Annähernd aber kann man allerdings verfahren, und um ein Beispiel zu geben: Ich quäle diejenigen, welche einen entschiednen Sinn für Mathematik und Zeichnen verraten, nicht mit der Technologie, und so umgekehrt. Das glücklichste wäre, wenn meine Methode nach und nach zur Aufhebung der Universitäten führte, die in ihrer jetzigen Gestalt wahre Invalidenanstalten des Geistes sind. Wenigstens müßte die philosophische Fakultät, in welcher man alles Wichtigste: Geschichte, Geographie, Naturkunde und was sonst noch, zusammengedrängt hat, in Spezialschulen auseinandergelagt werden. Geschichte kann man nur lernen in einer Gegend, wo die verschiedenen Perioden der Vergangenheit ihre Niederschläge in Denkmalen, Sprache und Sitten abgesetzt haben; ebenso Erdkunde und Physik nur an wirklich bedeutenden Naturpunkten. Was Jurisprudenz und Theologie betrifft, so möchten diese immerhin bleiben, wo sie sind, und die Philosophie kann freilich auch überall und nirgends gelehrt werden.«

»Mit deinem Systeme hat es noch weite Wege«, sagte die Edukationsrätin, welcher Hermann die Ungeduld angesehen hatte, auch zum Wort zu gelangen. »Desto kürzer ist das meinige auszuführen. Ja, mein Herr, das Weib strebe nach Sitte! das ist die ganze Weisheit weiblicher Erziehungskunst. Und was heißt Sitte? Gehorsam, Fleiß. Daher: um fünf Uhr morgens aufstehen, gehorchen, bis neun Uhr abends die Hände nicht in den Schoß legen, und dann wieder zu Bett! Alles andre ist ganz unnütz, wir lernen nichts aus Büchern, sondern nur durch Umgang und Menschen. Wenn sie heiraten und Kinder bekommen, wird Klavierspielen und Französisch an den Nagel gehängt. Stille, Liebe, Verträglichkeit, bescheidnes Fügen, das sind die Eigenschaften, welche uns ziemen und zieren.«

Sie bekam gleich Gelegenheit, diese Tugenden einzuschärfen, und zugleich den Besuchenden von ihrem Ansehn zu überzeugen. Denn in einer an den Gang, über den sie wanderten, stoßenden Stube, worin Hermann kurz zuvor eine Menge junger Mädchen bei

häuslicher Arbeit eingepfercht gesehen hatte, erhob sich ein ungemeiner Lärm und heftiger Streit. Sofort rief die Edukationsrätin mit donnernder Stimme: »Still!« und stampfte mit dem Stocke, den sie beständig in der Hand führte, heftig auf den Fußboden; worauf augenblicklich die tiefste Ruhe eintrat.

Beim Abschiede legte der Edukationsrat Hermann die Hand auf die Schulter, und sagte mit Feierlichkeit: »Ich freue mich, einen Mann gefunden zu haben, der mit Aufmerksamkeit Grundsätze anhört, von welchen, wenn sie durchdringen, die Erneuerung des Menschengeschlechts beginnen muß. Mehr könnte ich wirken, wenn mir der Rektor mit seinem Gymnasio nicht auf dem Halse säße. Dieser Mann, sonst ein achtungswerter Gelehrter und gewissermaßen mein Freund, schadet mir durch sein falsches Beispiel über alle Begriffe. So muß ich notgedrungen Ferien halten, weshalb Sie auch jetzt alle Knabenzimmer leer sehn. Denn obgleich sie das ganze Jahr hindurch nur spielend lernen, und also einer besondern Erholungszeit nicht bedürfen, so regt sich in ihnen jedesmal eine

unbezwingliche Unruhe, wenn sie die Gymnasiasten abziehen sehn, und ich muß sie dann wider Willen entlassen. Deshalb habe ich auch vor, wenn es sich irgend tun läßt, fortzuziehn, und meine Anstalt in eine abgelegne Gegend des Gebirgs, wo sie vor schädlichen Einflüssen gesichert ist, zu verpflanzen.«

Ogleich Hermann in dem, was er von beiden Personen gehört hatte, den guten Willen und auch zum Teil das Richtige nicht verkenne mochte, so war die Lokalität doch wenig geeignet, in ihm die Behaglichkeit hervorzu- bringen, welche das Haus des Rektors gleich entschieden in ihm erweckt hatte. Denn außer dem Wüsten und wenig Erfreulichen der nicht ausgebauten Räume hatte sein Auge der Anblick mancher Unordnung verletzt, welche in Zimmern und Vorplätzen trotz den Worten der Edukationsrätin sich dort bemerken ließ. Um die Stunden hinzubringen, ging er in die Bibliothek des Rektors, wozu ihm dieser gleich nach den ersten Begrüßungen die Erlaubnis gegeben hatte. Sie war wegen ihrer Größe nicht im Studierzimmer aufge-

stellt, sondern hing nur mit diesem durch ein kleines Gemach zusammen. Ausgestattet mit allem, was zur klassisch-philologischen Rüstkammer gehört, war sie besonders reich an Apparaten zum Eutropius. Der Rektor hatte auf eine Ausgabe dieses untergeordneten Schriftstellers große Mühe und viele Zeit verwendet, und denn auch ein Werk geliefert, welches in der gelehrten Welt nur rühmlichst genannt wurde.

Es fehlte indessen dieser Büchersammlung ebenfalls nicht an Engländern und Deutschen. Er nahm ein englisches Buch, in welchem Menschen- und Weltverhältnisse aphoristisch betrachtet wurden, zur Hand, um darin zu lesen, und fand einen Satz, der ihn stutzig machte, er wußte nicht, warum? »In flachen Gegenden oder auf dem Meere« sagte jener Autor, »gibt es ein Phänomen, welches man das Heliakallicht nennt. Die Kugel der Sonne bildet sich frühmorgens in den Dünsten ab, welche den Luftkreis durchziehen, das Tagesgestirn scheint schon aufgegangen zu sein, während es in der Tat noch unter dem Horizonte verweilt. Etwas Ähnliches begeg-

net oft im Leben. Das Schöne, Reizende, Wünschenswerte zeigt sich uns nicht selten zuerst in seinem Dunstbilde, wir meinen es dann schon zu besitzen, und doch ist es vorderhand nur ein Schein, der erst einige Zeit später zum leuchtenden und wärmenden Gestirne unsrer Tage werden kann, wenn das Schicksal es uns überhaupt so gönnen will.«

Sechstes Kapitel

In der Lektüre und in den dadurch angeregten Gedanken störte ihn ein dumpfes Geräusch, welches vom Nebenhäuschen im Hofe heraufdrang. Er sah die Knaben des Rektors, welche schon abends zuvor im väterlichen Hause wieder eingerückt waren, auf den Stufen der Vortreppe übereinander sitzen, und hörte ihre Vorbereitung zu den morgen aufs neue beginnenden Lektionen. Da sie verschiedenen Alters waren, so reichten sie von Quinta bis Prima hinauf und trieben folglich die Latinität von »*alauda cantat*« bis zum Exponieren des Virgil. Ganz laut wurden die-

se Studien betrieben, wodurch ein Geräusch entstand, nicht unähnlich demjenigen, welches in einer Judenschule zu tönen pflegt. Was Hermann in Erstaunen setzte, war, daß keiner den andern irrte, vielmehr jeder sein Pensum unter den fremden Beschäftigungen, die ihm vor dem Ohre klangen, fortlernte.

Nachdem dieses babylonische Sprachgemisch eine Zeitlang angehalten hatte, kamen zwei Söhne des Edukationsrats vorsichtig durch eine Hintertür geschlichen. Es war der Naturforscher und der Baumeister. Ersterer trug eine große Flasche, letzterer einen Topf und ein leinenes Säckchen. Sie sahen sich vorsichtig um, als fürchteten sie, bemerkt zu werden, und schlichen sodann zu den Lateinern.

Sobald diese jene bemerkten, warfen sie Bröder, Cäsar und Virgil weg, stießen ein Freudengeschrei aus und hielten mit den beiden Angekommenen ein heimliches Gespräch, wobei von letzteren viel auf Flasche, Topf und Beutel gedeutet wurde. Nachdem einer darauf einen Spaten ergriffen hatte, zog der ganze Trupp durch die Hintertür nach dem wüs-

ten Platze ab, welcher dort zwischen Scheunen der Nachbarn neben dem Garten lag. Durch die offene Türe sah Hermann sie noch an der Erde graben und wirtschaften, ohne gewahr werden zu können, was sie eigentlich vornahmen.

Im Verlaufe des Tages fragte er den Rektor, ob seine Söhne Grammatik und Autoren immer auf die Weise behandelten, welche er wahrgenommen hatte.

»Jederzeit«, antwortete dieser. »Sprache kommt her von Sprechen. Man kann sie nur laut lernen. An dem hörbaren Schalle prägt sich alles lebendiger ein; stilles Lesen und Memorieren ist nur ein halbes Werk.«

»Ich habe mich deshalb auch genötigt gesehen, die Jungen nach dem Nebengebäude zu verweisen, welches früher eine Waschküche war, denn im Hause war das Getöse nicht auszuhalten«, sagte die Rektorin.

»Es gab allerdings zuweilen *multum clamoris*«, sprach der Rektor gravitatisch.

Hermanns Besuch bei dem Edukationsrate war ruchtbar geworden, und diese Nachricht gab zu allerhand Scherzen über die-

sen Mann und sein Erziehungswesen Veranlassung, worin besonders die Rektorin unerschöpflich war. Sie verschonte auch sein Zöpfchen nicht, welches er freilich, auffallend genug, noch trug, da doch dieser Zierat schon längst abgekommen ist, und meinte, er lasse es nach seinem Grundsatz von der Freiheit der Entwicklung stehn, weil die Haare nun einmal diese Richtung genommen hätten.

»Dieser sonst würdige Mann und mein Freund wird durch seine fast pueril zu nennenden Grillen noch einmal das größte Unglück herbeiführen«, sagte der Rektor. »Heute morgen vertraute mir der Apotheker, welcher hier vorbeikam, daß zwei seiner nebulonum, der sogenannte Naturforscher und der Architekt, in der Offizin fünf Pfund Eisenfeilspäne und eine große Flasche Vitriolsäure angekauft hätten. Was nun die Knaben damit Verderbliches beginnen wollen, mögen die unsterblichen Götter wissen.«

Bei diesem Hin- und Herreden wurde Hermann, der sich nun auch noch an so manches aus den Gesprächen des Edukationsrats erinnerte, das sonderbarste Verhältnis offenbar,

eins von denen, welche der deutschen Stuben- und Gelehrtenwelt eine so wunderliche Gestalt geben. Beide Schulmänner gingen von Prinzipien aus, die, jedes in seiner Art, etwas für sich hatten. Denn alle Bildung bestand ja von Anbeginn der Geschichte nur darin, daß man entweder durch einen mächtigen allgemeinen Begriff das Individuum zu steigern versuchte, oder sein besondres Innres erforschend, es zu entfalten suchte. Da sie nun aber diese Grundsätze auf die Spitze trieben, so sahen sie sich mit der Welt, welche eigentlich beide zu einer unbestimmten Mitte verflacht wissen will, in beständigem Widerstreite. Häufig kam der Fall vor, daß Eltern ihre Söhne dem Edukationsrate nach kurzer Frist wieder wegnahmen, »weil sie bei ihm nichts lernten«, und der Rektor war schon verschiedentlich von der obern Behörde scharf bedeu- tet worden, die Kräfte der Jugend weniger anzugreifen, und über das Studium der Alten nicht alles andre zu vernachlässigen.

Beide hatten aber beschlossen, fest zu beharren bei dem, was sie für wahr erkannten, beide fühlten sonach die Notwendigkeit, zu

stets bereiter Polemik gerüstet zu sein. Das Bedürfnis, sich in dieser zu üben, hatte die Gegner zueinander geführt, und da sie nebenbei joviale rechtschaffne Männer waren, so schlich sich unter allem Streit und Hader eine aufrichtige Freundschaft ein, die sich schon durch verschiedene wesentliche Dienste, welche einer dem andern erwiesen, betätigt hatte. Freilich konnte ein Dritter bei ihren Zusammenkünften, welche wöchentlich regelmäßig einige Male stattfanden, davon nichts merken, denn diese gingen nie ohne hitzige Wortgefechte ab.

Zwischen ihren Häusern hatte sich überhaupt ein förmlicher kleiner Krieg ausgebildet, und es war ein eignes Idiom entstanden, welches dem Nichteingeweihten unverständlich war. So hatte Hermann bei dem Edukationsrate von den Alten, und bei dem Rektor von den Ständen, wie von lebenden Personen reden hören, und erst durch einige Fragen herausgebracht, daß mit dem ersten Ausdrucke die Söhne des Rektors und mit dem zweiten die des Edukationsrats gemeint waren. Die Gattin des letzteren tat sich viel auf den

Einfall zugute, daß der Rektor alles Ernstes bedaure, seinen Hirten nicht Schweine hüten zu sehen, weil dieser in seiner gegenwärtigen Verfassung doch noch keine vollkommene Ähnlichkeit mit dem Homerischen Vorbilde zeige; die Rektorin dagegen nannte ihre rüstige Freundin wegen des schon berührten Stabes nie anders als die speerschwingende Minerva.

Das Geschick hatte noch außerdem für Mehrung der Verwicklungen gesorgt. Durch eine besondere Nemesis sah sich der Edukationsrat gezwungen, seinen Pastor, bei dem es denn doch nun einmal ohne Römer und Griechen nicht abgehen konnte, zu dem Widersacher auf das Gymnasium zu schicken. Lange hatte er sich gesträubt; der Knabe, welcher ohnehin keinen raschen Kopf hatte, war daher für seine Jahre zurückgeblieben und saß in einer unteren Klasse. Diesen Umstand verfehlte der Rektor nicht bei Gelegenheit gehörig aufzustechen. Im stillen hatte er sich vorgenommen, dem Pastor, sobald er nur erst die Rudimente hinter sich hätte, selbst alle mögliche Nachhülfe zu geben, ihn der Kanzel zu

unterschlagen, aus ihm einen Philologen zu bilden, und so dem Gegner aus seinem eignen Blute den Rächer an den verachteten Klassikern zu wecken.

Dagegen erlebte der Rektor nun wieder an seinen Knaben manches Leidwesen. Ihnen war streng jeder Umgang mit den Söhnen des Edukationsrates untersagt worden, von welchen der Vater nur Zerstreung und allerhand törichte Streiche besorgte. Aber die Alten fühlten eine unbezwingliche Neigung zu den Ständen, die immer etwas Neues vorzuweisen und anzugeben hatten, und befriedigten dieselbe auf hundert und aber hundert SchleiFWegen. Gegenseitig wurden geheime Besuche abgestattet, denen der Edukationsrat mit stiller Schadenfreude nachsah, der Rektor dagegen durch einen Vorpostendienst, zu dem er sich selbst in Haus, Hof und Garten bequemen mußte, möglichst entgegenzutreten strebte.

Alles dieses störte indessen die Geselligkeit beider Familien nicht, und so war auch an dem Tage, von welchem hier die Rede ist, ein Abendessen im Garten des Rektors verabre-

det worden. Der Fischer hatte der Rektorin einen großen Hecht, frisch aus dem Wasser gezogen, überbracht, welcher nicht allein verzehrt werden durfte.

Cornelie, welche das Lusthäuschen zum Empfang der Fremden aufschmückte, kam von ihrer Arbeit eilig zu Hermann und sagte leise zu ihm: »Bringen Sie doch heute etwas auf, worüber kein Streit entstehen kann. Ich weiß gar nicht, warum sie hier zusammenkommen, wenn sie immer miteinander Zwist haben wollen. Es hört sich so unangenehm zu.« Er ging und sann, wie er ihrem Gebote Folge leisten sollte.

Als gegen die Zeit des Besuches der Rektor in das Lusthäuschen trat, sah ihm seine Gattin einige Verstimmung an. »Wir bekommen noch einen Fremden, der mir nicht ganz gelegen ist«, sagte er «*** übernachtet auf seiner Reise nach *** in unserm Orte, und hat sich anmelden lassen. Er ist mir als Feind meines teuren, hochverehrten Johann Heinrich, und weil er, der Gelehrte, mit Süßduft und Modeschwatz den Chevalier, equitem, spielen will, äußerst widerwärtig, dennoch habe ich

ihn, heuchlerischer Weltsitte gemäß, die auch den Biedern zwingt, willkommen heißen müssen.«

»Spricht er denn noch deutsch, oder schon nichts als Sanskrit und Prakrit?« fragte die Rektorin.

»Ich bitte dich, schweige. Bilem moves, ich möchte unartig werden, wenn mir bei seinem Anblicke die indischen Ungeheuer einfielen.«

Der Rektor befand sich, wie er immer pflegte, wenn er nicht ausging oder Schule hielt, im Schlafrock und Pantoffeln. Die Gattin ermahnte ihn, für heute, des fremden Gastes wegen, die bequeme Hauskleidung abzulegen, erhielt aber einen verneinenden Bescheid. »Das fehlte noch«, rief er, »daß ich um des alten Gecken willen, von ehrbarer Gewohnheit abweiche! Nein, deus haec nobis otia fecit. Wer mich nicht sehen will, wie ich bin intra privatos parietes, der bleibe haußen.«

Die Rektorin, welche bei aller Achtung und Liebe für ihren Mann dennoch einen Blick für seine kleinen Lächerlichkeiten hatte, und oft befürchtete, daß er dadurch den Spott Dritter über sich hervorrufen möchte, war über die

Weigerung etwas verdrießlich. Wie die Frauen sind, die gern im Angenehmen und Unangenehmen beharren, sie brachte gleich noch *ein* Zwietrachtsthema hervor. »Ich weiß nicht, was heute einmal wieder mit unsern Kindern sein mag«, sagte sie. »Sie lassen sich kaum blicken; wenn ich einen sehe, so verkriecht er sich, oder macht ein sonderbares Gesicht. Gewiß ist eine ausbündige Schelmerrei und für uns ein tüchtiger Ärger unterwegs. Wenn ich dich doch überreden könnte, den lauten Sprachunterricht einzustellen, damit ich sie wieder in das Haus nehmen dürfte. In der Waschküche sind sie unsrer Aufsicht entrückt, können tun, was sie wollen, und überdies habe ich jetzt mit der großen Wäsche wegen Mangels an Raum immer meine liebe Not.«

»Du häufest verkehrte Wünsche«, erwiderte der Gatte gehaltenen Tons. »Den lauten Sprachunterricht einstellen, hieße, von einem obersten leitenden Grundsatz abweichen, und dieses wirst du deiner großen oder kleinen Wäsche wegen wohl im Ernste nicht von mir verlangen. Was aber die heutige Un-

ruhe der Knaben betrifft, so beruhige du dich darüber. Es ist morgen die große Klassenversetzung, der Quintaner und Tertianer rücken auf, Quarta und Sekunda bleiben sitzen. Praesentiunt, praesagiunt, spei timorisve pleni, das bringt sie so in Bewegung, und wenn du mehr Menschenkenntnis besädest, so hättest du wohl den wahren Grund erraten können.«

Der letztere Vorwurf, mit welchem der Rektor, der sich für einen großen Menschenkenner hielt, gegen seine Gattin freigebig zu sein pflegte, traf sie empfindlich. Sie bezwang sich indessen dieses Mal und fragte ihn nach einer Pause mit einer gewissen scharfen Freundlichkeit: »Sage mir Väterchen, was hältst du von unsrem Gastfreunde?«

»Dieser Kandidat Schmidt hat leider mehr von der modernen ästhetischen als von der gründlich gelehrten Bildung abbekommen«, versetzte der Rektor. »Wenn er sich mir anvertraute, so wollte ich ihm wohl nachhelfen, denn er ist ein gescheiter, offner Kopf. Was sein Hiersein betrifft, so ist dieses nicht ohne geheime Absichten; er will unter der Hand etwas durchsetzen.«

»Hast du das gemerkt?« fragte die Rektorin, betroffen über den Scharfsinn ihres Manns.

»Freilich. Er will etwas über den Eutrop edieren, wozu es denn nun an allen Ecken und Enden fehlt. Da soll der Rektor vorspannen. Deshalb bringt er das Gespräch einigermaßen in fastidium, beständig auf diesen Autor, und sucht mich auszuholen.«

Sie schöpfte Atem, im stillen überzeugt, daß, wenn sie auch in Nebensachen sich fügen müsse, ihr doch in den Hauptpunkten wohl die Herrschaft verbleiben werde. Indem sie ging, noch allerhand häusliche Besorgungen vorzunehmen, konnte sie sich nicht enthalten, ihrem Gatten Zurückhaltung über den Eutrop gegen den Kandidaten Schmidt anzuempfehlen.

Siebentes Kapitel

Die beiden Ehepaare gewährten einen eignen Anblick. Der lange und hagre Rektor saß neben der großen Edukationsrätin, deren klei-

ner Ehegatte bei der kurzen Rektorin seinen Platz gefunden hatte. Wenn man die verschiedenen Längen dieser Personen sich mit Linien umzogen dachte, so kam fast die Figur eines lateinischen Z heraus. Das Gespräch war ziemlich einsilbig; der junge Konrektor sah sich nach Wilhelminen um, die abwesend war und das Mahl bereiten half, Cornelia, welche Tee einschenkte, wartete ängstlich auf Hermann, der sich noch nicht hatte blicken lassen; dem Rektor lag, wie man ihm deutlich ansah, etwas auf dem Herzen.

Nach einigen nichtsbedeutenden Reden und Gegenreden befreite er seine Brust. »Ehe wir eins in das andre reden«, sagte er zum Edukationsrat, »erfordert es die Pflicht, Ihnen, werter Freund, eine Entdeckung zu machen. Sie haben oft für gut gefunden, meine Warnungen zu verachten, die heutige darf deshalb doch nicht unterbleiben. Ihre Söhne haben in der hiesigen Offizin die gefährlichsten Substanzen angekauft, Dinge, womit sie die Gesundheit, ja das Leben selbst in Schaden setzen können.«

»Ist mir schon bekannt«, versetzte der Edu-

kationsrat sehr ruhig. »Vitriolsäure, Eisenfeilspäne, Schwefel, Salpeter, nicht wahr? der Naturforscher und der Baumeister wollen gemeinschaftlich damit einen künstlichen feuerspeienden Berg verfertigen, wozu sie die Anleitung in Wieglebs ›Natürlicher Magie‹ gefunden haben. Man wirft einen Erdhügel auf, setzt den Topf mit dem Gemische hinein, verbindet diesen Herd durch eine Kratteröhre mit der äußeren Luft, verstopft die Mündung; nach einigen Stunden ist die Gärung der Stoffe, die Entwicklung der Gasarten vollendet, der Propfen wird vom Krater hinweggezogen, und es gibt eine feurige Entladung, welche im kleinen die gewaltige Naturerscheinung recht artig darstellen soll. Ich freue mich selbst auf das Gelingen dieses interessanten Experiments.«

»Quid?« rief der Rektor. »Ist es möglich? Freund, Sie stehn an einem Abgrunde, und werden, wenn Ihnen das Haus über dem Kopfe angezündet worden, oder einer Ihrer Knaben exanimis auf der Bahre liegt, vergebens beklagen, nicht gehört zu haben.«

»Die Natur«, sagte der andre, »verletzt nur

den, der sich scheu vor ihr zurückzieht. Dreiste Vertraulichkeit mit ihren Kräften zähmt sie. Sitzen über den Büchern bildet Feiglinge, und es ist einer der größten Irrtümer, die Alten, welche sich grade durch ihr inniges Gefühl für die sie umgebende Welt auszeichneten, zu Werkzeugen einer solchen Verzärtelung zu machen.«

Hierauf setzte der Rektor die Pfeife in den Winkel und nahm eine starke Prise. Die Abwechslung dieser Genüsse war für die Kundigen immer ein Vorzeichen des herannahenden Sturms. Die Frauen legten die Strickzeuge weg, wie sie bei solcher Gelegenheit zu tun pflegten, um als aufmerksame Richterinnen dem Kampfe vorzusitzen. Noch aber sollte durch die Erscheinung eines Dritten der Ausbruch verschoben werden.

Der Fremde, den wir von seiner Hauptbeschäftigung den Hindu nennen wollen, trat zur Gesellschaft. Dieser Mann hatte so oft die Schwerfälligkeit deutscher Gelehrten verspotten hören, daß er sich vorsetzte, in seiner Person eine Ausnahme darzustellen. Er trug sich ungeachtet seiner hohen Jahre noch wie

der jüngste Modeherr, und hatte seine Manieren durchaus nach Pariser Mustern einzurichten sich bestrebt.

Als der Hindu den mitten in anständiger Gesellschaft in Schlafrock und Pantoffeln darsitzenden Rektor wahrnahm, geriet er außer Fassung, und starrte den Verstoß gegen die Sitte einige Sekunden lang an, bevor er die herkömmlichen Begrüßungen finden konnte. Doch erholte er sich, streichelte mit leichter zärtlicher Handbewegung die Ordenszeichen, welche seine Knopflöcher zierten, und kam durch diese Berührung wieder zum Gefühle seiner selbst.

Es gelang ihm sofort, einige französische Epigramme vorzubringen, die niemand in diesem Kreise verstand, und darauf in den leichten Weltton zu fallen, den er so sehr inezuhaben glaubte.

Bald hatte er sich des Gesprächs bemeistert, und da er gehört, daß vornehme Personen nie von wichtigen Dingen, welche sie zunächst berühren, zu reden pflegen, so hielt er die Abschweifung zu gelehrten Diskussionen mit einiger Gewalt fern. Er erzählte dafür lie-

ber ausführlich das Abenteuer vom Verluste seiner goldnen Brille, welches, da diese Brille, wie er sagte, unersetzlich sei, und er weder eine silberne noch eine von Horn im Gesichte zu dulden vermöge, ihn zwingt, vorderhand unbewaffneten Auges umherzuwandeln, wodurch seiner Kurzsichtigkeit manches Mißverständnis bereitet werde. Von dieser Kurzsichtigkeit, wenn es nicht Zerstreung gewesen, legte er gleich einen auffallenden Beweis ab, der selbst dem Rektor, welcher sich sonst ziemlich mürrisch verhielt, ein Lächeln entlockte. Der Fremde saß nämlich zwischen der Rektorin und Cornelien, und war der Pflichten seines Platzes, wie man merkte, vollkommen eingedenk. Nur begegnete es ihm dabei, daß er die Rektorin für die Tochter und Cornelien für die Mutter ansah, denn er verwandte an jene galante Scherze, und behandelte diese mit achtungsvoller Kälte.

Man wurde ganz fröhlich; die Männer suchten durch allerhand übertriebne Behauptungen die Stimmung des Fremden zu steigern, die Frauen theilten einander ihre Bemerkungen über seine Perücke und über die berühm-

te Spiegeldose mit, welche er von Zeit zu Zeit hervorzog, um sich versthohlen in Augenschein zu nehmen. Cornelia war gegangen. Hermann kam und brachte Weltneuigkeiten mit, die er auf dem Kaffeehause in den Zeitungen gefunden hatte, kurz der Abend schien sich zu einem allgemeinen Frieden anzulassen.

Unglücklicherweise erwähnte Hermann der Untersuchungen gegen demagogisches Unwesen, die mit besondrem Eifer grade damals wieder aufgenommen worden waren. Söhne angesehener Familien waren plötzlich verhaftet worden; der Argwohn hatte seine Schatten in schon gegründete bürgerliche Verhältnisse geworfen. Man beklagte den unglückseligen Schwindel der Jugend, welcher sie selbstmörderisch treibe, ihre ganze Heiterkeit und Frische sich so jämmerlich zu verderben. Der Rektor nahm hievon die Veranlassung zu bemerken, daß das ganze Unheil davon herrühre, daß in den neuesten Zeiten die eigentlich gelehrte Bildung vernachlässigt zu werden beginne.

»Die Beschäftigung mit den Alten«, sagte

er, »drückt in die junge Seele das Bild eines vollkommenen in sich zusammenhängenden Lebens. Ein einziger Vers des Horaz, eine Sentenz des Tacitus wirft über ganze Strecken ein mächtiges Licht. Nennen Sie mir etwas, was gleich mit solcher Gewalt die Seele ausweitete, als die bloßen Namen: Rom, Athen. Nicht unpassend hat ein großer Dichter und Weiser gesagt, man fühle sich wie in einer Montgolfiere schwebend, sobald man Homer zur Hand nehme.«

»Die Gleichnisse hinken«, versetzte der Edukationsrat, »man könnte aber auch sagen: sie sind Fackeln, die den Pfad dessen, der auf unrechten Wegen geht, erhellen. Ja leider, leider, haben wir in der Luft geschwebt, seit Jahrhunderten in der Luft geschwebt, und es dürfte nicht schwer sein, nachzuweisen, daß auch die Fehlritte jener unglücklichen Jünglinge nur das Stolpern derer sind, die aus der Wolkenhöhe endlich wieder auf festem Grund und Boden sich niederlassen. Dieses ganze politische Traumgebäude ist denn doch weiter nichts, als der Nachklang gewisser Schulbegriffe, die lange Zeit in den Au-

ditorien eingesperrt, durch die unruhige Gegenwart an die Oberfläche des wirbelnden Tages geschleudert worden sind.«

»Die Schulbegriffe, wie Sie sie nennen haben dem Leben der ersten Staatsmänner seinen Halt«, sagte der Rektor. »An solchen Schulbegriffen haben der große Chatham und sein großer Sohn sich aufgebaut; Cannings Reden sind voll von klassischen Zitaten.«

»Weshalb man auch sagt, daß sie nach dem Schimmel riechen«, fiel der Edukationsrat ein.

»Überhaupt meine ich, daß ein ganz anderer Einfluß, als den Sie beide im Auge haben, bevorsteht«, hob der Hindu mit einer gewissen graziösen Feierlichkeit an. »Ich darf wohl sagen, daß ich das klassische Altertum kenne, ich war der erste, der die Mangelhaftigkeit des Vossischen Hexameters aufdeckte; ich habe es vorausgesagt, daß die reinen Trochäen in diesem Metro auch ganz verworfen werden würden, und ich denke, daß der Vers:

»Wieder zur Ebene rollte der frech sich
empörende Steinblock«

ein wenig besser klingt als das:

»Donnergepolter des tückischen Mar-
mors«

über welches wir, sobald es durch Germanien zu poltern begann, gleich unsre herzliche Freude hatten. Nachmals, als ich das Glück hatte, jener Frau anzugehören, die, man kann wohl sagen, eines europäischen Rufes genoß, machte ich sie oft zu lachen, wenn ich ihr den fraglichen Vers zum Beweise für den Wohl-
laut unsrer Sprache vorsagte, sie versuchte ihn dann nachzusprechen, kam aber nie damit zustande, besonders machte ihr jenes so kraftvoll gebildete Wort, worin sozusagen, der große Philologe, Dichter und Kämpfer für Wahrheit und Recht sich völlig inkarniert zeigt, viele Schwierigkeit; sie sprach es immer à la française aus, etwa so: tonnère guepol-
tère, und vergebens war meine ganze Didaskalie. Ich weiß nicht, ob Sie aus jener Zeit mein Epigramm auf Napoleon kennen, welches ich machte, als Canova seine Statue verfertigte. Dieses Witzwort hatte einer meiner amerikanischen Freunde gehört, und ließ es

in der ›Baltimorer Zeitung‹ abdrucken, von wo es denn wieder dem Tyrannen zu Ohren kam; daher sein Haß auf mich, der mich etwas in den Bemühungen störte, die ich dazumal noch immer dem ›Tristan‹ zugewendet hatte. Ich habe zuerst auf dieses Gedicht hingewiesen, worin süße Frische, Lüsterheit und Unschuld den Becher mit bezauberndem Getränk füllen, unerwartet fand ich vor einigen Monaten eine dritte, weder von Ulrich noch von Heinrich herrührende Fortsetzung, deren Verfasser ich noch nicht habe entziffern können; es ist sehr leicht, bei diesem Gedichte an Ariost zu denken, aber Welch ein Abstand!«

Er war hierauf im Begriff, das erste Buch des Ariost auswendig herzusagen, als man ihn erinnerte, daß er von einem Einflusse haben reden wollen, der die Alten verdrängen werde. Er besann sich, und führte nicht ohne Beredsamkeit aus, daß in dem mit so regem Eifer erwachten Studium des Orientalischen sich die gemeinte Wirkung anzudeuten scheinne.

»Die Modernen sind einmal Aneigner und

Verarbeiter«, sagte er. »Seitdem Petrarca sein Gedicht ›Africa‹ schrieb und es über die süßen Reime stellte, die ihn unsterblich gemacht haben, ist nun ein halbes Jahrtausend verflossen. Mich dünkt, es wird Zeit, sich nach einem andern Kompendium umzusehen, und welches Füllhorn neuer Begriffe, wunderbarer Anschauungen öffnet uns der Orient! Ich arbeite an einem Werke über die Elefanten und über die Bedeutung dieses Tiers in den Epen vom Ganges. Der ›Mahabharata‹, der ›Ramayana‹, der ›Brahma-Purana‹ ...«

»Quousque tandem ...« murrte der Rektor. »Ich kann über diese Dinge nicht gelehrt mitsprechen, weil ich sie nur aus Exzerpten und Rezensionen kenne. Aber was darin steht, macht mich nach dem übrigen nicht lüstern. Monstrum informe, ingens, cui lumen ademtum! Ich glaube, daß der Inhalt jener Gedichte, alle die Tiger, Affen, Gänse, Gazellen, die ungeheuerlichen Büßungen, welche eintreten, wenn einer ausspuckt, oder sonst etwas Natürliches verrichtet, wo er es nicht soll, weil irgendein Ölgötz mit Schweinsrüssel im Tulpenkelch sitzend, dies nicht leiden kann, daß,

sage ich, alle diese riesenhaften Puerilien der Welt nicht so viel Licht geben, als der letzte der Klassiker in einer schlechten Waisenhaus-Ausgabe ihr geschenkt hat. Übrigens wird das alles auch nur *dicis causa* traktiert, ich weiß es wohl, und im Grunde ist's verkappter Katholizismus, der mit uraltem Bonzen- und Pfafftume eingeschwärzt werden soll. Aber:

Dumm machen lassen wir uns nicht,
Wir wissen, daß wir's werden sollen!

Diese sonderbare Grille des Rektors gab nun Veranlassung zu noch heftigeren Debatten, in welchen der Hindu zuletzt den begeisterten Anhänger der evangelischen Lehre spielte, obgleich er, wenn wir die Wahrheit gestehn sollen, gleich Falstaff vergessen hatte, wie das Inwendige einer Kirche aussieht. Die ausschweifendsten Dinge wurden infolge dieses Streites behauptet, der sich denn doch bald wieder auf die Jugend und ihre Führung zurückwandte. Der Konrektor war inzwischen eingetreten, und brachte die vierte Stimme zu diesem Haus- und Gesellschaftskonzerte. Die beiden Alten, der Rek-

tor und der Edukationsrat, wiederholten fast mit denselben Worten ihr Thema; dazwischen wogten Persien und Indien, Nibelungen und Parzival. Es blieb sonach unentschieden, ob das heranwachsende Geschlecht gen Latium oder Delhi geführt werden, ob es an Minne und Ritterkampf sich aufzubauen, oder in früher bürgerlicher Hantierung erstarken sollte, denn jede Meinung hatte einen kräftigen Verfechter, dem es nicht an triftigen Gründen fehlte.

Plötzlich rief die Edukationsrätin mit ihrer Stentorstimme: »Was ist das? Es riecht nach Schwefel!« Alles schwieg. Der Gestank war nicht zu verkennen, zugleich hörte man ein sonderbares, aus Zischen, Wimmern und Heulen zusammengesetztes Geräusch ganz in der Nähe des Gartenhäuschens. Indem man noch verwundert und erschreckt über dieses Abenteuer sprach, stürzte eine Magd mit dem Rufe herein: »Kommen Sie um Gottes willen! Die Jungen sind alle verbrannt!«

Bestürzt folgten ihr die Streitenden, Hermann, die beiden Frauen. Nur der Hindu blieb zurück. Er nahm sich vor, diesen Au-

genblick zu seinem Abzuge zu benutzen; denn es mißfiel ihm höchlich hier. Er tappte also durch die Dunkelheit nach seinem Wirtshause. Unterwegs fielen ihm einige Epigramme auf die Rustizität der deutschen Gelehrten ein, die nachmals auch der Welt bekannt geworden sind.

Achtes Kapitel

Die Magd führte die andern nach dem wüsten Plätzchen zwischen den Scheunen. Ein dicker Qualm drang ihnen entgegen, und es dauerte einige Minuten, ehe man recht wahrnehmen konnte, was sich dort begab. Endlich unterschied das Auge bei dem Scheine eines wilden roten Feuers die Gegenstände. Ein sprühender Strahl drang gewaltsam aus der Erde, zwei Knaben des Rektors lagen wehklagend am Boden, die andern und die Söhne des Edukationsrats standen verlegen umher.

Hermann suchte das Feuer mit einem Spaten auszuschlagen, machte aber die Sache nur noch ärger; das gereizte Element zisch-

te in springenden Funken umher und versengte die Kleider der Anwesenden. Er mußte den Spaten wegwerfen, und die Naturkraft gewähren lassen.

Indessen zog der Rektor von der Magd Erkundigung ein, welche diese zögernd gab, da sie sich auch halb schuldig fühlte. Die Knaben des Edukationsrats hatten die des Rektors zur Bereitung eines feuerspeienden Bergs zu überreden gewußt, die Magd hatte allerhand Geräte dazu hergegeben. Unvorsichtig war von einem zu früh der Pfropfen aus der Röhre gezogen worden, während zwei sich darüberhin gebogen hielten, die denn den ganzen feurigen Schuß ins Antlitz bekommen hatten. Das Auge müsse wenigstens weg sein, sagte die Person, nach Art solcher Leute im Unglück noch übertreibend.

Der Rektor nahm sich kaum die Zeit, diese Erzählung vollständig zu hören. Rasch ergriff er einen Stecken und eilte, von seinem Grimme übermannt, auf die bestürzte Gruppe der Knaben zu. Diese benahmen sich bei dem Anblicke der herannahenden Gefahr auf sehr verschiedene Weise. Denn während die

Stände, als sie den Stecken und den Rektor sahen, zu lauter Füßen wurden, mit katzen gleicher Behendigkeit eine niedrige Scheidewand überklimmend und entrinnend, blieben die Alten, von Schreck gefesselt, stehn und erwarteten das Schicksal. Die Geschichte meldet hierauf von mehreren ausgetheilten und empfangnen Streichen.

Indessen war das vulkanische Feuer verglüh't, der Konrektor hatte eine Laterne herbeigeholt und auf die Stätte dieses Ereignisses niedergesetzt. Er und Hermann beluden sich mit den Verwundeten, die Frauen folgten, die Geschlagenen schlichen hinterher. Der Rektor wollte ohne Wort und Gruß nachgehn; der Edukationsrat hielt ihn aber beim Arme zurück, und hob folgende Rede an: »Wahrheit, mein Freund, in allen Verhältnissen, unter jeder Bedingung! Das ist meine Maxime. Ich kann, ich werde sie auch heute Ihnen nicht verschweigen; ja, dieses unglückliche Ereignis mahnt nur um so dringender, rückhaltlos mich auszusprechen, als es Sie zunächst am empfindlichsten berührt hat. Sie erfahren heute an einem schlagenden Beispiele, wohin

die Richtung, welcher Sie mit starrer Konsequenz sich und andre eignen, führt. Harmonie, Zusammenhang gebe der Seele das klassische Altertum? Ich sehe wenig von diesen schönen Eigenschaften an einem steckenbewaffneten zornigen Manne.«

Hier warf der Rektor den Stecken heftig fort, und wollte abermals gehn. Der andre hielt ihn aber mit beiden Händen fest, und sprach also weiter: »Sie sollen und müssen mich aushören; nicht sobald wird sich wieder eine gleichgünstige Gelegenheit ergeben. Wenig Besinnung verrät es schon, fremde Kinder in Gegenwart des Vaters körperlich abstrafen zu wollen. Das überläßt man diesem wohl in jedem Falle, der eine so traurige Notwendigkeit erfordern sollte. Nun aber, wie weiter? Der Gegenstand Ihrer Leidenschaft wird Ihnen entrückt, da fallen Sie völlig blind und unfrei diejenigen an, welche doch in Ihrem Sinne nur die Verleiteten, Schwachen sind. Allerdings erinnert dieser letzte Zug an ein klassisches Muster, nämlich an den rasenden Ajax, wie er anstatt der Atriden die Schafe geißelt! Wer aber bei allem diesem Geba-

ren noch jenen spiritum Grajae tenuem Camenae säuseln hört, der hat schärfere Sinne als ich. Kommen wir nun auf unsre Zöglinge selbst! Denn ›an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen‹, heißt es hier mit vollem Rechte. Unverletzt sind meine Söhne. Sie hüten sich wohl, ihre Nase über einen gärenden Feuerbrodel zu halten, was wirklich nur abgestumpften, auf der Sitzbank vermüfften Geschöpfen begegnen kann. Diese warten denn auch ruhig die ungerechte Züchtigung ab, während meine gewitzigten, frühpraktischen Gesellen, rasch wie die Hirsche, zu entrinnen wissen. Das kommt vom Vertrautsein mit allen vier Elementen. Sie haben selbst gesehn, mit welcher Schnelligkeit sie sich über die Mauer schwangen. Lassen Sie also, mein Freund, von einem Systeme, welches Ihnen und den Ihnen Angehörigen Welt und Leben verbaut. Nie ist es zu spät, zum Richtigen umzukehren.«

»Doch ist es zu spät, die Fortsetzung dieser Moralien zu vernehmen«, sagte der Rektor mit schneidender Kälte. »Rechnen Sie es meinem Erstaunen zu, daß ich bis jetzt ge-

duldig *dem* mein Ohr lieh, womit Sie einen Vater, dem die Kinder verbrannt sind, besprechen wollen. Apage! Das ist das letzte Wort zwischen uns. Wir sind geschiedne Leute. So ist es beschlossen. Stat alta mente repostum!« —

Er nahm die Laterne auf und ging. Der Edukationsrat blieb im Dunkel zwischen den Scheunen stehn.

Neuntes Kapitel

Im Hause hatten unterdessen die Frauen und die jungen Leute um die Verletzten Sorge getragen. Nachdem Gesichter und Hände mit einem Schwamme gereinigt worden waren, sah man, daß der Schreck das Schlimmste gewesen sei. Außer versengten Augenbrauen und Haaren ließ sich kein Schaden erspähn. Die Rektorin schickte die Patienten zu Bett, die gleich den übrigen Knaben ganz verduzt waren und kein Wort sprachen. Sie verbot ausdrücklich, den Arzt zu holen. Kaltes Wasser werde hier vollkommen genügen.

Als man sich zu Tisch setzte, stieß sie

einen Seufzer über die leerbleibenden Plätze aus. Ihr Mann hatte sich eingeschlossen und wollte nichts essen, die Edukationsrätin war denn doch auch fortgegangen. Der Konrektor, welcher nach Art junger Schulleute zuweilen von auffallenden Grillen geplagt ward, nahm sich plötzlich eine willkürliche Eifersucht auf Hermann zu Kopfe, der an niemand weniger dachte, als an Wilhelminen; genug aber, er war eifersüchtig und entfernte sich mit verdrießlichen Blicken, worauf Wilhelmine um die Erlaubnis bat, bei den kranken Knaben bleiben zu dürfen. So war aus einer Gesellschaft von neun Personen eine von dreien geworden, die durch weite Zwischenräume getrennt, an dem beträchtlichen Tische Platz nahm. Ein großmächtiger Hecht ward aufgetragen, welcher der Rektorin neue Sorge machte, wie er von so wenigen Personen verspeiset werden solle. Dieser Bekümmernis war indessen abzuhelfen, denn die beiden Patienten ließen durch Wilhelminen um ein Stück Fisch bitten, da sie außerordentlich hungrig seien.

Nach dem Essen blieb Hermann mit der

Rektorin allein. »Das übelste wäre, wenn der einfältige Vesuv Feindschaft stiftete«, sagte sie. »Das darf nicht sein. Zwar ist der Edukationsrat ein Narr und hat meinen Alten ungeschickt behandelt, aber das Leben währt zu kurz, um nachzutragen. Also muß ich Versöhnung stiften und dazu sollen Sie den Mittelsmann machen. Sie gehn morgen in der Frühe zum Rat, und lassen fallen, mein Mann habe die ganze Nacht vor Schmerz über die Zwistigkeit kein Auge schließen können. Dann sagen Sie dasselbige vom Rat bei meinem Alten, und ich wette, sie sind noch vor Abend wieder gute Freunde. Man kann die Menschen auseinanderlügen, aber glauben Sie mir, man kann sie auch ebenso leicht zusammenlügen. Das erste ist nicht meine Sache, das zweite darf man sich schon erlauben.«

Als Hermann einwenden wollte, er werde die aufgetragne Rolle nicht geschickt genug spielen, lachte ihm die Rektorin in das Gesicht. »Versuchen Sie es nur immerhin«, rief sie; »Sie Neuling in solchen Händeln!« Die Verlegenheit, welche er nach den ersten derartigen Worten der kurz angebundenen

Frau in ihrer Gegenwart nicht mehr besiegen konnte, wuchs, und erreichte ihren Gipfel, als ihm jetzt ein Zettel des Rektors gebracht wurde, worin dieser ihn bat, morgen anstatt seiner mit den Primanern den Sophokles zu lesen, da er sich zu unwohl fühle, um die Lektion abhalten zu können. Gott weiß es, Hermann verstand zu wenig Griechisch, um einem solchen Ansinnen gewachsen zu sein. Er reichte der Rektorin mechanisch den Zettel hin, die ihn lächelnd überlas, und dann sagte: »Herr Schmidt, setzen wir uns!

Sie spielen Komödie mit uns, das ist nicht fein; Sie sind darob in Ungelegenheit geraten, das macht mich geneigt, Ihnen zu helfen. Wozu dienen nur diese Winkelzüge? Warum kommen Sie, trotz ehrlicher Absichten, welche ich doch bei Ihnen voraussetzen muß, mit einem fremden Namen, wie der Betrüger Sinon in unser Haus? Sie sind nicht der Kandidat Schmidt aus Leipzig, Sie heißen Hermann und wollen Cornelchen heiraten.«

Hermann wußte vor Bestürzung nicht, wo er bleiben sollte. »Ich bitte Sie wegen dieses Streichs tausendmal um Vergebung ... Ich ha-

be nichts Schlimmes im Sinne ... Aber Sie irren sich ... Es war nur dem Flämmchen zuliebe ...« stotterte er.

»Ach was Flämmchen!« rief die Rektorin eifrig. »Ein Feuer, welches den Herrn fünfzehn Meilen weit dahertreibt, kann wohl eine Flamme heißen. Aber Ihr Benehmen ist für meinen schwachen Verstand zu spitz. Das arme Kind so in Verlegenheit zu setzen, das heißt einem jungen Herzen für seine unschuldige Neigung übel lohnen.«

»Verlegenheit? Herz? Neigung? Liebt Cornelia mich?«

»Sollten Sie das nicht wissen? Sollten Sie ein Mischling sein von Schlaueit und Kindersinn, der nichts merkt? Nun ja, der Herr hat in jener Waldhütte ein Unheil angerichtet, er erschien dem armen Dinge wie ein Helfer und Heiland, und da er so ziemlich wohl gewachsen ist, ein Paar feurige Augen im Kopfe hat, und seine Worte sanft zu setzen weiß, so ward das Geschöpfchen darnach ganz still und schwermütig, seufzte, und ... ach es ist eine alberne Kindergeschichte, und recht töricht von mir, daß ich das alles Ihnen

so gutmütig hererzähle.«

»Fahren Sie fort, beste Frau«, rief Hermann. »Ich schwöre Ihnen bei Gott, ich bin aller dieser Dinge unkundig, aber Sie schenken Ihr Vertrauen keinem Böartigen. Warum ist Cornelia hier?«

»Das ist ja eben das Tollste. Heutzutage fangen die Menschen früh an zu leben, Gott weiß, wie früh sie aufhören werden, wenn das so fortgeht. Die Kinder haben jetzt Leidenschaften, welche sich sonst erst mit dem zwanzigsten Jahre einstellten. Kurz, Ihr Vetter Ferdinand hat, ohne es zu wissen, sein Pflegeschwesterchen geliebt, als Sie, der Störfried dazwischentrat, und nun ergriff den Jungen, den mein Alter vermutlich noch nicht nach Sekunda setzen würde, eine unbändige Eifersucht, die zu den ärgsten Dingen geführt haben muß, wiewohl Ihre Tante mir darüber nichts Näheres geschrieben hat. Aber wie ich aus abgebrochenen Reden Corneliens schließe, so hatte der Knabe einmal gegen sie ein Messer erhoben. Die Eltern sahen sich genötigt, das Mädchen auf einige Zeit zu entfernen, bis sich weiterer Rat finden wird.«

»Sie haben mir Ereignisse mitgeteilt, welche ich nicht von fern ahnen konnte«, sagte Hermann nach einigem Schweigen. »Nur ein sonderbarer Zufall hat dieses Zusammentreffen mit Cornelien herbeigeführt. Doch warum nenne ich Zufall, was vielleicht die höchste, die heiligste Schickung meines Lebens ist?«

Er berichtete ihr hierauf den Zusammenhang der Sachen, und da er die Wahrheit sprach, so mußte er Glauben finden. Die Rektorin schien sehr verdrießlich über diese Entdeckung zu sein, und kündigte ihm, offen, wie sie in allem war, an, daß er am besten tun werde, morgenden Tages abzureisen. Aber Hermann fühlte, daß für ihn zu Wichtiges auf dem Spiele stehe, um die nächsten Entscheidungen durch Empfindlichkeit zu verscherzen. Er bezwang sich, wußte der Rektorin so viel Kindlich-Schmeichelndes zu sagen, bat so dringend, ihm doch nur Zeit zu lassen, daß er sich besinnen, zu dem entschließen könne, wovon vielleicht sein ganzes Glück abhänge, daß er weniger lebenswürdig hätte sein müssen, um eine alte Frau nicht umzustimmen. Mit einem derben Schlage auf die Schulter,

ärgerlichen Worte aber freundlichen Gesichte verließ sie ihn.

Als er allein war, warf er sich in einen Lehnstuhl, und ließ seiner innern Bewegung Raum. Aus dem formlosen Gedränge wunderbarer Vorstellungen entwickelte sich endlich ein lieblich-entzückendes Bild, mit dessen Ausmalung er noch beschäftigt war, als Cornelia, das Nachtlicht in der Hand, ins Zimmer trat. Er saß in einer beschatteten Ecke, so daß sie ihn nicht bemerkte. Was er schon am Tage nach jeder Beschäftigung, sie mochte noch so reinlich sein, von ihr gesehn hatte, sie tat es auch jetzt. Den Hahn des Wasserkränchens am Fenster aufdrehend, netzte sie ihre Finger und trocknete sie dann sorgfältig ab. Es war Hermann, als ob eine leichte Röte ihre Augenwimpern säume, da sie zufällig das volle Antlitz nach der Seite wandte, wo er sich befand. Sie prüfte Fenster und Läden, ob sie verschlossen seien, hing die Schlüssel in das Wandschränkchen und entfernte sich.

Hermann war, wie in zwei Hälften geteilt. Die sichtliche Erscheinung hatte das Bild, womit er beschäftigt gewesen war, zerstört;

sie war anders, als jenes. Er wußte unter beiden nicht zu wählen.

Zehntes Kapitel

In jedem Hause, besonders in bürgerlichen, wo ein enges Zusammensein manche Reibung erzeugt, sammelt sich von Zeit zu Zeit allerhand Gärstoff, der denn zu Ausbrüchen des Verdrusses zwischen den Ehegatten oder den Eltern und Kindern notwendigerweise führen muß. Dann wird wieder Friede geschlossen, den alle Teile für einen ewigen halten, obgleich die Verhältnisse bleiben, wie sie sind.

Am besten ist es, wenn jener Gärstoff, durch eine Berührung von außen entzündet, sich nach außen entladen kann. Auch unter dem Dache des Rektors hatten verschiedene Meinungen über Häusliches, Kindererziehung und dergleichen ein gewisses Mißbehagen hervorgebracht, welches freilich dem Fremden nicht gleich sichtbar ward. Dazu kam die Angelegenheit mit der Todeserklärung des verschollenen Sohns und das Ver-

hältnis Wilhelminens zum Konrektor, welches Mann und Frau nicht mit denselben Augen ansah. Letztre, wie alle Frauen, Anhängerin der Natur, wollte die Verbindung, ersterer, sein System über jede menschliche Beziehung setzend, gönnte dem mittelalterlichen Jünglinge nichts, am wenigsten ein Frauenzimmer, woran er selbst einen fast väterlichen Anteil nahm.

Nun waren durch den feuerspeienden Berg und den Zwist der beiden Familienhäupter alle verborgnen Fermente entbunden und aufgezehrt worden. Es bedurfte der Unterhandlungen, welche die Rektorin in Hermanns Hand hatte legen wollen, nicht einmal, um die Versöhnung herbeizuführen. Am frühen Morgen war nach vorausgesandtem herzlichem Schreiben der Edukationsrat zum Rektor gekommen, und hatte aufrichtig um Verzeihung gebeten, die ihm denn auch mit einem lateinischen Verse gewährt worden war. Der Rektor fühlte sich hierauf hergestellt, und hielt wohlgemut seine griechische Stunde ab, so daß unser Freund vor den Schülern nicht zuschanden zu werden brauchte.

Eine große Heiterkeit verbreitete sich über das Haus, man erwies einander kleine Aufmerksamkeiten, verhielt sich über die streitigen Punkte schonender und nur die Kinder wurden, wie zuweilen die Völker, die Opfer dieses Friedensschlusses; man nahm sie nämlich von beiden Seiten unter die geschärfteste Aufsicht, um die Gelegenheit zu neuem Hader zu vermeiden.

Hermann waren von der Rektorin, die gern in allen Stücken Fristen festsetzte, drei Tage des Verweilens zugestanden worden. Er war viel außer dem Hause, hatte Bekanntschaft mit dem Konrektor gemacht, welcher wieder von seinem Verdachte zurückgekommen war, ließ sich alte Sagen erzählen, und suchte sich auf alle Weise zu zerstreun. Die Eröffnungen seiner Wirtin hatten ihn in eine gespannte, peinlich-süße Lage versetzt. Der unvermutete Anblick einer weiblichen Neigung hat, wir dürfen uns des Ausdrucks bedienen, etwas Erschreckendes. Die Natur, welche verlangt, daß des Manns Gefühl, ausgesprochen, erst jene Blüte hervorrufen soll, kehrt sich in einem solchen Falle um, aber, anstatt den

Greuel zu enthüllen, deckt sie das verborgne Schöne auf. Was Wunder, wenn dann die Sinne des Anschauenden in Wonne und Graus durcheinanderschwanken!

Hermann fragte sich hundertmal des Tages über sein Herz aus; es wollte ihm keine Antwort geben. Was vorher so nahegelegen hatte, schien nun durch Entdeckungen, die es noch näher bringen sollten, weit, weithin entrückt zu sein. Er fühlte ein Bedürfnis, beständig um Cornelian zu sein, und wenn er sie sah, so wich er ihr doch lieber aus. Seine Unruhe ward durch die ihrige noch vermehrt, sie war, wenn sie mit ihm zusammen sein mußte, augenscheinlich verlegen, ja traurig. Die Rektorin schien sich um beide nicht zu bekümmern.

Ein geringfügiger Umstand entschied endlich seine Empfindung. Auf einer Kommode sah er Schreibbücher liegen, auf denen Corneliens Name stand. Er öffnete eins; in scharfen und doch unsichern Zügen waren allerhand Sprüche und Vorschriften kopiert, am häufigsten der Satz: »Wer zu rasch nach dem Ziele läuft, bricht unterwegs den Fuß.« Draußen hörte er ein Geräusch und sah, durchs

Fenster blickend, die Knaben des Rektors mit Cornelien im Garten Haschen spielen. Eine Kälte, die ihm wohltat, breitete sich durch seine Brust. »Sie ist noch ein Kind«, sagte er für sich. »Mein Verhältnis zu ihr wäre gemacht, unnatürlich, erzwungen. Das beste wird sein, zu schweigen und zu reisen.«

Er war ein paar Straßen auf und ab gegangen, um seinen Vorsatz recht reif zu denken, als ihm zunächst dem Tore der Hirt begegnete. »Bester Herr«, rief dieser, »wie gut, daß ich Sie treffe! Wenn es Ihnen nichts verschlägt, so kommen Sie auf ein Stündchen hinaus. Ich glaube, Sie könnten da durch Zureden etwas Gutes stiften.«

»Was ist, Alter?« fragte Hermann.

»Lieber Gott, der Fremde mit dem großen Hute, den Sie bei mir gesehen haben, und der seinen Namen durchaus nicht nennen will, macht mir viel Not. Seine wenigen Groschen sind aufgezehrt, nun wollte ich ihm gern noch weiter borgen, aber er will fort, und wenn ich ihn frage, wohin? so zuckt er die Achseln und macht so sonderbare Gebärden, daß mir angst und bange wird.«

»Habt Ihr keine Vermutung, wer er ist?«

»Ach«, sagte der Hirte, »Vermutung genug, im Grunde weiß ich es wohl schon. Ich habe ein Historienbuch, das lese ich des Winters richtig durch, darin steht ein großer Vogel abgemalt, der steckt seinen Kopf weg, und meint, dann sehe ihn niemand. So ist's mit dem Unglücke, es meint, wenn es nur den Kopf verberge, werde es für jedermann unsichtbar. Aber im Gegenteil, dann merkt man erst, wie der Hase läuft.«

»Ihr hättet ihn sollen vermögen, zum Rektor zu gehn«; sagte Hermann.

»Habe ich es denn nicht vom Morgen bis zum Abend versucht?« rief der Hirt. »Aber dann fährt er mich an und brummt: was er bei dem Rektor solle? und hinterher stürzen ihm die Tränen aus den Augen. Ich sage es ja immer, das Vieh ist vernünftiger als die Menschen, da schreit doch jedes Zicklein, wenn es sich verloren hat, nach seiner Alten, und läuft zu ihr, wenn es sie wieder erblickt.«

»Was wolltet Ihr denn jetzt hier in der Stadt?« fragte Hermann.

»Den alten Leuten die Sache ansagen«, er-

widerte der Hirte. »Aber unterwegs fiel mir ein, ich könne mich doch irren und nur unnütze Freude verursachen, oder wenn es auch richtig sei, so brächte ich es doch vielleicht nicht auf die rechte Art an, und kurz, es ist mir lieb, daß ich Sie gefunden habe; Sie werden wohl eher hierin Bescheid wissen.«

Hermann war gern bereit, mit dem Hirten nach seiner Hütte zu gehn. Vor dem Tore kam der Konrektor auf seinem gewöhnlichen Abendspaziergange daher geschritten; leider durfte Hermann seine Begleitung nicht ablehnen, um kein Aufsehn zu erregen. Er dachte noch darüber nach, wie er sich von ihm wieder losmachen solle, als sie schon vor dem Hirtenhause anlangten.

Der Fremde saß auf der Bank unter den Birken, wieder, wie früher, den breitkrempigen Hut tief in das Gesicht gedrückt. Als er Menschen kommen sah, wollte er aufstehn, und sich in die Hütte begeben. »Bleiben Sie«, sagte der Konrektor, »wir müssen sonst auch vorübergehn, und wir wollten uns gern hier ein wenig ausruhn.«

»Meine Nähe kann niemand erfreulich

sein«, erwiderte der Fremde.

»Sie sollten uns etwas von Ihren Abenteuern erzählen«, sagte der Schulmann. »Was hat Sie so lange in Spanien zurückgehalten? Warum kehrten Sie nicht gleich nach den Friedensschlüssen heim? Es muß eine wunderbare Empfindung für Sie sein, das Land, welches Sie unter dem Faustdrucke des Despotismus betäubt verließen, nun verjüngt, im fröhlichen Regen aller Kräfte wiederzusehn.«

»Mein Herr«, versetzte der Fremde, »ich weiß von dieser wunderbaren Empfindung, wie Sie sich ausdrücken, wenig zu sagen. Ich hörte überall nur, wo ich einkehrte, wie ehemals, über die schlechten Zeiten klagen.«

»Das ist der Widerhall von dem Liede der Demagogen«, antwortete der Konrektor kaltblütig, indem er sich mit Behaglichkeit zu rechtsetzte und seine Pfeife anzündete; denn er rauchte, wie der Rektor, außer den Schulstunden fast beständig. – »Wir sind Deutsche worden, treu, fromm, guter Art, in aller löblichen Kunst und Wissenschaft fleißig. Welch ein Abstand zwischen Sonst und Jetzt! Es gibt wirklich Erscheinungen in der Men-

schenwelt, die einem das, was die Sagas von Zauber und Verblendung melden, ganz glaublich und natürlich darstellen. Wie wäre es ohne einen solchen Zauber gedenkbar, daß ein kleiner, unansehnlicher Mensch, dem die Tücke aus den Augen blickte, von einer altberüchtigten Insel her, die Menschen, Völker, Fürsten auf seine Seite bringen konnte, obgleich ein jeder wußte, daß er von ihm hintergangen werde.«

Hermann erinnerte halblaut den andern, daß dieses Gespräch dem Fremden schwerlich angenehm sein werde, jener aber war im Eifer, ließ sich nicht stören und rief: »Wer deutsche Luft atmet, muß deutsch Wort vernehmen können. Wer an seinem Vaterlande, dem Erobrer zuliebe, ein Verräter werden konnte, muß sich jetzt selbst seines Irrtums schämen, blieb noch ein Funken richtigen Gefühls in ihm.«

Der Fremde rückte unruhig hin und her und rief: »Mein Herr, es ist leicht, hinterher zu richten! Vaterland! Wir sind beide nicht alt genug, um viel von der Zeit zu wissen, die jener Periode vorherging, welche Sie die ver-

blendete zu nennen beliebten. Doch scheinen Sie noch jünger zu sein, als ich. Vaterland! Ich erinnere mich, daß man an das Vaterland nur dachte, wenn die Soldaten Gassen laufen mußten, wenn die Akzisebeamten am Tore visitierten, oder wenn der Edelmann dem Bürgerlichen vorgezogen wurde. Sicherlich hat man in der Verbannung, im Elende Zeit genug, Jugendträume, die in bittere Wirklichkeit ausgingen, zu beweinen, aber glauben Sie mir, *der* Zauber, den die Größe ausübt, ist noch nicht der schlimmste! Wir sind die Geschlagenen, die Besiegten! Nun gut, so lasse man uns. Aber man denke nur nicht, daß man selbst so ganz und gar in neuen Häuten lebe. Ich komme aus der Fremde, bin unbekannt mit den jetzigen Verhältnissen, aber ich meine immer, nach einer großen Tyrannei kann nichts anderes, als die Tyrannei der Kleinen oder ein wildes Getreibe befreiter Knechte folgen.«

»Das spricht ein ...« versetzte der Konrektor. »Aber freilich sind für manche Menschen die Zeiten schlecht, denn die Landläufer haben keine Hoffnung mehr, Glück zu machen.«

»Landläufer!« rief der Fremde außer sich, sprang auf den Konrektor zu, gab ihm einen Faustschlag, daß er zu Boden stürzte, schlug sich dann, als ob er diesen Ausbruch bereue, heftig an die Stirn, und stürzte in die Hütte. Hermann, obgleich erschreckt von dem Vorgefallnen, konnte den Konrektor kaum bedauern, überließ ihn dem Hirten, und folgte dem Zornigen. Diesen fand er eifrig beschäftigt, sein Bündelchen zu schnüren, wobei er einmal über das andre ausrief: »Ich muß fort, weit, weit, bis ans Ende der Welt!«

»Das sollen Sie nicht«, sagte Hermann. »Aber wie konnten Sie sich so vergessen?«

»Einen Landläufer nannte der harte Vater mich, wenn ich mich über den lateinischen Schriftstellern nicht zu Tode quälen wollte; mit diesem Worte hat er mich endlich hinter die Adler, in die Schlacht, in die Bergwerke gejagt; ich kann es nicht hören, ohne daß es dem, der es ausstößt, übel bekommt.«

»Es ist mir lieb, daß es jetzt dahin geführt hat. Sie mir zu entdecken«, versetzte Hermann. »Stehen Sie von Ihrem unglückseligen Entschlusse ab, und kommen Sie mit mir zu

den Eltern, denen ein gütiges Geschick Sie erhalten hat.«

Der Fremde ergoß sich hierauf in wilden, höhnischen Reden. Hermann ließ aber nicht ab, ihm freundlich zuzusprechen, und brachte es wirklich dahin, daß jener sich etwas beruhigte. Er machte ihm begreiflich, daß es wenigstens unnütze Plage sei, im Dunkel fortzustürmen, und daß er morgen am hellen Tageslichte ja noch alles tun könne, was er wolle. Der Hirte kam, nachdem er den Konrektor draußen abgefertigt hatte, auch in die Hütte, zündete seine Lampe an, und nun gewahrte Hermann erst das Antlitz des Fremden. Es schien völlig blutlos zu sein, der Schädel, nur von Haut bedeckt, sah totenkopfähnlich aus; dünne, erbleichte, ja ins Grünliche spielende Haare umsäumten den Scheitel. Hermann fuhr unwillkürlich zurück, indessen faßte er sich, und folgte der Einladung des Hirten, der beide freundlich bat, mit ihm vorlieb zu nehmen. Sie setzten sich um den Tisch, der Hirte trug eine große Schüssel dampfender Kartoffeln auf, holte etwas geräuchertes Fleisch aus dem Schornstein, und da zufällig einige Fla-

schen Wein von einem neulichen Schmause der beiden Familien bei ihm stehengeblieben waren, so fehlte diesem einfachen Mahle auch das Getränk nicht. Jeder zog sein Messer aus der Tasche, Gabeln waren unnötig, zwei Gläser ließen sich auftreiben; der Hirt trank aus einem Topfe.

Der Fremde war, nachdem sein Inkognito aufgehört hatte, zutraulich geworden, und erzählte den beiden andern eine wunderbare Gefangenschafts- und Rettungsgeschichte. Im Anfange hatte sie noch Ähnlichkeit mit dem, was viele auf jenem furchtbaren Zuge erdulden mußten, dann aber berichtete er etwas, was, nach unsern Verhältnissen angesehen, fast unglaublich klang. Als der Friede geschlossen worden war, befand er sich schon mit einer großen Menge von Unglücksgenossen auf dem Heimwege. Da traf in einem wüsten Landstädtchen, in entgegengesetzter Richtung ziehend, ein Transport schwerer Verbrecher mit ihnen zusammen. Beide Kolonnen machten an dem Orte Rast. In der Nacht entsprang einer der gefährlichsten Verbrecher; der Führer des Transports,

besorgt vor der harten Strafe, welche seiner Nachlässigkeit drohte, ergriff ein schändliches Mittel, sich zu retten. Er wußte den unglücklichen Kriegsgefangnen mit List an sich zu locken, an einem abgelegnen Orte sprangen ein paar Helfershelfer herzu, er wurde geknebelt, in Eisen geschmiedet, und als der Tag graute, befand er sich unter Räubern und Mördern auf dem Wege nach Sibirien. Vergebens war sein Toben, sein Widerstand; Mißhandlungen besiegten diesen. Keine Behörde konnte oder wollte ihn verstehn, die Menschen, welche in den Dörfern und Städten, durch die der Zug ging, am Wege standen, sahn in seinen Gebärden nur den Trotz eines unfügsamen Missetäters; so ging es Werst für Werst weiter, bis das unselige Ziel erreicht war.

Welche Greuel nun da unten in der Nacht der Bergwerke sich begaben, wollen wir, um die Gemüter unsrer Leser nicht zu ängstigen, verschweigen. Wie es ihm dennoch gelungen, sich zum Lichte wieder emporzuschwingen, darüber glitt der Fremde selbst einigermaßen hinweg. Er sprach von einem Aufseher,

den er überwältiget habe. Aber ein Zittern der Stimme, ein unheimliches Zucken der Augenwimpern deutete an, daß eine blutige Tat dabei vorgefallen sein mochte. Die nun folgende Flucht durch die ungeheuren Wald- und Grassteppen erinnerte an Mazeppas Abenteuer. Mit einer tartarischen Horde, welcher er Dienste leisten konnte, drang er bis an die Grenzen Europas. In Kasan fand er einen alten, durch Liebesgeschick auf dem fremden Boden zurückgehaltenen Kriegsgefährten, der ihn mit Geld, Wäsche und Paß ausstattete.

Der Hirte vergaß bei dieser Erzählung beinahe Essen und Trinken, starrte den Fremden mit offenem Munde an und schlug die harten Hände vor Verwundrung einmal über das andre zusammen. Hermann hatte eigentlich einen Widerwillen gegen solche grelle Geschichten, in welchen das Menschliche kaum noch wahrzunehmen ist. Er hörte nur zu, um den Fremden im Fluß zu erhalten, schenkte ihm fleißig ein, und dachte darüber nach, wie er jenen mit seiner Familie wieder vereinigen solle. Denn dazu glaubte er vom Schicksal offenbar berufen zu sein.

Eilftes Kapitel

Als daher der verschollne Sohn auserzählt hatte, der Wein getrunken und Mitternacht herangekommen war, fragte er, um einzulenzen: »Warum haben Sie Ihren Eltern nicht früher Nachricht von sich gegeben?«

»Ich schrieb ihnen aus Polen; der Brief muß nicht angekommen sein«, versetzte der Fremde mit einer wilden Gleichgültigkeit. »Stoßen Sie mit mir in diesem Reste an! Es lebe der Krieg, es lebe das Vagabundieren!«

»Das ist ein schlechter Toast«, versetzte Hermann. »Lassen Sie uns nun ein vernünftiges Wort reden. Wie lange wollen Sie in der Irre umherschweifen? Eltern, Geschwister, Freunde, Familie werden Ihnen wiedergegeben, darf ich Sie den Ihrigen ankündigen?«

»Das wäre schade um die schöne Bibliothek, die der gute Vater sich dann nicht anschaffen könnte, und um das zarte Liebesbündnis zwischen dem Schulfuchse und der alten Jungfer. Nein, mein Herr, hüten wir uns vor törichten Streichen. Zehn Jahre Abwesenheit sind in der Tat wie der Tod; warum soll

ein Gespenst die Lebenden erschrecken?«

»Ich fühle, daß Sie von manchem, was Sie sahen und hörten, verletzt sein müssen«, sagte Hermann. »Aber erwägen Sie die Gewalt der Umstände, vertrauen Sie auf die Kraft der Natur. Ihre Angehörigen haben Sie als tot beweint. Wie sollten wir armen Menschen überhaupt fortbestehn können, wenn uns nicht die traurige Fähigkeit gegeben wäre, zu vergessen? Ist aber mit diesem öden Vermögen der Kreis unsres Wesens umschrieben, das Innerste unsrer Seele ausgedruckt? Lassen Sie uns also auch in diesem Falle fröhlich auf die heilige Empfindung baun, der das Grab seinen Raub wiedergibt, für welche ein Wunder geschieht, nicht ein erzähltes, nein, ein wirkliches.«

»Das sind alles nur Redensarten«, sagte der Fremde, bedächtig sein Glas ausschlürfend. »Die Wunder darf man nicht zu nahe besehn, so ein tausend Jahre weit weg nehmen sie sich trefflich aus. Es gibt Nöte, mein Herr, welche nicht beten lehren. Vater und Mutter muß man ehren, solange sie einem etwas zu essen geben, aber in Nertschinsk helfen sie

uns blutwenig.«

»Kein Schaf spräche so unvernünftig, wenn es das Maul auftäte«, sagte der Hirte leise zu Hermann. »Lassen Sie ihn in Gottes Namen laufen, er ist nichts Beßres wert.« Dann streckte er sich auf sein Lager, murmelte ein Vaterunser und schlief ein, denn er war müde vom ungewohnten Weine.

Hermann ergriff der Bekehrungseifer, er machte den Fremden auf das Frevelhafte solcher Reden aufmerksam und beschwor ihn, sich seinen letzten Trost nicht zu zerstören. Aber jener unterbrach ihn ungestüm und rief: »Junger Sittenprediger, was haben Sie erfahren, daß Sie mitreden dürfen? O mein Herr, mein Herr, Sie wissen nicht, was einem Menschen auszukosten gegeben werden kann. Ich dachte, als ich befreit war, nun sei das Elend vorbei, ich könne auch wieder glücklich sein, und leben, wie andre Menschen. Aber das Schlimmste sollte ich nicht in Sibirien gelitten haben, hier in der lieben deutschen Heimat mußte ich es erfahren. Sie haben ganz recht; daß Eltern endlich sich über ein totgeglaubtes Kind beruhigen, daß eine Gelieb-

te neue Bande sucht, es ist nichts Besonderes und steht zu verzeihn. Aber daß uns Qualen auferlegt werden können, welche uns zu lebenden Schemen machen, und die Kraft zur Empfindung in uns aufzehren, das möchte ich nicht zu verantworten haben, wenn ich das Weltregiment führte.«

»Und doch brach diese Empfindung sehr lebhaft hervor, als Sie das alte Band, welches Wilhelminen an Sie knüpfte, zerrissen sahn«; sagte Hermann.

»Sie irren«, versetzte der Fremde. »Wilhelmine ist mir ganz gleichgültig geworden, ich wüßte nicht, wie ich mich noch überwinden könnte, ihr einen Kuß zu geben. Sie hat gealtert, und sieht, wie mich dünkt, etwas einfältig aus. So geht mir's auch mit den Eltern. Der pedantische Vater, die schwatzende Mutter – ich empfand wirklich eine Art von Widerwillen, als ich ihre Gestalten erblickte. Sie könnten alle jetzt tot vor mir liegen, ohne daß mir eine Träne in das Auge träte. Darum ist es nicht gut, nach Rußland zu ziehn und in die Bergwerke zu geraten. Daß ich aufschrie, als der Schulmensch Wilhelminen

umarmte, war keine Eifersucht, nein, es war Schmerz um mich selbst. Ich saß dem Vater, der Mutter, der Braut gegenüber, und fühlte doch keine Neigung, aufzuspringen, ihnen zu Füßen zu fallen. Das hatte lange schon in Kopf und Herz gewühlt, endlich ward mir's zu stark, die Natur machte sich in einem Laute der Pein Luft. Die Erinnerung bleibt dem Menschen; mein Gedächtnis sagte mir, daß ich nicht aus der Erde gewachsen sei, sondern von Wesen meinesgleichen abstamme, diese Vorstellungen lenkten meine Schritte der Heimat zu. Aber als ich die Wirklichkeit vor mir sah, erkannte ich, daß ich nur noch, sozusagen, in der Theorie Sohn, Bruder, Liebhaber sei. In meines Vaters Haus gehe ich nimmer. In Neapel, Piemont, am Ägäischen Meere gibt es, wie ich höre, tapfre Arbeit, dort will ich mir Brot suchen, gleichviel auf welcher Seite. Und so sei denn diese Neige dem Greuel der Verwüstung als Libation dargebracht; ein würdiges Opfer für eine solche Gottheit, die einzige, welche ich anerkenne.«

Er stand auf, schnellte den Rest des Weins aus seinem Glase auf die Erde, und warf das

Glas zum Fenster hinaus. Hermann trennte sich ohne Abschied von dem verwilderten Menschen, hinter dessen wüsten Worten er dennoch etwas Besseres wahrzunehmen glaubte. Seine Meinung, daß wir uns immer nur innerhalb der uns gezogenen Kreise, im Guten, wie im Bösen bewegen, und daß alles, was darüber hinauszugehn scheint, eben nur Schein ist, stand zu fest. Nach dieser Meinung wollte er verfahren.

Er tastete sich durch Gebüsch auf engen Wegen in die Stadt zurück, worin eben der Wächter Eins abrief. Das Haus seiner Gastfreunde war verschlossen, und schon meinte er die Nacht auf dem Steinpflaster zubringen zu müssen, als er sich des niedrigen Mäuerchens an den Scheunen erinnerte, über welches die Söhne des Edukationsrats so behend entsprungen waren. Überzeugt, daß ihm nicht mißglücken werde, was den Knaben gelungen war, suchte er, durch ein Nebengäßchen schreitend, den freien Platz auf, von dem das Mäuerchen den Raum zwischen jenen Wirtschaftsgebäuden abschied. Er sah ein Licht im Hofe, erklimmte die Mau-

er, und war froh, noch jemand wach zu finden, der ihm das Haus öffnen könne.

Das Licht brannte in Corneliens nach hinten hinaus zu ebner Erde belegnen Stübchen. Er blickte hinein, und sah sie mit gerungnen Händen weinend umhergehn. Sie setzte sich zuweilen, und stützte ihr Haupt schmerzlich auf, doch schien es sie nicht an einem Orte zu leiden, immer erhob sie sich wieder und begann von neuem ihre unruhvolle Wanderung. Hermann pochte ans Fenster und rief leise ihren Namen. Sie erschrak, fragte ängstlich: »Wer ist da?« und schauderte wie entsetzt zusammen, da er etwas lauter Antwort gab. Vergebens rief er ihr zu, sich doch zu besinnen, er sei es ja, aus Zufall so verspätet, sie möge ihm öffnen. Sie stand bleich, zitternd da, und er mußte jeden Augenblick besorgen, daß sie umsinken werde. Was sollte er tun? die Tür nach dem Hofe war verriegelt, er drückte am Fenster, nur angelehnt, gab es nach, leicht schwang er sich in das Zimmer. Er hatte eben noch Zeit, Corneliem aufzufangen, die ohnmächtig in seine Arme sank.

Er war in der größten Verlegenheit und

Sorge. Er hielt den lieblichen jungfräulichen Körper umfaßt. Die Mittel waren ihm nicht unbekannt, welche in solchen Fällen die stockende Natur wieder in Bewegung bringen helfen, aber er trug eine innige Scheu, ihren Leib durch Blick oder Hand zu entweihn. Er begnügte sich, ihre Schläfen mit kaltem Wasser zu netzen, es gelang ihm, sie damit in das Bewußtsein zurückzubringen. Sie schlug die verweinten Augen auf, errötete, da sie in die seinigen sah, entwand sich ihm, und setzte sich erschöpft zu Füßen ihres Betts nieder.

Unter dem Vorwande, daß er sie in diesem Zustande unmöglich verlassen könne, blieb er noch eine Zeitlang bei ihr, obgleich sie ihn, sobald sie wieder zur Besinnung gekommen war, dringend gebeten hatte, zu gehn. Er war mit sich uneins, ob er nach der Ursache ihrer Betrübniß fragen solle, unterdrückte endlich seinen Wunsch, und schied von ihr in sonderbarer Bewegung.

Den Rest der Nacht verbrachte er schreibend. Es schien ihm unpassend zu sein, den Familienszenen, welche bevorstanden, als Dritter beizuwohnen, sein Geschäft war

vollbracht, wenn er den Eltern den verlorenen Sohn angezeigt hatte. In diesem Sinne setzte er einen Brief an den Rektor auf, worin er ihm sagte, was wir bereits wissen. Während des Schreibens verschwanden einige Bedenklichkeiten, die er anfangs gehegt hatte, gänzlich. Mit Entzücken malte er sich die Freude der Eltern, die Umwandlung des Sohnes aus, wenn die rauhe Rinde von dessen Herzen schmelzen werde.

In der Frühe bestellte er Postpferde, und hieß vor dem Tore den Wagen seiner warten. Bei dem Frühstück, welches er gemeinschaftlich mit der Familie einnahm, erkundigte man sich nach seinem nächtlichen Abenteuer. Er gab eine ins allgemeine ausweichende Antwort. Der Rektor sagte zu ihm: »Da Sie durch H. kommen, so tun Sie mir doch den Gefallen, zum Justizrate zu gehn, und ihn zu bitten, daß er einen andern Termin zur Ableistung des Eides wegen meines Sohns ansetze; ich habe am Donnerstage dringende Abhaltung.«

Hermann stand auf, und nahm Abschied von seinen Wirten. Die Knaben, welche ihn

liebgewonnen hatten, hingen sich an ihn, herzten und küßten ihn. »Der Mensch denkt, Gott lenkt«, sagte er feierlich. »Wie?« fragte der Rektor erstaunt. »Oben auf meinem Zimmer liegt ein Schreiben an Sie«, erwiderte Hermann. »Wichtige Eröffnungen sind darin, es ist ein Schicksal gewesen, daß ich zu Ihnen gekommen bin. Lesen Sie es, wenn ich Ihr Haus verlassen habe, und gedenken Sie meiner im Besten.« – »Gottlob!« rief die Rektorin. »So ist alles gekommen, wie ich gewünscht und gewollt habe. Ich werde Ihre Fürsprecherin bei den Eltern sein«, setzte sie mit freundlichem Händedrucke hinzu. »Welche seltsame Mißverständnisse!« sagte Hermann und war zur Tür hinaus.

Cornelie hatte an dem Frühstücke nicht teilgenommen. Er konnte unmöglich gehn, ohne ihr Lebewohl zu sagen. Er suchte sie auf ihrem Zimmer, in den Gängen des Hauses, endlich glaubte er ihre Stimme vom Gartenhäuschen her zu vernehmen. Dorthin eilte er. Wieder war sie, wie damals, als er bei seiner Ankunft sie hier fand, beschäftigt. Sie kniete vor Blumentöpfen. Aber diesmal säte und

pflanzte sie nicht; sie nahm einen verwelkten Stock aus dem Topfe.

Er trat bescheiden vor sie hin, und sagte: »Ich gehe, Cornelia.« Sie verfärbte sich und antwortete nichts. »Ich weiß«, fuhr er fort, »daß ich Ihnen zuwider gewesen bin, lassen Sie es nun gut sein, da ich mich entferne; geben Sie mir ein freundliches Wort mit. Und wollen Sie mich in dieser letzten Stunde recht glücklich machen, so vertrauen Sie mir, warum Sie in der vorigen Nacht geweint haben. Ich wüßte niemand, dem ich lieber helfen möchte, als Sie.«

Sie stand, die Augen niedergeschlagen, und versetzte: »Es ist nicht recht von Ihnen, daß Sie tun, als hätte ich etwas gegen Sie. Sie haben wohl gesehen, wie herzlich ich mich freute, als Sie so unerwartet hier ankamen. Aber als Sie sich den falschen Namen gaben, und auch mich zwangen, zu lügen, da bin ich so traurig geworden, wie ich noch nie war. Ich hatte nirgends Ruhe, konnte niemand ansehen. Und darum war ich auch in dieser Nacht so betrübt. Ich hatte mich schon schlafen gelegt, als ich vor Angst wieder aufstehn und mich

ausweinen mußte. Nun wissen Sie es, sein Sie mir deshalb nicht böse.«

Sie erhob ihr Gesicht gegen ihn, und reichte ihm die Hand. Er sah in das gute unschuldige Auge; das heilige Leidwesen einer reinen Natur, die zum ersten Male von dem Gedanken, daß es ein Böses gebe, berührt worden ist, blickte aus diesen bewölkten Spiegeln. Ein zärtlicher Schmerz durchdrang ihn, mit einer Art von Ehrfurcht neigte er sich zu ihr, und sagte: »Ich will mich nie wieder verstellen, Cornелиe.«

Nun hätte er wohl scheiden sollen, aber er blieb. Ein unbezwingliches Gefühl trieb ihn gegen seinen Willen. Er hatte sich vorgesetzt, schweigend zu gehn, und schon war die scheue Frage über seine Lippen: »Liebst du mich, Cornелиe?«

Sie antwortete nicht; sie fiel an sein Herz. In diesem Augenblicke rief einer der Knaben im Garten: »Cornелиe, wo bist du? Bruder Eduard ist wieder da!«

Sie fuhr empor und flüsterte ängstlich: »Was haben wir getan?« Er durfte nicht eine Sekunde länger verweilen.

Leidenschaftlich ihren Mund küssend, der nun eher den seinigen vermied, rief er: »Du hast mein Wort! Ich verlobe mich dir und werde bei deinen Pflegeeltern um dich anhalten.« Er schwang sich über das Mäuerchen. Sie schickte ihm den schmerzlichsten Blick nach, dann wankte sie dem Knaben entgegen, der ihr Wunderdinge erzählte. Sie aber hörte von allem nichts, was er ihr sagte.

Viertes Buch

Das Caroussel, der Adelsbrief

*So treiben wir Possen mit der Zeit, und die
Geister der Weisen sitzen in den Wolken und
spotten unser.*

Prinz Heinrich von Wales

Erstes Kapitel

In einem gotischen Pfeilergewölbe unter Helmen, Kürassen, Schwertern und Streitkolben stand die Herzogin mit dem Arzte in ernstlicher Beratung. »Wenn das Turnier regelrecht sein soll, so muß nicht bloß courtoisiert, sondern auch mit scharfen Waffen gekämpft werden, à outrance«, sagte sie. »Suchen Sie doch die besten Speere und Schwerter aus.«

Der Arzt nahm eine Anzahl Waffen von den Pflöcken, und sagte lächelnd: »Mein Amt ist, Wunden heilen, und hier muß ich, in Ermangelung eines besseren Beistandes, welche vorbereiten helfen. Es tut mir leid, daß ich René d'Anjous Buch, welches ich einst in Dresden durchblättert, nicht exzerpiert habe. Die französischen Ritterspiele waren weniger ernsthaft, als das englische, dessen Nachahmung Ew. Durchlaucht beabsichtigen. Gut möchte es auf alle Fälle sein, wenn die Herren sich zuvor erst sorgfältig auf Stoß und Hieb einüben, sonst dürfte der Chirurgus eine reichliche Ernte haben.«

»Soll ich aufrichtig sprechen«, versetzte die

Herzogin, »so wäre ich sehr zufrieden, wenn ich die Sache nicht angefangen hätte. Sie macht so viel Arbeit, bringt eine solche Unruhe in das Haus, daß ich nicht weiß, ob das Vergnügen alle diese Anstalten lohnen wird.«

»Dann sollten wir lieber dieses ohnehin fremdartige Fest einstellen«, sagte der Arzt.

Die Herzogin entgegnete aber, daß das nicht möglich sei, der Herzog wisse schon darum und scheine sich auf den Tag ungemein zu freuen. Auch könne sie die Einladungen an die Teilnehmer nicht wieder rückgängig machen, ohne zu spöttischen Reden in der Umgegend Veranlassung zu geben.

»Wie sehr entbehren wir unsern Wilhelmi bei dieser Gelegenheit!« rief der Arzt. »In seinen Bilderbüchern, Mappen und Urkunden fand er immer für solche Dinge Rat und Aushilfe. Er besitzt eine große Geschicklichkeit, das Wesentliche von dem Zufälligen zu sondern, und eine gewisse allgemeine Idee von der Sache zu geben, auf die es doch allein ankommt. Ist es denn nicht möglich, den Herrn mit ihm zu versöhnen, und uns den melancholischen Freund zurückzuführen?«

Die Herzogin antwortete hierauf nichts, sondern sagte: »Der Domherr hat unrecht, uns in der Not zu verlassen, die nur er im Grunde angerichtet hat. Versuchen Sie doch, ihn zu halten.«

»Ew. Durchlaucht kennen die Grillen dieses seltsamen Mannes«, versetzte der Arzt. »Ich habe ihn schon dringend gebeten, zu bleiben, aber er sagte, seine Geschäfte litten es nicht. Freilich ist dies ein leerer Vorwand, der wahre Grund liegt in seiner gänzlichen Unfähigkeit, irgend etwas mit Stetigkeit zu verfolgen. Sobald er sieht, daß einem Plane, wie deren eine Seele täglich hunderte gleich Blasen aufwirft, die Ausführung zukommen soll, ergreift ihn ein unbezwinglicher Widerwille, er kann dann nicht ausdauern, es treibt ihn wie mit Geistermacht von solchem Orte hinweg. Nichts Seltsameres soll es geben, als seine sogenannten Sammlungen und die Einrichtung seines Hauses. Alles hat er angefangen, nichts vollendet; die Zimmer ließ er reich meublieren, ehe sie noch ausgeweißt waren.«

»Ein unglücklicher Charakter«, sagte die Herzogin. »Ich möchte von einem solchen We-

sen die Worte Glück und Unglück gar nicht gebrauchen«, erwiderte der Arzt. »Sie deuten doch immer auf einen gewissen Zusammenhang im Menschen hin, und der ist es gerade, welcher hier fehlt. Eigentlich tut er mir leid, da er gutmütig ist und auf seine Weise Verstand besitzt. Wir sehn in ihm doch auch nur ein Opfer vernachlässigter Erziehung, und der Zwangsverhältnisse, welche jüngeren Söhnen vornehmer Familien sonst nur die Wahl zwischen dem Müßiggange des Degens und dem Müßiggange der Tonsur offenließ. An der Wurzel dergestalt getötet, kann jemand zwar, solange die Jugend vorhält, durch Libertinage und Gesellschaftskünste den Schein des Lebens um sich verbreiten, aber wenn die Jahre kommen, die keinem gefallen, weil sie unerbittlich von jedem sagen, was an ihm sei, dann tritt der psychische Tod, die Torheit, unaufhaltsam ein, ehe noch das Spiel der Nerven und Muskeln ausgespielt ist.«

»Ich habe immer darüber nachdenken müssen, warum uns die andern Stände beneiden?« sagte die Herzogin. »Seitdem das Geld

weit mehr bei den Bürgerlichen als bei uns ist, kann man nicht einmal sagen, daß wir leichter imstande seien, uns die Genüsse zu verschaffen, worin doch auch das Leben nicht besteht. Was haben wir also voraus? Mich dünkt, die Pflichten sind geblieben, während die Rechte verlorengingen.«

»Man nennt den Adel häufig eine Ruine«, versetzte der Arzt. »Ich will die Wahrheit dieses Gleichnisses nicht untersuchen, und es dahingestellt sein lassen, ob so wenig Mauer und Fundament geblieben sei, daß ein geschickter Baumeister nicht daraus ein neues Gebäude solle herstellen können. Aber das ist gewiß, der schönste Anblick wird uns, wenn wir die Blume unter Trümmern blühen sehn. Dann ergreift uns ein liebliches Gefühl von Entstehn und Vergehn, von Lust und Trauer. Mögen die Männer Ihres Standes immerhin eine schwierige Aufgabe haben, für die Weiblichkeit bleibt er doch immer noch der günstigste Boden, ihre zartesten Erscheinungen herauszufördern. Grade diese Konvenienzen, Erinnerungen und Schranken, welche in den übrigen Ständen vor der sogenannten prakti-

schen Richtung fast ganz verschwanden, und bei Ihnen doch wenigstens zum Teil noch gelten, sind dem Wesen einer Frau so gemäß. Ich möchte es, wenn Sie den Ausdruck nicht mißverstehn wollen, auch nur eine liebenswürdige Fiktion nennen. Mit Frauenzimmern des Bürgerstandes, wenn sie überhaupt aus der gleichgültigen Menge sich durch irgend etwas sondern, kann der Mann sich immer vergleichen, sie sind, was sie haben, sei es Geld, Verstand, Tüchtigkeit; und nichts ist der Empfindung nachtheiliger, als die Vergleichung, zu welcher sich Ihre Schwestern in jenen Sphären nur zu unvorsichtig drängen. Aber in Ihrem Stande habe ich noch Frauen gesehn, die von nichts getragen und behütet sein wollten, als von anmutigen Mythen. Wie gewinnend ist der Zauber reizender Hülflosigkeit! Wie saugen sich unsre Sinnen fest an dem, was in jedem Augenblicke ihnen verschwinden kann, eben weil es nur ein wunderbarer Schein ist. Ja, hier überwältigt uns eine trunkne Schwelgerei, in der Gewalt der Empfindung wenigstens das süße Nichtige zu verewigen; eine schwärmende Wonne, vergleich-

bar den Entzückungen der Kunstenthusias-
ten, den Verzückungen des Andächtigen. Ich
möchte behaupten, meine Fürstin, daß ein
recht männlicher Mann jetzt nur eine Dame
von Adel lieben könne.«

Die Herzogin lächelte. »Sollte man nicht
glauben, daß Sie in eine verliebt seien?« sag-
te sie. »Ich wünschte nur, daß Ihre Gesinnung
bei unsern jungen Herrn Verbreitung fände.
Dann würde es mehr Freiwerber als harren-
de Jungfrau geben, statt daß jetzt das umge-
kehrte Verhältnis sichtbar ist, weil man lei-
der weiß, daß der Erbe die Güter und die
Tochter den Segen bekommt.«

Der Arzt hatte sein gewöhnliches kaltes
Wesen wieder angenommen, und sagte: »Was
den Domherrn betrifft, so habe ich mich ei-
nigermassen gewundert, daß er hier so wohl
empfangen ward. Er hat sich durch seine Un-
zuverlässigkeit überall außer Kredit gesetzt.«

»Da er früher ab- und zuging, so müssen
wir ihn auch jetzt gelten lassen, obgleich wir
uns wenig aus ihm machen«, erwiderte die
Herzogin.

»Es ist sonderbar, wie die Natur sich durch

Kontraste im Gleichgewicht zu halten pflegt«, fuhr der Arzt fort. »Er, der an nichts, und an dem nichts haftet, der demzufolge kein Bedenken trägt, für die unnützeften Dinge Geld auszugeben, hat gleichwohl eine fast kindische Scheu, Bares, wäre es noch so wenig, geradezu einzubüßen. Diese Abneigung geht so weit, daß er sich selbst nicht überwinden kann, einem Armen Almosen zu reichen, und sich lieber von beharrlichen Bettlern mit Sachen, die er eben bei sich trägt, loskauft. Es scheint, daß, wo Grundsätze und Vernunft versagt sind, gewisse starre Launen ihre Stelle in dem des Halts so bedürftigen Menschen vertreten sollen. Hierauf gründe ich auch einen Plan, den ich mit ihm vorhabe; denn da ich, wie Sie wissen, gern etwas in die Psychologie oder in das Moralische pfusche, so habe ich mir vorgenommen, ihn womöglich zurechtzubringen.«

Die Herzogin hatte sich schon mehrmals nach den Bedienten umgesehn, welche nach der Rüstkammer beordert worden waren. Endlich erschienen sie unter Anführung des alten Erich, der ihr Ausbleiben damit ent-

schuldigte, daß die Herrn aus der Nachbarschaft bereits angekommen und nach dem Ahnensaale zu führen gewesen seien. Dies war der Herzogin unangenehm, da sie vor dem Eintreffen der Ritter alle Armaturen dort ordentlich hätte aufhängen lassen wollen. Nun beluden sich die Bedienten hastig mit dem Eisen, wobei nicht gar zu vorsichtig verfahren wurde, und manches morsche Niet auswich. Auch der Arzt nahm einen Panzer, und so schwankte der Zug, unter der Last des Mittelalters keuchend, nach dem Ahnensaale.

Wir lassen sie hin- und widergehen, und erzählen unterdessen die Veranlassung dieser Dinge. Es ist nämlich zu sagen, daß kurz nach der Abreise Hermanns bei Gelegenheit einer wirtschaftlichen Einrichtung, die der Herzog ausführen wollte, die Rüstkammer eröffnet ward. Seit seiner Kindheit hatte er sie nicht betreten; nur im allgemeinen wußte er von dem Dasein einer Waffensammlung. Wie freudig erstaunte er, als der vergeßne Raum sich auftat, alle Wände und Gestelle sich mit Schildern, Speeren, Brust- und Bein-

harnischen bedeckt zeigten! In der That war hier weit mehr vorhanden, als man hätte ahnen können. Der Herzog nahm sich gleich vor, beßre Ordnung zu stiften, vor allen Dingen einen Katalog anfertigen zu lassen; seine Gemahlin aber entwarf in der Stille einen andern Plan. Er hatte sein Vergnügen über diese Denkmale kräftigerer Zeiten so lebhaft ausgesprochen, so wiederholentlich geäußert; wie weit die freudigen Kampfspiele jener Tage über allen jetzigen gesellschaftlichen Vergnügungen ständen, daß sie wünschte, ihrem Gemahle zu seinem Geburtstage, welcher herannahte, einen solchen Genuß verschaffen zu können. Die Lektüre in Walter Scott gab ihr das Muster; eine Nachahmung des Turniers von Ashby de la Zouche, welches der schottische Barde so beredt geschildert hat, schien nicht unmöglich zu sein. Indessen wäre es wohl bei dem Gedanken geblieben, wenn nicht der Zufall um diese Zeit jenen alten Bekannten des Hauses, den Domherrn, auf das Schloß geführt hätte.

Kaum hörte er von dem Vorhaben, als er sich niedersetzte, und aus dem Stegreife

ein Programm verfaßte, worin alle Momente des Ritterspiels enthalten waren. Randzeichnungen waren an schicklichen Orten hinzugefügt, altertümliche Spruchreime, für den Mund der Herolde bestimmt, leiteten das Fest ein und fort. Als die Herzogin alles so zierlich auf dem Papiere stehn sah, schwand jeder Zweifel über die Schwierigkeit der Ausführung. Der Domherr erhielt die Erlaubnis, alle ebenbürtige junge Edle, alle stiftsfähige Fräulein der Umgegend in ihrem Namen einzuladen, von welcher er den raschesten und ausgedehntesten Gebrauch machte.

Nun entstand auf sämtlichen Landgütern und Rittersitzen, mehrere Meilen weit in die Runde, die lebhafteste Bewegung. Pferde wurden probiert. Fechtübungen angestellt, man versuchte, ob die vorläufig mit einem Brette geschützte Brust den Stoß der Lanzen, welche durch Stangen dargestellt wurden, aushielt. Man stöberte jeden Winkel nach irgendetwas Obsoletem durch; Fahnen wurden gestickt, Wappenschilder gemalt. Noch geschäftiger als die Männer waren die Damen. Es war angeordnet worden, daß niemand an-

ders, als im Kostüm erscheinen solle. Manches frische Gesicht, manche schlanke Gestalt freute sich auf den Spitzenkragen, auf das Kleid mit langem Schoße, auf die pauschigen Ärmel. Zofen und Nähterinnen hatten alle Hände voll zu tun, um all den Sammet, die Seide, die goldnen und silbernen Borten, die Federn, das Schmelzwerk zu bewältigen. Im stillen teilten die Hübschen, eine jede sich selbst, die Rolle der Königin der Minne und Schönheit zu, deren Ernennung nicht ausbleiben durfte, wenn das Fest seinen Charakter behalten sollte; was die Häßlichen betrifft, so beschlossen diese, die Wahl, wenn selbige auf *sie* fallen würde, bescheiden abzulehnen.

Während so in den Wohnungen derer, welche sich vollständiger Ahnen rühmen durften, nur Erwartung, Hoffnung und Freude herrschte, war bei einigen andern Gutsbesitzern bedeutend angestoßen worden. Auch in diesen Gegenden hatte es im Strudel der Zeiten nicht fehlen können, daß ein Teil der Bodenfläche auf Neugeadelte oder bürgerlich Verbliebne überging. Mehrere davon waren

sogar, wenn man den Herzog ausnimmt, die vermögendsten Eigentümer des ganzen Bezirks. Die Herzogin hatte nach mildem verständigem Frauensinne ein Auge zudrücken und auch diese zu ihrem Feste entbieten wollen, allein der Domherr erklärte mit großem Ernste, das gehe durchaus nicht an. Er erzählte ihr so viel von der Wappenprüfung und andern bei einem Turniere vorkommenden Dingen, wobei die Darlegung eines vollständigen Stammbaums notwendig ist, daß sie endlich, wiewohl ungern, seiner eigensinnigen Gewissenhaftigkeit nachgab. Natürlich erhob sich unter den Ausgeschloßnen großer Verdruß. Einer derselben schlug vor, unter sich ein zweites Turnier zu geben, welches noch mehr Geld kosten müsse, als das herzogliche; welcher Gedanke indessen, obgleich er ein echt deutscher war, von den übrigen als lächerlich verworfen ward. Man fuhr jedoch fort, untereinander zu munkeln, und schon wollte verlauten, daß von dort etwas zu Spott und Schimpf ausgehn. werde.

Die Herzogin hatte dem Domherrn die Funktion des Waffenkönigs zugedacht, wel-

cher bekanntlich in den alten Zeiten der Zeremonienmeister solcher Festlichkeiten war, von dessen Geschick und Einsicht das Gelingen derselben wesentlich abhing. Wie erschrak sie, als der charakterlose Mann, nachdem er den Aufruhr in Schloß, Stadt und Landschaft angestiftet, erklärte, er müsse sich nun empfehlen. Sie hatte niemand, der seine Stelle vertreten konnte. Der Arzt war schon vermöge seiner Geschäfte dazu unfähig, mit Wilhelmi hatte ein unangenehmer Vorfall stattgefunden. Sie war wirklich in großer Verlegenheit; zumal da die Anstalten in der Wirklichkeit sich anders verhalten wollten, als auf dem Papiere.

Man hatte den jungen Edelleuten, welche nicht selbst für altertümliche Waffen und Rüstungen zu sorgen gewußt, den Vorrat des Schlosses angeboten. Die meisten machten hievon Gebrauch und so war denn eine beträchtliche Reiterschar eingetroffen, um nach Statur und Leibesumfang das Passende auszuwählen und anzuprobieren.

Zweites Kapitel

Im Ahnensaale, den Bildnisse, Schenktische und Hirschgeweihe herkömmlich schmückten, warteten gegen zwanzig junge Edelleute, sehr vergnügt über den bevorstehenden herrlichen Zeitvertreib. »Gott strafe mich!« rief einer, »es war ein vernünftiger Gedanke, auf so etwas zu verfallen. Man hat gar nichts mehr voraus, aber das können sie uns nicht nachmachen.«

Nachdem die eintretende Herzogin mit großem Geräusch verehrt worden war, und jeder seine Empfehlungen von Müttern und Schwestern ausgerichtet hatte, warf man sich jubelnd über die herbeigebrachten Waffen her. Die Bedienten hatten eine ungeheure Last Eisenwerk im Saale umher aufgeschichtet, unter dem nun jeder nach dem, was ihm gemäß sei, spürte. Man setzte Helme auf, legte Schienen an, suchte mit den Harnischen fertig zu werden. Die Bedienten halfen, so gut sie konnten, da aber die Ungeduld zu groß, oder das Geräte zu alt war, so riß vieles und zerbrach mehreres. Ja einige der schönsten

Rüstungen, die gleich den Leichen in manchen Gewölben nur noch zum Scheine zusammenhielten, fielen gänzlich auseinander, bei welchem unerwarteten Anblicke die Herzogin erschreckt und verstimmt den Saal verließ.

Etwa ein Dutzend Ritter kam indessen doch nach vielfältigen Versuchen mit der Wehrhaftmachung zustande, freilich nicht ohne dieses und jenes Mißverständnis. Denn so behauptete einer hartnäckig, die Beinschienen, welche bekanntlich zum Schutze des vordern Theils der Schenkel dienten, gehörten an die entgegengesetzte Stelle, um gewisse unangenehme Folgen heftigen Reitens zu verhüten, ließ sich auch von seinem Irrthume nicht überführen, sondern die Schienen verkehrterweise anschnallen; worauf ihn ein anderer mit derbem Scherze in einen Stuhl drückte und fragte: ob er denn nun so sitzen könne? was er freilich leugnen mußte.

Die Fertiggewordnen schwankten, von der ungewohnten Wucht bedrückt, vor die großen Wandspiegel, und brachen bei ihrem Anblicke in ein schallendes Gelächter aus. Und wirklich waren diese wankenden düstern, verros-

teten Gestalten eher scheußlich als lieblich anzusehn.

Der Arzt, welcher zurückgeblieben war, um den Wirt zu machen, lud die Gesellschaft jetzt zu dem unterdessen aufgetragenen Gabelfrühstück ein. Man war so vergnügt über die Maskerade, man fühlte sich so groß in dieser Hülle der Altväter, daß die meisten sich in Wehr und Waffen zu Tisch setzten. Die Speisen waren vortrefflich, die Eßlust der jungen Leute war es nicht minder. Man schmauste tapfer und zechte weidlich dazu. Die Hitze, welche unter den Rüstungen sich entwickelte, trug dazu bei, daß der Wein noch eher, als sonst wohl geschehen wäre, den Trinkenden zu Kopfe stieg; bald entstand ein Gespräch, in dem keiner mehr sein eignes Wort vernahm. Die Bedienten, welche nicht frische Flaschen genug herbeischaffen konnten, schüttelten, an das gemeßne Wesen der Herrschaft gewöhnt, über diesen erstaunlichen Lärmen die Köpfe, der alte Erich murrte ganz laut, und belferte seine biblischen Sprüche daher. Zufälligerweise hatte sich eine Musikbande im Hofe des Schlosses eingeschlichen,

welche, angelockt von dem Geräusch, durch Gänge und Vorsäle drang, und von niemand bemerkt, mit stimmenden Instrumenten in den Saal trat. Sogleich verlangten die Trunkenen etwas Lustiges aufgespielt, worauf die Musikanten, welche nichts Besseres hatten, die Marseillaise zum besten gaben. Niemand fand an dieser Wahl Anstoß, denn es war eine völlige Vergessenheit der Zeiten eingetreten; die ganze gerüstete Schar hüpfte, walzte, oder marschierte nach diesen neusten aufrehrerischen Tönen munter im Saale umher, daß die Fenster erklimrten.

Der Herzog, welcher von einem Ritte über Land heimkam, hielt im Hofe still und fragte jemand, der ihm begegnete, mit strengem Tone nach der Ursache des Lärmens. Der Mensch glaubte, nichts verraten zu dürfen, und zuckte die Achseln, indem er nur einen Blick nach den Fenstern der Herzogin warf. Der Herzog besann sich und sagte: »Das ist ja aber, als ob Hasper a Spada, Brömser von Rüdeshheim und Bomsen vereint dem Grabe entstiegen wären. Ich merke, das deutsche Rittertum ist von starkem Getöse nicht zu tren-

nen.«

Der Arzt hatte sich, sobald er gekonnt, von der lauten Gesellschaft getrennt, und in der Eile einige halbversäumte Patienten besucht. Die Beratungen, zu denen er notgedrungen sich hergeben mußte, die Verrichtungen, welche ihm für das Fest aufgetragen wurden, raubten, ihm zu seinem Verdrusse Zeit, ein Gut, mit welchem er sehr haushälterisch umging. Vor allem aber hatten die Worte, zu denen er durch sein Alleinsein mit der Herzogin hingerissen worden war, ihn in die übelste Stimmung versetzt. Er gefiel sich nur in der verschloßnen Kälte, welche er als das ihm geeignete Element sich zubereitet hatte, und war außer Fassung, wenn er befürchten mußte, das Gefühl, welches ihm als Menschen denn doch auch geblieben war, aus seinem Versteck entlassen zu haben. In solchem Unmute war er immer zu harter sarkastischer Laune, willkürlicher Behandlung anderer aufgelegt.

Er nahm nach vollbrachtem Geschäfte ein Buch zur Hand, aber das Lesen wollte nicht gelingen. Er ging durch den Park, und hat-

te schon vor, da niemand sich zeigte, an dem er den Zorn auslassen konnte, Wilhelmi in seinem Exile zu besuchen, als die Alte, zu welcher er Flämmchen gebracht, ihm in den Weg trat. Sie verbeugte sich, kreuzte die Arme über der Brust, und streckte schweigend die flache Hand aus.

Der Arzt verstand diese Gebärde, reichte ihr Geld, und sagte: »Ich meinte, Ihr hättet länger mit *dem* auskommen müssen, was ich Euch neulich gegeben hatte.«

»Es wäre auch geschehen, wenn das Flämmchen nicht so viele Schuhe durchtanzte«, versetzte die Alte.

»Wie soll ich das verstehn?« fragte der Arzt.

»Es läßt sich nicht erzählen, man muß es sehn«, antwortete die Alte. »Wir haben Mondlicht, da treibt sie es.«

Er fragte sie, wie sie sich verträgen. Die Alte erwiderte: »Sehr gut. Es wäre mein Tod, wenn das Kind wieder von mir genommen würde. Sie legt mir die Kräuter aus, das fehlte mir noch, nun bin ich ganz zufrieden.«

Er tat noch allerhand Kreuz- und Querfragen, und brachte dadurch heraus, daß

Flämmchen, nachdem sie zu der Alten gekommen, in einen Zustand von Exaltation verfallen war, welcher besonders in der Zeit des Mondlichts sich offenbaren sollte. Was er hierüber erfuhr, dünkte ihn merkwürdig, und er versprach der Alten einen baldigen Besuch.

Kaum hatte sie ihn verlassen, als der Domherr reisefertig zu ihm trat. »Wo stecken Sie, Doktor? Ich wollte Ihnen Lebewohl sagen«, rief er, und umarmte lebhaft den Arzt.

»Warum eilen Sie so, fortzukommen?« fragte dieser. »Sie könnten unsrer Herzogin manche Verlegenheit abnehmen, wenn Sie blieben. Ich habe den Auftrag, Sie dringend darum zu bitten.«

»Es ist mir wahrhaftig nicht möglich«, versetzte der andre. »Ihr Kinder wißt nicht, was für Geschäfte auf mir lasten.«

»O ja, Kanarienvögel zu füttern, Kupferstiche durcheinander zu werfen, Hunde abzurichten, und dergleichen wichtige Dinge mehr.«

Auf der Landstraße, welche am Park vorbeiführte, kam in *dem* Augenblicke der Zug

der heimreitenden jungen Edelleute durch. Sie sangen, saßen ziemlich unordentlich zu Pferde; einige hatten in der Abwesenheit ihrer Sinne die Helme auf dem Haupte behalten.

»Da sehen Sie, was Sie angerichtet haben«, sagte der Arzt. »Es wäre Ihre Pflicht, was Sie uns einbrockten, auch mit uns zu verzehren. Indessen reisen Sie nur, wenn Sie sich durchaus eine Krankheit in der Abendkühle holen wollen.«

Auf dieses Wort wurde der Domherr stutzig und fragte nach dessen Bedeutung. Der Arzt erzählte ihm hierauf eine Geschichte von den jetzt herrschenden bösartigen Wechseln, welche so allgemein vorkämen, daß man sie fast eine Epidemie nennen könne, und welche durch die kleinste Erkältung herbeigeführt würden. Der Domherr ersuchte den Arzt ängstlich, ihm nach dem Pulse zu fühlen, welchen dieser in der Tat schon fieberhaft erregt fand. Hierauf ließ der Domherr eiligst abspannen, begab sich nach seinem Zimmer und erwartete dort unruhig den Arzt, der ihm noch einen Besuch zugesagt hatte.

Dieser verfehlte nicht, sich einzustellen, weil er einen absonderlichen Plan mit ihm durchsetzen wollte. Das Gespräch, welches er auf geschickte Weise einzuleiten wußte, und welches sich bis tief in die Nacht ausdehnte, führte zu dem allerwunderlichsten Ergebnisse. Um letzteres wahrscheinlich zu machen, müssen wir einiges über die Persönlichkeit des fremden Gastes beibringen.

Drittes Kapitel

Der Domherr, aus alter Familie als jüngerer Sohn entsprossen, war frühzeitig in eine einträgliche Pfründe eingekauft worden, und, durch verschiedene unerwartete Todesfälle begünstigt, zur Hebung gediehn, sobald er nur das kanonische Alter erreicht hatte. Ohne Beschäftigung, ja selbst ohne die Sorge für die Erhaltung eines Vermögens, genoß er reichlicher Einkünfte, welche ihm keine anderen Pflichten auferlegten, als seine Residenz an dem Orte des Kapitels zu halten, und die kirchlichen Stunden innezuhalten, welche in

diesem Stifte, ohne bedeutenden Verlust an Gelde, nicht durch Vikarien abgestattet werden durften.

Sein lebhafter und neugieriger Geist trieb ihn, die Langeweile eines solchen Zustandes dadurch zu versüßen, daß er das Verschiedenartigste nacheinander las und vornahm. Da er indessen zu wenig Ruhe besaß, und ein äußerer Zwang, welcher vielleicht allein imstande ist, lockeren Naturen Halt zu geben, hier mangelte, so berührte er von allem nur die Oberfläche, erwarb zwar durch leichte Fassungsgabe und gutes Gedächtnis mannigfaltige Kenntnisse, denen es aber an einer Wurzel in der Seele völlig gebrach. So entstand denn in ihm ein wahres Chaos von unzusammenhängenden Meinungen, und einander aufhebenden Maximen. Ein Spötter hatte ihn einst den lebendig gewordenen Vordersatz ohne Nachsatz genannt. Dagegen galt er wieder bei vielen andern für einen reichen Geist, ja für ein Genie.

Am übelsten stand es mit seinem Verhältnisse zu den übersinnlichen Dingen. Der Katholizismus seiner Jugend war ihm nichts

als das lästigste Formenwesen geworden; die dumpfen Choräle, welche er späterhin als Pfründner in seinem holzgeschnitzten Stuhle täglich geduldig mitsingen mußte, dienten auch nicht dazu, die Liebe zu dem angestammten Glaubensbekenntnisse zu steigern. Er hatte sich bei Voltaire und Holbach Rats erholt, und eine Zeitlang mit großer Dreistigkeit die Sätze versponnen, welche in dieser Schule zu gewinnen sind.

Als er aber über das vierzigste Jahr hinaus war, und, er wußte selbst nicht wie? immerfort auf den Gedanken kam, daß er nicht mehr so lange leben werde, als er gelebt habe, ergriff ihn eine große Unruhe, die bald zur ausschweifendsten Todesfurcht wurde. Daß damit eine ängstliche Sorge für seine Gesundheit sich verband, ist natürlich, allein was half diese? Endlich müssen wir ja doch sterben. Er faßte daher mit leidenschaftlicher Begierde nach dem Dogma von der Unsterblichkeit der Seele, welches er aber nur physikalisch oder magisch sich anzueignen wußte. Er las Swedenborg, Paracelsus, vertiefte sich in kabbalistische Phantasien, und suchte

sich dadurch die Himmelsleiter zu zimmern. Nach der nächsten und einfachsten Quelle empfand er keinen Durst; vielmehr äußerte er einst mit großer Naivetät gegen einen vertrauten Bekannten, daß ihm an dem Dasein Gottes im Grunde wenig liege, wenn *er* nur das ewige Leben bekomme.

Geistlicher Zuspruch war ihm von seiner Jugend her verhaßt geblieben. Als daher der bekehrte Priester, dessen wir uns erinnern, ihm bei seinem Eintreffen im Schlosse nahen wollte, weil er an dem Gaste so etwas Schadhafes witterte, wies ihn dieser mit entschiedener Geringschätzung zurück. Dagegen wandte er sich lebhaft dem Arzte zu, den der Fremde belustigte. Jener nahm ein geheimnisvolles Wesen gegen den Domherrn an, und hatte sich bald in eine solche Achtung bei ihm gesetzt, daß selbst die tollen Scherze, zu welchen ihn der Anblick des närrischen Mannes bisweilen hinriß, von diesem für verhüllte hierophantische Weisheit erachtet wurden. Sein ganzer gegenwärtiger Zustand war eine Kette von Zerstreuungen. Die Umwälzungen der Zeit hatten ihn seiner geistlichen Pflich-

ten entbunden, ohne ihm die Präbende zu nehmen. Eine Erbschaft war ihm zugefallen, so daß er für reich gelten konnte. In der Nähe der großen Stadt hatte er sich das Landhaus erbaut, von dessen widersinniger Einrichtung der Arzt der Herzogin erzählte.

An jenem Abende nun versuchte zwar der Arzt zuvörderst den Domherrn über seine Gesundheitsumstände zu trösten, ließ jedoch ein entscheidendes Wort über die Lebensdauer gewisser Konstitutionen fallen, wobei er ihn bedenklich ansah. Dieser Blick konnte den andern wenig vergnügen, und seine Stimmung wurde nicht gebessert, als der Arzt ein treffendes Bild der Auflösung entwarf, worin deren einzelne Erscheinungen und Stadien mit schauderhafter Lebendigkeit hervortraten, so daß man froh sein mußte, wenn dieses widerliche Gären endlich in lauter grauem Staube sich beruhigte.

Der Domherr ging im Zimmer auf und nieder und sagte: »Possen! Wer an Fortdauer glaubt, läßt sich durch dergleichen nicht schrecken.«

Der Arzt versetzte hierauf, daß der Glaube

und die Wissenschaft allerdings zwei gesonderte Gebiete beherrschten, wovon nur das eine den Vorzug habe, daß man wisse, wo es liege, während dies von dem andern sich nicht so ganz behaupten lasse. Er wollte hierauf das Gespräch abbrechen, und sich entfernen, womit aber dem Domherrn durchaus nicht gedient war. Dieser hielt ihn vielmehr mit schlecht verhüllter Ängstlichkeit zurück, und rief: »Ihr seid Materialist, Doktor, ich weiß das, aber ein innerstes Gefühl sagt dem Menschen, daß seine Seele etwas Grundverschiedenes sei von dem Zucken der Muskeln und dem Umlaufe des Bluts. Sprecht Eure Zweifel nur aus; es ist mir nichts unerträglicher, als dieses Halten hinter dem Berge.«

»Man hat«, sagte der Arzt, »auch lange von den vier Elementen gesprochen, und nun wissen wir denn doch, daß diese für Grundstoffe gehaltenen Dinge aus verschiedenen andern bestehen, welche erst zusammengefügt das bilden, was wir Erde, Wasser, Luft und Feuer nennen. Und wer weiß, wie weit die Chemie die Scheidung noch treiben kann! Hievon die Anwendung auf die menschliche Seele zu ma-

chen, scheint mir leicht. Zum Beweise ihrer ewigen Dauer ist viel von ihrer Einfachheit gesprochen worden. Dabei wurde nur vergessen, daß derselbe Mensch unter verschiedenen Umständen oft als ein ganz anderer erscheint, daß Grundsätze, Meinungen und Überzeugungen in demselben Individuo einander widersprechen, und daß daher in dem Dinge, welchem wir so gern eine vornehme Selbständigkeit beilegen möchten, manche gar nicht so notwendig zueinander gehörende Potenzen wirksam sind, die ja auch die empirische Psychologie längst aufgezählt und nachgewiesen hat.«

»Also sollte sich die Seele bei dem Tode gewissermaßen in Verstand, Vernunft und Urteilskraft zerlegen?« fragte der Domherr, froh, seinen Gegner zum Absurden geführt zu haben.

Der Arzt versetzte: »Wie die Auflösung des Seelischen vonstatten gehe, weiß ich nicht, ich habe es hier nur mit einem Irrtume zu tun. Sind Sie derselbe noch, der Sie als Kind und Jüngling waren? Entschwanden nicht ganze Regionen von Erinnerungen und

Empfindungen aus Ihrem Geiste? Wechselten nicht Liebe und Neigung in Ihnen? Wollen Sie noch, was Sie wollten? Können Sie einen einzigen Moment in sich nachweisen, wo Ihre Seele anders als zeitlich, räumlich, hinfällig, leiblich dachte und fühlte? Welchen Teil, welche Stufe dieses Etwas wollen Sie also für jene Ewigkeit retten? Denn Sie werden immer etwas aufgeben müssen, entweder die Vernunft, wenn Sie das, was im Herzen klopfte, oder das Gemüt, wenn Sie das, was im Haupte leuchtete, erhalten wünschen.

Will das nun irgend jemand? Gewiß nicht. Vielmehr ist es ja grade das Verlangen, sich in seiner Totalität zu bewahren, was man die Sehnsucht nach dem Jenseits genannt hat, auf welche Sehnsucht denn wieder einer der sogenannten Beweise gebaut worden ist. Weil es einen Hunger gibt, so gibt es eine Speise, weil wir Durst fühlen, so muß Getränk vorhanden sein. Also, weil wir jene Sehnsucht fühlen, so wird der Gegenstand ihrer Befriedigung nicht ausbleiben. So weit bin ich einverstanden. Nur, was der Gegenstand sei, darüber herrscht eine Täuschung.

Man hat auch von Nektar und Ambrosia gesprochen, und gewiß hat mancher nach dieser Götterspeise, wie Tantalus, ein Gelüsten empfunden; gleichwohl, hat sie jemand gekostet? Mußte nicht jeder sich mit gemeiner menschlicher Kost begnügen? Und so ist es mit dem Unsterblichkeitsglauben. Ein lügenhaftes, schwärmendes Etwas in uns verlangt nach Nektar und Ambrosia, während die wahre, innige und viel tröstlichere Befriedigung überall uns nahegestellt worden ist, ohne daß unsre blöden Sinne sie wahrnehmen.«

»Und die wäre?« fragte der Domherr.

»Das gegenwärtige, irdische Leben selbst«, versetzte der Arzt. »Auch ich sage in meinem Sinne: Der Mensch ist ewiger Dauer. Aber ich setze hinzu: Der Himmel ist auf Erden, und mit dem Tode ist es nicht aus, sondern es beginnt aufs neue. Wie Feuer von oben ergreift das Psychische den Ton, bildet und wirkt ihn aus, und wenn es ihn abgenutzt hat, sucht es sich frischen Stoff. Wir sind alle Revenants, und dieser Erscheinung der Geister oder des Geistes ist kein Ziel der Zeit gesetzt.«

»Das ist eine schlechte Fortdauer«, seufzte der Domherr. »Was hilft es mir, zu vermuten, ich habe schon irgendwo einmal gesteckt, wenn ich nicht weiß, wo und in welcher Haut ich steckte.«

»Und wenn nun jene Vermutung sich bis zur klarsten Anschauung steigern ließe? Im ahnenden Vortraume ist letztere schon gesetzt, er heißt Geschichte. Diese in allen so lebendig zu machen, daß jeder sich auf Jahrtausende zurück wiederfinden kann, ist eigentlich die geheimnisvoll-verhüllte Aufgabe der Gegenwart. Wir reifen einer Periode entgegen, worin die Menschen ebensosehr Bürger der Vergangenheit sein werden, als sie eine Zeitlang in der durch das Christentum angewiesenen Richtung Anwärter der Zukunft waren. Das ist der heilig zuckende Wille des Weltgeistes unter der Decke der politischen Bestrebungen unsrer Zeit, welche eben dieses, von ihrer bewußten Absicht ganz verschiedene Resultat hervorzubringen bestimmt sind. Hin und wieder ist *dieser* Unsterblichkeitsglaube, oder vielmehr dieses Wissen schon vorhanden; es gibt Vorboten der neuen

Epoche. So glaube ich von mir sagen zu können, daß ich mit Bestimmtheit sehe, wo ich da und dort schon aufgetaucht bin.«

»Ist es möglich?« rief der Domherr. »Entdecken Sie mir ...«

»Diese Kunde gehört nur mir«, erwiderte der Arzt. »Allein ich glaube, daß jeder nicht ganz Verwahrlosete sie in sich erzeugen könnte.«

»Und wie?«

»Man kommt zu Mysterien bekanntlich erst nach vielen Vorbereitungen. Auch wird nur der eine höhere Seelenerfahrung recht besitzen, der sie selbsttätig sich hervorbringt. Um aber auf Ihre Angst und Not, die ich mit Bedauern wahrnehme, zurückzukommen; es gibt ein sehr einfaches Mittel, sie zu heben, Sie von aller Unruhe über die Dinge jenseits des Grabes zu heilen, und Ihnen dieses so zu zeigen, wie es ist, nämlich als einen unschuldigen, harmlosen Hügel Erde.«

»Nun? dieses Mittel?«

»Heiraten Sie und zeugen Sie einen Sohn. Wenn wir uns einigermaßen an die Natur halten wollen – und das ist wohl in jedem Fal-

le das Sicherste – so müssen wir erkennen, daß mit jener wunderbaren Funktion, worin der ganze Mensch zu *einer* belebenden Flamme auflodert, auch der ganze Mensch im natürlichen und im höheren Sinne fortgesetzt wird. Nur eine verdorbne Phantasie hat um sie ihr lüsternes Unkraut gewoben, sie ist für den wahren Priester des Universums etwas so Ernstes und Schweres wie die Bewegung der Himmelskörper, die Reise des Lichts, der Drang der Voltaischen Säule. Hier ist uns auf die liebeichste Weise das Mittel in die Hand gegeben, alle kranken Schrecken abzuschütteln, und ich habe immer die Weisheit der alten Indier bewundert, welche aus dem Geschäfte, zu welchem ich Sie aufmuntern möchte, einen Punkt ihrer Pflichtenlehre machten. Meine Beobachtungen lehrten mich auch fast immer, daß Personen, welche die Zeit nach ihnen verkörpert vor sich sahn, aufhörten, dieselbe zu fürchten, und die wenigen Ausnahmen befestigten mir eben die Regel. Es ist keine Redensart, es ist eine Wahrheit, daß die Eltern in den Kindern fortleben. So aber geht es; der Mensch sucht über den Ster-

nen, was zu seinen Füßen liegt, wie die Spanier nach dem fernen Eldorado fuhren und in den Wildnissen verhungerten, während sie mit treuer Arbeit zu Hause sich hätten nähren und auch des so heiß ersehnten Goldes ein bescheidnes Teil gewinnen können.«

Viertes Kapitel

Am folgenden Morgen besuchte der Domherr den Arzt ganz früh, und eröffnete ihm, daß er sich verheiraten werde, da er auf Erlassung der Zölibatspflicht seitens der Staatsbehörde sicher rechnen könne. Der Arzt bezeugte sich darüber nicht im mindesten erstaunt, sondern fragte ihn trocken: »Wen?« Worauf der Domherr versetzte: er wisse es noch nicht, da es ihm aber an Bekanntschaft unter den Damen des Landes nicht mangle, so werde er leicht eine angemessne Partie ermitteln, zu welchem Ende er gegenwärtig aufbrechen wolle.

»Dieser Plan ist ein unglückseliger zu nennen«, sagte der Arzt. »In Ihren Jahren ha-

ben sich Gewohnheiten und Verwöhnungen so festgesetzt, daß ein zweites, freies und selbständiges Wesen nicht mehr in diesen Bann sich finden kann, und die Sache notwendig mit Scheidung oder vollendeter Herrschaft des Pantoffels schließen muß.« Er erzählte ihm aus dem Stegreife einige Geschichten von verspäteten Heiraten, die wirklich ein betrübtes Ende genommen hatten, so daß der andre ganz nachdenklich wurde, und mit trauriger Miene sagte: »Aber heiraten will ich und muß ich, denn, was Ihr gestern abend zuletzt sagtet, Doktor, das hat Grund, und es ist mir über Nacht schon die Bestätigung geworden. Ich konnte nicht schlafen, versenkte mich in Eure Unsterblichkeitstheorie, und auf einmal, nicht träumend, sondern wie gesagt, hellwachend im Bezirke jener Gedanken und Gefühle, die Ihr in mir aufgeregt hattet, empfand ich etwas, was mir die unumstößlichste Wahrheit Eurer Behauptungen erwies. Plötzlich war ich nämlich nicht mehr ich selbst, der Domherr aus dem neunzehnten Jahrhundert, sondern mein Urgroßvater, der General in veneziani-

schen Diensten. Ich hielt um die Hand meiner Urgroßmutter an, ich drückte mich in dem damals üblichen Kauderwelsch von Deutsch und Französisch aus, und, Ihr mögt mir's glauben oder nicht, ich habe den roten Plüsch mit silbernen Litzen, den er zu tragen pflegte, deutlich auf meinem Leibe gefühlt.«

»Lieber«, sagte der Arzt mit ungläubigem Gesichte, »transzendente Dinge so ins Einzelne verfolgen, führt nur zu Phantastereien.«

»Ich weiß wohl, daß Ihr gleich wieder skeptisch werdet, wenn Ihr etwas behauptet habt«, versetzte der Domherr. »Aber ich lasse mich dadurch nicht irreführen. Den Verjüngungstrank, von dem Ihr neulich sprach, und den Ihr jetzt ableugnet, muß ich auch noch von Euch herausholen. Kurz, seht mich an: Bin ich mein Urgroßvater oder bin ich es nicht?«

»Domherr«, sagte der Arzt, welcher sich während dieses Gesprächs vor seinem Gaste unbefangen ankleidete, »Ihr seid ein großer Narr.«

»Ihr könnt mich gar nicht beleidigen!« rief

der Domherr. »Heimführen wollt Ihr mich, wie man den Bauer nach Hause schickt; aber es wird Euch nicht gelingen. So gewiß ich in mir die Tatsache erlebt habe, daß der Urgroßvater in mir wirklich fortbesteht, so gewiß werde ich in einem Sohne fort dauern, den ich daher fest entschlossen bin, zu erzeugen. Was soll nun dieses Abschweifen, dieses Ironisieren? Gestern waren wir ja ganz einverstanden; geht doch ehrlich mit mir um.«

»Kann man sich denn auf Sie verlassen?« erwiderte der Arzt, indem er begann, sich zu rasieren. »Muß man nicht immer besorgen, daß Sie umschlagen, sobald man glaubt, Sie bei einem Punkte fest zu haben. Seit mehreren Tagen trage ich mich mit einer Idee, Ihre Unsterblichkeit festzustellen, doch, was hilft das? Sie werden nach Ihrem Kopfe heiraten, höchst unglücklich, vielleicht ein Hahnrei werden, und ohne Ihren Zweck zu erreichen, früh ins Grab sinken.«

Der Domherr drang hierauf angelegentlichst in den Arzt, ihm seine Idee zu eröffnen. Dieser ließ sich lange bitten, endlich sagte er ihm, daß Heiraten älterer Männer nur dann

zum Heile führen könnten, wenn der Gatte die Gattin sich erzöge. Er könne ihm ein schönes durch allerhand Unglück hülflos gewordenes Kind aus guter Familie zuweisen, welches gewiß das Erziehungswerk verlohnen, und mit der Zeit die allein für ihn passende Frau abgeben werde.

Als der Domherr nun heftig verlangte, mit diesem Kinde bekanntgemacht zu werden, verwies ihn der Arzt zur Geduld und sagte, er müsse zuerst sich überzeugen, daß er die arme Verlaßne ihm auch sicher anvertrauen könne. Durch seine Reden schimmerte so etwas von fürstlicher Abkunft, wodurch die Einbildungskraft des Domherrn in Feuer und Flammen gesetzt wurde.

Ihr Gespräch wurde durch einen Bedienten unterbrochen, welcher die Meldung machte, daß Waffenschmiede und andre Handwerker angekommen seien, die nötigen Zurüstungen zum Turnier ins Werk zu richten. Der Arzt erklärte nun dem Domherrn rundheraus, daß er zuerst das Kampfspiel in Gang bringen helfen müsse, ehe an weitre Unterhandlung über den bewußten Gegenstand zu denken

sei. Dieser fügte sich in die Bedingung und ging mit erneuter Tätigkeit an die halbvergeßnen Arbeiten. Nun wurden im Ahnensaal le rüstige Schmiede und gewandte Polierer beschäftigt, die Rüstungen zu ordnen, auszubessern und zu putzen, so daß in kurzem alles ein blankes Ansehn gewann. Wo etwas fehlte, wo einem Schwerte, einem Schilde durch leichte Vergoldung nachzuhelfen war, ließ der geschäftige Mann gleich das Nötige besorgen, und da er viel Geschmack besaß, die Kosten nicht schonte, und geschickte Werkmeister unter sich hatte, so konnte er der Herzogin bald eine Sammlung der spiegelhellsten Schutz- und Trutzwaffen vorweisen.

Auf einem grünen Platze hinter dem Park, von dem ein gewundner Weg zu der Anhöhe führte, auf welcher der Geistliche Hermann versucht hatte, sollte das Turnier gehalten werden. Der Domherr ließ den Rasen abstechen, Sand anfahren, Schranken und Tribünen aufrichten. Mit Hülfe reichlicher Trinkgelder erhoben sich, zum Erstaunen schnell, zierliche gotische Gerüste, die auf leichten Pfeilern um den reinlichen Plan liefen. Im In-

nern des Schlosses beschäftigte er fünf fleißige Tapezierer, welche die Fahnen, Behänge, Festons und Pavillone so rasch lieferten, daß man berechnen konnte, mit allen Vorbereitungen wenigstens acht Tage vor dem Geburtsfeste des Herzogs, welches in die Mitte des Junius fiel, fertig zu werden.

Unter dem Hammern, Klopfen und Nieten, wovon das Geräusch durch das ganze Schloß schallte, drangen eine Menge Hausierer und Juden ein, welche immer, wie durch Instinkt geleitet, merken, wo es etwas zu handeln geben möchte, Seiltänzer und Taschenspieler meldeten sich, um bei dem ritterlichen Spiele ihre Künste zu zeigen, ein zudringlicher Mensch, der eine kleine Menagerie umherführte, hatte nur mit Mühe abgewiesen werden können. Der Zulauf so vieler fremder Gesichter verursachte einige Hausdiebstähle, welche, obgleich sie unbedeutend waren, der Herzogin die trübsten Stunden machten.

Indessen wußte sie sich gegen den weiblichen Besuch, der ihr jetzt fast täglich aus der Nachbarschaft zuteil ward, auf das beste zusammenzunehmen. Diese Damen, wel-

che entweder ihre eigne Sache, oder die ihrer Töchter führten, hätten gern erfahren, wer zur Königin der Minne und Schönheit bestimmt worden sei? und jede schöpfte aus den freundlichen Mienen und gefälligen Worten der liebenswürdigen Festgeberin beim Abschiede die schönsten Hoffnungen.

Während nun der Domherr mit Freigebigkeit jedes Hindernis bezwang, die teuersten Rechnungen genehmigte und doppelten Tagelohn anwies, warf die Herzogin immer ängstlichere Blicke auf ihre Nadelgelder, mit welchen sie sehr haushälterisch umzugehen gewohnt war, und die unmöglich für diesen Aufwand zureichen konnten. Kaum bemerkte der Herzog, welcher sonst für alles jetzt taub und blind zu sein schien, an seiner Gemahlin eine Verlegenheit, als er, die Ursache ahnend, dem Arzte eine bedeutende Summe einhändigen ließ, mit der Weisung, dafür Sorge zu tragen, daß sämtliche Rechnungen bis zur Hälfte gekürzt, seiner Gemahlin vorgelegt würden.

Der Domherr las in den Abendstunden, wann seine Geschäfte zu Ende waren, viel in Memoiren einer gewissen Gattung, von de-

nen der Vater des Herzogs eine starke Sammlung in der Bibliothek hatte aufstellen lassen. Seine Vermutungen, welcher erlauchten Familie Sprößling ihm anvertraut werden solle, schweiften wild umher. Er suchte bei den Orléans, bei italienischen und russischen Geschlechtern. Endlich fand er es so reizend, ein Kind aus dem bekanntlich nie ganz erloschenen Stamme der Komnenen zu seiner Gattin zu erziehen, daß der Gedanke sich in ihm festsetzte, Flämmchen müsse daher rühren. Denn den Namen hatte ihm der Arzt vertraut, der sonst unerbittlich blieb, und erst nach dem Turnier ihn zu dem Mädchen führen wollte.

Dieser schrieb indessen in seinem Denkbuche allerhand Bemerkungen nieder, von denen wir einige hier mitteilen.

»Was ist ein Menschenleben? Ein Nichts. Jedes Ereignis, welches in der Geschichte Front macht, fährt gleichgültig über deren tausend hin, die alle in unsern Augen ebenso kostbar und wichtig erscheinen müssen, als das einzelne, womit wir uns im Zustande

des sogenannten Friedens ängstlich zu schaffen machen. Unter allen Wahrheiten ist die wahrste, daß kein Mensch unentbehrlich ist. Der Arzt stellt sich an, als sei er vom Gegenteil überzeugt.«

»Man wird es müde, Blut und Fleisch, Nerven und Eingeweide zu untersuchen. Was wir von diesen Dingen wissen können, wissen wir so ziemlich, und ich für meine Person teile wenigstens den Eifer meiner Kollegen nicht, zu dem aufgeschichteten Haufen der Tatsächelchen noch das und jenes Sandkörnchen zu fügen. Die einzige interessante Substanz bleibt für mich noch die menschliche Seele.«

»Da gälte es nun, Experimente anzustellen, zu analysieren, zu verbinden. Wie man Blut und andre Flüssigkeiten des Körpers auf den geeigneten Mitteln prüft, so müßte man ein gleiches Verfahren mit den Geistern anstellen, um zu sehen, in welche Bestandteile sie sich zersetzen lassen, was an ihnen wandelbar und was dagegen unbezwinglich erscheint. Freilich verbietet die Moral den Ge-

brauch *der* Agenzien und Reagenzien, welche in dieser Sphäre allein wirksam sein möchten. Allein, wie uns niemand darüber Vorwürfe macht, wenn wir, um zu einem wichtigen wissenschaftlichen Aufschlusse zu gelangen, den Schmerz der Tiere nicht achten, so gibt es ja auch wohl unter den Menschen Exemplare, mit denen man allenfalls sich erlauben dürfte, Versuche zu machen.«

»Und dann habe ich bei den Dingen, die mir jetzt durch den Kopf gehn, doch immer eine gute Absicht: Abweichungen im Psychischen wieder auf die Linie der Natur zurückzuführen. Wer kann mich also tadeln?«

»Was ich von dem Mädchen höre, lege ich mir als Arzt leicht aus. Dennoch bleibt darin etwas Mystisches. Tanz? Wer hat seine Bedeutung schon ergründet? Religiöse Tänze. Tanz der Schamanen.«

»Wenn ich den alten Wilhelmi um eine Lappalie verbannt und trauernd sehe, wenn ich den Lärmen um nichts hier im Schlosse hö-

re, wenn ich daran denke, wie der Herzog, ohne Kinder, spart, um nur das Fideikommiß zu vergrößern, welches einmal Gott weiß wem? zustatten kommt, wenn ich den Krämer von der einen und den Pfaffen von der andern Seite lauern sehe, so ist es mir, als müsse über kurz oder lang etwas Fremdes, Unerwartetes hereinbrechen, wovon jetzt keiner einen Begriff hat.«

»Was hat uns denn nur zusammengeblasen und was hält uns noch beieinander?«

»Es ist mit den Häusern, den Familien, den Freundschaften zu Ende, man sieht es klar.«

»Wenn ich nur der verruchten Liebe quitt werden könnte! Daß eine weiße Haut, eine kleine Hand, eine Iris von der und der Farbe, ein seidnes Kleid und ein gesticktes Taschentuch einen vernünftigen Menschen aus der Fassung bringen! Und es ist keine Sinnlichkeit dabei; das ist das schlimmste.«

Fünftes Kapitel

Der Arzt, welcher von Zeit zu Zeit einsame Spazierritte nach Flämmchens Verstecke machte, um sich über ihren Zustand aufzuklären, hatte es dem beharrlichen Andringen des Domherrn endlich doch nicht versagen können, sie wenigstens ihm zu zeigen. Vorher mußte aber der launische Mann eine Verschreibung ausstellen, wodurch er sich anheischig machte, eine bedeutende Summe einzubüßen, wenn er das Mädchen zu sich nähme, und sie dann auf das Geratewohl wieder entließe. Dieses Papier unterschrieb er ohne Zaudern, denn er glaubte fest an die Beständigkeit seiner Entschlüsse, obgleich er, wie wir wissen, darin täglich wechselte.

Es war zu Ausgang Mais, und ein wunderschöner Mondabend. Der Arzt hatte vorgeschlagen, zu reiten, jedoch bei seinem Freunde kein Gehör gefunden, welcher die Gefahr der Erkältung vorschützte und anspannen ließ. Jener wunderte sich, daß verschiedene Sachen, die man auf dieser kurzen Fahrt nicht gebrauchte, in den Wagen getragen

wurden.

Man konnte mit dem Wagen nur bis zu einer gewissen Entfernung von der Hütte der Alten vordringen, und hatte noch eine starke Viertelstunde zu gehn. Der Domherr sagte dem Kutscher etwas ins Ohr, und machte sich dann mit dem Arzte auf den Weg. Dieser erzählte seinem Begleiter, um ihn auf den Anblick, der seiner wartete, vorzubereiten, was er von der Alten gehört hatte. Das Mädchen war nach dem ersten Erstaunen über das Wiederfinden ihrer Zigeunerin in einen sonderbaren Zustand verfallen. In der Einsamkeit zwischen Waldeichen, Klippen und Bachwellen machte sie gewissermaßen zum ersten Male die Bekanntschaft der Natur, und der Eindruck, den diese Gewaltige auf einen halbreifen Geist, der, wie der Arzt sich ausdrückte, eigentlich nur Phantasie war, hervorbrachte, war sehr stark. Sie ging, wie eine Träumende umher, führte Gespräche mit den Bäumen und Steinen, und war dann oft wieder wie erstarrt. Gleichzeitig traten bei ihr gewisse körperliche Erscheinungen ein, die sie sehr angreifen mußten, denn sie be-

gann an Konvulsionen zu leiden, welche die Alte besorgt machten, daß daraus eine Art von Veitstanz entstände. Letztre verschwieg indessen ihrem Beschützer alles dieses, weil sie befürchtete, er möchte ihr das Kind wegnehmen, zu welchem sie, nachdem sie ihm einmal tief in die Augen geschaut, eine unbezwingliche Neigung gefaßt hatte. Sie behandelte ihren Pflegling mit Kräutern und Tränken, und hatte die Freude, ihn bald hergestellt zu sehn. Es entwickelte sich nun etwas an dem Mädchen, was niemand hatte voraussehen können, nämlich eine Neigung, oder – denn dieses Wort sagt viel zuwenig – eine unwiderstehliche Notwendigkeit, zu tanzen.

Als das Mondlicht kam, ging Flämmchen eines Abends fort, und wurde von der Alten, die ihr nachgeschlichen war, auf einer Felsenplatte in den wundersamsten Bewegungen angetroffen. Diese wiederholten sich seitdem alle Abende, und nun, da das Mädchen wieder gesund ward, erhielt erst der Arzt vom Vorgefallenen Kunde. »Es ist«, sagte er, »als habe ihr Organismus alle Schrecken abschütteln, und zugleich ein geheimes Gesetz der

Schönheit, welches lange in dem armen verlaßnen Kinde geschlummert, entfalten wollen.«

Unter dieser Erzählung waren sie aus dem Dickicht auf einen frei hervorspringenden Hügel getreten. Der Domherr, welcher immer einige Schritte vorausgehabt hatte, stand plötzlich still, und rief mit gedämpfter Stimme: »Was ist das?«

Der Hügel verlief in ein glattes, grades, ziemlich geräumiges Felsenstück. Auf dieser natürlichen Bühne schritt Flämmchen umher, in den Vorbereitungen zu ihrem Tanze begriffen. Die Nacht war taghell, so daß man alles genau sehen konnte, die Entfernung so gering, daß kein Laut verlorenging. Beide Männer drückten sich hinter einen Stamm; seitwärts zwischen den Kanten eines ausgezackten Gesteins wurde der schwarzbraune Kopf der Alten sichtbar, die, am Boden zusammengekauert, gleichfalls horchte und lauschte.

Einen Kranz auf dem Haupte, und einen in jeder Hand haltend, schritt das Mädchen gemessen, fast feierlich, erst rund um die Fel-

senplatte, als vollziehe sie die Weihe des Orts. Dann in die Mitte sich stellend, wandte sie ihr glänzendes Antlitz gegen den Mond, und begann nun, immer seiner leuchtenden Scheibe zugekehrt, ihren ausdrucksvollen Tanz. Bald neigte sie sich ihm mit zärtlicher Gebärde entgegen, bald schien sie vor ihm verstellterweise zu fliehn, jetzt hob sie den einen, dann den andern Kranz lockend empor, darauf ließ sie beide sinken, verwechselte sie, warf sie in die Luft, daß sie dort Bogen beschrieb, und fing sie jederzeit gewandt und zierlich wieder auf, während Füße und Leib ihr anmutiges Spiel fortsetzten. Der Sinn dieses Tanzes war ein liebliches Gedicht; der kalte hohe Freund da oben, sollte zur Erde herabgezogen werden, mit welcher er einst in größerer Vertraulichkeit gelebt habe, und auf der jede Sehnsucht nur eine Erinnerung an diese schöne Liebeszeit sei. Was ihre Bewegungen an diesem Mondscheinmärchen noch dunkel ließen, deuteten Strophen aus, die sie dazwischen absang, und womit sie sich den Takt anzugeben schien. Sie hatten alle ein gewisses Metrum, bestanden aber oft nur aus abge-

brochnen Worten, deren Verbindung die Zuhörenden ergänzen mußten. Die Alte gab zuweilen in einer fremden Sprache, welche weder der Arzt, noch der Domherr verstand, eine Art von Refrain zu vernehmen.

Der Domherr war wie außer sich. Trotz aller Verkehrtheiten, welche diesem Manne anklebten, mußte man ihm wenigstens einen zarten Sinn für das Schöne, besonders der phantastischen Gattung, zugestehn. Er seufzte, drückte dem Arzte die Hand; dieser sah, daß Tränen aus seinen Augen flossen. »Ist es nicht«, sagte der Domherr leise, »als sei die alte Fabel wieder jung geworden, und schaue uns Spätlinge mit entzückenden Kindesaugen an? Was sind unsre Ballette mit ihrer absichtsvollen Lüsternheit gegen dieses einzige Schauspiel? Hier entbrennt eine Seele, deren Drange nichts Geringeres als das Ganze: Fuß, Hand, Leib, Stimme, genügen kann, zu einem lebendigen Kunstwerke, und spricht das aus, wozu der armen, stummen, gefesselten Natur ewig die Organe mangeln! Wie danke ich Ihnen, mein Freund, für solchen Anblick!«

Die Bewegungen Flämmchens waren langsamer geworden, die Kränze entfielen ihren Händen, sie sank mit dem Ausdrücke einer angenehmen Ermattung auf einen Stein und schien einzuschlummern. Die Alte kam zwischen den Klippen hervor. »So ruht sie nun, und läßt mit sich machen, was man will«, sagte sie. »Wenn ich sie auf ihre Füße stelle, so geht sie auch, von mir gestützt, und weiß dennoch von nichts.«

»Kommen Sie«, sagte der Arzt zum Domherrn. »Es ist in der Tat kühl, und ich spreche heute nicht im Scherz, sondern im Ernst von Erkältungen.« – »Lassen Sie mich bei dem schönen Kinde noch einen Augenblick allein«, versetzte der Domherr. »Ich kann mich an ihr nicht satt sehn, und werde sie in die Hütte nachbringen.«

Der Arzt stieg mit der Alten die Klippen hinunter. Unten begegnete ihnen ein Mensch, der sich verirrt zu haben schien, denn er fragte ängstlich und eilig nach dem Wege, der auf den Felsen führe. Erst nachdem er zurechtgewiesen und vorbei war, erkannte der Arzt in ihm den Bedienten des Domherrn.

Unten in der Hütte kündigte er der Alten an, daß er Flämmchen wahrscheinlich binnen kurzem von ihr nehmen werde. Auf dieses Wort stand sie wie versteinert, und sah ihn mit starren Augen an. Er redete ihr zu, und wollte sie durch die Nachricht, daß er das Geld, welches er für das Mädchen ihr gegeben, auch nach deren Entfernung noch eine Zeitlang fortzahlen werde, beschwichtigen. Sie aber unterbrach ihn, und rief mit einem herzzerreißenden Tone: »Nehmen Sie mir das Kind nicht!«

»Was soll sie ferner bei dir?« versetzte er. »Überhaupt, wie kommt es, daß du solchen Anteil an dem unbekanntem Mädchen nimmst?«

»Unbekannt!« rief die Alte. »Ach, sie ist mir nur zu wohl bekannt! O mein Herr, lassen Sie mir das Kind! Es wehete ein Sturm, und verwehete die Geschlechter der Erde, man schlief ein unter blühenden Mandelbäumen und erwachte im öden, sandigen Blachfeld. Wißt Ihr, was es heißt, im Grabe gelegen haben, und wieder aufwachen? O ich könnte Euch Dinge erzählen, vor denen Ihr erschre-

cken würdet! Aber durch Nacht und Tod und Finsternis geht der Weg des Fleisches, und es fügt sich alles wieder zusammen, was zueinander gehörte.«

Er drang in sie, ihm diese dunkeln Reden zu erklären. Sie antwortete hierauf etwas in der fremden Sprache, welche er schon draußen von ihr vernommen hatte, und sagte dann: »Wollt Ihr, daß ich mein Kleinod hinwerfe, daß Ihr darauf tretet und es zerstört? Ich glaube daran, damit gut; meinen Glauben will ich behalten!«

Sie legte den Finger auf den Mund, dann ging sie umher, bewegte die Arme, als wollte sie ein Kind in den Schlaf schaukeln, und summte dazu ein Wiegenlied. Plötzlich fuhr sie empor, rief heftig: »Was ist das? Wo bleibt sie?« und eilte aus der Hütte.

Verdrießlich über das lange Ausbleiben des Domherrn ging der Arzt in dem düstern, kleinen Raume hin und her, und erwog bei sich, ob es nicht besser sei, alle diese Abenteuer sich selbst zu überlassen, als er von außen einen gellenden Schrei vernahm, und die Alte in die Stube stürzte. »Verruchte! Treulo-

se! Ungeheuer!« schrie sie. »Betrügen wolltet Ihr mich! Das Feuer des Himmels über Euer schändliches Haupt!«

Die entblößten Brüste, das flatternde, schwarze Haar gaben ihr das Ansehn einer Furie. »Besinne dich!« rief der Arzt, und faßte ihren Arm. »Was ist geschehn?«

»Der Bösewicht hat sie geraubt! Ach, ich unglückseliges Weib!« erwiderte sie jammernd.

Bestürzt klomm der Arzt die Felsen empor. Es war richtig. Niemand war auf der Platte zu sehn. Etwas Weißes flatterte zwischen den Steinen. Es war ein beschriebnes Blatt. Er gab sich Mühe, es zu lesen, was aber selbst in dem hellen Mondscheine nicht gelingen wollte. Von unten hörte er die Klagen der Alten, die schauerlich durch die Nacht tönnten. Mit Mühe arbeitete er sich auf den beschwerlichen Pfaden nach dem Orte zurück, wo auf gebahnter Straße der Wagen des Domherrn stehengeblieben war. Er war verschwunden. Als er sein Ohr an den Boden legte, meinte er, in weiter Ferne das Geräusch der fortrollenden Räder zu vernehmen.

Er mußte sich zur Rückkehr entschließen, und dem kommenden Tage überlassen, was weiter zu tun sei. Als er nach mehreren Stunden ermüdet heimgekommen war, hörte er noch von dem Bedienten zur Vermehrung seiner üblen Laune, daß spät abends Hermann wieder im Schlosse eingetroffen sei. Er las das Blatt. Es enthielt nur wenige Zeilen, wodurch der Domherr ihm bekanntmachte, daß er das Mädchen, welches ihm zur Erziehung bestimmt sei, mit sich nehme, und alles zwischen ihnen Verabredete ausführen werde. Hinzugefügt war die lakonische Bitte, den übereilten Abschied zu entschuldigen, und bei der Herzogin entschuldigen zu helfen.

Sechstes Kapitel

Hermann wurde von der Fürstin mit unverstellter Freude empfangen. Er mußte berichten, wie es ihm ergangen sei, und beeilte sich, sein neues Verhältnis ihr zu entdecken. Sie fragte ihn, ob er schon die Einwilligung des Oheims habe? Er versetzte, daß er, diese ein-

zuholen, den Umweg über die Fabriken gemacht, dort jedoch vergebens einige Wochen auf den Oheim gewartet habe, welcher nach England verreist gewesen sei. Endlich habe ein Brief von diesem den Seinigen gemeldet, daß er den Rückweg über die Standesherrschaft nehmen wolle, weil er mit dem Herzoge über die streitige Angelegenheit selbst zu sprechen wünsche.

»Darf ich«, sagte er, »wie unbescheidne Bitter zu tun pflegen, aus gewährter Gunst auf vermehrte hoffen, so bleibe ich unter dem Schirme Ihrer Huld, bis der Oheim hier eintrifft.«

Sie sprach über verschiedne Dinge mit ihm, erzählte ihm von dem bevorstehenden Feste, und es fiel ihm auf, daß sie seiner Verlobung weiter mit keinem Worte gedachte.

Der Herzog, welcher dazukam, begrüßte ihn ebenfalls in seiner herablassenden Weise und sagte dann, indem er ihn näher betrachtete: »Was ist mit Ihnen vorgegangen? Sie haben einen Zug im Gesicht, den ich sonst nicht an Ihnen wahrgenommen habe, und den ich nur den Bräutigamszug nenne.«

»Damit könnte es seine Richtigkeit haben«, versetzte Hermann.

»Wirklich!« rief der Herzog. »Siehst du, Ulrike, daß ich mich in diesem Punkte nie irre. Der Bräutigamszug besteht in einem gedankenvollen Senken der Mundwinkel, auch pflegt damit ein eigener Ausdruck der Lippen und Augen verbunden zu sein.«

»Er ist in der Tat verlobt«, sagte die Herzogin.

»Dann mag er sich nur Gewichte an Hände und Füße hängen, denn er sieht noch nicht danach aus, als ob er willens sei, Stich zu halten«; fuhr ihr Gemahl in seinen Scherzen fort, die Hermann mit Verwunderung hörte, da er dergleichen von dem Herzoge nicht gewohnt war.

Die Herzogin empfing in diesem Augenblicke die Nachricht von der unvermuteten Abreise des Domherrn. Sie erschrak, dann aber warf sie einen zuversichtlichen Blick auf unsern Freund, und ihr Gemahl sagte, da sie sich hierauf mit etwas andrem beschäftigte, ihm leise ins Ohr: »Sie erscheinen, wie der Spiritus familiaris, immer zur rechten

Zeit; wenn die Not am höchsten, sind Sie am nächsten. Meine Frau würde es ohne Sie nicht zustande gebracht haben, helfen Sie ihr recht treulich, Sie erwerben sich wirklich dadurch ein Verdienst um unsern Stand.«

Kaum hatte er sich gefällig entfernt, als Hermann bereits mit einer Menge von Aufträgen für die Anordnung der Festlichkeiten versehen ward. Er mußte, als er sich darangab, dieselben auszurichten, mancher Reden Wilhelmis gedenken, und sagte zu sich selbst: »Sollte es denn wahr sein, daß das Erbübel der privilegierten Stände, der Egoismus, immer noch, wengleich von angenehmen Formen bedeckt, in alter Stärke fortwuchert? Um mein persönliches Geschick hat man sich kaum bekümmert, ja, der Herzog fragte nicht einmal nach dem Namen der Braut.«

Waren diese Betrachtungen geeignet, in ihm eine verdrießliche Stimmung hervorzurufen, so mußte ihm dagegen die fröhliche Bewegung, welche unter den Arbeitern entstand, als er ihnen ankündigte, daß *er* nunmehr die Leitung des Ganzen übernehme, wohltun. Die Menschen leisten gern das Mög-

liche, wenn ihnen gehörig befohlen wird. Sein sichres anstelliges Wesen war den Leuten im Schlosse von sonst her bekannt, sie rühmten den fremden Werkmeistern diese Eigenschaften, und gleich war ein erhöhter Eifer überall sichtbar.

Hermann ließ sich die Apparate vorweisen, und besuchte den Turnierplatz. Er fand bald, daß, obgleich vieles getan war, doch noch mehreres nachzuholen übrig blieb. Denn der Domherr hatte in seiner hastigen Manier oft das Nötigste vergessen. So waren unter andrem keine Treppen angebracht worden, auf welchen die Zuschauer zu den Tribünen emporsteigen konnten. Hermann mußte sich daher entschließen, einen Teil des Bretterwerks wieder abbrechen zu lassen, um die nötigen Zugänge zu öffnen.

Unter den Hausbeamten, welche bei diesen Zurüstungen mitwirkten, bemerkte er einen Mann von unangenehmen Manieren, dessen Wesen etwas Aufdringliches hatte. Man nannte ihn nur den Amtmann vom Falkenstein. Hermann erfuhr, daß er Kammerdiener bei dem Großvater des jetzt regierenden

Herrn gewesen sei, daß er bei jenem und bei dem Vater des Herzogs in Ansehn und Einfluß gestanden habe. Die jetzige Herrschaft, hieß es, dulde ihn, obgleich er ihr nicht genehm sei, weil er für den Mitwisser verhänglicher Geheimnisse gehalten werde, die jedoch der Herzog ihrem eigentlichen Inhalte nach selbst nicht kennen solle. Dieser Mensch, welcher über alles seine spöttischen Bemerkungen machte, faßte Hermann scharf ins Auge, und begegnete ihm darauf mit einer übertriebenen Höflichkeit. Er nannte ihn nur den gnädigen Herrn, und sagte zu den Leuten laut, so daß Hermann es hören mußte, sie möchten ja alles pünktlich tun, was der gnädige Herr befehle.

Bei Tafel sah er sich vergebens nach Wilhelmi um. Er fragte seinen Nachbar nach diesem alten Freunde. Der Mann blickte verlegen vor sich hin, und gab ihm ein Zeichen, daß er es zu vermeiden wünsche, über jenen hier Auskunft zu erteilen. Mit dem Arzte hatte er über Flämmchen reden wollen, dieser vermied ihn sichtlich, und setzte sich ein paar Plätze weit von ihm weg. Das Gespräch

berührte nur die gleichgültigsten Dinge; alle schienen mit ihren Gedanken abwesend zu sein.

Die außerordentlich heitre Laune des Herzogs fiel ihm immer mehr auf. Der sonst ziemlich trockne Herr erschöpfte sich in muntern Einfällen, die nur zuweilen einem eignen schwärmerischen Ernste Raum gaben. Seine ganze Stimmung schien eine erhöhte zu sein. Auch ein gewisses Zeremoniell hatte sich an der Stelle der sonstigen Ungezwungenheit eingefunden. Früher waren die fürstlichen Personen, jede für sich, wie die Dame ihre Toilette, der Herr seine Geschäfte beendigt hatte, in den Speisesaal getreten. Heute war von zwei Bedienten, nachdem die Gesellschaft eine volle Viertelstunde versammelt gewesen, die Flügeltüre aufgetan worden, und der Herzog hatte seine Gemahlin feierlich-zierlich an den Fingerspitzen in den Saal geführt. In gleicher Weise nahm er mit ihr nach aufgehobner Tafel seinen Rückzug, ohne weiter mit den Tischgenossen zu verkehren.

Indessen hatte unser Freund nicht lange

Zeit, über diese Veränderungen nachzudenken. Schon waren die jungen Edelleute wieder angekommen, welche, wie neulich die Rüstungen, so nun Lanze und Schwert probieren wollten. Hermann wurde beordert, die Recken zu empfangen, und der Übung als Waffenkönig vorzustehn. Wieder legte man im Ahnensaale unter schallendem Jubel die Panzer und Schienen an, die nun, glänzend, den Gliedern angepaßt, die vielen jugendlichen Gestalten kräftig hervorhoben.

Der klirrende, schimmernde Zug stieg eine verborgne Treppe hinunter, um durch eine Hintertüre in das Freie zu gelangen. Alle waren außer sich vor Freude und Hermann hatte genug zu tun, um die lauten Ausbrüche des Entzückens, welche ungelegne Zuschauer herbeiziehn konnten, zu mäßigen.

Draußen standen die Pferde der Ritter. Sie scheuten bei dem Anblicke ihrer verwandelten Gebieter, und prallten zurück. Die Reitknechte hatten einige Mühe, die brausenden Tiere zu begütigen, was indessen doch zuletzt den angewandten Schmeichelkünsten gelang. Man saß auf, und nach einigem Springen und

Bocken schien die Gewandtheit der jungen Männer siegen zu sollen. Nur einer, ein ällicher Herr, der es aber für seinen Vorteil ansah, sich so lange als möglich zur Jugend zu halten, konnte trotz aller Mühe nicht auf seinen Rappen gelangen, und mußte endlich von dem schweißtreibenden Werke abstehn. Er gab dem armen Tiere, welches in seiner Furcht vor dem stählernen Herrn wahrlich noch mehr ausstand, als er, einen ungerechten Schlag, ließ sich entwaffnen, und setzte sich in seinem grünen Nankingröckchen traurig unter eine Fichte. Seit der Zeit ward dieser Mann, welcher vorher das Fest eifrigst hatte betreiben helfen, ein Verächter desselben; die andern aber gaben ihm unter scherzhafter Anspielung auf den Helden des Scottschen Romans den Spitznamen: el Desdichado, oder der Enterbte. Auch wir sind genöthigt, ihn künftighin, wo er uns noch vorkommen sollte, unter dieser Bezeichnung aufzuführen, da die Geschichte seinen wahren Namen nicht aufbewahrt hat.

Hermann ließ die Ritter nun zuvörderst einige Volten auf dem Turnierplätze machen,

und dabei den Speer senkrecht im Bügel führen. Dann mußten sie in gleicher Weise, zwei Glieder tief und zwölf Lanzen hoch – denn im ganzen hatten sich so viele Kämpferpaare gemeldet – rund um den Plan sprengen. Diese vorläufigen Übungen gelangen vortrefflich, und gaben die besten Hoffnungen. Daß einige etwas hart die hölzernen Schranken streiften, andre nicht die völlige stallmeisterliche Sicherheit in den Sätteln behaupteten, konnte hiebei nichts verschlagen, da solche kleine Unregelmäßigkeiten kaum irgendwo ausbleiben, wo Mensch und Roß sich zusammenfinden.

Man war daher kühn geworden, und wollte gleich mit dem Schwierigsten beginnen, mit dem allgemeinen Lanzenstechen, Zwölf gegen Zwölf. Hermann hielt es aber für ratsam, stufenweise zu verfahren, und bestand darauf, daß sich zuerst die Paare einzeln gegeneinander versuchen sollten. Er selbst begann, im knappen Collet auf einem leichtfüßigen Engländer sich wiegend, an der Sache Geschmack zu finden. Die Herzogin sah zwischen den Bäumen aus ihrer Droschke zu,

und man will wissen, daß unser Freund mehr als nötig, sein Rößlein habe courbettieren lassen, obgleich er sich gewissenhaft bestrebt, nur an die ferne Cornelia zu denken.

Wie es bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt: die Schwächsten drängten sich zu den ersten Versuchen, während die tüchtigsten Reiter lächelnd warteten, um zuletzt das Hauptstück zu vollführen. Leider zeigte sich nur zu bald, wie gegründet Hermanns Vorsicht gewesen war, da auch *sie* das Geschick nicht abzuhalten vermochte, welches nun einmal in seinem Eigensinne jeden Versuch, dahingeschwundne Zeiten wiederzuerwecken, vereiteln zu wollen scheint.

Man kann nicht sagen, daß diese Adlichen das Unmögliche gewollt hätten. Die Aussicht, mit zerbrochenen Gliedern vor Oheimen und Tanten, Schwestern und Bräuten im Sande zu liegen, hatte für keinen der Kämpfer etwas Erfreuliches; es war daher durch eine stillschweigende Übereinkunft vorgesehen worden, daß so wenig Gefahr, als möglich, entstände. Man hatte die Schäfte der Lanzen dünn und von sprödem, zerbrechlichem Hol-

ze machen lassen. Es war mithin mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese schwachen Waffen auf der beschützten Brust der Gegner zerbrechen, als daß die Kämpfer von der Gewaltigkeit des Stoßes zu Boden stürzen würden.

Die ersten, welche gegeneinander ritten, waren zwei junge Vettern, namens Caspar und Max, denn alle diese Erben riefen sich gegenseitig fast nur bei ihren Vornamen. Sie sprengten hastig ein, und es wäre gewiß zu einem lebhaften Treffen gekommen, wenn nicht die Pferde, als man noch etwa sechs Schritte voneinander war, plötzlich stillgestanden hätten, so daß die Reiter, von dieser unvorhergesehenen Hemmung erschüttert, beinahe über die Häuse ihrer Tiere hinweggeflogen wären. Umsonst war alles Schenkelandrücken und Spornen; die Pferde sahen einander feurig und wütend mit schnaubenden Nüstern an, ließen sich geduldig auf die Punkte, von denen ausgelaufen wurde, zurückreiten, rannten lustig vor, standen aber dann auf den Stellen, über welchen ein Zauber zu brüten schien, wie an-

gemauert still. Nachdem diese Vereitlungen sich drei- bis viermal wiederholt hatten, wurde einigen Reitknechten geheißen, die Hintertheile der Widerspenstigen mit Peitschenhieben zu bearbeiten, was offenbar nur für einen Ausbruch roher Leidenschaftlichkeit gelten konnte, denn man durfte doch unmöglich beabsichtigen, am Tage des Turniers die Kämpfer auf eine so lächerliche und unwürdige Weise von hinten flott zu machen. Auch halfen jene Hiebe nur insoweit, daß die Pferde ausschlugen, und beinahe einen der Züchtiger getroffen hätten; vorne wichen und wankten sie nicht. Hierauf stiegen Caspar und Max ab, schleuderten unter lauten, landüblichen Flüchen ihre Lanzen weg, und setzten sich zum Enterbten, der seinerseits bei dem Anblicke dieser Hemmung wieder etwas heiterer zu werden begann.

Demnächst ritten zwei andre Vettern, welche Konrad und Bernhard hießen. Deren Pferde blieben keineswegs stehen, schossen vielmehr, als ihre Herrn eben meinten, einander mit den Spitzen der Lanzen erreichen zu können, recht und links abspringend, vor-

bei, im wütenden Laufe über die niedrigen Schranken hinwegsetzend, grade auf die Tribünen zu. Da die Pfeilerbogen derselben nicht so hoch waren, daß ein ausgewachsner Mann zu Pferde darunter wegkommen konnte, so wären die Reiter verloren gewesen, wenn sie sich nicht rasch bügellos gemacht und zur Erde gelassen hätten. Glücklicherweise lag auf jeder Seite ein großer Haufen Sand, welcher noch umher verbreitet werden sollte. Auf diese natürlichen Betten stürzten die Jünglinge, und diese Sandhaufen waren es, welche ihr Leben retteten. Denn obgleich dem einen das Blut aus Mund und Nase quoll, und der andre mehrere Minuten betäubt dalag, so zeigte sich doch, als man die Helme abnahm, und die Panzer aufschnallte, außer einigen Quetschungen und Schrunden kein Schaden. Sie standen auf, der Betäubte zuletzt, gingen zum Enterbten, dem die Schadenfreude immer heller aus dem Gesichte leuchtete, beehrten kein Lanzenrennen weiter, sondern nur den Feldscherer, der denn auch bald nachher mit Bindzeug und Seifenspiritus ankam.

Hermann sah die Herzogin die Hände ringen und suchte alles fernere Stechen und Tjosten zu hindern. Seine Zurufungen fruchteten aber nichts. Gleichsam als ob der Anblick der Gefahr etwas Verführerisches habe! Die folgenden sechs Paare stürzten sich nur noch heftiger in den Kampf. Bei ihnen nahmen Ungeschick und Zufall mannigfaltigere Gestalten an. Mehrere fielen ohne Umstände von den Pferden, einer stach, seine Lanze zu hoch führend, durch das Visiergitter des Gegners und bohrte diesem beinahe das Auge aus, etliche rannten so zusammen, daß, wie sie sich nachmals ausdrückten, ihre Rippen knackten. Auch die armen Tiere, welche nicht so geschickt, wie ihre Vorgänger, die Kämpfe des Mittelalters zu vermeiden wußten, litten, denn zwei Pferde wurden lahm und eins brach im Niedersitzen auf die Kruppe, einen Fuß. Kurz, es wurde offenbar, daß weder Rosse noch Reiter zu dem Ritterspiele paßten.

Es waren noch vier Paare übrig, und grade die gewandtesten; lauter Kavallerie-Offiziere. Obgleich diese mit bedenklichen Blicken das Schlachtfeld überschauten, so machten sie

sich doch auch fertig, Wunden und Beulen zu gewinnen. Da hörte Hermann mehrere Male seinen Namen überlaut rufen, wandte sich um, und sah die Herzogin leichenblaß neben der Droschke stehn. Sie winkte ihn ängstlich herbei, und er verfehlte nicht, dem Zeichen eiligst zu folgen, nachdem er den noch unversehrten Kämpfern geboten hatte, wenigstens bis zu seiner Rückkunft ihren Eifer zu mäßigen.

Ein Strom von Tränen floß aus ihren Augen; die armen feinen Lippen zitterten, sie war außer sich. Ohne der Menschen zu achten, welche sich in großer Anzahl versammelt hatten, der Waffenprobe zuzusehn, ergriff sie leidenschaftlich seine Hand, verwünschte das Turnier, den unseligen Domherrn, welcher es angegeben, den Arzt, der ihr nicht mit besserem Rate beigestanden, Wilhelmi, dem Grillen lieber wären, als die Angelegenheiten seiner Freunde; rief, daß wenn Hermann im Schlosse geblieben wäre, er es ihr ausgeredet haben würde. Augenblicklich sollten Schranken und Gerüste abgebrochen werden, denn sie wolle nicht eine zweite Angst, wie die heu-

tige, erleben. Hermann gab ihr die heiligsten Versicherungen, daß niemand an Leib und Leben geschädigt sei, daß es doch noch zu einem schönen gefahrlosen Feste kommen solle, und daß er schon einen Gedanken darüber habe, den er ihr sofort mitteilen werde. Er hob sie sanft in den Wagen, und hieß den Kutscher auf der Stelle nach dem Schlosse fahren. Sie ruhte willenlos auf dem Sitze, ließ geschehen, was er anordnete, und bat ihn nur beim Wegfahren mit leiser Stimme, ja gleich nachzukommen.

Er eilte zu den Edelleuten zurück und verkündete ihnen den Willen der Fürstin. Die noch nicht gekämpft hatten, waren im stillen zufrieden, daß es nicht dazu kommen sollte.

Aber alle riefen: »Was wird nun aus unsren schönen Mänteln und Trikots, worin wir tanzen wollten?«

»Sie werden alle in Ihren Mänteln tanzen, es gibt doch ein Fest!« versetzte Hermann zuversichtlich.

»So?« fragte der Enterbte höhnisch. »Wollen Sie etwa eine Freiredoute geben?«

Man warf die Rüstungen ab. Zwei Birut-

schen wurden vom Schlosse herbeigeschafft, in welche man die Wunden und Gequetschten lud. Langsam ritten die unversehrt Gebliebenen beiher. Die Reitknechte folgten mit den hinkenden Pferden an der Hand. Das, welches den Fuß gebrochen hatte, und jämmerlich stöhnte, blieb zurück.

So sehr verunglückte eine Nachahmung des Turniers bei Ashby de la Zouche im neunzehnten Jahrhundert.

Siebentes Kapitel

Unangemeldet, – denn die ganze Dienerschaft befand sich noch auf dem Turnierplatze – trat Hermann in das Zimmer der Herzogin. Sie war nicht dort. Die Vorhänge waren der Sonne wegen niedergelassen; eine sanfte Dämmerung erfüllte den heimlichen Raum. Hermann warf seine verlangenden Blicke umher, und empfand ganz den süßen Schauer, der uns ergreift, wenn wir für uns die stillen Umgebungen der Frauen mustern dürfen, mit denen sich unsre Einbil-

dungskraft beschäftigt. Seine Augen schweiften von der halbfertigen Stickerei, auf der ihre Hände gelegen hatten, zu den Blumen, die ihr Hauch berührte, von da zu den Porträts, an denen manche Erinnerung haften mochte. Die Blätter dieses Gebetbuchs empfingen ihre unschuldige Morgenandacht, in jenem Sessel mit dem gestickten Fußbänkchen davor, ruhte sie gewiß aus, wenn sie vom Spaziergange zurückkehrte!

Schon wollte er sich bescheiden wieder in das Vorzimmer zurückziehn, als er in der Ecke den Papagei gewahr wurde, der, wenn wir nicht irren, schon zuweilen in diesen Geschichten erwähnt worden ist. Die Klappe des Schreibtisches war offengelassen worden, Papiere, aus farbigen Mappen hervorsehend, lagen darauf. Der dreiste Vogel hatte sich die Entfernung der Gebieterin zunutze gemacht, vieles herausgezerrt, zerbissen, auf den Fußboden gestreut. Jetzt saß er auf dem Rande eines Korbes, welcher zur Aufnahme der weggeworfenen Papierschnitzel diente, und zerstörte mit großer Emsigkeit ein paar feine rote Blättchen, die er zwischen Klauen und

Schnabel hin- und herzog. Hermann wollte ihm den Raub abjagen; der Papagei ließ die Blätter in den Korb fallen und entfloh mit lächerlichen Sprüngen.

Hermann sah in dem Korbe die halbzerrißnen Blätter auf andern gleichfarbigen liegen; er mußte sie für Wegwurf halten und konnte meinen, wenigstens keine Indiskretion zu begehn, wenn er sich dieselben zueignete. Die Handschrift der Herzogin winkte ihm von ihnen entgegen; in seinen unklaren verworrenen Empfindungen streckte er nach ihnen die bebende Hand aus, er wollte etwas von der Fürstin besitzen, heute besitzen, er drückte unwillkürlich seinen Mund auf die Blätter, und schob sie unter die Weste; auf seinem Herzen sollten sie ruhn. Wie ein Schatten schwebte die Gestalt Corneliens seiner Seele vorüber, schon hatten seine Finger die Blätter gefaßt, um sie an ihren Ort zurückzubringen, als das Erscheinen der Herzogin, die aus dem anstoßenden Gemache in das Zimmer trat, dieses gute Vorhaben vereitelte.

Verweint trat sie ihm, schamrot er ihr entgegen. »Das gehört auch noch zu den übeln

Folgen solcher Zerstreungen, worin ich seit vier Wochen lebe, daß man das nächste vergißt«, sagte sie, indem sie die Verwüstung erblickte. »Ich kenne den Schelm und seine Unarten, und lasse ihn hier uneingesperrt bei den Papieren zurück.«

Hermann hob die am Boden liegenden Blätter auf, sie ordnete sie, so gut es in der Schnelligkeit gehn wollte, in die Mäppchen ein, und sagte: »Es sind meine Erinnerungsblätter, ich hatte heute ein Bedürfnis, darin zu lesen. Welchen eignen Eindruck macht eine solche Lektüre! Wie vieles schreibt man auf, worüber man kurz nachher lächeln muß, oder wovor man auch wohl zu erröten hat. – Aber nun, mein Helfer und mein Trost, zur Hauptsache! Die ganze Gegend ist in Erwartung unsres Festes, es kostet leider, wie ich aus den Rechnungen, die mir nach und nach jetzt schon vorgelegt werden, sehe, Tausende, und doch ist es, wie wir heute erfahren haben, nicht zustande zu bringen. Was für Unglück hätte ich anrichten, welche schreckliche Gewissensbisse hätte ich mir zuziehn können! Mit Schauder denke ich an die Auftritte, die

ich draußen sah.«

»Beruhigen sich Ew. Durchlaucht«, sagte Hermann. »Ich hoffe, Ihnen einen Plan vorlegen zu können, dessen Ausführung Sie, den Herrn, und alle Gäste zufriedenstellen wird.«

»Ich bin begierig, ihn zu vernehmen«, sagte die Herzogin.

»Mein Gedanke ist folgender«, versetzte Hermann. »Die Idee zu dem Feste ist aus dem Bewußtsein Ihres Standes hervorgegangen, es sollte ein adliches sein. Dabei müssen wir also stehnbleiben. Aber warum gehn wir in so entlegne Zeiten zurück? Warum wählen wir eine Darstellung des Ritterwesens, mit welchem, wenn wir die Sache näher betrachten, unsre heutigen Begriffe durchaus nicht mehr zusammenhängen? Lassen Sie uns also immerhin einige Jahrhunderte weiter vorrücken und ein Fest aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. und Augusts des Starken veranstalten, in welches die Blüte der ersten Klasse der Gesellschaft fiel.«

»Und das wäre?« fragte die Herzogin.

»Ein Caroussel«, versetzte Hermann. Sie haben gewiß, meine Fürstin, von den präch-

tigen Lustbarkeiten gelesen, die in dieser Art besonders am sächsischen Hofe gefeiert worden sind. Auch sie geben reichliche Gelegenheit, Figur, Anstand, Geschick zu zeigen, auch bei ihnen empfängt der Kavalier aus den Händen der Dame den Dank; Galanterie und Sitte haben auch da freien Spielraum. Und alles ist mit einigen Quadrillen, mit dem Stechen nach dem Ringe und nach dem Türkenkopfe abgetan. Jeder wird sein Vergnügen haben, und wir dürfen vor keiner Leiche besorgt sein.«

Die Herzogin entzückte dieser Vorschlag. »Aus welcher Verlegenheit retten Sie mich? Wie erkenntlich muß ich Ihnen sein!« rief sie. Hermann fuhr fort: »Alle Anstalten zu dem Turniere können wir auch zu dem Caroussel gebrauchen; an dem Kostüm der Damen und Herren braucht kaum etwas geändert zu werden, denn es ist nichts törichter, als in solchen Fällen, worin es doch nur auf gesellige Freude ankommt, gelehrt sein zu wollen. Schließt sich an unser Ringelrennen ein Ball für die Herrschaften, ein Scheibenschießen für Diener und Untertanen an, so wüßte ich nicht,

wie es einen bunteren und lustigeren Tag geben könnte.«

Hermann bekam unumschränkte Vollmacht, alles, was die Umwandlung des Festes erforderte, zu verfügen. Die Herzogin händigte ihm die Schlüssel zu den Zimmern ihres verstorbenen Schwiegervaters ein, worin sich, wie sie meinte, einige Abbildungen befänden, die ihm bei Ausführung des neuen Plans nützlich sein würden. Sie selbst übernahm es, den Herrn, welche bei dem Carousel tätig sein sollten, die Änderung des Festspiels anzuzeigen; was die übrigen Gäste betraf, so war man übereingekommen, daß es klüger sei, diesen nichts zu sagen, da sie doch hinnehmen müßten, was ihnen geboten werde.

Während Hermann sich in den Zimmern des alten Herrn umsah, empfing der Arzt seine Boten, die er nach der Hütte der Alten, und hinter dem Domherrn her gesandt hatte. Der erste meldete, er habe die Alte nicht in der Hütte betroffen, und in letzterer eine greuliche Zerstörung alles dessen, was nicht niet- und nagelfest gewesen, wahrgenommen.

Der zweite, welcher zu Pferde dem Domherrn nachgesetzt war, gab das Wort des Rätsels an. Er hatte den Flüchtigen in einem kleinen Orte getroffen, wo er mit Flämmchen und der Alten ganz geruhig zu Tische saß und speiste. Nach einigem Hin- und Wiederreden erfuhr er den ganzen Hergang. Die Alte hatte in der Wut alles in ihrer Hütte zerschlagen und war dann wie rasend der Spur des geraubten Kindes nachgelaufen. Halbtot erreichte sie den Entführer, und beide, Flämmchen und sie, erklärten ihm, er müsse sie entweder zusammen mitnehmen, oder zusammen entlassen. In seiner jetzigen Stimmung war ihm die braune Greisin ein erwünschter Zuwachs, leicht entschloß er sich, sie ebenfalls zu behalten. Dem Arzte ließ er auf dessen Anfordrung, das Mädchen zurückzuschicken, sagen, es bliebe beim Erziehen und Heiraten.

Zum ersten Male war dieser entschloßne Mann in Verlegenheit. Wir dürfen bei dieser Gelegenheit sagen, daß der Beweggrund zu seiner Handlungsweise gegen den Domherrn nicht bloß die Lust gewesen war, psycho-

logische Experimente anzustellen, sondern hauptsächlich in dem Mißtraun gesucht werden mußte, welches er gegen Hermann fühlte. Dessen ganzes Wesen, diese Mischung von Leichtsinn und Ernst, von Fröhreife und Jugendlichkeit war ihm unverständlich, und da er nur das, was er begriff, gelten ließ, so hielt er ihn lieber für einen charakterlosen Abenteuerer. Er fürchtete, daß jener nicht wiederkommen, daß *ihm* die Last der Obsorge für das verwaiste Mädchen bleiben werde, und diese wollte er auf die Schultern des Domherrn abladen, aber freilich nicht so übereilt, bei nächtlicher Weile, auf eine Art, die üble Nachreden geben konnte.

Nun war aber Hermann zurückgekehrt. Was sollte er ihm sagen, wenn dieser das Mädchen forderte? Er war äußerst verdrießlich auf sich, auf die Menschen, auf die Welt. Am meisten schmerzte es ihn, von einem Narren überlistet worden zu sein.

Indem er noch erwog, wie er dem jungen Vormunde den Handel am wenigsten zu seinem Nachteil darstellen solle, trat dieser in sein Zimmer. Zufällig war er mit den bei-

den Boten des Arztes zusammengetroffen. Es waren Bürgersöhne aus dem Städtchen. Sie kannten Hermann, er hatte im Winter oft mit ihnen gejagt; es bestand zwischen ihnen eine Art von Kameradschaft. Voll, bis zum Überfließen, von ihrem Geheimnisse, teilten sie es ihm nach den ersten Begrüßungen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit.

»Ich weiß alles«, rief Hermann dem verlegenen Arzte zu. »Nur *eine* Frage: Ist der Mann, der sich so rasch in unser Geschäft gedrängt hat, gut, gesetzt, zuverlässig?«

»Das möchte ich von ihm mit Sicherheit behaupten«, antwortete der Arzt kleinlaut.

»So danke ich Ihnen und ihm, daß mir eine Sorge abgenommen worden ist, der ich doch auf die Länge nicht gewachsen war«, sagte Hermann. Der Arzt sah ihn verwundert an. Jener händigte ihm eine Rolle Gold ein und fuhr fort: »Wenden Sie dieses Geld, welches mir von milder gnädiger Hand für das Mädchen vertraut war, zu ihrem Besten an. Ich sage mich hiemit von ihr los, da sie einen andern Beschützer gefunden hat.«

Nach seiner Entfernung brach der Arzt in

ein bitteres Gelächter aus. Er schwor sich zu, niemals wieder vor der Beständigkeit und Konsequenz eines Menschen Furcht zu hegen, und erklärte ein für allemal das ganze Geschlecht nur für die höchste Gattung des Tierreichs.

Und doch tat er unsrem Freunde unrecht. Dieser war, sobald er nach dem entscheidenden Augenblicke mit Cornelian zur Besinnung kam, in die unruhigste Stimmung geraten. Er fühlte einen Wendepunkt seines Lebens, und fühlte sich doch auf keine Weise der Zukunft gewachsen. Daß ein neuer Zwiespalt in ihm entstand, als er die Türme des Schlosses wieder er blickte, daß dieser wuchs, da die schöne Fürstin ihn begrüßte, wollen wir grade nicht billigen, gewiß aber ist es, daß er in den Gemächern des schlafen gegangenen Herrn Dinge zu sehn bekam, welche ihn außer Fassung bringen, und sein Wesen an der Wurzel erschüttern mußten. Es hätte eine übermenschliche Kraft dazu gehört, sich in solcher Verfassung mit etwas andrem, als mit sich und mit seinem Geschicke zu beschäftigen.

Er freute sich, daß die Tage bis zur Ankunft des Oheims, der über sein Los das Urteil fällen mußte, in wechselnder Beschäftigung vergehn sollten. Denn darin war er glücklich zu preisen: kein Zweifel, kein Leid versenkte ihn unnütz grübelnd in sein Ich, wo so viele Menschen fruchtlos die Auflösung ihrer Bedrängnisse suchen, fruchtlos, weil alle Selbstbetrachtung nur tiefer zerstört. Ihm sagte ein geheimer Glaube, daß die Fragen in uns, und die Antworten in den Dingen liegen, denen er deshalb, wie es mit ihm auch stehen mochte, immer in Liebe und Freundlichkeit zugetan blieb.

Man sah ihn daher auch jetzt unbefangen scherzen, plaudern und die Zurüstungen, über welche er selbst im stillen lächelte, eifrig besorgen, während er kaum noch wußte, was aus ihm werden solle, ja, wer er nur sei?

Achtes Kapitel

Über Wilhelmi hatte er durch den alten Erich, der ihn jetzt bediente, nur in Erfah-

rung gebracht, daß er im Krüge wohne, und daß ein Schrank das Unglück herbeigeführt habe. Er konnte sich hieraus nichts zusammensetzen, und der verdroßne Alte gab keine weitem Erklärungen. Er war einigermaßen in Verlegenheit, wie er sich bei dieser Zwistigkeit benehmen solle, als ein Billet Wilhelmi ihn ohne Verweilen zu dem Freunde rief.

Wilhelmi saß in einem elenden Dorfstübchen und schnitt Federn, deren schon eine große Menge zugespitzt auf dem Tische lag. »Ich will«, rief er Hermann entgegen, »den Undank beschreiben, aber so viele Federn ich schon fertig habe, ich denke doch, es sind noch nicht genug, und da schneide ich denn immer noch ein paar mehr.«

»Liebster«, sagte Hermann, »was tun Sie hier? Wie war es möglich, daß zwischen Männern, welche so sehr zueinander gehören, wie Sie und der Herzog, sich der Zwist einschleichen konnte?«

»Ich bitte dich, nenne mich du«, versetzte Wilhelmi. »Schon mit dem Ihr kam das Unglück in die Welt, da gewöhnte man sich, einen Menschen, einen Mitbruder im gleich-

gültigen Plural zu betrachten, wo individuelle Beziehungen auslöschen. Das verrückte *Sie* hat aber den Greuel vollendet, nun ist der andre nichts als ein Konglomerat dritter Personen, eine Versammlung toter Atome, die man heute braucht, morgen wegwirft. Aber Du um Du, das heißt Auge in Auge, Arm gegen Arm, in Liebe oder Haß.«

»Bester«, rief Hermann, »lassen wir die Abschweifung! Soll ich dich du nennen, so schenke mir auch ein brüderliches Vertraun. Was hat euch entzweit?«

»Ein Schrank. Du lachst! Ja, ja, nichts weiter als ein Schrank, ein elender Schrank. Aber in diesem nichtsnutzigen Kasten siehst du ein Gleichnis und Symbol von dem ganzen Tun und Treiben dieser abgelebten Klasse. Sie fühlen sich überholt von dem Sturm Schritte der Zeit; Ehre, Mut, kriegerische Tapferkeit sind bürgerlich geworden, da suchen sie sich denn an Strohhälmchen festzuhalten, und das nennen sie altväterliche Gesinnung. Sie haben mich fortgejagt, wie einen ausgedienten Jagdhund, und werden mich auf dem Dünger sterben lassen. Mühevol-

le Tage, durchwachte Nächte, ausgeschlagne Verbesserungen meiner Lage, Treue, Fleiß, alles gilt vor diesen nur den Taglohn, womit sie uns von Morgen bis Abend abzufinden meinen. Natürlich! Der Schrank muß stehn bleiben, das gehört auch in das System des historischen Bestandes der Rechte. Wilhelmi kann eher fort. Bravo! Ist es denn wahr, daß der Herzog sich jetzt, da er Turnier halten will, für einen Abkömmling Karls des Großen hält? O glaube mir, diese Anmaßungen, diese Herzlosigkeiten werden ein furchtbares Ende nehmen! Das Schicksal wird auftreten und wenig danach fragen, ob sie den Schrank stehnlassen wollen oder nicht.«

Noch mehrere und krausere Redensarten bekam Hermann zu vernehmen, die ihn ungeduldig gemacht haben würden, hätte er nicht das tiefe Leiden des rechtschaffnen Freundes in Gesicht und Mienen gesehen. Er hörte also geduldig zu und aus, bis der gekränkte Hypochondrist sich erschöpft hatte, und fähig war, auf die Frage: Was es denn nun eigentlich gegeben habe? ohne Umschweife zu antworten. Die Geschichte war ziemlich einfach.

Wilhelmi hatte schon längst, wie wir wissen, Ordnung im Archive stiften wollen, welches durch die Vereinigung mehrerer Registraturen von andern Gütern des Herzogs eine ungeheure Überfüllung bekommen hatte. Nicht bloß Wertloses und Reponiertes lag über- und untereinander, selbst Urkunden hatten schon aus Bergen von Akten mühsam hervorgezogen werden müssen. Es schien, um diesen Wust zu lichten, und Platz für das Aufbewahrungswerte zu gewinnen, kein anderer Rat möglich, als die Repositorien bis unter die Decke des Gewölbes zu erhöh'n. Dieser Einrichtung stellte sich nun hauptsächlich ein Schrank von gewaltiger Tiefe und Breite entgegen, welcher zwei Drittel der einen Wand bedeckte. Wilhelmi bestand darauf, das riesige Möbel zu entfernen, der Herzog wollte es nicht von der Stelle gerückt wissen. Hierüber kam es zwischen beiden zu einem heftigen Auftritte, welcher damit endigte, daß Wilhelmi seinen Dienst auf sagte, und der Herzog ihm erwiderte, er halte niemand, der nicht bei ihm bleiben wolle.

Seit diesem Tage lebte er im Krüge, woll-

te abziehen und ließ doch seine Sachen im Schlosse, indem er sich vorsagte, daß er die Geschäfte erst ordnen müsse, gleichwohl aber von Tage zu Tage verschob, Hand daran zu legen. Seine beste Lebensnahrung entging ihm, seit er nicht mehr von den Blicken der Herzogin zehrte. Er sah übel aus. Hermann suchte den trübsinnigen Lieben, der, wie er sagte, irgendwo Galerieinspektor werden wollte, um nicht mehr mit Menschen, sondern nur noch mit Sachen zu tun zu haben, zu trösten, und nahm sich gleich vor, Versöhnung zu stiften.

Er erinnerte sich der Theorie, welche die alte Rektorin für ähnliche Fälle angeraten hatte, begann also damit, dem Herzoge, der jetzt gegen ihn in der gnädigsten Laune war, zu sagen, wie sehr Wilhelmi den Vorfall bedaure und sich seiner Hitze schäme.

Der Herzog hatte grade den Brief des Oheims, welcher seine Ankunft nunmehr auf die nächsten Tage verkündigte, empfangen. Er war nachdenklich und in sich gekehrt. »Ich brauche ihn zwar nicht«, erwiderte er auf Hermanns vermittelnde Reden, »aber wenn er kein andres Unterkommen hat, so mag er

immerhin einstweilen zurückkehren.«

Hierauf sagte Hermann zu Wilhelmi, daß der Fürst nur ungern an die Übereilung denke, deren auch er sich schuldig wisse. Er wünsche nichts sehnlicher als die Wiederkehr des alten bewährten Dieners, ohne den er, wie er fühle, nicht bestehn könne. Über Wilhelmi's Gesicht flog es, wie wenn die Sonne im Januar auf Eisfelder scheint, er rief: »Dann ist es freilich meine Pflicht, den Vorfall zu vergeben!«

Kurz, nachdem Hermann noch einige Male hin und her parlamentiert hatte, brachte er die Ausgleichung zustande. Die Szene hatte etwas Diplomatisches. Der Herzog kam, wie zufällig, begleitet von einigen Verwaltern, bis an die Grenze des Parks geritten, dort fand er Wilhelmi, der ebenso zufällig daherum spazierengegangen war. Der Herzog hob sich etwas im Sattel, grüßte den Verbannten und sagte in leichtem Tone, als ob nichts vorgefallen wäre: »Ah!« – Wilhelmi, der gebückt und einigermaßen verlegen vor dem Herrn stand, erwiderte: »Ja!« Der Herzog machte einen Gestus nach dem Schlosse zu und sagte: »Nun?« worauf der andre sich von sei-

nem Freunde in das Schloß führen ließ, und noch vor Abend große Päckchen Korrespondenz erhielt, welche freilich inzwischen unerledigt geblieben waren.

Hermann, der den Friedensstifter, Festordner, Vertrauten abgeben mußte, nebenbei noch Bräutigam war, und zu allem Überflusse die aufregendsten Entdeckungen gemacht hatte, hätte sich nur gleich zerteilen können, um allen den verschiedenartigen Anforderungen zu genügen. Man verlangte ihn hier, man verlangte ihn dort, man verlangte ihn allenthalben. Im stillen durfte er sich doch die Frage vorlegen, was denn aus allen diesen Dingen hätte werden sollen, wenn er nicht zufällig im rechten Augenblicke hergekommen wäre?

Wahrhaft unleidlich war ihm die Aufdringlichkeit des Amtmanns, der wie an seine Fersen gebannt zu sein schien. Die Bemerkungen dieses Menschen hatten alle etwas Gemeines und Höhnisches, er war der Sklav', der um die Schwächen der Herrschaft weiß, und in dieser Kunde sich dreist und behaglich fühlt. »Sie glauben nicht, mein gnädigs-

ter Herr«, sagte er, als er jenen am Abend vor dem Feste auf dem Turnierplätze fand, beschäftigt, die Anstalten noch einmal sorgfältig zu überschaun, »wie viele Veränderungen ein alter treuer Diener mit durchmachen muß, der so ein fünfzig Jahre nebenher gegangen ist. Der Herr Vater würden über diese Gerüste recht lachen und der Herr Großvater kreuzigten und segneten sich gewiß, hörten sie von dem vielen Gelde, was sie gekostet haben. Der Herr Großvater taten nichts, als sparen und schaben, Bäume pflanzen, Feld und Vieh in Ordnung halten. Wie oft erinnere ich mich, aus seinem Munde gehört zu haben: ›Wenn man alles hätte, müßte man noch etwas mehr zu bekommen suchen.‹ Der Herr Sohn war denn schon anders, brachte Mosen und die Propheten wieder unter die Leute, in der Jugend hatte er ein empfindliches Herz, aber schön war es; die Liebe brachte ihn nie in groß Leid, er wußte sich immer mit so guter Manier zu helfen. Nachmals, als die Kräfte schwanden, wollte der Selige Gold kochen, späterhin sahen wir Geister, und endlich wurden wir gar fromm und ließen uns von Rom

einen Priester kommen, nicht so einen, der in der Sache jung geworden und auferzogen worden ist, nein, einen expreß sich selbst Verfertigthabenden, welche immer, gleich der eigengemachten Leinwand, die besten sein sollen. Nun sind denn endlich Seine Durchlaucht an das Regiment gekommen, da geht alles groß und staatisch zu, ich glaube, sie legen sich sogar mit ihren Orden zu Bette; das habe ich nun so insgesamt mit angesehen, und was werde ich vielleicht noch alles erleben müssen!«

In diesem Geschwätze fuhr er fort, obgleich Hermann ihn durch dazwischengeworfne verdrießliche Fragen abzubringen versuchte. Endlich rief er: »Wenn ich nur einmal das Glück hätte, die ganze liebe Familie hier beisammen zu sehn!« Worte, über die Hermann nachdenken mußte, und deren Sinn er nicht ergründen konnte.

Man war nunmehr dicht vor dem Tage, um welchen man sich eine so bedeutende Mühe gegeben hatte. Es herrschte die größte Bewegung. Die gemeinschaftlichen Mittags- und Abendtafeln waren aufgegeben worden; jeder aß, wie und wo er konnte. Schon war das

Schloß von Besuch halb voll, denn mehrere vorsichtige Familien hatten es für ratsam gehalten, sich beizeiten in Besitz zu setzen, um nicht, mit der heranflutenden Masse vermischt, übel quartiert zu werden. Niemand konnte sich um diese Gäste kümmern, und da sie ihrerseits es für unschicklich hielten, vor der Stunde des Festes öffentlich zu erscheinen, so verbrachten sie, in ihren Zimmern eingesperrt, in der Tat eine sehr unbequeme Gefangenschaft.

Noch zur rechten Zeit vernahm Hermann, daß jene Gutsbesitzer, die es nicht verschmerzen konnten, uneingeladen geblieben zu sein, einen satirischen Streich auszuführen beabsichtigten, und zu dem Ende in der Stadt, wie in einem Feldlager, zahlreich versammelt wären. Er hielt sogleich mit Wilhelmi und dem Arzte einen Kriegsrat, in welchem anfangs mehrere ideelle und geistige Gegenoperationen zum Vorschlag kamen.

Zuletzt aber sah man ein, daß hier die körperlichste Abwehr wohl die beste sein dürfte. Man beschloß daher, auf allen Straßen, die zum Turnierplatz führten, tüchtige Schlag-

bäume errichten zu lassen, und deren Bewachung sichern Männern mit gemeßner Unterweisung anzuvertraun.

Eine augenblickliche Verlegenheit hatte sich erhoben, als Hermann die Liste der Eingeladnen durchging, und deren Zahl mit der Größe der Tribünen verglich, von denen die Standespersonen dem Feste zusehn sollten. Es zeigte sich, daß sie viel zu groß angelegt worden waren; kamen auch alle Gäste, kaum ein Drittel der Sitze konnten sie anfüllen. Der Gedanke, das Caroussel vor leeren Polstern stattfinden zu lassen, war nun gar zu unerträglich, man bestimmte sich daher zu einer freilich verzweifelten Auskunft. Die Herzogin sandte nämlich, nachdem vergeblich alle übrigen Mittel und Wege erwogen worden waren, in größter Eile nachträgliche Einladungen an sämtliche Honoratioren des Städtchens, deren Enehälften und Töchter ab, um durch ihre Gegenwart die dünnen Reihen des Adels zu verstärken. Aber auch dies würde noch nicht genug verschlagen haben, wenn nicht glücklicherweise ein Regiment, welches sich auf dem Marsche befand,

in der Stadt eingerückt wäre, um dort auf einige Tage haltzumachen. Kaum wurde bei demselben die Mär von dem Feste ruchtbar, als das ganze Offizierskorps, den Chef an der Spitze, sich auf den Weg machte, und der Herzogin Visite abstattete, worauf es denn auch in corpore seine Einladung empfing.

Nun senkte sich die Nacht zur Erde nieder, aber im Schlosse und um dasselbe blieben gewiß gegen hundert Menschen wach. Die Köche sotten und brieten an ihren Feuern, die Tafeldecker ordneten die Speisetische, die Bedienten rannten mit dem Silberzeuge treppauf und treppab, der Haushofmeister bereitete die Dislokation der Gäste vor, und schrieb Nummern an alle Stubentüren. Bei Laternenschein behingen die Tapezierer die Brüstungen der Tribünen mit Teppichen, und vollendeten den Aufputz der Pavillone, in welchen die Kavaliere vor dem Beginne des Festspiels verweilen sollten. Von weitem klang das Hämmern der Zimmerleute, welche die Schlagbäume fertigten, wodurch man die Feier des Tages vor roher Unbill zu schützen gedachte.

Auch die fürstlichen Personen genossen wenig Ruhe, insbesondere tat die Herzogin kein Auge zu. Hermann war bei seinem Oheim, der noch vor Abend angekommen, und in der Stadt abgetreten war. Den Inhalt ihrer Gespräche und die denkwürdigen Dinge des nächsten Tages werden wir in den folgenden Kapiteln berichten.

Neuntes Kapitel

Der Oheim fuhr erschreckt zurück, als ihm Hermann seine Verlobung ankündigte und Zustimmung begehrte. »Das geht nun und nimmer an!« rief er. »Jetzt also verstehe ich den Brief des armen Kindes, worin sie ängstlich bittet, sie um jeden Preis zurückzunehmen.« Hermann bat vergebens um eine Erklärung dieses Versagens. »Bin ich Ihnen denn so schlimm abgemalt, lieber Oheim?« fragte er. »Auch Ihre Briefe waren immer so kalt, und die Tante empfing mich, wie einen Fremden. Weshalb stoßen mich meine Verwandten zurück, da ich so herzlich

wünsche, mich ihrem Kreise anzuschließen?«
– »Du gehst deinen Weg, und wir gehn den
unsrigen«, versetzte der Oheim.

»Ich bitte Sie, entziehn Sie mir die Hoff-
nung auf Cornelien nicht ganz!« rief Her-
mann. »Lassen Sie mich um sie dienen, prü-
fen Sie mich, lernen Sie mich kennen! Die-
se Bitte dürften Sie auch dem Schlechtesten
nicht abschlagen.«

»Wir wollen vermeiden, uns zu erhitzen«,
sagte der Oheim. »Cornelie ist mir von einem
alten Freunde, dessen Fleiße ich einen großen
Teil meines Vermögens zu danken habe, hin-
terlassen, sie ist meine Mündel, meine Pfl-
getochter, ich habe die Pflicht, für ihr Bestes
zu sorgen. Ist sie volljährig, so mag sie nach
Gefallen über sich entscheiden.«

»Volljährig!« sagte Hermann mit einigem
Eifer. »Sie ist jetzt grade sechzehn geworden.«

»Oder seid ihr einig«, fuhr der Oheim kalt-
blütig fort, »so tut, was euch die Gesetze er-
lauben. Es ist vernünftig, daß man das Glück
junger Leute nicht einzig von dem Ja oder
Nein der Väter und Vormünder abhängig ge-
macht hat, denn auch die Alten können sich

irren. Klagt also gegen mich, gebt der Behörde eure Gründe an, ich werde die meinigen beibringen, wir wollen es auf den Spruch des Richters ankommen lassen, und du sollst es dann an der Ausstattung nicht merken, daß meine Einwilligung ergänzt worden ist.«

Hermann verwarf mit Entrüstung diesen Vorschlag. »Niemals«, rief er, »werde ich ein Mädchen, welches ich liebe, in Zwiespalt mit ihrer Dankbarkeit versetzen! Cornelia weiß, was sie Ihnen schuldig ist, und ich bin der Sohn Ihres Bruders. Können wir nicht in Geduld und Harren Ihre Weigerung auflösen, so wollen wir lieber unglücklich sein.«

»Das ist die Jugend«, sagte der Oheim. »Ein wahres Trübsal, daß viele Menschen meinen, das Leben lasse sich auf Empfindungen, Zartsinn und Gefälligkeiten erbaun, denn aus dieser hohen Stimmung entspringen in der Regel grade die gemeinsten Folgen. Man muß mit Verstand zu rechnen wissen, und von sich und andern nie eine andre Maxime erwarten, als die, daß erlaubt sei, was nicht verboten wurde. Dann legt man zu seinem Geschicke einen tüchtigen Grundstein, und das Schö-

ne und Gute findet sich wohl obendrein hinzu. In entgegengesetzter Richtung handeln, heißt an Blütenzweige Zentnergewichte hängen. Du siehst, ich kann auch in meinem Fache zum Dichter werden, wenigstens war dieses, wie mich dünkt, ein passendes Gleichnis.«

Hermann war an das Fenster getreten, um seine Aufregung zu verbergen. Der Oheim stand eine Zeitlang schweigend am Tische, dann ging er zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit dem gutmütigen Tone, der diesem Manne trotz seiner Kälte eigen sein konnte: »Du dauerst mich, armer Narr. Aber sieh; über gewisse Dinge, Verhältnisse und Konjunkturen habe ich nun einmal meine ganz bestimmte Meinung, von der ich nicht ablassen kann, da meine sechzig Jahre sie mir immer bestätigten. So wenig ich meinen Sohn Ferdinand Soldat werden lasse, so wenig ich Cornelien an einen Seefahrer verheiraten würde, so wenig bekommst du sie mit meinem Willen. Die Sünden der Väter sind eine Last für die unschuldigen Kinder; es ist schlimm, aber wer kann es ändern?«

»Entdecken Sie mir denn, was Sie von mir, von meinen Eltern wissen!« rief Hermann. »Was für Gespenster der Vergangenheit schleichen um mich her? Was bedeuteten die Tränen meiner Mutter? die Seufzer meines Vaters? Was sollen die Bilder, Inschriften und Erinnerungsdenkmale, die mich in den Zimmern des Herzogs wie gefährliche Zauberszeichen anstarrten? Reden Sie, ich will alles erfahren.«

»Frage deine Briefftasche«, versetzte der Oheim. »Den Willen meines Bruders habe ich vollstreckt, etwas Weitres fordre nicht von mir. Den Inhalt fremder Geheimbücher verriet kein rechtlicher Kaufmann.«

Er brachte das Gespräch auf einen andern Gegenstand, und fragte Hermann, wann das Fest vorbei sein werde, da er gleich nachher den Herzog zu sprechen wünsche, indem seine Zeit gemessen sei. Jener sagte ihm darauf das Nötige, und eröffnete ihm, daß er von der Herzogin den Auftrag empfangen habe, ihn ebenfalls einzuladen. Er beschwor ihn, dieser freundlichen Frau mit Freundlichkeit zu begegnen. »Wüßten Sie«, rief er, »was für Men-

schen diese, die Sie angreifen wollen, trotz aller ihrer Schwächen und Vorurteile sind. Sie würden in Ihrem grausamen Beginnen wankend werden.«

»Grausam!« versetzte der Oheim einigermaßen empfindlich. »Du gehst mit den Worten nicht eben genau um. Ich will ihnen ja einen Vergleich vorschlagen, und einen billigen. Wir wollen miteinander teilen; sie bleiben dann noch immer reich genug. Ich er zeige ihnen die Ehre, selbst zu kommen, da sie meinen Sachwalter verführt haben. Wie kann man nachgebender, gefälliger sein?«

»Soviel ich von diesem Handel weiß«, sagte Hermann, »ist er der ungereimteste, der sich denken läßt. Sie, der Bürgerliche, werfen dem Edelmann den Flecken seiner Abstammung vor, und wollen aus diesem Grunde, *Sie, ihn* von Haus und Hof treiben. Ein solcher Erwerb, den nur der Widersinn mir zuwerfen könnte, würde mir Grauen verursachen.«

»Gib mir die schönen Güter, das andre will ich tragen«, erwiderte der Oheim. »Habe ich die Rechte gemacht? Bin ich schuld an den Verwicklungen der Zeit? Glaubst du, daß ich

mich wie ein Geier auf die Beute stürze? Kommt es zum Prozeß, und verliere ich ihn, so werde ich an dem Tage, wo ich es erfahre, nicht um ein Haar breit unzufriedener sein, denn ich weiß recht wohl, daß mit den Reichtümern auch die Sorgen wachsen, und daß man nur bis auf einen gewissen Punkt besitzt. Darüber hinaus hat man eigentlich nichts mehr von dem Seinigen. Aber eine günstige Gelegenheit von der Hand schlagen, zu einem Glücke, welches uns gleichsam zugeworfen wird, sagen: ›Geh, ich mag dich nicht‹, das würde ich weder vor mir, noch vor meiner Familie, noch vor den vielen Menschen, die von mir leben, verantworten können. Auch ist es endlich einmal Zeit, daß eine beßere Ordnung in der Welt gestiftet wird. Das Herz blutet einem, wenn man sieht, wie sie mit dem Ihrigen wirtschaften. So erfuhr ich im Vorüberfahren, daß der Herzog einen herrlichen Kalkbruch, der ihm jährlich die sicherste Rente abwerfen würde, aus bloßem Eigensinne nicht aufbrechen läßt. Weil sie nie etwas zu erringen brauchten, so denken sie auch nicht an das Vermehren, kaum an das

Bewahren.

Man spricht so viel von der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes, und wenn sie sich einmal an einem deutlichen Beispiele zeigt, so ist des Verwunders kein Ende. Du weißt es nicht, denn du bist noch zu jung, wie uns andre dieses bevorzugte Geschlecht drückte, peinigete, verdrängte, wie es sein Gift in das Innerste unsrer Häuser spritzte! Ja, mir kann groß zumute werden, wenn ich an manches, was vorgefallen ist, mich erinnere, und nun bedenke, daß ich es bin, der das Messer in der Hand hat, um ...«

Seine Augen blitzten, die hagre Gestalt wurde länger, seine Gebärde hatte etwas Erhabnes. Doch besann er sich, vollendete den Satz nicht, und fuhr in gleichgültigem Tone fort: »Es ist noch nicht so gar lange her, daß wir nur mit dem Beisatze: Bürgercaille, genannt wurden, wenngleich das jetzt schon wie veraltet klingt. Wir Mittelleute haben ein unbeschreiblich kurzes Gedächtnis für unsre Kränkungen, und halten alle Gefahr der Wiederkehr für so entlegen, wie die Sündflut, oder den Untergang der Welt

durch Feuer, obschon manche Zeichen dahin deuten, daß man an tausend Ecken und Orten mittelbarer- oder auch unmittelbarerweise versucht, die Zeit der Junker, ihrer gnädigen Öhme und Basen zurückzuführen. Was mich betrifft, ich will mich wenigstens an meinem Platze bestreben, die alten Feudaltürme und Burgverließe zu sprengen.«

»Vergessen Sie nur nicht«, sagte Hermann, »daß man, wenn man die Hand an dergleichen altes Gemäuer legt, leicht Vipern und Nattern mit aufstört, oder giftige Schwaden entbinden hilft, die einem gefährlich, ja tödlich werden können.«

»Das ist mir zu hoch, und ich verstehe es nicht«, erwiderte der Oheim. »Wir haben aber die Nacht zum Tage gemacht, laß uns wenigstens noch etwas schlafen. Ich möchte sonst morgen bei eurer Lustbarkeit, die mir ohnehin Langeweile genug machen wird, die Augen nicht offenhalten können.«

Zehntes Kapitel

Als der Oheim sich andern Tages ankleidete, bemerkte Hermann, daß ein schwarzer Flor um den Arm lag. »Wen betrauern Sie?« fragte er bestürzt.

»Meine Frau«, versetzte der Oheim ruhig. »Ihr altes Übel hat sie gleich nach deiner Abreise ergriffen und dieses Mal doch überwältigt. Leider war ich zu entfernt, als ich die Nachricht bekam, um noch zur rechten Zeit zur Bestattung eintreffen zu können, ich habe diese Sorge andern überlassen müssen.«

»Großer Gott!« rief Hermann, »und davon sagen Sie mir erst jetzt etwas?«

»Warum denn früher? Du hast sie nur wenige Wochen gekannt, wie kannst du ein Interesse an ihr haben? Leere Beileidsbezeugungen sind mir zuwider. Sie ist schlafen gegangen ein paar Stunden eher, als ich, das ist alles. Mein Platz an ihrer Seite wird mir nicht entstehn. Nun geh nur voran, ich will noch etwas in meinen Papieren lesen; es möchte dir ohnehin bei deinen Gönnern und Beschützern schaden, wenn du in meiner Gesellschaft

erschienest.«

Hermann ging, ganz verwirrt über diesen Mann, von dessen Fassung er nicht wußte, ob er sie für Wirkung der Gefühllosigkeit oder der Seelenstärke halten sollte.

Auf dem Platze vor dem Schlosse kam ihm Wilhelmi entgegen, und rief: »Wo bleibst du? Die Neidharte sind überwunden, unsere Wächter haben sich tapfer gehalten.« Er erfuhr von dem Freunde, daß sich auf einem der Wege, die sowohl zum Schlosse als zum Turnierplatze führten, ein abenteuerlicher Zug gezeigt habe. Große Schlittenkufen, auf Räder gesetzt, rollten, von schellenbehangnen Pferden gezogen und von Harlekinen gefahren, daher. In diesen Gefahren saßen maskierte Gestalten, deren Aufputz eine Mischung aller möglichen Kostüme war. Sie beehrten am Schlagbaume Einlaß, und hielten dazu eine Rede in Knittelversen, deren Sinn ungefähr dahin ging, daß, wo man Anno dann und dann Turnier spiele, Gäste, die im Sommer Schlittenfahrt hielten, gewiß willkommen seien.

Wilhelmi hatte in der Nähe gelauscht, alles

verstanden, und auch leicht die Stimme eines der mißgünstigen Gutsbesitzer erkannt. Der Wächter nahm sich bei diesem satirischen Anfalle ganz vortrefflich. Er tat gar nicht, als ob er den Spruch höre, ließ den Balken des Schlagbaums im Schlosse, und drehte den Schlittenfahrern schweigend den Rücken zu. Auf solche Weise wird die Wirkung jedes Hohns am sichersten vereitelt. Nachdem die Schlittenfahrer noch einige Male ihre Xenie wiederholt hatten, ohne etwas auszurichten, kehrten sie, da sie doch nicht gradezu Gewalt brauchen wollten, um, und versuchten, einen weiten Umweg machend, auf einem andern Punkte einzudringen. Aber auch hier fanden sie einen Schlagbaum und einen Wächter, der dem ersten glich. Es half nichts; sie mußten abziehn und sich in ihrer lächerlichen Verkleidung, hin und wieder von mutwilligen Buben beschrien, durch die Feldmark zerstreun.

Wilhelmi zog Hermann nach dem großen Zimmer des Herzogs, welches im Schlosse nur der Audienzsaal hieß, weil der Fürst darin die vornehmeren Besuche zu empfangen pfleg-

te. Sie fanden ihn, umgeben von dem ganzen Hausstaate, beschäftigt, die Glückwünsche der Versammlung entgegenzunehmen. Er trug seine goldbestickte Generalsuniform, war überaus freundlich, und sagte zu Hermann, als dieser sich ihm mit schicklichen Worten näherte, scherzend: »Nun, heute werden *wir* wohl auch unsre Stallmeisterkünste genugsam zeigen; nicht wahr?« Doch dann sich besinnend, und ehe noch Hermann sagen konnte, daß er dem Feste nur als bescheidner Zeuge beizuwohnen wünsche, maß er unsern Freund von oben bis unten mit den Augen, und flüsterte dann: »Ah so!« – Hierauf gab er ihm huldvoll die Hand, und würde gewiß den Kuß darauf geduldet haben, wenn Hermann einen solchen beabsichtigt hätte. Er rief ihn, Wilhelmi und den Arzt in einen Winkel, und sagte dort zu dem Hypochondristen vor diesen Zeugen: »Ich gedenke auch Ihnen in den nächsten Tagen ein Beispiel zu geben, daß ich nicht an Vorurteilen hafte, und vernünftige Neuerungen geschehen lassen kann. Nur muß alles im Wege der Reform vor sich gehn, und nicht auf tumultuarische Weise.«

– Wilhelmi nahm Hermann nach diesem Erlasse beiseite und sagte: »Er ist doch durch die Entdeckung der alten Rüstungen rein toll geworden. Wie wenig gehört dazu, um in beschränkten Köpfen das bißchen Vernunft gären zu so machen!« – »Ei laß ihn, Lieber!« versetzte Hermann. »Er sieht heute gar zu stattlich aus, und ist ein beneidenswerter Mann!«

Unbeschreiblich reizend war nämlich die Herzogin anzuschauen. Sie hatte mit feinem Sinne einen Putz gewählt, der, obgleich fremdartig und phantastisch, sich doch zu der modernen Kleidung ihres Gemahls harmonisch verhielt. Denn sie wußte wohl, daß dieser nicht zu bewegen sein würde, anders als in seiner eigentlichen Kleidung zu erscheinen. Als Hermann zu ihr trat, sagte sie ihm leise und angelegentlich: »Wir werden Sie nach diesen unruhvollen Tagen noch einige Zeit in der Stille und Einsamkeit hier behalten? Nicht?«

Man wiederholte in diesem vertrauten Kreise die Ordnung des Tages, wie sie beobachtet werden sollte. Die Einladungen waren auf die Mittagsstunde gestellt worden. Auf

dem Georginenplatze, den aber jetzt Schneebälle, Lilien und Maienrosen schmückten, hatte man ein geräumiges Gartenzelt errichtet, unter dem sich die Gesellschaft versammeln sollte. Das Lesekabinett war mit seinen anstoßenden Räumen gleichfalls geöffnet worden, damit für jeden Platz und Freiheit bleibe. Eine Seitenverwandte des Hauses, die man Gräfin Theophilie nannte, sollte die Honneurs machen, bis die fürstlichen Personen eintreten würden. Man hatte sie zu diesem Zwecke ausdrücklich kommen lassen. Herzog und Herzogin wollten erst sichtbar werden, wenn alles versammelt wäre. Nach den Bewillkommungen sollte ein Herold zu Pferde vor dem Zelte erscheinen und das ritterliche Spiel ankündigen. Man hatte die ungefähre Dauer des letzteren berechnet und die Tafelstunde danach auf vier Uhr nachmittags festgesetzt. Gespeist sollte im Ahnensaale werden, wo ein Hufeisen für vierhundert Personen gedeckt war. Um sechs Uhr sollte das Mahl zu Ende sein, und jeder nach Belieben sich umtun dürfen. Als heitre Zwischenunterhaltung waren für die-

sen Zeitpunkt die Ergötzlichkeiten der Leute, das Scheibenschießen, der Hahnenschlag, das Klettern, und was sonst noch daran gereiht war, bestimmt. Im Ahnensaale war unterdessen aufzuräumen, zu erleuchten und alles für den Ball herzurichten, der dort Schlag acht Uhr beginnen sollte.

Jeder der Anwesenden hatte seinen Auftrag; was um so nötiger war, da man, um auch den Leuten möglichst viel Vergnügen zu gönnen, nur den unentbehrlichsten Teil der Hausdienerschaft zur Aufwartung beibehalten und den übrigen erlaubt hatte, an den Volkslustbarkeiten teilzunehmen. Man hatte deshalb von den umliegenden Gütern sich eine Menge fremder Menschen erbitten müssen, deren Dienste immer nicht so zuverlässig erschienen, als die der eignen, vollkommen regelrechten Livree.

Wilhelmi übernahm es, den Wagenzug vom Gartenzelte nach dem Turnierplatze zu ordnen, der Arzt wollte für Aufrechthaltung des Ballreglements Sorge tragen; was Küche und Keller betraf, so konnte man sich in dieser Hinsicht auf den Haushofmeister verlassen,

der ein sehr sichrer, gewandter Mann war. Hermann endlich hatte sich das im stillen wirkende Amt des Ordners bei dem Festspiele selbst erbeten.

Unter diesen Besprechungen war es Mittag geworden, und man konnte die Gäste erwarten. Verlangend sahen Herzog, Herzogin und die bei ihnen im Audienzsaal Verbliebenen nach der Allee vor den Toren des Schlosses, in welche sämtliche Wege, die zu demselben führten, einmündeten. Nichts erschien, nur die Stäubchen wehten im Sonnenscheine. Die roten und gelben Fahnen mit den Wappen des Herzogs, auf den Spitzen der Pavillone, flatterten über den Stauden des Parks, Trompeten und Pauken ließen sich von dort hin und wieder in ungeduldigen Fanfaren hören, am Gartenzelte harrten der Haushofmeister und die Dienerschaft mit den bereiteten Erfrischungen, aber kein Wagen, kein Reiter, kein Fußgänger wollte erscheinen, Straße, Hof und Park waren wie ausgestorben.

Nachdem man so länger als eine Stunde vergebens gewartet und alle Möglichkeiten in Vermutungen über den Grund dieses auf-

fallenden Zögerns erschöpft hatte, sah man plötzlich einen bunten Jockei atemlos und bestürzt auf den Hof gelaufen kommen. »Zu Hülfe!« rief der Knabe, »wir können nicht hinein! Auch ich habe mich nur mit genauer Not so durchgeschlichen.«

Auf der Stelle stieg Hermann zu Pferde, und ritt dem Knaben nach, der den Weg einschlug, auf welchem die meisten der Besuchenden kommen mußten. Dieser Weg lief zwischen hohen Erdwänden hin, und war, etwa eine kleine halbe Stunde vom Schlosse, durch einen der Schlagbäume gesperrt worden. An letzterem nahm nun Hermann das lächerlichste Schauspiel wahr. Jenseits des Schlagbaums hielt eine unabsehbare Reihe von Wagen und Reitern, von denen die vordersten mit heftigen Reden die Erhebung des Balkens begehrten; diesseits stand der Wächter, unbeweglich, ungerührt, und drehte der ganzen Gesellschaft den Rücken zu.

Bald hatte Hermann die Erklärung dieses Auftritts vernommen. Der Wächter hielt sich streng an seine Instruktion, welche ihm verbot, Leute von fremdartigem Ansehn durch-

zulassen. Er meinte, die Worte des Befehls auch auf den Zug der Eingeladnen anwenden zu müssen, von denen die meisten in ungewöhnlichem Anzuge erschienen. Vergebens waren alle Deutungen und Bedeutungen gewesen, der Wächter schwieg und behielt den Schlüssel in der Tasche. Da nun der Weg, wie wir ihn beschrieben haben, durchaus keine Umgehung gestattete, und der Wächter einigen Bedienten, die unter dem Balken durchkriechen wollten, um im Schlosse das Hindernis zu verkündigen, mit unzweideutiger Gebärde seinen Spieß vorhielt, so sah sich der ganze Reigen eine geraume Zeit lang in der seltsamsten Lage, und wie im Zustande des Banns vor einem verzauberten Kastell, bis es jenem gewandten Knaben glückte, vorbeizuschlüpfen.

Verdrießlich über die Dummheit des Wächters, entriß Hermann ihm den Schlüssel, machte am Schlage des vordersten Wagens den Damen schickliche Entschuldigungen und erbat sich einige berittne Diener, die er sofort nach den andern Schlagbäumen abfertigte. Wirklich war diese Vorsorge nötig ge-

wesen, denn überall trafen die Boten auf die nämliche Szene. Die Wächter hatten sämtlich in der Überzeugung gestanden, daß an solchen Tagen eine buchstäbliche Auslegung der Gesetze die sicherste sei, und nach diesem Grundsatz verfahrend, Ritter und Edelfrauen abgesperrt.

Überhaupt schien ein schalkhafter Kobold an diesem Morgen die Sinne der Menschen zu betören. Der so kluge und einsichtsvolle Haushofmeister hatte im Strudel seiner Geschäfte gänzlich vergessen, daß der eine Flügel schon von den frühzeitig eingetroffenen Besuchern erfüllt war, und in der Absicht, verwahrt zu halten, was nicht auf der Stelle benutzt werden sollte, die große Türe desselben verschließen lassen. Bei solchem Zudrange eine an sich löbliche Vorsicht!

Nun vernahm der Herzog, während Hermann bei dem Schlagbaume beschäftigt war, von der Seite jenes Flügels her, ein donnerartiges Getöse, schickte hin, und hörte, daß ein Teil der Gäste dort ebenfalls versperrt sei, welcher sich mit trommelnden Händen und Füßen abmühe, Erlösung aus dem Ker-

ker zu gewinnen. Der Haushofmeister war nicht gleich zu finden, und so mußten jene noch eine ganze Weile hinter Schloß und Riegel verharren.

Blitzschnell war Hermann vom Schlagbaume zurückgesprengt, und hatte dem Herzoge das dort Vorgefallne gemeldet. Dieser ließ, um das Gedränge vor der Allee zu hindern, verschiedne Seitenwege durch Wiesen und Baumgärten öffnen. Auf einmal verwandelte sich nun die bisherige Einsamkeit in das Getümmel des regsten und buntesten Lebens. Durch die Allee, über Wiesen und Baumfleckchen von allen Richtungen her, rollten glänzende Equipagen, trabten geschmückte Reiter auf kräftigen oder zierlichen Tieren heran. Barette, Henriquatres, Sammetmäntel von allen Farben, Unterkleider von schneeweißer Seide, gelbe oder rote Stiefelchen, goldne Sporen hoben manche jugendliche Gestalt trefflich hervor. In den Wagen klopfen die schönsten Busen unter Gold, Atlas, Spitzen und Stickerei, blitzten die anmutigsten Augen unter wehenden Reiherfedern, während ehrwürdige ältere Herrn und Damen in Sil-

bergrau, Braun und Schwarz, gewissermaßen den dunkeln Grund bildeten, auf welchem die Blumen des Festes wuchsen. Dazu die scharlachnen Hauptgestelle der Pferde, das weiße und rote Sielenzeug, die galonierten Livreen der Kutscher und Diener! Kurz, als auch die Flügeltüre ihre geputzten Gefangnen hervorge lassen hatte, als die Wege von den Herbeieilenden zurückgelegt worden waren, so gab es im Schloßhofs ein Gewimmel von Farben, Figuren, von Glanz und Schimmer, welches würdig zu beschreiben, eine geschicktere Feder, als die unsrige ist, kaum vermöchte. Abstechend nahmen sich gegen die Gestalten des Mittelalters freilich die neuen Uniformen der Offiziere, und die schlichten Röcke der Bürgerlichen aus, aber auch diese Kontraste erhöhten nur den mannigfaltigen Reiz des Anblicks.

Da die Zeit über die Gebühr vorgerückt war, so säumten die fürstlichen Personen nicht, im Gartenzelte zu erscheinen, als sie meinten, daß dort alles sich zusammengefunden haben würde. Bei ihrem Eintritte entstand ein fröhlicher Tumult; man drängte

sich um sie, verneigte sich, begrüßte sie. Der Scharfblick der Herzogin hatte bald wahrgenommen, daß die Gattinnen und Töchter der Honoratioren aus der Stadt sich unter so vielem Sammet und so glänzender Seide in ihren weißen Batistkleidern etwas verlegen fühlten, während die Männer und Väter eher trotzig und herausfordernd vor den gleißenden Rittern standen. Mit bezaubernder Freundlichkeit wandte sie sich vorzugsweise an jene Frauenzimmer, und hatte wirklich in kaum fünf Minuten jeder eine Artigkeit gesagt, so daß alle, wie neugeboren, Luft schöpften.

Inzwischen bemerkte der Herzog den Oheim, der, grau gekleidet, mit Schnallenschuhn, wie er sich immer zu tragen pflegte, im Lesezimmer stand, und ein eifriges Gespräch mit einigen der prächtigsten Paladine führte, deren Geschäftsfreund er war. Sobald er konnte, ging der Fürst dorthin. Der Kaufmann trat ihm einige Schritte entgegen und sagte bescheiden: »Es tut mir leid, daß ich von dieser Festlichkeit früher keine Kunde bekam, ich würde Ew. Durchlaucht sonst meinen Anblick erspart haben, der grade heute

Denenselben nicht angenehm sein kann.« –
»Warum das!« versetzte der Herzog im besten Ton und reichte dem Kaufmann die Hand.
»Jedes Ding hat seine Stunde. Heute das Vergnügen, morgen die Arbeit; auf beides bin ich gefaßt.«

Trompeten schmetterten; ein Herold kam geritten und sagte folgenden Spruch her:

Die Bahn ist abgesteckt, die Fahnen
wehn;
Wohlauf ihr Kavaliers reinen Bluts!
Wer einen Degen läßt zur Seite sehn;
Der gebe Zeugnis auch des Ritter-
muts!

Hierauf wurden die Damen wieder zu den Wagen geführt, die Herrn sahn nach ihren Rossen. Ein prächtiger Sechsspänner fuhr vor, in den der Herzog mit seiner Gemahlin sich setzte. Wilhelmi ordnete die Reihenfolge des Zugs. Die Bürgerlichen gingen zu Fuß voran. An einem Kreuzwege schwenkten die Carousselreiter ab. Alles war in der größten Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Die kleinen Neckereien des Zufalls, wel-

che vorangegangen waren, hatten die Stimmung erhöht und leidenschaftlicher gemacht. Von den Wagen flogen zärtliche Blicke nach manchem der schmucken Reiter. Das Fest begann.

Eilftes Kapitel

Um den großen, mit Sand reinlich belegten Platz liefen auf zierlichen Bogenstellungen die Sitzreihen für die Zuschauer von Stände. Man hatte dem Holzwerke eine muntre Färbung, gelb und braun, gegeben, Behänge von rotem Tuch, mit goldnen Fransen gesäumt, deckten die Brüstungen. In der Mitte dieses Amphitheaters bezeichneten bessere Stoffe, ein Baldachin, und das große, im schwersten Zeuge gestickte Wappen des Herzogs den Ehrenplatz. Zu demselben bis dicht unter die Brüstung führten vom Grunde aus tuchbelegte Stufen. Hier sollte die Königin der Schönheit und Minne auf einem thronartigen Sessel Platz nehmen, auf etwas niedrigeren Lehnstühlen neben ihr zu beiden Sei-

ten wollten Herzog und Herzogin sitzen. Zierliche Pagen in Blau und Silber standen hinter Thron und Lehnstühlen, und hielten auf weißen goldgestickten Atlaskissen die Ehrengeschenke, welche die geschicktesten Ritter aus den Händen der Königin als Dank empfangen sollten. In der Auswahl dieser schönen und kostbaren Sachen hatte die Herzogin ihren ganzen Geschmack bewiesen.

Auf ihre Veranlassung, durch Wilhelmis und anderer Vertrauten Bemühungen war bunte Reihe gestiftet worden, die verschiedenen Stände, Gäste in und ohne Kostüm, saßen gemischt untereinander, ja sie selbst hatte ein gutes blödes Kind, welches ängstlich nach einem freien Platze umherschaute, auf einen Sessel in ihrer Loge genötigt.

Neben dem Kaufmann saß der Enterbte, der an dem Caroussel keinen Anteil nehmen wollte, und mit allerhand spitzigen Bemerkungen halblaut um sich warf.

Dem herzoglichen Sitze grade gegenüber leuchtete der große, geräumige Pavillon von roter und gelber Leinwand, unter welchem sich die Kavaliere zu Roß versammelt hielten.

Die Wappen des Herzogs und der Herzogin standen gepaart auf beiden Seiten der breiten Öffnung, behütet von kräftigen Schildhaltern.

Als alles sich gesetzt hatte, richtete sich jeder Blick nach dem Pavillone. In diesem war ein kleiner Verzug entstanden. Unterwegs hatte sich nämlich, Hermann wußte selbst nicht wie? ein Ritter zu den übrigen gefunden, welcher eine halbe Larve vor dem Gesichte trug. Sein Putz überstrahlte an wilder Pracht den der andern weit, ebenso auffallend erschien sein Tier. Als man ihn fragte, wer er sei, antwortete er, er nenne sich den Neffen des Enterbten. Im Pavillon verlangte Hermann, daß jener sich demaskieren solle, welches höflich aber bestimmt verweigert ward. Hermann wußte nicht recht, wie er sich hiebei zu benehmen habe, während er aber noch zaudernd stand, ertönte der erste Trompetenstoß, und nun war keine Zeit zu verlieren. Um kein Aufsehn zu erregen, und in der Meinung, daß hier ein artiger Scherz beabsichtigt werde, reihte er den Neffen des Enterbten eiligst bei dem letzten Gliede ein,

während die Trompeter schon aus dem Pavillon ritten.

So breit war die Öffnung des letztern, daß mit Bequemlichkeit sechs Mann hoch ausgeritten werden konnte. Voran zogen zwölf Trompeter und Pauker, ihre Instrumente mit schwerem Silberzeug verziert. Hinterdrein folgte der Herold, in der Rechten eine große Pergamentrolle haltend. Nach ihm ritten in vier Zügen vierundzwanzig Kavalier mit entblößten Schwertern. Dieser herrliche und glanzvolle Aufzug bewegte sich unter den Tönen eines triumphierenden Marsches längs der Umschränkungen des Platzes hin. Als er vor dem Balkone des fürstlichen Paares angelangt war, senkten die Kavalier die Schwerter, schwieg die Musik, entfaltete der Herold die Pergamentrolle. Er verlas die Namen der Edelleute, und erbat für sie von dem Burgherrn und der Burgfrau Vergunst, ritterlich Wesen sehn lassen zu dürfen. Die Herrschaften neigten sich gewährend, der Zug setzte seine Runde fort. Nach deren Vollendung zogen sich die Kavalier wieder in den Pavillon zurück, Trompeter und Pauker aber

schwenkten ab, und ritten unter dem Balkone der Herrschaften auf.

Nunmehr war es an der Zeit, zu der Wahl zu schreiten, welcher alle schönen Busen mit gerechter Bewegung entgegenschlugen. Ein andrer Herold in Friedenskleidern, einen Kranz in den Haaren, kam geritten, hielt in der Mitte des Platzes, und rief mit lauter, verständlicher Stimme:

Wann wird der Dank zum lieblichen
Gewinne?

Wann ihn die Kön'gin beut der Schön-
heit und der Minne!

Wem ziemt die Wahl? *Den* Schönheit
setzt in Qual;

Wohlauf, ihr Herrn! Erkiest sie allzu-
mal!

Die Herzogin hatte nämlich, um Neid und Eifersucht möglichst zu entfernen, beschlossen, dem Zufall das Amt aufzutragen. Jeder Herr sollte auf ein elfenbeinernes Täflein den Namen derjenigen schreiben, welcher er die Würde zudachte. Aus diesen Täflein, in eine Urne geworfen, sollte dann Damenhand das

beglückte Los ziehn. Anfangs hatte sie sich hiebei ganz auf den Takt der Anwesenden verlassen zu dürfen geglaubt, bei der nunmehr doch sehr gemischten Natur der Gesellschaft waren aber den beiden Edelknaben, welche die Stimmen einsammeln sollten, geheime Anweisungen erteilt worden, und wir dürfen wohl verraten, daß bei dieser Gelegenheit der Unterschied der Stände scharf im Auge gehalten wurde.

»Was bedeutete der Spruch jenes Menschen?« fragte der Kaufmann seinen Nachbarn. »Nichts«, versetzte der Enterbte, »er drehte sich, wie das ganze Fest, um nichts.«

Die beiden Edelknaben, der eine mit den Täflein, der andre mit der Urne näherten sich ihnen. »Ich wüßte keine, der ich die Palme gönnte«, sagte der Enterbte; »geschwind, alter Herr, fällt Ihnen kein Mädchename bei?« Der Kaufmann erwiderte: »Meine Bekanntschaft unter dem jungen Frauenzimmer ist auch sehr schwach, ich kenne fast niemand außer meiner Tochter Cornelia.« – »Bravo!« rief der Enterbte, schrieb und warf sein Täflein in die Urne.

Nachdem die Knaben den Umgang gemacht hatten, erhob der Herold wieder seine Stimme und rief:

Die Lose ruhn verhüllt! Von Frauen-
hand
Wird nun in des Geschickes Dienst ge-
zogen,
Und glücklich, die der zarte Finger
fand!
Die andern doch sind auch nicht ganz
betrogen.
Ob sie auch fern vom Thron des Festes
blieben,
Ein Herz beherrschen sie; des, der sie
aufgeschrieben!

Diese Wendung fand allgemeinen Beifall. Man wiederholte sie lachend und scherzend; die anmutigsten Gesichter mußten die meisten Neckereien anhören. Ein alter lustiger Herr sagte: »Dies ist sonach die wahre Republik Polen, wo jeder, wenn er auch nicht zum Zepter gelangte, im stillen sich dazu berechtigt fühlte. Ich fürchte nur«, setzte er lauter hinzu, »die Erwählte wird ein noch angefocht-

neres Regiment haben als jene Sarmatenkönige.«

Der Edelknabe mit der Urne bog sein Knie vor der Herzogin. Sie wies ihn an die vornehmste Dame nach ihr, welche in ihrer Nähe saß. Diese, eine hohe, majestätische Gestalt, erhob sich, gebot, die Lose in der Urne umzuschütten, griff hinein, zog ein Täfelchen hervor, las und verwunderte sich. »Ich finde hier nur den Namen Cornelia aufgeschrieben«, sagte sie zur Herzogin. »Wer ist diese Cornelia? Gebe Gott, daß nicht mehrere dieses Namens hier anwesend sind, sonst wird es eine schwierige Entscheidung geben.«

Der Herold, welcher aufmerksam nach dem Namen hingehorcht hatte, fiel mit dem auf das Stichwort vorbereiteten Spruche ein: »Cornelia ist zur Königin der Minne und Schönheit erwählt worden. Ihr Edelfräulein, geleitet die Königin zum Throne!« Ein jauchzender Tusch der Trompeten und Pauken bekräftigte diesen Ruf.

Die vier jungen Mädchen, welche von der Herzogin zu Ehrendamen bestimmt worden waren, traten hinter ihr Tabouret, und sahen,

der Anweisung bedürftig, auf sie. Ein Murmeln lief rings um die Tribünen, man fragte nach der ausgerufenen Dame, man überzeugte sich bald, daß sie nicht zur Stelle sei. Die Herzogin, das Täfelchen von der andern empfangend, spielte verlegen damit und befand sich in grausamer Unschlüssigkeit. Der Herzog nahm es ihr aus der Hand und sagte mit gehaltnem Tone, deutlich, daß seine Worte über den ganzen Platz hin vernommen wurden: »Da die Königin des Festes, wie es scheint, abwesend ist, so ersuche ich meine Gemahlin, ihre Stelle zu versehn. Vielleicht ist diese Gestalt der Wahl die richtigste, denn das Höchste soll uns ja eigentlich immer fern und unsichtbar bleiben. Ich erkläre hiemit im Namen der unbekanntten Schönheit den Thron für besetzt, und bitte, das Spiel zu ihrer Ehre anfangen zu lassen.«

Er legte das Täfelchen auf den Thron. Die Ehrenfräulein setzten sich auf Sessel an den Stufen desselben. Die Herzogin behielt ihren Platz, und blickte zerstreut vor sich hin. Auch ihm sah man an, daß er eine kleine Bewegung niederzukämpfen hatte.

Was Hermann betrifft, der von dem Vorfalle durch einen aufmerksamen Zuschauer unterrichtet worden war, so möchte es schwer sein, seine Stimmung genügend zu schildern. Es war ihm, als blicke er durch ein Kaleidoskop, worin sich unscheinbare Kleinigkeiten zu glänzenden Figuren verbinden. Diese deuten auf Gestalten der Wirklichkeit hin, und sind sie doch nicht.

Zwölftes Kapitel

Schon bei den Quadrillen, die zuerst abgeritten wurden, hatte sich die Aufmerksamkeit bald vorzugsweise dem Verlarvten zugewendet. So gut die übrigen, von tüchtigen Stallmeistern eingeübt, ihre Sachen in Schwenkungen und Volten machten; dem Verlarvten kam keiner gleich oder nur nahe. Das Stauen über seine Geschicklichkeit war um so größer, als er dieselbe durch den Gegensatz noch zu heben wußte. Denn anfangs hatte er wie im Schläfe auf seinem Tiere gehangen und war nur so mitgezuckelt, hatte auch wohl

zum Sattelknopf seine Zuflucht genommen, so daß schon mancher über den Ritter von der schneiderhaften Gestalt zu lachen begann. Auf einmal aber rückte er sich zurecht, alle Muskeln schwollen von kräftigem Fleische, er ritt nicht mehr, er schwebte auf dem Gaule, seine Hand spielte mit dem Zügel, er führte die seltensten Kunststücke so edel-nachlässig aus, als seien sie eigentlich noch unter seiner Würde. Hierauf gefiel es ihm denn auch wohl wieder, zur großen Erlustigung besonders der Leute aus dem Volke, die unter den Bogen der Tribünen, hinter den Schranken zusah, in den anfänglichen Schneidertrab zu verfallen, und so fesselte er die ganze Versammlung in Lachen und Bewunderung an sich. Was das Merkwürdigste war, sein Tier, eine katzenartig gezeichnete, lange Schecke, die aus tückischen, leuchtenden Augen schaute, schien mit dem Herrn völlig eins zu sein. Wurde er über ihr zum Schneider, so wurde das Tier unter ihm zur Mähre, ließ die Ohren hängen, senkte den Kopf, und tat, als ob es lahme. Sobald dagegen der Reiter er selbst sein wollte, tanzte es wie ein Hirsch, flog es wie ein Vogel.

Besonders entzückt über diese Künste war ein alter Landedelmann, der einen Teil seiner Jugend in Großbritannien zugebracht hatte, und alles Pferdewesen leidenschaftlich liebte. Dieser Mann hatte bis dahin seine Nachbarn mit der unaufhörlich wiederholten Erörterung der Frage, was doch wohl aus ihnen allen hätte werden sollen, wenn die Schlagbäume nicht gehoben worden wären? gepeinigt, als die Freude über den Verlarvten jene Untersuchung niederschlug. Er lehnte sich mit beiden Armen auf die Brüstung, klatschte unmäßig, rief einmal über das andre: »Bravo!« und schwor, er müsse nach dem Caroussel mit jenem Brüderschaft trinken. »Wenn ich nur wüßte, aus welcher Familie er ist«, sagte er. »Aus unsrer Provinz kann er nicht sein, denn hier sitzen sie doch im Grunde alle wie die Mehlsäcke zu Pferde, er muß von mecklenburgischem Adel sein, er macht wahrhaftig Sachen, wie ein englischer Bereiter.«

Nach den Quadrillen, welche die Musiker mit den ausgesuchtesten Märschen begleiteten, entstand eine kleine Pause. Knappen in grün- und weißgestreiften Wämsern richte-

ten die bewimpelten Pfähle mit den Ringen auf, nach welchen nun das Stechen beginnen sollte. Eine große Walze wurde angewendet, den von den Hufritten der Pferde aufgewühlten Sandgrund wieder festzudrücken, unter dem Pavillone verschnauften die Kavaliers und ihre Rosse.

Der Enterbte war von der Tribüne herabgekommen, trat in den Pavillon, und Hermann sah, daß er mit dem verlarvten Neffen beiseite trat. Eine gewisse Vermutung machte ihn auf den Inhalt des Gesprächs neugierig, er wußte sich scheinbar unbefangen den beiden zu nähern, und konnte wenigstens einige Worte von ihren Reden vernehmen. »Macht es nicht so auffallend«, sagte der Enterbte zum Neffen, »es kommt sonst aus, und wir werden um unsern Spaß gebracht.«

»Herr Baron«, versetzte der Neffe in einem rauhen, holprichten Dialekte, »ich nehme mir es auch vor, aber wer kann wider die Natur?«

Die Kavaliers begannen das Ringelstechen; mancher Ring blieb auf den Degen sitzen, mancher flog auch, von ungeschicktem Stoße berührt, in den Sand. Der Verlarvte schi-

en anfangs die Warnung des Enterbten beachten zu wollen, er zeichnete sich nicht aus, fehlte, traf, wie es kam. Auf einmal aber war es, als ob in ihn wieder ein übermütiger Geist führe. Denn plötzlich ritt er bei dem Baume vorbei, und stach, diesem den Rücken zukehrend, mit einer sichern Bewegung nach hinten zierlich den Ring ab. Das war noch wenig. Das nächste Mal warf er den Degen nach dem Ringe, traf ihn, und fing den Degen in der Luft auf. Es war gut, daß hiermit dieser Teil des Festes zu Ende ging, denn wer weiß, welche Streiche noch sonst zur Gemütsergötzung der Zuschauer verübt worden wären.

Sobald der Zug wieder im Pavillone war, nahm Hermann den geschickten Reiter beiseite, und befahl ihm geradezu, sich zu entlarven. Die bestimmte Mahnung setzte den Menschen aus der Fassung, er nahm die Maske ab und ein braunes, verbranntes Gesicht erschien unter dem Barett. »Sie sind gedungen, unsrem Feste zum Hohne zu gereichen!« redete ihn Hermann hart an. »Verfügen Sie sich zu Ihrer Gesellschaft, bei der die Künste, welche Sie üben, für Geld zu sehen sind.

Fort!« – »Mein Herr«, versetzte der Mensch, welcher zu ebner Erde so verlegen war, als er im Bügel sich keck erwiesen hatte, »ich wollte es nicht gern tun, denn ich fürchtete mich vor Rüge und Bestrafung, aber der Herr Baron setzten mir so lange zu, daß ich mich endlich bewegen ließ.« – »Und was war die Absicht bei diesem Possenspiele?« fragte Hermann. »Ich sollte«, antwortete der andre, »nach dem Caroussel vor der Frau Herzogin hinknien, und die Geschenke empfangen, die der Herr Baron dann von mir haben wollte. Was weiter im Werke war, kann ich nicht sagen, wir reisen schon morgen fort.«

Hermann nötigte den falschen Ritter auf sein Kunstpferd, und begleitete ihn noch einige hundert Schritte, um gewiß zu sein, daß er sich entferne. Als er umkehrte, begegnete ihm der Enterbte auf halbem Wege. Dieser sah dem abziehenden Kunstreiter nach, und sagte dann mit giftigem Blicke: »Sie tun ja, als ob Sie hier Herr im Hause wären.«

»Mein Auftrag geht dahin, reine Bahn zu halten«, versetzte Hermann. »Ich hätte nicht übel Lust, den Oheim dem Neffen folgen zu

lassen. Das ist auch etwas, worin wir die Wilden unleugbar übertreffen, daß wir uns an jemandes Tafel, Hohn und Schimpf im Herzen, niederlassen können.«

Er wandte ihm den Rücken und ließ ihn stehn. Eine laute Fanfare von Trompeten und Pauken verkündete das Ende des dritten Teils, des Stechens nach dem Türkenkopfe, welches inzwischen vor sich gegangen war, und das Caroussel beschließen sollte. Die Kavaliere waren abgestiegen und standen, des Danks gewärtig; die Pferde wurden von der Bahn geführt. Die Herzogin saß unruhig, eine Träne im Auge, da. Sie fürchtete, jeden Augenblick den Verlarvten wieder hervortreten, und sich mit unter die Dankbegehrenden stellen zu sehn. Sie wußte nicht, wer dieser Mensch sei, aber ihr weibliches Ahnungsvermögen sagte ihr, daß er ihr und ihrem Feste Schlimmes bedeute.

Hermann eilte, was er konnte, und trat atemlos hinter ihren Lehnstuhl. Er flüsterte ihr zu, daß der Störer entfernt sei, und nannte ihr diejenigen Edelleute, welche nach seiner Meinung sich am besten gehalten hatten.

Die Geschenke, bestehend in goldnen Pokalen, damaszierten Ehrendegen, prachtvollen Schärpen und kostbaren Ringen, wurden verteilt. Auch wer keinen Dank empfing, wurde doch mit einer zierlichen Schleife, welche die verschlungenen Namen des Herzogs und der Herzogin zeigte, geschmückt. Alles dieses geschah bei Pauken- und Trompetenschall im Namen der abwesenden Königin.

Die Versammlung erhob sich. Nach dem Verlarvten wurde einige Augenblicke lang gefragt, dann vergaß man ihn. Nur der alte Landedelmann war untröstlich, als er erfuhr, daß dieser Paladin sich entfernt und dadurch seinen Umarmungen entzogen habe. Er verfiel darauf wieder in das Gespräch von den Schlagbäumen, solange er einen Zuhörer finden konnte.

Man wollte nicht fahren, im Gehen meinte jeder sich mit denen, die er am liebsten mochte, besser zusammenzufinden. Alles wanderte in buntem Gewimmel nach dem Speisesaale.

Sobald die Gesellschaft den Platz verlassen hatte, stürzte eine Menge Knaben aus dem Volke herbei und raffte auf, was an Federn,

Schlangenköpfen und sonstigen Kleinigkeiten umherlag. Hermann nahm eine Bandschleife, welche, von der Hand der Herzogin berührt, liegengeblieben war, und wollte sie als Erinnerungszeichen verwahren. Da sah er die verschlungenen Namen und warf sie mit einer schneidenden Empfindung weg. Die Knaben rauften sich um das leichte Zeichen; bei dem Ziehn und Zerren zerriß es.

Was den Herzog betrifft, so hatte dieser nach Beendigung des Caroussels ganz freundlich seine Gemahlin gefragt, wann denn nun das Turnier beginne? In der Verwirrung der vorangegangnen Tage war man nämlich, wie dergleichen wohl vorzufallen pflegt, völlig vergessen gewesen, die Hauptperson von der Umändrung des ursprünglichen Festplans etwas wissen zu lassen. Er wunderte sich daher nicht wenig, als er hörte, daß die Sache schon vorbei sei, und dasjenige ausbleibe, worauf er sich eigentlich gefreut hatte.

Dreizehntes Kapitel

Indessen rauschte das Fest unaufhaltsam weiter. Ein kostbares Mittagsmahl war eingenommen worden, die Gesellschaft zerstreute sich in Sälen, Zimmern, Lauben, Gartengängen. Während ein Teil der älteren Herrn ein frühzeitiges Spiel begann, andre da und dort ihr Nachmittagsschläfchen abhielten, die Matronen und die Frauen in gewissen Jahren, ernsthaft mit der Kritik des Vorfallenden beschäftigt, umhersaßen, verirrte sich so manches zärtliche Pärchen seitab in die entlegensten Teile des Parks. Es gewährte einen bunten und fröhlichen Anblick, die vielen fremdartig geschmückten Gestalten wie Blumen aus dem Grün der Gebüsche und Baumgruppen hervordringen zu sehen.

Hermann hatte sich zu einer großen Gestalt von außerordentlicher, wengleich verblühter Schönheit hingezogen gefühlt. Es war die Theophilie, welche die Herzogin zu ihrem Beistande hatte kommen lassen, die Schwester jenes toten Veters. Ungeachtet des Streit, welcher die beiden Agnaten entzweit,

stand sie mit dem Herzoge in einem freundschaftlichen Verhältnisse. Sie waren einander an Höfen und in Bädern begegnet, und man hatte selbst einmal vorlängst von einer gegenseitigen Neigung gesprochen.

Hermann erfuhr von ihr, daß sie in dem Schlosse ihres Bruders, welches nun seinem Oheim gehörte, wohne. »Wie kam es, daß ich Sie dort während meiner Anwesenheit nicht gesehen habe?« fragte er.

»Es geziemt einer alten Hofdame, in ihrer Zelle zu verbleiben«, sagte sie. »Mein Bruder machte sich bei dem Verkaufe einen Teil der Schloßzimmer aus, und nahm mich in den Vertrag mit auf. Dort lebe ich für mich und hüte meine Erinnerungen. Man muß der Welt den Korb geben, bevor sie ihn uns gibt. Übrigens sind wir wie wohlgestellte Uhren. Sobald man uns aufzieht, gehn wir wieder. Ich war seit zehn Jahren nicht in großer Gesellschaft gewesen und meinte, alles vergessen zu haben, was zum guten Tone gehört, aber meine Cousine hat mich aufgezogen und siehe da, die stehngebliebne Uhr geht noch, denn ich machte, wie mich dünkt, nach allen

Formen die Honneurs.«

Der Oheim kam ihnen entgegen, gedankenvoll vor sich hinsehend. Sobald er Theophilien erblickte, verfärbte er sich, und wendete sich, ohne zu grüßen, kurz um.

»Verzeihen Sie ihm«, sagte Hermann betreten, »er ist so kurzsichtig.« – »Nicht doch«, erwiderte sie lächelnd, »er hat mich recht wohl erkannt. Wissen Sie, daß Ihr Oheim ein Geisterseher ist?«

»Diese Eigenschaft hätte ich nicht an ihm vermutet«, erwiderte Hermann.

»Doch. Er ist so ein Sonntagskind, d.h. in Beziehung auf mich. Er sieht neben mir immer allerhand graue, schwarze, schalkhafte, tückische Geister. Kennen Sie die Geschichte vom Müller bei Potsdam?«

»Welches Kind kennt sie nicht!« rief Hermann.

»Nun, ich bin der Müller bei Potsdam. Tausende gäbe Ihr Oheim hin, wenn ich weichen wollte, aber ich bleibe in meinem Rechte wohnen. Das ist alles nur Scherz«, fügte sie in einem schneidenden Tone hinzu. »Ihr Oheim sollte meinen Blick vergessen, der ihn so er-

schreckte, als ihm mein Bruder aus freien Stücken die Zession gab, denn hin ist hin, und tot ist tot!«

Ein Schwarm junger Mädchen näherte sich, lachend und schwatzend. Sie ließ ihn stehn, und lachte und schwatzte mit den Mädchen. Er versuchte noch einige Male, ihr nahe zu kommen, um die Erklärung ihrer spöttisch-geheimnisvollen Worte zu vernehmen, sie wich ihm aber aus, und er hatte über eine neue Verwicklung aus früherer Zeit nachzudenken.

Inzwischen waren die Lustbarkeiten der Bürger und Bauern begonnen worden. Auf einer grünen geräumigen Wiese, unfern des Turnierplatzes erhoben sich Schaukeln und Kletterbäume; zu beiden Seiten waren Schießstände abgesteckt, einer für das Armbrust-, der andre für das Büchschießen. In der Mitte des Plans stand eine große Bretterbude zum Tanzen, Würfeln und Spielen.

Die ganze Wiese war von fröhlichen Menschen bedeckt. Knaben und Mädchen schwebten in den Schaukeln, junge Bursche fielen

von den Kletterbäumen, ohne sich weh zu tun. Auf der einen Seite schwirrten Pfeile nach dem Vogel, auf der andern flogen Kugeln nach der Scheibe.

Besonders tat sich der alte Erich mit der Büchse hervor. Er schoß fast jedesmal ins Schwarze, und hatte schon manchen schönen Preis erbeutet. »Wenn Ihr so fortfahrt, wird für uns nicht viel übrigbleiben«, sagte ein Schütze zu ihm. »Der Hauptschuß steckt noch im Laufe«, versetzte der Alte.

»Trinkt nur nicht so viel«, sagte der andre zu ihm. »Bedenkt Euer Alter. Ihr habt schon zweimal soviel zu Euch genommen, als wir.«

»Meine Seele dürstet nach Kraft wider die Ungerechten!« rief Erich und leerte einen ganzen Krug des Getränks, welches an den Schießstätten in reichem Maße aufgefahren war. Die Augen des Alten glühten, seine Finger bewegten sich unsicher; gern hätte man ihm das Gewehr weggenommen, wenn dies in seinem Zustande nicht noch gefährlicher gewesen wäre.

»Es ist nur zu verwundern, daß er in *der* Beschaffenheit so gut trifft«, sagten einige der

Umstehenden. »Er muß es mit jemand haben«, sprachen andre, »denn er murmelt beständig von dem Fürsten der Finsternis, den er vertilgen wolle. Ist er von einem beleidigt worden?«

Der Herzog erschien mit seiner Gemahlin. Eine Menge der reichgeputzten Gäste hatte sich schon vorher eingefunden und unter die Volksgruppen gemischt, deren Lust immer stürmischer emporloderte. Junge Herrn setzten sich zu den schmucken Bauermädchen in die Schaukeln; die Herzogin war, begleitet von einigen Edeldamen, nach der Bretterbude gegangen, und hatte dort mit älteren Leuten aus dem Dorfe ein herablassendes Gespräch angeknüpft. Der Herzog stand bei den Büchenschützen und besah ihre Gewehre, von denen mehrere sehr künstliche Stücke waren.

Auch der Oheim war gekommen und zu dem Schießstande herangetreten. Der Amtmann machte sich um ihn zu tun, und bewies sich auch gegen ihn sehr demütig und vielgesprächig. »Wenn hier viel Geld vertan wird«, sagte der Oheim mehr für sich, als zu sei-

nem Begleiter, »so muß man gestehn, daß es wenigstens auf eine muntre Weise geschieht. Ich werde mich hüten müssen, daß diese Lust nicht mich, wie meinen Advokaten ansteckt.«

»Wie schön werden diese Plätze sein«, versetzte der Amtmann, »wenn erst überall hier der Nutzen herrscht. Schon sehe ich z.B. im Geiste auf jener Anhöhe das lange Trockengebäude mit Fachwerk errichtet, denn dicht daneben im Grunde steht das ergiebigste Torflager, welches Seine Durchlaucht nur nicht anbrechen lassen, weil Sie sich einbilden, der Gewinn ertrage die Kosten nicht.«

»Lassen wir das«, versetzte der Oheim. »Noch gehört dieses alles ihm, und ich gebe mir heute Mühe, zu vergessen, weshalb ich eigentlich hier bin.« – »Tun Sie das nicht, wertester Herr Kommerzienrat«, sagte der Amtmann. »Betrachten Sie immerhin, was Sie vor sich sehen, als das liebe Ihrige. Denn selbst wenn der alte Adelsbrief aufgefunden werden sollte, wozu kein Anschein, so würde es immer noch Mittel und Wege geben ...«

»Wie?« fragte der Oheim und zog den Amtmann beiseite. Gleich darauf gingen sie mit-

einander fort, einem Wege durch das Gebüsch zu.

»Ich möchte wohl durch jemand einen Schuß auch für mich tun lassen«, sagte der Herzog an der andern Seite der Schießstätte.

»Dessen ist niemand würdig«, versetzte ein Schütze, »als der alte Erich. Der wird einen Meisterschuß, einen Herzogsschuß für Ew. Durchlaucht tun.«

Man suchte nach dem Alten. Er war nicht zu finden. Man verwunderte sich; noch ganz vor kurzem hatte ihn jedermann hier gesehen. Ein Knabe sagte, er habe mit einem Fluche seine Büchse geladen und sei raschen Schritts unter die Menschen gegangen, wo er ihm aus dem Gesichte gekommen sei.

Ein Walzer ertönte aus der Bude; die Herzogin ließ ihren Gemahl bitten, dorthin zu kommen. Ein ehrenfester Bursche wurde der Gnade teilhaftig, mit der Fürstin den Tanz zu eröffnen. Der Herzog machte mit einem hübschen flinken Mädchen die Runde. Auch einige der vornehmen Herren griffen da und dort zu. Demnächst nahm man mit guter Manier seinen Rückzug, um die Toilette für den Ball

herzustellen, der nun sogleich im Schlosse beginnen sollte.

Unterwegs trat der Burgemeister den Herzog an und fragte ihn, ob er wohl erlauben wolle, daß auch seine bürgerlichen Gäste verkleidet erschienen? »Ich bedachte«, sagte er, »als ich die geschmückten Herrn und Damen sah, wie kahl wir uns unter ihnen ausnehmen würden, und erinnerte mich, daß wir auf dem Rathause noch mehrere Kisten voll Maskenzeug von dem Redoutenunternehmer stehn haben, der uns die Saalmiete schuldig geblieben ist. Diese habe ich holen lassen; das Zeug wird für die Männer vollständig hinreichen, und auch unsre Frauenzimmer werden genug Bänder, Flor, Schmelz, Blumen und Borten finden, um sich ein fremdes Ansehn zu geben.«

Der Herzog erteilte mit Vergnügen seine Zustimmung. »Aber freilich«, sagte der Burgemeister, »sind es nicht lauter Ritterkleider; es sind Schweizer, Türken, Polacken, Juden, Indianer, Gärtner und Zigeuner darunter.«

»Je bunter, desto besser!« rief der Herzog. »Dieser Tag gehört der Freiheit und Freude.

Eilen Sie, sich anzukleiden, wir wollen gleich anfangen, damit unsre jungen Damen und Herrn etwas vor sich bringen können.«

Hermann hatte einen Augenblick sich unter den Volkslustbarkeiten umgesehn, dann war er nach dem Schlosse zurückgeeilt, um die Erleuchtungsanstalten um dasselbe zu ordnen. Er meinte hierauf, sich von dem Getöse etwas zurückziehn zu dürfen, und ging durch einen abgelegnen Teil des Parks, um seine Sinne zu beruhigen. Auf einmal war es ihm, als höre er ein Geschrei, und als er noch horchte, um sich dessen zu vergewissern, kam schon etwas quer durch die Büsche, die einen Hügel dort bekleideten, herabgestürzt. Es war der Amtmann. Zitternd, entsetzt, rief er: »Mord! Mord!« und rannte über den Weg durch das Strauchwerk weiter.

Mit der Schnelligkeit des Blitzes drang Hermann durch die Büsche die Anhöhe hinauf. Oben ward ihm ein schrecklicher Anblick. Sein Oheim stand bebend, an einem Baume sich haltend, furchtsam weggekrümmt; einige Schritte von ihm der alte Erich, die weißen Haare wie Borsten empor-

gesträubt, die Büchse im Anschlag haltend. Mechanisch warf sich Hermann zwischen seinen Oheim und den wütenden Greis. »Laß ab!« rief er. Der Alte schien durch Hermanns Entschlossenheit außer Fassung zu geraten, ließ die Büchse sinken und schlug sich vor die Stirne.

»Unglücklicher, was wolltest du tun!« sagte Hermann, schritt beherzt auf den Alten zu und nahm ihm, ohne Widerstand zu finden, das tödliche Gewehr ab.

»Das Haus meines Herrn beschützen«, versetzte dumpf und kalt Erich. »Sie sollen nicht sitzen, wo meine Herrn gesessen haben.«

Es kamen Menschen. Der Amtmann war es und der Gerichtshalter mit seinen Dienern. »Da steht der Mörder!« rief der Amtmann überlaut. »Assassinat!« sagte der Gerichtshalter. »Ergreift ihn und bringt ihn in das Gefängnis. Einer aber gehe sofort und zeige es Seiner Durchlaucht an.« – »Halt!« rief Hermann. »Tun Sie, was Ihres Amts ist, aber niemand soll heute abend von diesem Vorfall etwas erfahren; am wenigsten der Herzog. Das Fest darf nicht gestört werden, und

ich mache Sie dafür verantwortlich, daß Ihre Leute schweigen.«

»Mein Herr«, versetzte der Gerichtshalter, und warf sich in die Brust, »wer gibt Ihnen das Recht, mir Befehle zu erteilen?«

»Sie gehorchen!« sagte Hermann fest. Der Alte sah ihn an, erhob die Stimme und rief: »Zanke nicht mit einem Gewaltigen, daß du ihm nicht in die Hände fallest. Viele Tyrannen haben müssen herunter, und ist *dem* die Krone aufgesetzt worden, auf den man nicht gedacht hätte.«

Der Gerichtshalter, welcher von Natur verlegen und ängstlich war, bedachte sich einige Augenblicke, dann sagte er zu seinen Leuten: »Es mag so geschehn. Führt ihn auf Umwegen, wo niemand ihn sieht, nach dem Gefängnis, und keiner rede von der Sache.«

Als der Alte abgeführt worden war, wandte sich Hermann zu seinem Oheim, der sich kaum auf den Füßen halten konnte. Er verlangte nach dem Gasthofs, schweigend führte ihn der Neffe dorthin. Er erkundigte sich mit Schonung nach dem Hergange; der Oheim wußte ihm aber weiter nichts zu sagen, als

daß jener Unselige, der ihnen nachgeschlichen sein müsse, plötzlich hinter den Bäumen, das Mordgewehr auf ihn gerichtet, hervorgetreten sei, ihn mit furchtbaren Drohworten aus den Propheten anfahrend. Der Amtmann habe gleich die Flucht ergriffen, und ihn dem Grimme des Alten überlassen.

Er ließ Postpferde bestellen. Hermann suchte alles mögliche auf, ihn von dem Entschlusse zu einer nächtlichen Reise nach solcher Alteration abzubringen, und führte ihm endlich den Plan, mit dem er hieher gekommen, in die Erinnerung zurück. »Das ist vorbei«, sagte der Oheim. »Fernerhin soll zwischen mir und dieser Mördergrube nur von Recht und Gerechtigkeit die Rede sein.«

Als Hermann bestürzt seinen Verwandten in den Wagen gehoben hatte, ging er nach der Wohnung des Gerichtshalters, bei welcher sich auch die Gefängnisse befanden. Er erhielt Einlaß in den Kerker des alten Erich, konnte aber mit diesem nichts beginnen, denn der Alte war, als habe er nichts begangen, fest eingeschlafen. Der Gerichtshalter erzählte aus einem kurzen Verhöre, wel-

ches er sogleich mit ihm angestellt, folgendes: Er sei dem Amtmann und dem Kommerzienrate nachgegangen, ohne zu wissen, warum? habe ein abscheuliches Gespräch zwischen beiden belauscht und dann gesehen, wie der Kommerzienrat sich auf den Hügel gestellt, die Arme ausstreckend, und andeutend, wie und wo er niederreißen, zerstören und bauen lassen wolle, wenn er hier Herr werde. Da sei ihm jener wie der Teufel vorgekommen, der die Hand zum Verderben über eine ganze Gegend ausrecke, und er habe es für nichts Böses gehalten, den Teufel totzuschießen.

Hermann sagte zu dem Gerichtshalter, daß er es übernehme, den Herzog von diesen finstern Dingen zu benachrichtigen, und gebot ihm, den Alten mit Schonung zu behandeln. Er eilte nach dem Schlosse, sehr in Sorgen, daß doch eine Kunde bis dahin dringen werde.

Es war völlig Nacht geworden. In den Alleen um das Schloß waren alle Lampen angezündet worden, welche, farbig, ein magisches Regenbogenlicht umherstreuten. Vor dem Portale brannten mächtige Pechpfannen,

alle Fenster waren hell erleuchtet, aus dem Innern erscholl die rauschende Tanzmusik. Er schritt, geblendet von dem Glanze, die Treppen hinauf, und stellte sich an den Eingang des Saals. In dem Lichte der Lustres und Kronleuchter bewegten sich die glänzenden und bunten Gestalten, für deren Menge der große Ahnensaal doch fast zu klein war. Es war das prachtvollste Gewimmel, welches seine Augen je gesehen hatten. Auch der Herzog war, zum großen Erstaunen seiner Gemahlin, verwandelt, in dem geheim zubereiteten Schmucke unter die Gäste getreten. Er strahlte, mit Diamanten bedeckt, in einem roten hermelinumfaßten Mantel. Die Augen der Damen folgten, nicht zum Verdrusse der Fürstin, der hohen stattlichen Gestalt. Als er Hermann an der Tür bemerkte, winkte er ihm, in den Saal zu treten. Dieser aber verblieb, wo er war, jeden Hineingehenden sorglich anblickend, ob er auch nicht unvorsichtigerweise die Nachricht bringen werde, wie das Entsetzliche sich diesem schönen Scheine so nahe geschlichen habe. So stand er in seinem schlichten Frack einen Teil der Nacht

durch als treuer Wächter an der Schwelle.

Vierzehntes Kapitel

Am folgenden Morgen wurde er von dem Gerichtshalter zu früher Stunde geweckt. Der Mann trat mit erschrocknem Gesichte vor sein Bett, und brachte ihm stotternd die Nachricht, daß der alte Erich entflohen sei. Der Gerichtshalter hatte ihm auf Hermanns Weisung keine Fesseln anlegen lassen; so war es ihm möglich geworden, seine Wächter, die in der allgemeinen Freude wohl auch das Ihrige zu sich genommen haben mochten, zu täuschen.

Hermann ging mit dem Gerichtshalter nach dem Kerker. Das nicht recht feste Schloß war von inwendig erbrochen worden. Die Wächter, welche draußen im Vorraume gewesen waren, mußten geschlafen haben, während der Alte sein Befreiungswerk verrichtete. An der Wand stand mit Kohle fast unleserlich geschrieben, daß, was einmal mißglückte, nicht immer fehlzuschlagen brauche.

Das erste war nun, den Herzog zu benachrichtigen, mit welchem unangenehmen Geschäfte sich Hermann belud, da der Gerichtshalter sich nicht vor den Herrn getraute. Hier sah Hermann den Fürsten zum ersten Male fassungslos. Er konnte kaum sprechen und seine Bewegung wurde noch größer, als er die Abreise des Oheims vernahm. Hermann mußte sich auf eine Viertelstunde entfernen, nach deren Verlauf der Fürst einigermaßen wieder zu seinem Gleichgewichte gekommen war. Er fragte nach dem Verbrecher, und befahl, als man ihm dessen Flucht meldete, daß die strengsten Maßregeln zu seiner Haftwerdung getroffen werden sollten. Jedoch schien es Hermann, als ob dieser Eifer nicht ganz wahr, und das Verschwinden des Schuldigen ihm das einzige Tröstliche bei der Sache sei, er begnügte sich daher, dem Gerichtshalter die sogenannten Solita anzuempfehlen, welche bekanntlich selten zum Ziele führen.

Im Schlosse sah es wüst aus. Der Ball hatte bis gegen Morgen gedauert. Die Dienerschaft war erst bei Tageslicht aus den Federn

gekommen. Im Tanzsaale, in den Seitengemächern, besonders im Trinkzimmer, überall zeigten sich noch die Spuren des Festes. Zum Beweise, wie weit die Zerrüttung dieses so wohlgeordneten Hauswesens gediehen sei, erzählte man sich die Neuigkeit, daß die Herzogin heute dreimal nach ihrem Frühstücke habe verlangen müssen.

Nur überwachte abgespannte Gesichter begegneten einander. Dazu strömte der Regen herunter, in welchen sich das heitre Sonnenwetter umgesetzt hatte. Unter ausgespannten Schirmen stiegen die Gäste, welche nicht schon in der Nacht das Schloß verlassen hatten, schweigend-verdrießlich in ihre Wagen, und fuhren hinter zugeknöpften Ledern ab. Die Herzogin hatte sich alle Beurlaubungsvisten verboten; sie entschuldigte sich mit körperlichem Unwohlsein.

Als Hermann auf den Turnierplatz ging, sah er die Tapezierer mit heftiger Eile bemüht, die schon durchnäßten und halb verdorbnen Behänge von den Gerüsten zu nehmen. Die gießenden Fluten hatten die Bemalung von den Tribünen und Pfeilern abgewa-

schen; sie standen mißfarbig und beschmutzt da. Von dem Pavillone war nur noch das Gerippe zu sehn.

Die Herzogin war mehrere Tage hindurch für niemand, als für ihren Gemahl sichtbar. Nur der Geistliche hatte Zutritt zu ihren Zimmern und hielt fortgesetzte Andachtsübungen mit ihr. Unter den Vertrauten ging die Rede, sie mache sich über das Fest Gewissenskrupel.

Von diesem schwieg jeder; man hatte vorher zu viel davon gesprochen. Man suchte nach Gegenständen der Unterhaltung; sie wollten sich nicht finden. Man gähnte, war übelnehmerisch, ging einander aus dem Wege. Der Arzt schrieb viel.

Am verstimmtesten bezeigte sich Wilhelmi. »Ich gehe«, sagte er eines Tages zu Hermann, »meines Bleibens wird hier nicht lange mehr sein. Man muß sich nur einmal versöhnt haben, um gewiß zu werden, daß man nicht mehr füreinander paßt.«

»Du wirst deine Gönner in der Krisis, welche vielleicht nahe bevorsteht, nicht verlassen«, erwiderte Hermann.

»Ich werde mich immer wie ein ehrlicher Mann betragen«, sagte Wilhelmi. »Auch fällt es mir selbst schwer genug, aus diesen Wänden zu scheiden. Aber der hiesige Zustand ist ein künstlicher, man tut am besten, ihn aufzuheben. Sie haben wegen meiner Sammlungen von der Hauptstadt aus mit mir angeknüpft, wo sie jetzt alles zusammenscharren. Ich bin willens, darauf einzugehn.«

Den Herzog betraf nunmehr fast Tag für Tag etwas Unangenehmes. Das Geschick schien, wie es wohl kommt, durch den Lärmen der Lustbarkeiten aus seinem Schlummer zu feindseliger Tätigkeit emporgestört worden zu sein. Es währte nicht lange, so überbrachte ihm ein Freund und Gutsnachbar, anscheinend sehr entrüstet, die letzte Nummer des vielgelesenen Provinzialblatts, worin geschrieben stand, daß bei einem neuerlich stattgefundenen feudalistisch-ritterlichen Feste der bekannte Äquilibrist und gymnastisch-akrobatische Künstler * den Preis davongetragen, und den Dank aus hoher schöner Hand empfangen habe. Namen und Ort waren zwar nicht genannt, die jour-

nalistische Halblüge enthielt aber so viele individuelle Andeutungen, daß die Beziehung sich mit Händen greifen ließ. Auch sagte der Nachbar, daß schon die ganze Gegend davon spreche.

Tiefer verletzte ihn eine Entdeckung, welche den Geistlichen betraf. Dieser Mann, dessen Absichten immer unumwundner hervortraten, hatte die Verwirrung, worin sich das Schloß seit einigen Wochen befand, genützt, um etwas auszuführen, wozu ihm sonst doch wohl bei der bekannten Sinnesart seines weltlichen Herrn der Mut gebrochen hätte. Der Herzog empfing kurz nach dem Feste einen Brief angesehenere protestantischer Eltern, worin diese sich bitter beklagten, daß man ihre beiden ältesten Söhne in seiner Schloßkapelle katholisch gemacht habe. Er war, wie vom Donner gerührt. Der Geistliche, sogleich zu ihm gerufen, leugnete gar nicht, und sagte mit Freimütigkeit, daß er es für die Pflicht eines Priesters halte, abtrünnige Kinder in den Schoß der allgemeinen Mutter zurückzuführen, sobald sie ein Verlangen darnach empfänden. Er gebe, fügte er, den Her-

zog entschieden anblickend, hinzu, dem Kaiser, was des Kaisers, und Gotte, was Gottes sei.

Der Herzog fühlte sich in einer zornigen Verlegenheit. Er war ein ganz guter regelrechter Katholik, doch betrachtete er, wie die meisten vornehmen Männer seines Glaubens, diesen mehr als eine Sache für sich, von der nicht viel Wesens gemacht werden müsse, und alles, was von fern nach Fanatismus oder Verbreitungssucht schmeckte, war ihm im Grunde der Seele zuwider. Nun aber durfte er den, der immer ein nach den Begriffen der Kirche gottgefälliges Werk getan hatte, doch nicht dieserhalb schelten, und so blieb ihm denn weiter nichts übrig, als dem geschäftigen Priester mit scharfer Freundlichkeit zu eröffnen, daß er für seine weitere Beförderung Sorge tragen werde.

Unter diesen Verdrießlichkeiten wurde ihm die Klage des Oheims behändigt, welche, lange vorbereitet, ihn vor den höchsten Gerichtshof der Provinz lud, über die Herrschaft, über seine Weiler und Vorwerke, Wiesen, Wälder, Teiche und Flüsse, Gemarkungen und Brei-

ten zu Recht zu stehn. Abermals begann nun das Suchen nach dem verschwundenen Adelsbriefe der Urältermutter, von welchem er und Wilhelmi das Schicksal dieses Streits abhängig glaubten. Kein Winkel der Bibliothek, des Archivs, der Registraturen blieb undurchforscht.

Indessen waren diese Mühen vergebens. Er zog sich hierauf ebenfalls in die Einsamkeit seiner Zimmer zurück, und selbst *die* Hausoffizianten, welche zunächst mit ihm zu tun hatten, bekamen ihn nicht zu sehn.

Fünfzehntes Kapitel

»Welche fremde Gewalt nimmt mich so ungestüm gefangen! Man hat mir gesagt, es sei unsre Bestimmung, zu lieben und geliebt zu werden. Warum denn nun diese Bangigkeit, diese Angst? Klopft der Blume auch so das Herz, wenn sie aus der schwachen, farblosen Knospe bricht? Mir ist immer, als stände ich auf der schwindelerregenden Spitze eines hohen Turms, und selbst *seine* Nähe beruhigt

mich nicht.«

*

»Ich bemühe mich oft, mir den Eindruck recht klar zu machen, den ich empfand, als ich dich zum ersten Male erblickte, Hermann! Denn ich meine, wenn ich mir nur darüber Rechenschaft geben könnte, so müßte eine Rettung aus dieser Not sein. Aber es ist vergebens; je mehr ich darüber nachsinne, desto undeutlicher fließt alles ineinander, bis du mir begegnest, wo denn in Tränen und Lust alles Grübeln weit wegflieht.«

*

»Warum hast du nicht Platz behalten, Gott, in dem Herzen, welches dir so ganz gehörte? Warum erlaubtest du deinem Geschöpfe aus Staub, sich neben dir einzudrängen, und die reine Weihrauchwolke, die dort sich dir erhob, zu zerstreun?«

*

»Dies ist die Sünde! Nun weiß ich, was das schreckliche Wort bedeutet. Ich tue nichts

Unrechtes, und doch bin ich verstimmt; meine Gedanken mischen sich und erquicken mich nicht mehr, meine Seele nimmt verschiedene Stellungen an, und in keiner ist ihr wohl. Und doch ist, was ich erleide, nur ein gemeines Schicksal so vieler meines Geschlechts, warum werde *ich* denn nun dadurch so geplagt?«

*

»Ich habe mir vorgenommen, ihn zu meiden, aber was hülfte mir das? Blicke nicht immer seine Schattengestalt in meiner Seele störend zurück? Nein, ich muß versuchen, dies Fremde in mir innerlich zu überwinden, es in den Frieden, der mich sonst durchsäuselte, aufzulösen. Ich muß diese Liebe zur Tugend erheben.«

*

»Es ist so süß, so lieblich, was ich oft empfinde, wenn ich neben Hermann sitze, daß ich mitunter denke, alle diese Ängstigungen laufen wohl am Ende auf leere Selbstquälerei hinaus. Ich möchte ihn selbst gern zum Rich-

ter über unser Verhältniß machen, er sieht mir an, daß ich ihm etwas zu sagen habe, sein freundlicher Blick will mir Mut machen, das Wort schwebt mir auf der Lippe, dann riegelt mir eine unbezwingliche Gewalt den Mund zu.«

Über den Blättern, welche diese und ähnliche geheime Ergießungen eines zart liebenden, mit sich zwiespältigen Gemüts enthielten, saß Hermann und las sie, wir wissen nicht, zum wievielsten Male? Es waren diejenigen, welche der unbescheidne Vogel ihm in die Hände gespielt hatte. Das war die Hand der Herzogin, und sein Name stand hier in so gefährlicher Verbindung geschrieben! »So ist es denn wahr!« rief er. »So ist mir das Geheimnis ihres Betragens enthüllt! So soll ich undankbar an meinem Gönner und Gastfreunde werden!«

Er schrieb mit Heftigkeit an Cornelien, warf ihr vor, daß sie ihm auf seine früheren Briefe nicht geantwortet habe, versicherte ihr seine ewige Liebe, und daß er trotz des Wi-

derspruchs von seiten des Oheims die Verbindung mit ihr werde zu bewirken wissen.

In der Einsamkeit, welche nun zum Gegensatze der früheren Geschäftigkeit im Schlosse herrschte, war nichts, was ihn abzog. Er fühlte sich müßig, gepeinigt; er wußte nicht, an welcher Handhabe er seine Tage anfassen sollte.

Viele Stunden versaß er in den Zimmern des alten Herrn, zu denen er den Schlüssel behalten hatte. Nach dessen letztem Willen sollten sie unberührt bleiben, weil sie die Erinnerungen seines Lebens enthielten. Er selbst war dort in ganzer Figur gemalt, als Schäfer; rings um dieses große Bildnis wimmelte es von kleineren in ovalem und vierecktem Format, aus welchen jugendlich schöne Gesichter als Nymphen, Dianen, Jägerinnen, Armiden und Griechinnen hervorsahen. Alle Tische und Schränke waren mit Kleinigkeiten von Holz, Porzellan, Glas, Bernstein, Perlemutter bedeckt, von denen das meiste seinen Ursprung als Andenken genußvoller Stunden nicht verleugnen konnte.

Wilhelmi, der die Türe zu diesen Gemä-

chern angelehnt gefunden hatte, trat ein, und fand seinen Freund gedankenvoll an einem Spiegeltische sitzen. »Du scheinst dich mit uns allen in der Stimmung zu befinden, welche die Perser Bidamag Buden nennen. Uns steckt ein Jammer gewisser Art in Kopf und Gliedern. Was mich betrifft, so hoffe ich ihn bald abzuschütteln, ich reise wahrscheinlich in nächster Woche, und nehme einen Teil meiner Sachen mit. Hast du etwas nach * zu bestellen?«

»Du bist mir ganz unerklärlich«, versetzte Hermann. »Willst du dort mit alten Vasen und Bildern die Rolle des vornehmen Antiquars spielen? Sie werden dich anfangs mit schönen Worten füttern, und am Ende wirst du nicht wissen, in welcher Ecke du dich herumdrücken sollst. Was hast du vor?«

Wilhelmi machte eine geheimnisvolle Miene, legte den Finger auf den Mund und sagte: »St! Ich nenne dir ein einziges Wort: *Staat*. Fassest du, was der Staat ist? Ich habe darüber während meiner Verbannung nachgedacht. Du sollst weiter von mir hören.«

Er wollte gehn. Hermann hielt ihn zurück,

nahm eine Dose altfränkischen Ansehns vom Spiegeltische und sagte: »Weißt du, der du alle Antiquitäten kennst, was für eine Dose diese ist?«

Wilhelmi besah sie, und versetzte: »Es ist eine sogenannte Lorenzodose. Diese Dosen gehören mit zur Geschichte der Sentimentalitätsperiode. Du erinnerst dich, wie beredtstumm der Franziskaner Lorenzo dem Yorick Sanftmut und Duldsamkeit predigt, und wie sie darauf einen Dosentausch vornehmen. Diese Geschichte rührte die beiden Jacobis so, daß sie einen Orden der Humanität zu stiften beschlossen, dessen Patron jener Lorenzo sein sollte. Zum Ordenszeichen wurde die von Sterne beschriebne Horndose des Franziskaners erwählt. Daran wollten sich die Brüder erkennen. Hatte sich einer, wie man es damals nannte, inhuman betragen, so sollte die stumme Vorhaltung der Lorenzodose ihn an seine Pflichten erinnern. Gleim und andre Befreundete des Pempelforter Kreises waren die ersten Glieder dieser Verbindung, welche bald, durch die damalige Empfindelei begünstigt, eine große Ausdeh-

nung gewann. Aber es währte nicht lange, so mußten sich die Begründer von ihr lossagen, die Lorenzodosen waren Gegenstand der Spekulation geworden; ein Graf von Solms ließ sie, fabrikmäßig gefertigt, zu Tausenden in alle Welt ausgehn; was denn zur Folge hatte, daß Müßiggänger, Landstreicher und Glücksjäger, die Dosen in der Hand und Tränen in den Augen, betteln, fechten, auch wohl prellen gingen.«

»Du glaubst nicht, wie mich diese Dose erschreckt hat«, sagte Hermann. »Eben eine solche erinnre ich mich als Knabe unter den Sachen meines Vaters gesehen zu haben.«

»Da finde ich nichts zum Erschrecken«, versetzte Wilhelmi. »Sie sind beide Lorenzobrüder gewesen. Sie gehören ja auch jener Zeit an.«

Hermann klappte die Dose auf, zeigte seinem Freunde ein Bild, welches in das Inwendige des Deckels eingietet war, und fragte, was er davon halte?

»Ein schönes Schwabenmädchen!« antwortete Wilhelmi, nachdem er das Medaillon lange aufmerksam durch seine Gläser betrachtet

hatte.

»Es ist meine Mutter!« rief Hermann. »Ich hätte sie erkannt, wenn der Name auch nicht darunterstände. Nun verstehe ich ihre Tränen, ihren geheimen Schmerz, des Grafen Heinrich Besuche bei meinen Eltern, seine Zärtlichkeit gegen mich. Sie ist seine Neigung gewesen, er hat der Freundschaft das heldenmütigste Opfer gebracht, und meine Mutter mag wohl im stillen während eines unerfreulichen Ehestandes bereut haben, dem andern strengen verdrießlichen Manne gefolgt zu sein.«

Sechzehntes Kapitel

Im Garten traf mit ihm der Geistliche zusammen. Dieser Mann, welcher während der geräuschvollen Tage sich ganz zurückgezogen, und im stillen sein Werk getrieben hatte, trat, sobald jene Wellen verströmt waren, wieder hervor und suchte eifrig seine Gesellschaft. Er war Hermann seit der Szene auf der Anhöhe einigermaßen verdächtig, und dennoch

konnte sich dieser von einem gewissen Anteil, den ihm das feine, schwärmerische Wesen des Priesters abnötigte, nicht ganz losmachen.

Heute führte der letztere mit ihm ein leises tastendes Gespräch, welches sehr zart um den Kummer und die Unruhe unsres Freundes strich. Er wußte seine Teilnahme an dessen Verstimmung so freundlich zu äußern, er vermaß sich so wenig der trocknen Redensarten, womit die Menschen in der Regel ein bedrücktes Herz nur noch schwerer machen, daß Hermann sich wirklich erleichtert fühlte. Zugleich ließ der Geistliche auf eine geschickte Weise einfließen, indem er vor Hermann die Augen niederschlug, daß er auch an der Herzogin sehr zu trösten habe.

»Ja, ich bin unruhig und bedrängt«, versetzte Hermann. »Ich tue nichts Unrechtes und doch mischen sich meine Gedanken und erquicken mich nicht mehr«; fügte er hinzu und errötete, weil er sich erinnerte, nur Worte der Blätter wiederholt zu haben, die seine Aufregung zum Teil verschuldeten.

»Ich habe in meinem Amte oft Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, daß die Menschen in

Beziehung auf das Böse sich in einem Grundirrtume befinden«; sagte der Geistliche.

»Der wäre?« fragte Hermann.

»Als sei es zu vermeiden, als müsse alle Kraft der Seele daran gesetzt werden, sich davor zu bewahren.«

Hermann trat bestürzt zurück. »Sie werden«, fuhr der Geistliche ruhig fort, »nicht glauben, daß ein Diener Gottes sich zum Apologeten der Sünde aufwerfe. Aber sie ist einmal da, durch die heilige unbegreifliche Zulassung des Höchsten. Sie ist so wirklich, so ewig und ursprünglich, wie das Gute. Jeder Mensch muß dieses Messer in seiner Seele fühlen, wodurch sie erschüttert, gelockert, und zum Brautbette der himmlischen Liebe bereitet wird. Gott will nicht die Rechtfertigen, er will die Reuigen. Dieses Finstre als etwas Zufälliges zu behandeln, zu meinen, daß man den Einzug des unwiderstehlichen Feindes durch Gegenwehr verhindern könne, ist ein bodenloser Wahn. Es ist nicht wahr, daß er die Seele zerstört, nur das Irdische, Nichtige in ihr frißt der glühende Atem seines Mundes, dann ersteht, vom Regen der

Bußetränen befeuchtet, in der warmen Asche die grüne Saat des Glaubens und der Hoffnung. Sind aber die Kräfte in dem nichtigen Kampfe gegen das Übermächtige vergeudet, erfolgt dann doch der Fall, so möchte in einem so ausgesognen Boden schwerlich wieder etwas keimen und reifen können, und es bliebe dann wohl nur die dumpfe Gleichgültigkeit übrig, woraus zuletzt die Fertigkeit im Laster entsteht. Darum lehrt auch meine Kirche, welche in allen Stücken die von den Toren verspottete Königin der Weisheit ist, nicht: Hüte dich vor dem Bösen; sondern: Glaube an den allbarmherzigen Gott, an den Erlösungstod, an die Fürbitte der Heiligen, an die Unachtsamkeit der Beichtpflicht, an die reinigenden Flammen des Fegfeuers.

Es gibt Neigungen, die verboten sind. Süße Lippen und Augen locken; in den Armen des versagten teuren Gegenstandes liegt eine Welt, außer der es für den Liebenden keine zweite gibt. Ich habe nun immer gefunden, daß diejenigen sich gründlicher von einer Verirrung herstellten, welche gefallen waren und mit herzlicher Zerknirschung sich

der strafenden und verzeihenden Mutter in den Schoß warfen, als die, welche sich in innerlichen Kämpfen und Krämpfen abarbeiteten, denen tantalische Schatten und die Stacheln nicht gebüßter Leidenschaften in der Seele zurückblieben. O auch hier ist dem, der nur sehen will, der Weg gewiesen, auch hier wallt die sanfte Friedensfahne dem so milde entgegen, der nur nicht in eigensinniger Verstocktheit von der Dürre des Protestantismus saftige Frucht gewinnen, von den Dornen die Feigen lesen will! Ja, mein Freund ...«

Ein Lakei der Herzogin kam und unterbrach diese Rede, nach Hermann fragend. Er ging, im Innersten empört über die frevelhaften Reden des Priesters, und wurde nach dem Garten-Lesekabinette gewiesen. Die Fürstin empfing ihn trauig und leidend. »Das kleine Zimmer ist noch so lieblich, wie sonst«, sagte sie. »Da liegen meine guten Bücher, draußen blühen die Staudenrosen, die Büsten der Dichter sehn von ihren Postamenten herab. Und doch schwankt der Grund unter uns, und die Welt blickt mich verschwommen an, wie ein Traum. Wenn man uns von Haus und

Hof triebe! Ich weiß alles; der Herzog hat seinen Kummer nicht länger bemeistern können. Wie ist das? Sagen Sie mir's; ich begreife die ganze Sache nicht. Warum sollen wir nicht bleiben können, wo unsre Voreltern waren?«

Hermann wollte einige beruhigende Worte reden; sie unterbrach ihn aber und sagte mit erstickter Stimme: »Gott sendet uns die Trübsale, er gebe uns die Kraft, sie zu ertragen. Ich ließ Sie rufen, um Ihnen etwas zu sagen, was mir lange auf der Seele lastet, und nun fehlt mir wieder aller Mut. Sie müssen es wissen, vielleicht ist es mir morgen möglich; kommen Sie um diese Stunde wieder, aber dann reisen Sie gleich, gleich!«

Ihre schönen Hände ergriffen die seinigen. Halb zog sie ihn nach sich, halb drückte sie ihn zurück. Es war ihm, als öffne sich der Boden unter seinen Füßen, ein wonnevoller Schauer flog ihm durch die Glieder. Er war aus dem Kabinette, und wußte nicht wie?

Auf dem Gange nach seinem Zimmer wollte ihm der Geistliche, der auf ihn gewartet zu haben schien, wieder seine Gesellschaft an-

tragen, die Hermann aber ablehnte. Er riegelte hinter sich zu, und ging mit großen Schritten auf und nieder. »Ja, sie liebt mich!« rief er einmal über das andre aus. Er beklagte diese Verwicklung, er wünschte sich weit hinweg. Keinen Blick wollte er wieder in die gefährlichen Tagebuchblätter werfen, und als er den Entschluß recht fest gefaßt zu haben meinte, nahm er sie doch wieder vor, und las sie noch einmal. Unten am Fuße der letzten Seite bemerkte er heute zum ersten Male die gebräuchlichen Anfangsbuchstaben der Bitte, umzuschlagen. Er tat es, und sah auf der Rückseite etwas von andrer Hand geschrieben, aber mit so blasser Dinte, daß er es bei dem Lichte seiner Abendkerze auf dem gefärbten Papiere nicht zu lesen vermochte.

Im Widerstreite seiner Empfindungen, zwischen Wollen und Nichtwollen hin und her geschleudert, ermannte sich seine Natur plötzlich wie durch einen Ruck zu einem moralischen Vorsatze, durch dessen Ausführung er sich und einer zweiten Person den rechten Weg zu weisen, die Pflicht empfand. Er eilte nach dem Gartenkabinette, schlug sich dort

Licht an, und schrieb bis spät in die Nacht, unter der Büste Schillers sitzend, welche schon einmal Zeugin einer edeln Entschliebung geworden war, Stenzen nieder, von leeren Inhalte wir im folgenden Kapitel zu reden haben werden.

Siebenzehntes Kapitel

Andern Tages ließ ihn der Herzog rufen. Auch diesen fand er verwandelt, blaß und abge-spannt. »Ich habe Ihnen etwas zu eröffnen und Sie um eine Gefälligkeit zu bitten«, hob der Fürst an. »Der Anspruch Ihres Oheims ist Ihnen bekannt, der entscheidende Adelsbrief meiner Urgroßmutter bleibt verborgen; ich habe mit verschiedenen Rechtsfreunden wegen dieser Angelegenheit Rücksprache genommen; sie meinen, der tollste, widersinnigste Ausgang des Streites sei bei der jetzigen Verwirrung der Begriffe nicht undenkbar.

Werde ich vom Schlosse meiner Väter getrieben, so bin ich vernichtet. Andre verhärten sich dem Unglück gegenüber, und wer-

fen stolz den Nacken empor. Ich bin nicht so stark; der schreckliche Gedanke hat mich gebeugt, ich habe ein Vorgefühl, wie das eines Sterbenden. Empfangen Sie in diesen Geständnissen den Beweis meines vollen Vertrauens. Ich wünsche das Unrecht, welches ich etwa zugefügt, gutzumachen, und für den Fall, daß ich aus Glanz und Macht abzuschieden bestimmt bin, nur versöhnte Herzen hinter mir zurückzulassen. Ich habe um eine Kleinigkeit, um eine Grille, wenn Sie wollen, die Entfernung eines treuen bewährten Dieners zugegeben, auch nach seiner Rückkehr merke ich wohl, daß sein Gemüt verletzt geblieben ist, ich sehe, daß er auf andre Lebenswege sinnt. Er tue, was er will, ich werde ihn in seiner Laufbahn nicht hindern, aber er nehme, wenn er geht, das Gefühl mit, daß ich nicht schlimm war und nachzugeben verstanden habe. Empfangen Sie hiemit den Hauptschlüssel, der auch die Türe des Archivs öffnet, lassen Sie den Schrank, welcher unsern Hader veranlaßte, aus dem Gewölbe irgendwohin bringen, wo er nicht im Wege steht, sagen Sie dann Wilhelmi, daß die Stelle frei ge-

worden sei, und daß er dort die Umändrungen vornehmen möge, welche ihm belieben.«

Der Fürst hatte dieses alles so niedergeschlagen und doch so edel gesprochen, daß Hermann, trotz der Geringfügigkeit des Gegenstandes, um den es sich hier handelte, eine innige Rührung empfand. Mehr um etwas zu sagen, als weil ihm daran gelegen gewesen wäre, es zu erfahren, fragte er den Herzog bescheiden, warum er überhaupt einen so großen Wert auf den unverrückten Stand jenes Schranks gelegt habe.

»Ich hatte dazu einen allgemeinen und einen besondern Grund«, versetzte der Fürst. »Wilhelmi ist die eigenste Zusammensetzung von Pedanterie und unruhiger Neuerungs-sucht. Wie er die Sachen stellt und legt, so müssen sie stehn und liegen bleiben, und wehe dem Sonnenstäubchen, welches sich unterfinge, störend dazwischen zu kräuseln! Aber dann fällt ihm auf einmal selbst ein, alles umzukramen, und die neue Einrichtung wird nun, bis sich eine dritte Laune meldet, ebenso streng, wie die frühere gehalten. Ich fürchte, wenn er den Schrank erst aus dem Archive

weg hat, so wird ihm das Archiv selbst bald nicht mehr gerecht sein, er fordert dann von mir wohl einen andern Raum, und ich habe wieder Verdruß mit ihm. Darum bestand ich auf meinem Willen wegen dieses Schrankes, welcher mir aber auch insonderheit als ein altes schön ausgelegtes Stück lieb und wert war. Nun weiß man wohl, wie es mit solchen vorzeitigen Dingen sich verhält. Sie werden ihn schwerlich unzertrümmert aus dem Gewölbe bringen; ich habe gesehn, daß die Würmer ihr Werk an ihm getan haben. Mein Großvater ließ ihn, als die Franzosen in den neunziger Jahren heranrückten, in das Archiv schaffen. Der Feind kam, es gab eine furchtbare widerwärtige Nacht, die dem Greise einen Schlagfluß zuzog. Mein Vater war auf Reisen abwesend, mich hatte der Großvater um sich, ich tat ihm alles zu Sinne und war ihm besonders lieb. Nun ist mir der Augenblick immer gegenwärtig geblieben, wie er sich mit gelähmter Zunge und starr gewordenen Händen von mir in das Archiv führen ließ. Er deutete auf den Schrank; er umfaßte ihn mit sonderbarer Gebärde, er woll-

te mir etwas vertrauen, was so gleichwohl sein Mund nicht mehr auszusprechen, seine Hand nicht mehr niederzuschreiben wußte. Bald darauf starb er. Mir aber hat die kindische Erinnerung nicht schwinden wollen, und sie mag denn wohl auch mitgewirkt haben, mich zu bestimmen, daß das altväterische Behältnis nicht von dem Platze gerückt werden sollte, welchen ihm der Großvater offenbar aus Sorge für seine Erhaltung vor der zerstörenden Hand des Feindes angewiesen hatte. Sehr traurig, daß ihn der Tod damals überraschte; viel bares Geld, welches notwendig bei seinem Absterben vorhanden sein mußte, war verschwunden; er hat es wahrscheinlich irgendwo für immer den Augen entzogen. So bin ich auch im stillen überzeugt, daß er die Urkunde, welche uns jetzt retten konnte, zum Unheil seiner Nachkommen damals versteckt hat. Doch dies führt uns von der Sache ab, die Sie so bald als möglich ins Werk richten wollen.«

Hermann ging in den Marstall und ließ das Pferd satteln, welches ihm der Herzog zur Erkenntlichkeit für seine Bemühungen

geschenkt hatte. Heute wollte er aus dem Schlosse scheiden, wo ihm so manches begegnet war. Die Stunde rückte heran, die ihm die Herzogin zur letzten Unterredung gönnen wollte. Mit klopfendem Herzen überlegte er sein Verhalten.

Er hatte unter der Büste von Schiller einige Stanzas gedichtet, die aus der tugendhaftesten Regung hervorgegangen waren. Mit großer Wärme schilderten sie eine leidenschaftliche Situation, gingen dann zu einer Apostrophe an die Heiligkeit der Pflicht über, und schlossen mit schwunghaften Zeilen, welche eine begeisterte Entsagung predigten. Er hatte sie, reinlich abgeschrieben, auf das Postament der Büste gelegt, wollte nur kurze Worte des Abschieds zur Herzogin reden, jedem Gespräche mit ihr vorbeugen, und stumm auf die Verse deuten, in welchen sie seine Gesinnung, und was ihnen beiden not tue, lesen sollte.

Es setzte ihn in nicht geringe Verlegenheit, und störte seinen ganzen Plan, daß er beim Eintreten die Herzogin schon beschäftigt sah, seine Stanzas zu lesen. »Ich habe da zufäl-

lig etwas von Ihrer Hand gefunden, was ja auch wohl kein Geheimnis sein soll«, sagte sie unbefangen. »Es sind recht hübsche Verse, aber so allgemein, daß ich vergebens nach irgendeinem Bezuge geforscht habe. Das ist mir immer das Unbegreiflichste an der Poesie gewesen, daß sie, was wir andern mit blutendem Herzen empfinden, wieder in ein leichtes Spiel auflöst, wobei der Dichter kaum etwas fühlt, wenigstens nicht in unsrem Sinne.

Möchte ich doch auch mit schweren Dingen so leicht scherzen können. Setzen Sie sich, mein Freund, so darf ich Sie nennen; wir sind eine geraume Zeit vertraulich nebeneinander hergegangen. Lassen Sie mich zum letzten Male Ihre Wirtin sein, und sehn Sie mich nicht an, ich bin auch gegen Sie in Schuld.«

Sie bereitete ihm hierauf in einer zierlichen silbernen Schale Erdbeeren mit Zucker. Er sah zerstreut dem anmutigen Spiele der schönen Finger zu, und aß, um nur etwas vorzunehmen, denn er war in großer Verlegenheit.

»Als Sie in das Schloß kamen«, fuhr die Herzogin fort, »hätte ich Sie anfangs gern entfernt gesehen. Da ich Sie aber näher ken-

nenlernte, segnete ich mein Geschick, welches mir in Ihnen den Helfer gesendet zu haben schien. Ich vertraue Ihnen ein Unglück unsres Hauses. Ein Frevel an Sitte und Gebrauch ist hier geschehn. Ich fühlte mich berufen, die verletzte Würde der Familie wiederherzustellen, und doch war ich zu schwach; ich bedurfte eines männlichen Arms. Diesen werden Sie mir leihen, wie ich hoffe.«

Sie erzählte ihm hierauf mit errötenden Wangen die Geschichte von Johanna und Medon, legte den Brief, dessen wir uns aus einem der vorigen Bücher erinnern, auf den Tisch, und sagte ihm den Inhalt desselben, daß er nämlich den Versuch enthalte, die Irrgeführten auf die rechte Bahn zurückzuleiten. Er wußte durchaus nicht zu erraten, wohin das alles zielte, hörte es jedoch nun sogleich.

»Wer sollte mein Bote an die Unglückliche sein?« sagte die Herzogin. »Nur ein zarter, feiner, kluger Mann war imstande, dieses Geschäft zu vollführen. Der Arzt ist hier durch seinen Beruf gefesselt; Wilhelmi hätte alles durch Laune und trübes Wesen verdorben.

In Ihnen sah ich die Eigenschaften, die den Freunden fehlten; Sie erkor ich im stillen zu dem Dienste, welcher der wichtigste ist, der dem Herzoge und mir geleistet werden kann.

Ich hätte Ihnen nun offen mich und die Sache entdecken sollen. Aber nach Frauenart tat ich das nicht, ich liebte es, mich auf Umwegen dem Ziele zu nahn. Ich wollte Sie erst recht tief ergründen, prüfen, ausforschen. Ich suchte jede Gelegenheit, mit Ihnen unter vier Augen zu sein. Wissen Sie, Lieber, daß Walter Scott und das Englische für Lucie mir eigentlich wenig am Herzen lagen, als ich Sie zum Korrektor meiner Übersetzung und zum Lehrer des jungen Kindes ernannte. Diese Dinge sollten nur den Faden spinnen, an dem ich Sie zu meinen Zwecken festhielt. Jeden Tag wollte ich meine Lippen öffnen, und verschob es dann doch wieder. Ich bin Ihnen gewiß oft mit meiner Verlegenheit und Unruhe rätselhaft erschienen. Als Sie abreisten, empfand ich die größte Not. Nun mußte gesprochen werden; doch ich vernahm, daß Sie wiederkehren würden, und schwieg abermals.

Wie durch einen bösen Dämon wurde ich

darauf in den Feststrudel getrieben. Ich vergaß die so ernste Pflicht. Ernüchtert, bin ich von meinem Gewissen hart gescholten worden über das Vergessen, über den Leichtsinn, auch über das heimliche und künstliche Betragen gegen Sie.« Sie erhob sich. »Wollen Sie nach dieser Beichte einer Sünderin vergeben?« sagte sie, liebenswürdig, wie nie. »Darf ich diesen Brief noch in Ihre Hände legen? Werden Sie ihn nach der Residenz tragen, sagen, was er nicht ausspricht, handeln, vermitteln, leise, schonend, wie ich es an Ihnen kenne? Ich bitte Sie darum, machen Sie es mir möglich, daß ich mich als die treue, die helfende Gattin des Herzogs erweise, bringen Sie uns seine verleitete Schwester heim.«

Er empfing den Brief, bejahte nicht, verneinte nicht. »Was ist das?« sagte er draußen. »Nur eine Absicht war alles? Aber das Tagebuch! Das Tagebuch!«

Er nahm abermals die Blätter in die Hand. Zum ersten Male fiel ihm auf, daß das Papier etwas ausgebleicht war, wie von langem Liegen. Hastig blickte er nach der letzten Seite, wo das geschrieben stand, was er bis dahin

immer übersehn hatte. Es war eine so unleserlich kleine Hand, und so blasse Dinte, daß es auch jetzt am Tageslichte ihm schwer ward, den Inhalt zu entziffern. Doch gelang es ihm endlich. Wer schildert seine Bestürzung, als er folgende Zeilen in französischer Sprache abgefaßt, lesen mußte:

»Ich bin, meine Ulrike in ihrem Zimmer erwartend, über ihr Tagebuch geraten. Vergib mir, Geliebte! Alles, was von Deiner Hand ausgeht, übt eine magnetische Gewalt über mich; unwiderstehlich zog es mich; ich mußte in den Bekenntnissen Deines unschuldigen Herzens blättern. Mein Närrchen! Was für seltsame Sorgen machst Du Dir über unser Verhältnis, auf welches der Segen der Eltern und die Gnade aller Heiligen, mit denen Du so vertraut umgehst, herniederträuft! Also den lieben Gott habe ich bei Dir so etwas verdrängt? Nun sieh, das könnte ei-

nem bescheidenen Bräutigam fast den Kopf verrücken. Laß es gut sein; er ist groß, und größer, als wir denken. Er kennt keine Eifersucht. Weißt Du den Spruch nicht, daß der Künstler sich am meisten geehrt fühlt, wenn man seiner bei dem Werke vergißt?

Teuerste, schaffe Dir besseres Schreibzeug an. Diese Dinte ist unglaublich flüssig, und Deine Federchen sind viel zu zart für meine rauhe Hand. Nun schiebe ich das Blättchen mit diesem Postskript wieder unter die übrigen. Du wirst es finden, böse werden, ich werde reuig tun, Du wirst großmütig verzeihn, und zuletzt ...?

Hermann.«

Nach diesem ward unsrem Freunde alles zum Schrecken klar. Er erinnerte sich aus dem genealogischen Kalender, was er zwar

immer gewußt, aber seither nicht bedacht hatte, daß auch der Herzog Hermann hieß. Nicht also eine in sich selbst entzweite Frau, sondern eine junge devote Braut hatte in den geraubten Blättern ihre Gewissensbedenken niedergeschrieben, an denen *er* völlig unschuldig war. Die erhabnen Stenzen waren also auch ohne Not unter Schillers Büste abgefaßt worden.

Achtzehntes Kapitel

Glühend vor Scham und Erbitterung ging er auf und nieder. Es wollte ihn durchaus nicht trösten, daß die Herzogin sich kalt, getreu und fehlerfrei erwies. »Also immer nur Berechnung!« rief er schluchzend aus. »Und ich das Werkzeug, zum Dienen, Lasttragen und Briefbestellen gut genug!«

Er war eben dabei, das empfangne Schreiben in einem höflich das Geschäft ablehnenden Billette einzusiegeln, als es an seiner Türe klopfte. Es waren die Arbeitsleute, welche er bestellt hatte, um den Schrank aus dem Ar-

chive zu schaffen. »Zum letzten Male denn getagelöhnert!« murmelte er ingrimmig. Er ging mit den Leuten nach dem Gewölbe, und befahl ihnen, hurtig zu sein, er müsse gleich fort.

Drinne setzte er sich zwischen den bestäubten Urkunden nieder und sagte: »Diese Bogen haben ihnen ein ledernes und papierne Dasein geschaffen, in welchem kein Blut zirkuliert. Man muß ihnen vergeben, denn sie sind selbst am unglücklichsten daran.«

Die Arbeiter hatten unterdessen ihr Werk mit Eifer angegriffen. Ob es die Wirkung des letzteren war, oder ob das alte Holzgebäude wirklich das Ziel seiner Dauer erreicht hatte; genug, die Worte des Herzogs gingen in Erfüllung. Der Schrank knackte, sobald er gerückt wurde, krachte und fiel in sich zusammen. Eine Wolke von Staub und Wurmmehl stieg aus den zerfreßnen Trümmern. Die Arbeiter sahen Hermann bestürzt an.

»Ist es doch, als ob ein Feudalthron einstürzt«, sagte Hermann. »Frisch, ihr Leute vom dritten Stande, die ihr gar nicht die Absicht hattet, ihn zu zertrümmern, sondern

ihn nur so ein wenig beiseite bringen wolltet, tragt die Stücke hinaus!« Die Arbeiter beluden sich damit und gingen. Einer sagte: »Da ist eine Türe hinter dem Schranke.«

Hermann trat zu der Stätte und scharrte mit dem Fuße in dem liegengebliebenen Staube. Dann fiel sein Blick auf die Türe, welche der alte Schrank verdeckt hatte. Ohne etwas dabei zu denken, zog er an ihr, sie gab nach, und eine tiefe gemauerte Nische in der Wand wurde sichtbar. Er sah, daß sich Gegenstände darin befanden, die er bei dem Dämmerlichte, welches im Archive herrschte, nicht unterscheiden konnte. Er griff hinein und fühlte an große, gereiht aufgesetzte Geldbeutel, so schwer, daß er sie kaum zu heben vermochte.

Erschrocken zog er die Hand zurück. Ihm flog durch den Sinn, was der Herzog von dem Fehlen des baren Geldes bei dem Tode des Ahnherrn gesagt hatte. »Großer Gott! Wo das gesteckt hat, kann mehr sein!« rief er überlaut. Er ging umher, und suchte sich zu sammeln, seine Brust keuchte vor Erwartung. Er hauchte auf sein Tuch, und drückte es an die Augen, die doch nicht weinten. Er bat Gott,

daß ihm die allerhöchste Freude seines Lebens nicht wie ein Schatten vorüberschweben möge.

Hierauf streckte er den Arm, schauernd, als sollte er die Hand zur Feuerprobe auf glühendes Eisen legen, über die Geldsäcke hinweg in die Tiefe der Nische, und zog eine Saffiankapsel hervor, ganz mit Schimmel bedeckt. Er öffnete sie, ein kostbar eingebundenes Pergament lag darin, an welchem das große Reichswappen in goldner Umschließung, durch schwarze und gelbe Schnüre festgehalten, hing. Sein Entzücken war grenzenlos. Er las, so gut er in dieser Verfassung lesen konnte, daß der Kaiser der Maria Sibylla Freundsberg – nicht den Adel gebe, – sondern den in ihrer Familie längst bestandnen, nur in Abnahme gekommenen, lediglich erneuere.

Es war die vermißte, schmerzlich gesuchte Urkunde, der Adelsbrief der Ahnfrau, welcher bewies, daß das regierende Geschlecht mit gutem Fug hier waltete, daß kein Vetter ein besseres Recht als jenes gehabt, und ein solches daher auch nun und nimmermehr auf einen Dritten hatte übertragen können.

Fürsorglich hatte der Großvater das teuerste Besitztum nebst seinem Gelde hieher vor dem herandrängenden Feinde geflüchtet, und den großen Schrank als verbergende Schutzwehr vor die Nische schieben lassen. Stummheit und Tod des Alten hatten das Geheimnis leider auf dreißig Jahre hin bewahrt.

Jauchzend flog Hermann aus dem Archiv, dessen Türe weit offengelassen wurde, und stürmte, den Adelsbrief wie eine Fahne schwingend, durch die Gänge nach den Zimmern der Herzogin. Unangemeldet trat er ein, und hielt ihr, die erschreckt zurückwich, die Urkunde entgegen. »Die Not ist vorüber, Sie sind gerettet!« rief er. Der Herzog kam; das laute Reden hatte ihn herbeigezogen. Schweigend reichte ihm Hermann die Urkunde. Der Herzog überblickte sie, wechselte die Farbe, drückte das Pergament an seine Brust, brach in Tränen aus, und sagte seiner Gemahlin mit stammelnden Worten den Zusammenhang der Sache. Ihr Antlitz verklärte sich, auch sie begann zu weinen. Sie sank zwischen den Männern auf die Knie, faltete die Hände, und ihre lieblichen

tränenleuchtenden Blicke erhoben sich bald zum Himmel, bald ruhten sie auf ihrem Gemahle, bald auf Hermann. Dieser stand froh und stolz da, seine Gestalt schien größer geworden zu sein, ein süßes Vergnügen strömte durch seine Brust, er kam sich wie ein wiedergebournes Kind vor. Unbefangen legte er seine Hand auf das Haupt der Herzogin und sagte: »Der Zufall lauert unsern Torheiten auf und erniedrigt uns in ihnen. Aber dann wird auch gleich wieder dafür gesorgt, daß wir nicht zugrunde gehn, daß wir uns selbst finden und fühlen lernen. Ich erfahre es heute. Nun, nach dieser Wendung bin ich imstande, Ihren Auftrag zu besorgen meine verehrte Fürstin. Ich will versuchen, auch von dieser Seite Ihre Kümmernisse zu zerstreun.«

Fünftes Buch

Die Demagogen

*Mit wenig Witz und viel Behagen
Dreht jeder sich im engen Zirkeltanz,
Wie junge Katzen mit dem Schwanz!*

Mephistopheles

Erstes Kapitel

Dem Herausgeber dieser Geschichten ist es zuweilen begegnet, daß gute Freunde oder Bekannte, welche er in geraumer Zeit nicht gesehen hatte, und welche ihn nachmals mit einem unerwarteten Besuche überraschen wollten, diese Überraschung auf doppelte Weise bewerkstelligten, nämlich auch durch eine verwandelte Persönlichkeit. Nicht selten geschah es, daß der Leichtsinnige ernst, der Muntre schwerfällig, der Rührige bequem geworden war. Da wir aber dergleichen Änderungen uns nicht vorzustellen vermögen, vielmehr die Menschen in unsern Gedanken immer bleiben, was sie gewesen sind, so geht es bei derartigen plötzlichen Begegnungen nie ohne ein unangenehmes Gefühl ab.

Um dem Leser der vorliegenden Denkwürdigkeiten jenes unangenehme Gefühl zu ersparen, müssen wir jetzt ankündigen, daß eine Person, die im Beginne unsrer Erzählung flüchtig vorüberstriefte, nunmehr den Boden derselben in verwandelter Gestalt wieder betritt. Man wird sich noch des Freundes von

Hermann erinnern, des Philhellenen, welcher ihn über seine unentschiedne Gesinnung einigermaßen mitnahm, und voll Tatendrang von ihm schied. Dieser junge Mann kam wirklich mit dem Gelde Hermanns bis nach München, wo er noch Empfehlungsbriefe mitnehmen wollte, bereit, sein Blut für Hellas zu verspritzen. Dort erkundigte er sich nach dem Mädchen, welche eine Zeitlang Hermanns Herz besessen hatte, um ihr die ihm vertrauten Liebespfänder einzuhändigen. Sie empfing ihn als Freund ihres Freundes, und er ging vom ersten Tage an zu allen Stunden im Hause aus und ein. Denn durch ein Zusammentreffen der Umstände mußte es sich fügen, daß er auch mit ihrem Vater gleich vertraut werden konnte. Dieser, ein wohlhabender Mann, besaß ein großes Brauhaus. Er war, sobald sich dort die Vereinigungen zugunsten der unglücklichen Griechen zu bilden begannen, einer derselben als eifriges Mitglied beigetreten. Vielleicht handelte er hierin nicht ganz ohne Eigennutz; man sagt, er habe in Erwägung gezogen, daß so viele an das landübliche Getränk Gewöhnte nach

jenen fernen Gegenden auswanderten, und im stillen beabsichtigt, eine Niederlage seines Produktes nahe bei Athen anzulegen.

Zu diesem Manne hielt sich der Philhellene, der jenem durch sein entschiednes, feuriges Wesen, und die Gabe ausdrucksvoller Rede ungemein gefiel. Die Gönner, welche dem Wanderer behülflich sein sollten, waren verreiseth; der Münchner Aufenthalt zog sich in die Länge. Unerwartet, aber sehr willkommen, tat sein neuer Freund ihm den Vorschlag, bei ihm Quartier zu empfangen; welches dankbar angenommen wurde. Sie unterhielten sich nun, sooft es die Geschäfte des Hausherrn erlaubten, von nichts als von ihren Planen für die Herstellung und Beglückung des den Türken abzunehmenden Landes.

Die Zwischenzeiten füllten Gespräche mit Fränzchen aus. Dieses gute, muntre, hübsche Kind hatte doch im stillen einige Tränen vergossen, als Hermann aus Scherz Ernst machte, und ihr die Andenken zurücksandte. In solchen Stimmungen sind die Frauenzimmer bekanntlich am geneigtesten, einer neuen Empfindung Gehör zu geben. Sie bemerkte

daher nicht so bald, daß die Blicke des Philhellenen ihr zu folgen anfangen, als die ihrigen die Gefälligkeit bezeigten, sich finden zu lassen. Den Herzen, die zueinander strebten, folgten binnen kurzem die Hände und die Lippen, und mit dem feierlichen Schwure von seiten des Liebhabers, daß sie sein zukünftiges Eigentum am Öta als Hausfrau schmücken solle, ward der Bund geschlossen.

Nun begannen für den Philhellenen Tage, die, wie er zu Franziskan sagte, ihm eine neue Welt öffneten. Er liebte nach seiner Versicherung jetzt die ganze Menschheit; er schwärmte mit dem Vater und kostete mit der Tochter. In dieser Empfindung habe sich erst seine ganze Manneswürde entwickelt, rief er hundertmal des Tages aus. Auch wenn der Vater schon zur Ruhe gegangen war, blieb er noch bei Fränzchen, wo sich denn ihre gegenseitigen Empfindungen nicht selten so steigerten, daß Worte denselben unmöglich mehr genügen konnten.

Aber aus den Freuden dieser Abende entsprang eine natürliche Folge, worüber der Philhellene so erschrak, daß er, als Fränz-

chen sie ihm mit trauriger Miene zuflüster-
te, wie vom Donner gerührt, dastand. Denn
er, versenkt in seine großen Ideen von Men-
schenwohl und Volksbefreiung, hatte gewiß
niemals an einen so alltäglichen Ausgang ge-
dacht. Er lief zwei Tage hindurch wie ein Ver-
zweifelter umher, dann fiel er dem Brau-
herrn zu Füßen und gestand seine Schuld.
Der Alte wurde braun vor Zorn, und drohte
mit einer unanständigen Bezeichnung, bei-
den Arme und Beine entzweizuschlagen. Da
aber geschehne Dinge nicht zu ändern sind,
der Übeltäter seine Neigung besaß, und der
Jammer des Mädchens gar gewaltig zum Va-
terherzen sprach, so konnte er die Vergebung
nicht zurückhalten, die er denn unter der Be-
dingung erteilte, daß wer für den Balg gesorgt
habe, nun auch für den Papp sorgen solle.

Dieses war gerade, wofür die Seele des Phil-
hellenen seit der unglückseligen Entdeckung
brannte. Sein neuer Stand hatte in ihm das
Bewußtsein neuer Pflichten erzeugt. In al-
len braven heldenhaften Studenten, Kandi-
daten und Privatdozenten ist es eigentlich
nur der Philister, der innerlich juckt, und

hinauswill, was denn auch bald zu geschehn pflegt, während an Universitäten und Akademien so arme, kümmerliche übersehne Gesellen umherschleichen, aus denen nachher die Genies und Lichter der Welt werden. Im Philhellenen hatte die Katastrophe den Philister mit Macht herausgeschlagen, der bei einem ruhigeren Gange der Dinge vielleicht längerer Zeit bedurft hätte, um sich zur vollständigen Blüte zu entfalten. Er empfand sich als angehenden Vater und Gatten, verspürte eine wahre Begeisterung für den Broterwerb, zerriß die Bilder der Pallikaren und die neugriechischen Volkslieder, welche er bei sich führte, und dachte nur daran, wie er ein Ämtchen erringen solle, wovon er sich und Fränzchen nähren könne.

So war er durch die Natur dem Vaterlande und der Bürgerlichkeit gewonnen worden. Sein zukünftiger Schwiegervater kannte den Legationssekretär einer auswärtigen Macht, welcher gern Bier trank. Dieser empfahl ihn einem Legationsrate, der Legationsrat dem Gesandten. Vom Gesandten schwang sich die Kette der Empfehlungen wieder abwärts bis

zu einem Polizeichef in einer bedeutenden norddeutschen Stadt. Wie von da die Kanäle weiter geflossen, ist unbekannt geblieben; das Ende der Sache war aber, daß man dem Philhellenen erlaubte, im Polizeifache, welches immer frische, rüstige Leute erfordert, zu arbeiten. Kaum waren einige Monate vergangen, als man ihn, der einen unglaublichen Diensteifer an den Tag legte, zum Polizeikommissarius in einem Ackerstädtchen zwischen Hessen und Westfalen ernannte.

Er führte Fränzchen, sobald er dieser besoldeten Würde sich erfreute, heim. Sie genas kurz darauf von ihrer Bürde. Nie hatte die Gegend einen tätigeren Beamten gesehen. Die Kraft, welche sonst weit über Berge und Ströme hinausgeschweift war, lenkte sich jetzt ganz auf Vertilgung des Diebes- und Bettelgesindels, von welchem es dort, der schlechten bisherigen Aufsicht wegen, wimmelte. Vor ihm war kein Gauner sicher, kein Vagabunde konnte mehr in Ruhe hinter der Hecke seinen Bissen verzehren; er lebte fast mehr in verdächtigen Häusern, als in seinem eigenen.

Wirklich hatte er sich schon Verdienste um den Bezirk erworben und die Aufmerksamkeit der Obern sich zugelenkt. Gerade um die Zeit, von welcher wir jetzt reden, geschah die Entdeckung neuer demagogischer Umtriebe; man war dem Bunde der Jungen hart auf die Spur gekommen. Zugleich hatte man in Erfahrung gebracht, daß ein Schwarm junger Hochverräther nach dem Landstriche, in welchem unser verwandelter Schwärmer hantierte, ziehe, um da herum seinen Frevelsabbat zu halten.

Der Polizeikommissarius empfing einen geheimen Auftrag von höchster Stelle. Er war gemessen, ehrenvoll, über die engen Amtsgrenzen hinausreichend. Welch ein Sporn für seinen jetzigen Trieb! Er wurde etwas tiefsinnig, man sah ihn viel durch Feld und Wald schweifen, seiner Gattin antwortete er kaum noch auf ihre Anreden. Er brachte in größter Heimlichkeit Gefängnisse, Arm- und Beinschellen in Ordnung. Den Gendarmen und niedern Agenten gab er Befehle und Winke, welche diese nicht immer verstanden. Er aß nichts und trank wenig. Seine Nächte waren

unruhig. Er flehte Gott an, daß er ihm die Demagogen in das Netz führen möge.

Zweites Kapitel

Indessen näherte sich Hermann, auf seinem geschenkten Rößlein kleine Tagereisen mit Behaglichkeit machend, dem mittleren Deutschland. Die letzte glückliche Entdeckung hatte ihn unglaublich erfreut; er wollte nun so recht in Stille und Muße sich und die Welt genießen. Er liebte es, in abgelegnen Höfen und Weilern einzukehren, die Städte vermied er, wo er konnte. Zwei Pistolenhulfter, welche am Sattel befestigt waren, hatte er bald ihres kriegerischen Inhaltes entledigt, und sie dafür mit einer Korbflasche, sowie mit kalter Küche gefüllt. Mittags hielt er gewöhnlich im Freien, unter einem schattenden Baume, hinter einem Felsen, oder in altem Gemäuer seine Rast. Dann verspeiste er den mitgenommenen Tagesproviand und ließ sein Pferd, welches ein außerordentlich gutes und sichres Tier war, frei umhergrasen. Er hatte

die Grille, wenn man es so nennen will, gefaßt, bis zu der großen Stadt, wohin ihn seine neuste Bestimmung wies, womöglich nur sich und der Natur zu leben. In die Erinnerungen eines jungen und doch mannigfaltigen Lebens vertieft, war seine Seele frei von Furcht und Wunsch, und nur die Hoffnung schwebte mit jungfräulichen Zügen von weitem ihm voran.

Ganz heiter war er, wenn er auch des Abends bei einem wohlhabenden Hofschulzen freies Quartier fand. Freilich pflegte er am andern Morgen durch reichliche Geschenke an Kinder oder Mägde immer dafür zu sorgen, daß die Zeche gehörig bezahlt wurde. Mitunter baten sich auch wohl die Wirthe ein Andenken aus, so daß er fand, eine solche Reise auf Gastfreundschaft koste heutzutage fast mehr, als wenn man sich unterwegs lediglich an die zahlungbegehrenden Hotels halte.

Einige Male hatten ihn Gendarmen, die ihn an abgelegnen Orten gelagert fanden, scharf befragt; da aber seine Papiere in Richtigkeit waren, so ließ man ihn jederzeit frei durch.

Eines Tages gesellte sich ein Fußwandler

zu ihm. Der Mann trug einen Rock, wie ihn Jahn vorschreibt, hinten zu, vorn offen, ging im bloßen Halse, mit langen herabwallenden blonden Locken; aus dem offenen, treuherzigen Gesichte strahlten die schönsten blauen Augen. Anfangs war das Gespräch zwischen ihnen ziemlich unbedeutend, als aber Hermann bei dem Anblicke eines Zollpfahles sich in freien Scherzen erging, nahm es einen ernsthafteren Charakter an. Bald wurden die Verhältnisse besprochen, an welche die Unzufriedenheit in unsrem Vaterlande gleich einer Schmarotzerpflanze sich festgesogen hat. Hermann, der noch nicht gelernt hatte, sich zurückzuhalten, gab seine Meinungen zu vernehmen, und man tauschte gegeneinander die gefährlichsten Dinge aus.

Plötzlich sah Hermann, daß der Fremde sich reckte, in die Ferne schaute, und zusammenfuhr. Er bemerkte, daß ein Mensch ihnen entgegenkam, dessen Rock und Kragen den Polizeidiener verriet.

»Ich bin ein Landschaftszeichner!« rief der Fremde eilfertig und ängstlich, »ich will doch von jenem Hügel die Gegend aufnehmen.«

Mit diesen Worten sprang er in ein hohes, wallendes Kornfeld, und arbeitete sich mit reißender Schnelligkeit quer durch nach einer buschigen Anhöhe, hinter welcher er verschwand.

Hermann hielt betroffen sein Pferd an. Der Polizeidiener kam herzu und fragte: »Wer war der Mensch, der ins Korn sprang?«

Hermann versetzte: »Er sagte, er sei ein Landschaftszeichner, und wolle die Gegend aufnehmen.« – »Der Teufel mag er sein, aber kein Landschaftszeichner; ich glaube, daß ich den Kerl kenne«, murrte jener, und setzte, achtsam nach allen Seiten umherschauend, seinen Weg fort.

Hermann ritt weiter und gelangte nach einem Stündchen an einen Erdrand, von welchem der Boden senkrecht in eine beträchtliche Tiefe abwich. Es war ihm, als höre er aus der Vertiefung pfeifen.

Er bog sich über, und nahm den Kopf seines Begleiters zwischen Gestrüpp und hohem Ginster wahr. Dieser winkte ihm und Hermann folgte dem Zeichen. Nicht ohne Mühe kam er mit seinem Pferde den Abhang hin-

unter, wobei der Fremde ihm behülflich war.

»Sie werden sich über mein Benehmen verwundert haben«, sagte dieser.

»Allerdings«, versetzte Hermann. »Ich habe nie die Neigung zu den schönen Künsten so sprunghaft hervortreten sehn.«

»Ich sagte die Unwahrheit!« rief der Fremde mit einem tiefen Seufzer. »Vergeben Sie mir«, fügte er hinzu, indem er Hermann sanft die Hand drückte. »Sie sind ein edler Mensch, ich will mich Ihnen frei entdecken. Aber vor allen Dingen: wo speisen wir? Ich verschmachte fast vor Hunger und Durst und darf mich heute wenigstens in keine menschliche Wohnung wagen.«

Hermann sagte hierauf, daß, wenn er mit Wegekost vorlieb nehmen wolle, der Not abzuhelpen sei. Er holte Getränk und Speise aus den Pistolenhulftern, und legte die Flasche zur Abkühlung in eine Quelle, die an dem Orte hervorsprudelte. Sie setzten sich beide am Fuße einer hohen Erdwand nieder und verzehrten ihr gemeinsames Mahl, wobei der Fremde sich sehr bescheiden verhielt, denn nur auf Hermanns dringendes Nötigen war

er zu bewegen, mit diesem gradedurch zu teilen. Das Pferd graste lustig zwischen den Gesträuchen.

Nachdem der Fremde sich gesättigt, und den Mund säuberlich abgewischt hatte, fing er plötzlich an, zu weinen, umschlang Hermanns Nacken und rief: »O Freund, Sie sehen in mir eines der Schlachtopfer des Despotismus! Was habe ich dir getan, mein Vaterland, daß du mich also verfolgst? Warum dürfen die Füße deines wärmsten Freundes den heiligen Boden nicht unverzagt betreten? Die Schelme sitzen an der Tafel und prassen, und die Kinder des Hauses irren in der Wüste umher.«

»Fassen Sie sich«, sagte Hermann, betroffen über diesen unerwarteten Auftritt, »und entdecken Sie mir, wer Sie sind.«

»Ich bin ein politischer Flüchtling«, versetzte der Fremde. »Gequält, gehetzt von den Schergen der neununddreißig Tyrannen weiß ich oft nicht, wohin ich mein Haupt legen, wo ich den Bissen für meinen Mund gewinnen soll. Jetzt ist mir Österreich vor allen auf der Spur, denn unter seinen Fäusten litt ich zuletzt. Und was habe ich getan? Ich liebte

Deutschland. Was ist meine Schuld? Ich wollte die Enkel Hermanns, vor denen Roms Legionen zitterten, aus ihrer unseligen Zerissenheit, aus dem jammervollen Schläfe der Schmach, in den sie versunken sind, emporrütteln helfen. Das Mark unsrer Brüder wird von seidnen Knechten ausgesogen, wer, der ein Herz hat, kann es mit ansehen, ohne sich zu rühren?«

Hermann antwortete, nicht ohne Mitleid: »Obgleich ich ungeachtet meiner vorigen Scherze die auflösenden Gesinnungen nicht teile, welche diesen Reden zum Grunde liegen, so weiß ich doch die Stimmung sehr wohl zu würdigen, aus welcher sie entstehen mußten. Kann es Sie erleichtern, so erzählen Sie mir Ihre Geschichte, und seien Sie versichert, daß ich nichts dagegen habe, wenn Sie das Meinige, wie das Ihrige betrachten.«

»Ist es so?« rief der Fremde mit einem feurigen Blicke. »Wohl mir, ich habe wieder einen Edeln gefunden! Nein, Teuts Volk kann nicht untergehn, in dem so viel Milde und Kraft sich paart. Sind wir nicht die einzigen, die in ihren uralten Sitzen unvermischt blieben? O,

wenn ich daran denke, so wird mir groß zumute!«

Da Hermann nach der Erzählung verlangte, so willfahrte ihm der Fremde, und berichtete ihm seine Schicksale, die aber fast nur in Wanderungen durch die Kerker verschiedener Länder bestanden. Er streifte seinen Arm auf, und zeigte die Spuren der Fesselwunden, dann erhob er das Antlitz gen Himmel, und rief mit glänzendem Gesichte: »Ja, mein Ideal! An meinem Ideale will ich halten, ob auch die Welt zerbricht. So willst du treulos von mir scheiden? Wer steht mir tröstend noch zur Seite? Du meines Lebens goldne Zeit! Beschäftigung, die nie ermattet! Mit deinen holden Phantasien!«

Er schien von seinen Gefühlen und Erinnerungen ganz außer Fassung gesetzt worden zu sein, beugte sich auf Hermanns Hand, und schluchzte heftig. Dieser suchte den Weinenden mit den freundlichsten Reden zu beruhigen. »Trösten Sie sich«, sagte er, »es wird noch alles gut, diese Verwicklungen der Gegenwart können nicht immer dauern, wer weiß, wie bald Sie Ihrer jetzigen Not entkommen.«

– »Das hoffe ich auch«, versetzte der andre, noch immer weinend: »Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Steierland, ist's Bayerland? Ist's, wo des Marsen Rind sich streckt? Ist's, wo der Märker Eisen reckt? O nein, nein, nein, mein Vaterland muß größer sein. Hätten Sie wohl die Güte, mich auf Ihrem Pferde etwas reiten zu lassen?«

»Warum das, Lieber?« fragte Hermann.

»Nichts stellt die Seele so sehr zum Gleichgewichte her, als die schüttelnde Bewegung des Rosses«, versetzte der unglückliche Mann. »Da wird der Mensch wieder in sich selbst einig, und alle Sorgen bleiben unter seinen Füßen. Von den entsetzlichsten Bedrängnissen hat mich oft ein rasches Tier befreit.«

Hermann gab ihm gern die Erlaubnis, sich auf diese Weise zu erholen, jener bestieg sein Pferd und ritt davon. Hermann sagte, als er allein war, die Worte des Sallust her, welche die Catilinarische Verschwörung beginnen. »Ja«, rief er, »gälte die Geisteskraft der Könige und Helden so viel im Frieden, als im Kriege, so würden die menschlichen An-

gelegenheiten einen gerechteren und festeren Bestand haben, es triebe nicht alles nach verschiedenen Richtungen, man würde nicht so viel Wandlung und Mischung sehn. Denn leicht wird das Reich durch die Mittel bewahrt, durch welche es erobert ward. – Das aber ist eben der Fluch ungewöhnlicher Zeiten, daß sie, wie ein gärender Stoff, das Bessere, Flüchtige entstellt und widerlich umtreiben, während die tote Masse, als Bodensatz bald ihren unverrückten Stand erhält. Dann heißt das, was doch eigentlich zum Leben sich entbinden will, das Nichtigte, und jene trägen Hefen zaudern nicht, sich den Ruhm des Nützlichen und Bleibenden beizulegen. Wer wird mit diesen Abenteurern, die jetzt zu Hunderten das Land durchstreifen, irgend gemeinschaftliche Sache machen, ja nur in ihren Träumereien einen haltbaren Zusammenhang antreffen? Und gleichwohl, wer, der Dinge und Menschen mit menschlichem Blicke betrachtet, mag es sich verbergen, daß aus ihren Hirngespinsten doch ein viel zarteres Gefühl, ein höherer Schwung und ein entschiedenerer Charakter hervor-

sieht, als aus der Pflichtmäßigkeit der Leute, welche jetzt, nachdem die Tage der Gefahr vorüber sind, als die treuesten und beehrtesten Söhne des Vaterlandes umhergehn? Wahrlich nicht durch diese ist es errettet worden, wahrlich nicht durch solche wird es je errettet werden. Gar leicht ist es gegenwärtig, ein guter Patriot zu heißen, denn es kommt fast nur darauf an, in allerhand zeitgefälligen Bestrebungen sein Licht nicht unter den Scheffel zu setzen, bei Gelegenheit tapfer zu schmausen und eine schwülstige Rede zu halten. Aber wenn das Verderben wieder hereinbricht von Osten oder Westen, dann werden wohl die Schmauser und Geburtstagsredner verschwunden sein, dann wird man sich wieder nach den verfolgten Vagabunden umsehen, welche dann auf eine Zeitlang zu Ehren kommen und späterhin abermals an ihren blutigen Sohlen erfahren werden, wie hart der Boden der Heimat ist. O seltsamer und trauriger Widerspruch der irdischen Dinge! Immer nur bringen hoher Mut und kühne Gesinnung die Sachen zum glücklichen Ausgange, von welchem der Held gleichwohl selten etwas zu

genießen bekommt, sondern, wenn das Mahl bereitet ist, setzt sich der Philister zu Tische, und läßt sich die Gerichte wohlschmecken.«

Nach diesen und andern Reden saß er eine geraume Zeit schweigend, und harrte auf den politischen Flüchtling. Da derselbe nicht sichtbar werden wollte, so stieg er aus der Vertiefung auf die Höhe des Erdrandes, erblickte aber weder den Mann noch das Pferd. Betroffen horchte er, ob sich nicht Hufschlag vernehmen lasse, aber vergebens. Er rief und pfiß, aber nur Echo gab ihm Antwort. Ein Argwohn stieg in ihm auf, den er jedoch, als des edeln Geächteten unwürdig, sogleich aus seiner Seele verbannte. Gleichwohl blieb dieser Sohn des Vaterlandes unsichtbar, obschon Hermann nach ihm in verschiedenen Richtungen die Gegend umher durchsuchte.

Drittes Kapitel

Dieses Wandern und Suchen dauerte bis gegen Abend. Nun ließ er davon ab, noch immer bemüht, sich eine unbestreitbare Wahr-

heit zu verbergen. Er lenkte in die Heerstraße ein, um nach einem bewohnten Orte zu gelangen. Unmutig ging er auf derselben einher. Nicht lange, so hörte er Menschentriff hinter sich. Er wandte sich um und erblickte den Polizeidiener wieder. Nachdem er dem Manne vorsichtig das Ereignis vertraut hatte, schlug dieser ein helles Gelächter auf, und rief: »Also sind Sie doch von dem Strolche angeführt worden? Nun, trösten Sie sich, es begegnet Ihnen nicht allein. Der Vogel ist uns und der ganzen Welt zu schlau. Wenn wir denken, wir haben ihn im Netz, so sitzt er ganz vergnügt auf dem Baume und lacht uns aus. Was für Mühe hat sich der Herr Polizeikommissarius um ihn gegeben!«

»Wer ist er denn eigentlich?« fragte Hermann.

»Ein Jude aus Hameln«, sagte der Polizeidiener. »Wir heißen ihn nur den Rattenfänger, weil er zuerst mit Mäusebutter handeln ging, was er aber nun aufgegeben hat.«

»Wie kann er ein Jude sein, da er lange blonde Haare hat?« fragte Hermann.

»Falsch, falsch!« rief der Polizeidiener. »Der

Kerl führt alle möglichen Perücken im Sack: Struppkopf, Bonvivant, Pastor, Zopf, Strohdach. Aus dem Rocke macht er auch, was er will, Frack, Mantel, Uniform, es ist unglaublich, was für Streiche er ausführt.«

Sie setzten ihren Weg zusammen fort und der Polizeidiener erzählte Hermann von den Listen, womit der Rattenfänger die Leute betrogen habe. Unser Freund mußte sich zu seiner Beschämung gestehn, daß jener bei den meisten andern mehr Klugheit nötig gehabt hatte, um zum Ziele zu gelangen, als bei ihm.

Mißgestimmt trat er in das Wirtshaus ein, welches vor den Toren der nächsten Stadt angenehm zwischen Gärten lag. Sie hatten es mit dem letzten Strahle des Tages erreicht. Es bekümmerte ihn in seiner jetzigen Gemütsverfassung wenig, daß der Wirt ihn fast ebenso zweifelnd betrachtete, wie jener, welcher im Eingange dieser Denkwürdigkeiten auftrat. In der Tat pflegt ein Fußgänger mit Sporen an den Stiefeln immer ein Gegenstand scherzhafter Verwundrung zu sein. Mürrisch forderte er eine Stube, und ließ sich den Abgang der nächsten Schnellpost nach

Osten anzeigen. Denn er hatte beschlossen, nunmehr auf die gewöhnlichste Weise seine weitere Reise zu veranstalten. Kaum hörte er auf den Polizeidiener hin, welcher sich hoch und teuer vermaß, ihm das gestohlene Pferd wieder zu verschaffen, es koste, was es wolle.

Indessen trieb ihn der Ärger, der in der Einsamkeit immer nagender wurde, bald wieder in das abendliche Wirtszimmer. Dasselbe war von einem Dampfe erfüllt, welcher beinahe die Lichter auslöschte. Um den Tisch saßen sechzehn junge Leute, Bier trinkend und Tabak rauchend.

Hermann erkannte bald an den polnischen Röcken, bloßen Hälsen, an den Sammetbarretten und bunten PfeifentroddeIn die Studenten. Er verwunderte sich über den tiefen Ernst, womit diese Jünglinge ihr stummes Geschäft verrichteten. Niemand von ihnen sprach ein Wort, nur jezuweilen schlug einer oder der andre den Wirt zutraulich-derb auf die Schulter und sagte: »Bier!« Ihr Präses, der am obern Ende des Tisches saß, ein starker, vierschrötiger Mensch, rief aber bei solchen Gelegenheiten: »Mehr Cerevis, eherner

Roche!« Der wohlbeleibte glänzende Wirt bediente sie mit gelenkiger Schnelligkeit, warf ihnen allerhand Scherzreden ins Gesicht, ohne jedoch irgendeinen aus seiner Haltung zu bringen. In der Ecke des Zimmers strickte ein Frauenzimmer, sah den Präses mit wehmütigen Blicken an, und stieß schwere Seufzer aus.

Hermann erwartete von Minute zu Minute den Beginn eines Kommersliedes, aber die ganze Studentengesellschaft blieb so stumm und ernst, wie sie bei seinem Eintritte gewesen war. Er wandte sich endlich mit der höflichen Frage an den Präses, ob die Herrn auf einer Ferienwandrung begriffen seien?

Der Präses erhob sich, warf ihm einen wilden Blick zu, und versetzte dann in rauhem Tone: »Der deutsche Mann hat keine Ferien. Es ist jetzt nicht an der Zeit, zu lottern, sondern zu wirken. Ich bin aus Mecklenburg und heiße Brüggemann.«

»Diese Antwort finde ich etwas sonderbar«, sagte Hermann.

»Sonderbar? Tusch!« riefen alle einhellig, und der Mecklenburger raunte seinem Nach-

bar etwas ins Ohr. Das Frauenzimmer stand auf, nahm ein Licht, gab Hermann mit ängstlicher Miene einen Wink und ging hinaus. Er folgte ihr.

In einem abgelegnen Zimmer erwartete sie ihn. Zu seinem höchsten Erstaunen warf sie sich ihm hier zu Füßen, und rief: »Sie sind ein edler Mann, ich lese Menschlichkeit in Ihren Blicken. Retten Sie die Armen, ich beschwöre Sie darum. Ich liebe den Mecklenburger und kann sein Verderben nicht sehn.«

»Lassen Sie mich zuvörderst wissen, wovon hier die Rede ist«, sagte Hermann.

»Es sind Demagogen«, versetzte das Frauenzimmer. »Der Herr weiß, worin die Anziehungskraft unsres Gasthofes für diese Jünglinge liegt. Das ist nun schon der vierte Bundestag, welcher bei uns abgehalten wird, und immer sind bald darauf die Unglücklichen hier oder in der Nähe festgenommen worden, und werden doch nicht scheu, sich in den Rachen der Klapperschlange zu stürzen. Endlich habe ich das furchtbare Geheimnis entdeckt. Mein Vater, der Entsetzliche, schenkt ihnen das Bier ein, und verrät sie der Poli-

zei.«

»Wenn die Sachen so stehn, so sollten Sie Ihren Geliebten warnen«, antwortete Hermann.

»Wer sind Sie, daß Sie mir dieses raten?« rief das Frauenzimmer pathetisch. »Kennen Sie Ziegenhainer, mein Herr? Die Wütenden würden den Greis mit Schlägen bedecken. Nein, eine Tochter, welche den eignen Vater seinen Feinden zu überantworten imstande ist, verdient diesen Namen nicht, den heiligsten in der ganzen weiten Natur. Ich heiße Thusnelde, und bin ein deutsches Mädchen.«

»Eine Närrin bist du, und heißest Sophie Christine«, sagte der Wirt, der lachend in die Stube trat. »Marsch fort! Was steckst du hier mit dem fremden Herrn zusammen?«

»Die Bücher haben ihr den Kopf verdreht«, sagte er zu Hermann. Dieser versetzte: »Sie sprach von Ihnen und von den jungen Leuten, und ich wollte wünschen, es wäre nicht wahr, was sie mir entdeckt hat.«

»Der liebe Gott segnet mein Haus mit Demagogen, wie er andre Häuser mit Kindern oder Schätzen segnet«, sagte der Gastwirt be-

haglich. »Es gibt gar kein dümmeres Vieh, als Studenten. Sie wissen, daß ihre Kamara-den immer hier aufgehoben worden sind, und doch rennt es noch beständig hieher. Es geht mit des Himmels Segen zu. Ich bekomme gute Extrapräsente, und das Allgemeine Ehrenzeichen kann mir in ein vier, fünf Jahren durchaus nicht entgehn.«

»Wie mögen Sie ein so hinterlistiges Verfahren nur entschuldigen?« rief Hermann zornig.

»Hinterlistig?« sagte der Wirt, ohne sich aus seiner Laune bringen zu lassen. »Es ist noch keinem der Kopf abgerissen worden. Sie werden in bequeme Postchaisen gepackt, kommen auf ein Jährchen in Prison, haben dort Zeit zu studieren, schlagen in sich, dann erfolgt eine schwere Sentenz, dann die Begnadigung, dann die Beförderung, weit schneller, als bei andern Landeskindern, denn im Himmel und in *** ist mehr Freude über *einen* Sünder, der bereut, als über hundert Gerechte, die nie fielen.«

»Das Unglück von Menschen zu bespotten, verrät ein gefühlloses Herz!« rief Hermann.

»Ein jeder denkt auf seinen Profit«, erwiderte der Wirt. »Die Schnellposten haben den armen Wirten fast alles Brot entzogen. Wenn ich keine Demagogen anzugeben hätte, müßte ich wohl betteln gehn. Morgen ist also hier der vierte Bundestag und übermorgen früh, denk' ich, hangen sechzehn Drosseln in den Dohnen. Wollen aber Sie das verhindern, mein Herr, so nehmen Sie sich vor dem Polizeikommissarius in acht, denn ich denunziere Sie dann als den Mitschuldigen des Hochverrats, und da Sie kein Student mehr sind, so möchte man vielleicht mit Ihnen schärfer verfahren.«

Hermann war nicht einen Augenblick unschlüssig, was er tun sollte. Das Schicksal, welches diesen armen jungen Leuten bevorstand, erschien ihm fast noch gelinder, als die rasende Verblendung, wodurch sie sich daselbe zuzogen. Er, selbst eingeweiht in diese Verirrungen, konnte jetzt kaum begreifen, wie es möglich gewesen sei, so frevelhaften Unsinn zu treiben. Er beschloß, die jungen Toren ihrem Geschicke zu entziehen, indem er sie von ihrer Verblendung heilte.

Da man aber, um sich den Wölfen überhaupt zu nähern, mit ihnen heulen muß, so schien ihm ein besonders geschicktes Benehmen hier durchaus notwendig zu sein.

Er fand den Mecklenburger auf einem Vorplatze des Hauses, seine Pfeife ausklopfend. Hermann legte die drei ersten Finger der rechten Hand an den Pfeiler und fragte: »Wo hin gehst du?«

Betroffen sah ihn der Mecklenburger an, legte aber die letzten Finger seiner Rechten an den Pfeiler und versetzte: »Nach Leipzig. Sage mir die neun Grundartikel.«

Hermann trug hierauf, ohne zu stocken, die begehrten Sätze vor. Der Mecklenburger drückte nach diesen unzweifelhaften Zeichen ihm kräftig die Hand, und rief: »*Die* Begegnung hätte ich nicht vermutet. Ich wollte dich fordern lassen, denn *sonderbar* ist unter allen Umständen Tusch; nun aber wird natürlich daran nicht mehr gedacht, auch hätte ich gleich erwägen sollen, daß du Philister bist, mithin von dir nichts zieht. Bringst du uns Nachricht vom Männerbunde?«

»Allerdings«, versetzte Hermann doppel-

sinnig. »Es gibt einen Bund der Männer, dem Unrecht zu wehren, Schaden zu verhüten, den Frieden zu schützen.«

»Recht so«, versetzte der Mecklenburger, »so meinen wir es auch. Die Zeit ist groß, wir müssen Großes leisten, um vor ihr groß zu bestehn. Eingreifen müssen wir in ihre Räder, mit dem Strome schwimmen, und die Dämme und Klippen zerbrechen, welche die Hölle ihnen in den Weg türmt. Jetzt sind wir daran, das Volk aufzuklären. Frisch, frei, fromm, fröhlich, das ist immer die Hauptsache. Auf einen Kopf oder ein paar krummgeschloßne Knochen kommt es dabei nicht an; mehr als totmachen können sie uns nicht.«

»Wie weit seid ihr denn gediehen?« fragte Hermann.

»Das Reich ist eingeteilt, es geht wieder in die zehn Kreise nach Homanns Karte«, erwiderte der Demagoge. »Das war das sicherste. Die Festungen sind unser, der Ölmüller hat einen geheimen Gang neben seinem Teiche, und der Major wird Großfeldherr. Ich nehme Mecklenburg hin, ausgenommen Güstrow, was Schneppe aus Greifswald nicht fahren

lassen wollte. Berlin wird niedergerissen und Jahn baut die neue Hauptstadt an der Elbe. Er wird auch Obermeister der Zucht, aber das Turnen bleibt vorderhand abgestellt, denn wir wollen nichts übertreiben. In der Bundeskasse haben wir an dreiundsechzig Taler; es kann alle Tage losgehn.«

»Was führt euch aber eigentlich hier zusammen?« fragte Hermann.

»Die letzte Frage, welche noch zu entscheiden ist«, erwiderte der Demagoge. »Morgen wird bestimmt, was aus den Fürsten werden soll, ob wir sie alle erstechen müssen, oder ob man wenigstens in betreff einiger Gnade vor Recht ergehn lassen kann. In der Buschmühle tagen wir, fehle ja nicht in der Versammlung.«

Dieses sinnreiche Gespräch würde noch länger fortgedauert haben, wenn nicht im Hofe ein plötzlicher Lärm entstanden wäre. Eine Menge Menschen mit Laternen und Windlichtern drang herein, in deren Mitte Hermann bei dem Näherkommen des Zuges den Polizeidiener, den Rattenfänger und sein Pferd wahrnahm. Der Rattenfänger führte

das Pferd, der Polizeidiener den Rattenfänger. Er hielt ihn am Ohrläppchen gefaßt, und rief unaufhörlich: »Haben wir dich endlich, du sauberer Kavallerist? Haben wir dich?« Wunderbar war es anzusehn, wie der Mensch nun als schwarzlockiger Pudelpopf erschien, und den abgelegten blonden Schopf wehmütig in der Hand hielt.

Hermann würdigte diesen politischen Flüchtling keines Blickes und empfing sein Pferd, welches von Schweiß triefte. Der Polizeidiener erzählte ihm, wie er des Vagabunden habhaft geworden sei, und gab ihm den Rat, sobald als möglich fortzureiten, und sich den Schaden zur Lehre dienen zu lassen.

Viertes Kapitel

Am folgenden Morgen wanderte Hermann nach der Buschmühle, mit sich einig über den Plan, nach welchem er die verirrtten Jünglinge in das rechte Geleis zurückführen wollte. »Wie doch das Unangenehme meistens die besten Ausgänge hervorbringt!« sagte er

zu sich selbst. »Ohne den gestrigen Vorfall würde ich meines Weges weitergezogen sein, und die Gelegenheit verabsäumt haben, etwas Gutes und Heilsames auszurichten.«

Als er am Orte der Zusammenkunft eintraf, fand er die Studenten schon auf einer Dachkammer versammelt. Fahl schien das Licht durch beräucherte Fensterscheiben und gab den ohnehin mit frühen Runzeln gezeichneten blassen Gesichtern dieser jungen Leute ein noch trübseliges Ansehen. Sie saßen und standen umher, die Pfeife war, wie sich von selbst versteht, auch hier in voller Tätigkeit und der Qualm in dem engen Raume beinahe unerträglich. Der Mecklenburger kam auf Hermann zu, faßte ihn bei der Hand und stellte ihn mit den Worten: »Da seht ihr endlich einen vom Männerbunde«, den andern vor.

Alle drängten sich um ihn und wollten vom Männerbunde wissen. Hermann versetzte: »Ich werde euch noch genug nachher zu sagen haben, jetzt tut ihr erst das Eurige.«

Die Studenten zogen Dolche aus ihren Röcken, zückten sie, und riefen mit dumpfer

Stimme: »Den Verräter treffe der Tod!« Darauf warfen sie dieselben zusammen auf einen Haufen.

Der Mecklenburger setzte sich an einen kleinen wacklichten Tisch, in der Mitte der Kammer; ein anderer, der den Sekretär vorstellte, ihm gegenüber. Dieser zog ein Heft beschmutzter unordentlicher Papiere, welche Akten bedeuten sollten, hervor, und schlug seinen Kollegienstecher in die Tischplatte. Die übrigen saßen oder lagerten sich umher. Hermann nahm zu seiner Sicherheit einen Platz an der Türe.

Der Sekretär erhob die Stimme und fragte: »Welche Kreise Deutschlands sind hier auf diesem vierten Tage des Bundes der Jungen versammelt?«

»Obersachsen!« antwortete einer mit unzweideutiger scharfer Kopfstimme; »Franken!« riefen vier. Schwaben ward durch fünf. Niedersachsen und Westfalen jedes durch zwei vertreten, für Burgund meldeten sich drei schwarzhaarige einigermaßen heimtückisch aussehende Belgier. Bayern, Oberrhein, Niederrhein, Österreich fehlten.

Der Sekretär stand auf und sagte: »Bruder Präses, sechs Kreise Deutschlands sind versammelt.«

Der Mecklenburger entblößte sein Haupt und sprach: »Ich erkläre hiemit den Tag für beschickt und eröffnet. Geliebte Brüder des Bundes für Freiheit und Recht, Vernunft und Wahrheit! Frisch, frei, fromm, fröhlich, das ist immer die Hauptsache. Schwer Werk liegt auf teutscher Jugend, wir sollen die alte, dumm und faul gewordne Zeit wieder einrenken, die Flicker und Stücker vertreiben, den Stall lüften, das Molch- und Otterngezüchte aus seinen Höhlen schwefeln, daß alles teutsch werde, christlich und gut. Es ruht, wie gesagt, auf der Jugend, die Alten sind nichts nutze.«

»Davon habe ich eben ein Beispiel gehabt«, sagte einer aus Franken. »Ich stehe mit meinem Alten in Rechnung, so viel für Hauspump, so viel für Bücher, Wäsche und so weiter. Nun hatte ich ihm sechzig Gulden für Kollegia angesetzt. Denkt euch, verlangt das Kamel, ich soll nachweisen, daß ich sie gehört habe.«

»Bruder, unterbrich mich nicht!« rief der

Mecklenburger. »Laß deine eignen Angelegenheiten hinweg, wo es die große Sache des Vaterlandes gilt. Brüder! Lange Reden zu halten ist nicht meine Sache, ich bin aus Mecklenburg und heiße Brüggemann. Zuschlagen muß man, das ist das kürzeste, und jeder versteht, wie er dieses zu nehmen hat. Lange genug hat das Wort die Welt verfitzt, gesunde Knochen und tüchtige Fäuste sollen ihr wieder zum Besinnen verhelfen. Also Bruder Schreiber und Schriftwart, lies kurz und gut die Frage des Tages ab. Dann stimmt, und hernach streife jeder den Arm auf, güрте seine Lenden, und tue, was der Beschluß ihm auflegt!«

Der Sekretär las aus den sogenannten Akten: »Der dritte Bundestag hat die Königs- und Fürstenfrage zur Entscheidung des vierten gestellt. Die heute versammelten Kreise und Stände des Reichs, welches da kommen soll, haben folglich darüber abzustimmen: Sollen die Könige und Fürsten alle ohne Ausnahme niedergemacht werden, oder kann man in betreff einiger und welcher? mildere Entschließung eintreten lassen?«

»La mort sans phrase!« riefen die Belgier hastig.

»Burgundier«, versetzte der Präses, »es steht noch nicht einmal fest, ob wir euch zum Reiche nehmen, oder euch nicht lieber den Pariser Wölfen überlassen. Wollt ihr aber mit uns tagen, so redet die Sprache Teuts, und nicht die der Welschen und Franschen.«

»Ich lasse meinen König nicht umbringen«; sagte der aus Obersachsen. »Ich habe eine Freistelle auf der Fürstenschule gehabt, er heißt Friedrich August der Gerechte; was kann er dafür, daß er ein König ist.«

»Alle ohne Ausnahme abgemuckt!« riefen die Franken. Niedersachsen stand zu Obersachsen; die Debatte wurde stürmisch. Einige Schwaben und einige Westfalen suchten vergeblich einander deutlich zu werden. Ein Kreis verstand den andern nicht.

Der Präses klopfte auf den Tisch, und redete, nach dem alles still geworden war, so: »Zankt euch nicht! Durch Span und Zwist sind die Reiche verfallen, das hat Rom und Griechenland gestürzt, soll auch unsre Stärke dadurch schwach werden? Ich meinesteils

bin für Mäßigung. Furchtbar ist ein Volk, welches sich im Glücke zu fassen weiß. Wir haben die Oberhand, laßt sie uns nicht mißbrauchen. Ich schlage eine Sondrung vor. Die bis zur Leipziger Schlacht teutscher Sache noch nicht beigetreten waren, sollen sterben, und denen, die vor diesem Zeitpunkte ihre Pflicht erfüllt haben, geben wir Pension, oder Leibzucht, vaterländischer zu reden. Auf diese Weise sind wir zugleich gerecht und milde.«

Über diesen Vorschlag entstand ein hitziger Streit, bei welchem die äußerste Rechte und die äußerste Linke einander beinahe zu Kragen geraten wären. Endlich siegte die gemäßigte Mitte, die Mehrheit nahm den Vorschlag an, und der Mecklenburger entwarf sogleich die Pensionssätze, wobei der für den größten Fürsten von Norddeutschland mit besonderer Rücksicht auf dessen Verdienste und Schicksale bis zu achthundert Talern jährlich anstieg, obgleich die gewöhnliche Pension eines Königs nicht mehr als fünfhundert betragen sollte.

Während man noch mit der Festsetzung dieser Angelegenheit beschäftigt war, sagte

ein Franke: »Ihr habt einen Hauptpunkt vergessen. Was soll mit den dirigierenden Bürgermeistern der freien und Hansestädte werden?«

Es entstand eine Pause allgemeinen Nachdenkens. »Daß auch in den sogenannten freien Städten keine Freiheit weilt, daß dort die Gewalt oft noch verderbter ist, als in den Fürstentümern, kann niemand leugnen«, sagte endlich der Präses. »Wo wird man mehr mit dem Paß geschoren, als in Frankfurt? Wo ist teurer leben, als in Hamburg? Aber dein Bedenken ist ganz richtig, Bruder. Wenn wir auch die Bürgermeister hinwegräumen, so bleiben ja immer noch die Senate übrig, fünfzig Mann in jeder Stadt, die zur Zwingherrschaft berechtigt, ja auch daran beteiligt sind.«

Die Burgundier rieten zur Abschlichtung der gesamten Senate, welcher Gedanke jedoch als zu blutdürstig von den eigentlich deutschen Kreisen einstimmig verworfen wurde. Man sprach von Kerker, eidlichem Verzicht und dergleichen, fand aber diese Mittel alle zu ungenügend. Zuletzt rief ein

Schwabe: »Brüder! Eine nach der andern frißt der Bau'r die Würst'. Laßt uns die Könige und Fürsten erst einmal auf'm Kraut haben, unterweil fällt uns vielleicht wegen der Bürgermeister etwas ein.«

Alles lachte über den Schwaben, konnte aber gleichwohl keinen besseren Rat ersinnen, denn er. Wer weiß, wie lange dieses Nachdenken noch fortgesetzt worden wäre, wenn nicht Hermann, der dem Wahnsinne nicht länger zuzuhören vermochte, eine Doppelpistole, welche er in der Stadt erhandelt, herausgezogen und sie vor den Studenten langsam scharf geladen hätte? »Was soll das?« fragten einige.

»Der Männerbund führt nur Schießgewehr«, versetzte Hermann kalt. Er spannte den Hahn und hielt die Pistole vor sich hin. Dann sagte er: »Der erste, welcher mir zu nahe kommt, wird totgeschossen. Ihr albernen Toren, ihr verblendeten Jünglinge! Ein schlimmes Übel erfordert bittere Arzneien. Indem ich euch zu heilen unternehme, sage ich daher, daß ich nicht weiß, ob ich über eure Schlechtigkeit zürnen, oder über eure

Dummheit lachen soll. Ihr beruft euch, irreführt von euren Verleitern immer auf das Altertum; ahmt demselben nach und erinnert euch zuerst daran, daß zu jenen Zeiten die Jungen nicht mitsprechen durften; in Sparta mußte einer dreißig Jahre alt sein, wenn er den Mund über Staatsangelegenheiten auftun wollte. Ihr Unsinnigen, die ihr euch herausnehmt, Könige und Fürsten absetzen, pensionieren, ja erdolchen zu wollen, weil sie, wie ihr wähnt, ihrer Würde nicht vorzustehen wissen, und die ihr selbst noch nicht den allerkleinsten und abgeleiteten Teil dieser Würde zu bekleiden vermöchtet! Geht in euch, lernt eure Hefte, singt Trink- und Burschenlieder, genießt die schöne Jugend, und überlaßt die Sorge um den Staat den Alten. Eines sage ich euch noch. Ich halte euch nicht für so unvernünftig, daß ihr auf eure eigne Faust, ohne Hülfe älterer gewichtigerer Männer zu revolutionieren die Tollkühnheit besitzen solltet. Nun denn, so erfahrt, daß, wenn ihr aufsteht, kein Torschreiber und Supernumerarius euch beispringen wird; alles, was den Burschenrock ausgezo-

gen hat, sitzt ruhig, mit Tabagiegespräch zufrieden, im bürgerlichen Leben, der Männerbund ist eine Lüge, womit euch irgendein Bösewicht geködert hat; ihr seid die Affen, welche für die Katze die Kastanien aus dem Feuer holen sollen.«

Schwer würde es sein, die Wirkung dieser Anrede auf die Studenten zu beschreiben. Sie hatten sich in einem Winkel zusammengedrängt, zitterten vor Grimm, waren jedoch keinesweges lüstern, der Mündung des Pistols näher zu treten. Vielmehr gaben sie ganz das Bild gemalter Wüteriche ab, wie Shakespeare sagt.

Hermann war eben im Begriff, seinen Spruch mit einer gesteigerten Nutzenanwendung zu schließen, als von unten Stimmen ertönten und Pferdegetrappel hörbar ward. Diese Laute verwandelten auf einmal die Szene. Hermann und die Studenten rannten einträchtig zu einer Bodenlucke und sahen den ganzen Hof voll von Gendarmen, Häschern und bewaffneten Bauern. Sogleich ergriffen die jungen Leute mit katzengleicher Geschwindigkeit die Flucht. Einige lie-

ßen sich eine Falltüre hinunter, andre verkrochen sich in den dunkelsten Ecken des Gebälks, die Entschlossensten kletterten auf die den Häschern abgekehrte Seite des Dachs, sprangen in den Garten und eilten zu Walde. In *einem* Augenblicke war der ganze Söller von den Demagogen leer, nur Hermann blieb im Gefühle seiner Unschuld auf demselben zurück.

Fünftes Kapitel

Nicht lange, so erschien ein Gendarm, blickte forschend in die Dachkammer, und rief seinen Kamaraden mit den Worten: »Komm, einer ist noch hier!« herbei. »Sieh nur die Wirtschaft!« sagte der zweite, als er eintrat. »Die Dolche! Und da die Brandbriefe!« – »Gut, daß wir wenigstens den Oberdemagogen haben, schau, was für eine Pistole er führt!« – »Es ist ein Halbkarabiner«, versetzte der zweite Gendarm.

Sie schritten auf Hermann zu, und kündigten ihm in barschem Tone Arrest an. »Gänz-

lich im Irrtum, meine Herrn!« versetzte er. »Ich wollte die verführte Jugend zum Besseren bekehren.« Die beiden Männer schlugen ein helles Gelächter auf, und meinten, er sehe nicht nach einem Propheten aus. Um sich nicht übler Behandlung auszusetzen, gab er sich gefangen. Er fragte nach ihrem Befehlshaber und verlangte zu diesem geführt zu werden. Sie versetzten, daß der Herr Polizeikommissarius nicht zu sprechen sei, indem er, bei Verfolgung eines Flüchtigen zu Boden gestürzt, sich das Bein aufgeschlagen habe.

Nachdem die Gendarmen ihm die Pistole abgenommen, die Dolche und Akten zusammengerafft hatten, führten sie ihn hinunter. Mit genauer Not erhielt er es, daß man ihn nicht fesselte, doch war auch so schon seine Lage die unbehaglichste. Hunderte von Menschen hatte die Neugier herbeigezogen, deren gaffende Blicke alle auf ihn gerichtet waren. Unaufhörlich wurden die Gendarmen befragt, wer er sei? worauf sie jederzeit kaltblütig erwiderten: »Es ist der Oberdemagoge.«

Auf seine Bitten wurde eine verdeckte Kalesche angespannt. Die Gendarmen, zu bei-

den Seiten des Wagens reitend, brachten ihn darin nach dem Städtchen, aus welchem er in so guter Absicht nach der Buschmühle gegangen war. Dort lieferte man ihn in der Wachtstube des Orts ab. Bei dem Eintritte in dieses Gelaß hätte er vor Scham und Verdruß sterben mögen. Es war nämlich am gedachten Tage auch das sogenannte allgemeine Vagabundengreifen gewesen, und die Wachtstube wimmelte daher von übel aussehenden Leuten. Heftig fragte er den einen Gendarmen, ob man für Verbrecher seinesgleichen hier nicht einsamen Kerker bereit halte? Die beiden Männer sahen einander kopfschüttelnd an, einer griff an seine Stirn, dann sprachen sie leise zusammen. Man willfahrte ihm indessen und brachte ihn über einen finstern schmutzigen Hof nach dem Hintergebäude der Fronfeste, wo sich denn hinter Schloß und Riegel, seinem Wunsche gemäß, einsames Gefängnis auftat.

Er war nun zwischen vier einst weiß gewordenen Wänden allein. Beständig mußte er sich zurufen, daß dieses Ungemach ja lediglich aus einem lächerlichen Irrtume entsprin-

ge und von kurzer Dauer sein werde, um dem Mißmute nicht zu erliegen. Endlich warf er sich auf die Strohschicht, welche der Kerkermeister frisch besorgt hatte, und schlief trotz seiner übeln Laune ein.

Die Gendarmen, ihrer scharfen Anweisungen eingedenk, nahmen indessen nach kurzer Abwesenheit vor der Kerkertüre Platz.

»Weißt du«, sagte der eine zum andern, »woher alle die Teufelei rührt? Ich kann's dir sagen. Die Juden stiften den ganzen Spektakel an.«

»Nicht möglich!« rief der andre. »Ich dachte, die Franzosen steckten dahinter.«

»Franzosen hin, Franzosen her!« sagte der erste. »Das ist ja eben die Sache. Die Franzosen sind auch alle heimliche Juden. Dazumal in Ägypten hat der Bonaparte seine ganze Armee dazu herumgekriegt, und die Soldaten haben dann nach ihrer Rückkehr das Judentum weiter gestiftet, und auch bei uns ausgebreitet, bis der Krieg kam, und davon rühren die Demagogen her.«

»Drum aßen auch die Kerle so viel Knoblauch«, sagte der zweite Gendarm.

»Richtig«, versetzte der erste. »Der Knoblauch ist der erste Grad im Judentum. Der Bart ist der zweite. Merkst du was? Geht's dir auf? Alle tragen sie lange Bärte. Ich muß nur lachen, wenn die Herrn sich so viele Mühe mit dem Volke geben, um ein Geständnis herauszubringen. Am Leibe visitiert, da würden sie bald das untrügliche Zeichen finden.«

»So wäre man ja seiner Gliedmaßen nicht sicher, wenn das Zeug die Oberhand bekäme«, rief der zweite Gendarm mit so Entsetzen.

»Das wäre noch das wenigste«, sagte der erste, »aber alle Kinder würden sie totschiessen und das Blut trinken, und kein Krämer dürfte mehr ein Lot Salz verkaufen.«

Der zweite Gendarm erinnerte sich wieder an Ägypten und fragte, ob da nicht die Türken anstatt der Juden hauseten? »Laß dir sagen«, antwortete der erste. »Die Reichen sind mit Mose nicht ausgezogen, sondern im Lande sitzen geblieben, wo hast du je gehört, daß ein Jude sein Eigentum verlassen hätte? Nur das Schacherpack lief fort, und vierzig Jahre in der Wüste umher, das heißt, sie gingen hausieren: ›nichts zu handeln drin?‹ bei

den Leuten, die da so in den Gegenden wohnten. Die zurückgeblieben waren, kamen bei den Türken unter den Druck. Bonaparte wollte sie befreien, um dem Engländer einen Tott zu tun. Denn wo die Juden aufkommen, sind die Engländer verloren. Aber die merkten den Schlich, und lieferten ihm die große Schlacht da oben bei Dings.«

»Daher kommt es denn auch, daß sie in Hannover so scharf sind mit den Demagogen«, sagte der zweite. »Es ist wegen den englischen Handelsverbindungen.«

Dieses scharfsinnige Gespräch hörte Hermann zum Teil mit an, denn er war von Hitze und Unruhe bald wieder munter geworden. Die Wachtmänner, welche nach den Gendarmen aufzogen, hielten sich in ihren Gesprächen mehr an seine Person, und machten eine schlimme Beschreibung von ihm, die sich denn von Ablösung zu Ablösung steigerte, so daß er gegen Morgen in den Reden dieser Leute wie ein Ungeheuer mit Klauen und Hörnern aussah.

Im Strahl der frischen Morgensonne fand er seine gute Laune wieder. Er lachte über

die Ungereimtheiten, die er von draußen vernahm, laut auf, so daß die wachenden Männer ein Grauen ergriff. »Hoffentlich«, sagte er, »ist denn dieses doch der letzte dumme Streich, den ich mache. Oder nein!« fügte er hinzu, »wer wollte die Torheit verschwören? Nur diejenigen Menschen irren sich nicht, deren Leben von Anfang bis zu Ende ein einziger trockner Irrtum ist.«

Sechstes Kapitel

Man führte ihn vor den Polizeikommissarius zum Verhör. Der Beamte saß hinter einem Tische, auf welchem die Hermann abgenommenen Sachen lagen, Geld, die Doppelpistole und die Brieftasche. Ein kleiner Schreiber saß dem Beamten zur Linken, mit steilrecht erhobner Schreibefeder. Hinter dem Polizeikommissarius standen zwei Häscher, ernst und regungslos, ihre Blicke ruhten auf dem Haupte des Vorgesetzten.

Dieser hatte das verletzte und bewickelte Bein seitwärts auf einen Sessel gelegt, so

daß er sein Gesicht bei Hermanns Eintreten von diesem abkehrte. Der kleine Schreiber fuhr den Gefangnen herkömmlich grimmig an, und bedrohte ihn mit den schlimmsten Dingen, wenn er nicht die reine Wahrheit sage. Jetzt wandte sich der Polizeikommissarius um, und wollte mit noch höherer Würde diese Gewissensschärfung vornehmen, kam jedoch nicht über das erste Wort hinaus, blieb vielmehr stocken und starrte seinen Inkulpaten geöffneten Mundes an. Ein gleiches Erstaunen prägte sich in der Miene und Gebärde Hermanns aus; sie standen einander gegenüber wie die Salzsäulen.

Zuerst fand der Polizeikommissarius einige Laute wieder. »Abtreten!« rief er, dem Schreiber und den Häschern winkend. Betroffen verließ das Personal die Amtsstube. »Hermann!« – »Ernst!« Mit diesem Rufe fielen die beiden Freunde einander in die Arme.

»Unglücklicher, so sehen wir uns wieder?« sagte der Polizeikommissarius. »Dasselbe möchte ich dir entgegen«, erwiderte Hermann. »Warum bist du denn nicht in Hellas, warum steckst du in *dem* Rocke da?«

»Achtung vor dem Könige, dessen Farbe ich trage«, sagte der ehemalige Philhellene mit gebietender Haltung. »Aber o ich Schwergelprüfter!« rief er, außer Fassung geratend. »Meinen besten Freund, meinen Herzbruder finde ich unter Hochverrätern, als ihr Haupt, als ihren Rädelsführer wieder. Dahin führen verkehrte Grundsätze, das ist die Frucht einer unruhigen Sinnesart! Wie oft habe ich dich gewarnt, wie oft sagte ich dir: über das Gewöhnliche sich erheben wollen, führt zum Allerschlechtesten!« – »Du vergeßlicher Mensch!« rief Hermann, »dieses sind ja eben meine Worte an dich, als du den abenteuerlichen Zug nach Griechenland unternehmen wolltest.«

Aber sein Freund hörte ihn nicht. Er war aufgestanden, hinkte feierlich mit steifem Knie auf und nieder und sagte: »Pflicht! Du Polarstern des Beamten, du Ankergrund der Dienstreue, stärke mich jetzt! Ein Mann, der mit blutendem Herzen tut, was ihm obliegt, ist ein Schauspiel für Götter. In diesem Zimmer hört der Mensch auf; es kennt nur den Diener des Staats.«

Hermann fing den ausgestreckten Arm des Freundes, rüttelte ihn und sagte heftig: »Die erste deiner Pflichten ist, den Beschuldigten anzuhören. Ich bin kein Demagoge, geschweige ihr Oberhaupt und Rädelsführer. Ich bin ein so unschädlicher Mensch, wie nur einer Brot ißt. Du hättest mich eher aus den Händen deiner dummen Gendarmen und Scharwächter befreien sollen.«

»Bist du nicht unter den Wütenden betroffen worden?« fragte der Polizeikommissarius. »Liegen da nicht die Dolche, die Schriften voll der Teilung Deutschlands und des Mordes der Könige? Liegt dort nicht dein eignes Schießgewehr?«

Hermann gab ihm mit der überzeugenden Kraft, welche der Wahrheit eigen zu sein pflegt, die Einsicht in den Hergang der Dinge. Der Polizeikommissarius wurde wankend, nachdenklich, erholte sich aber wieder und sagte: »Und diese Briefftasche, hast du die auch in der Absicht, zu bessern, bei dir geführt? Blick hinein, was siehst du? Aufrührerische Traktätchen, ›Freie Stimme frischer Jugend‹, den ›Bauernkatechismus‹, kurz den

ganzen Arsenal der liberalen Propaganda. Wie willst du dieses unumstößliche Beweismittel entkräften?»

»Mensch, hast du denn aus der Lethe getrunken?« rief Hermann. »Sieh doch die Brieftasche genauer an. Es ist ja die deinige, dieselbe, welche damals aus Irrtum in meiner Tasche blieb, mit diesem deinem Freiheitschwandel angefüllt, während du mit meiner und mit meinem Gelde von dannen zogst.«

Da nun die Brieftasche in einer Ecke des vordersten Blattes wirklich noch den Namen des ehemaligen Philhellenen führte, so konnte der Polizeikommissarius sie nicht verleugnen. Diese Entdeckung hatte die Wirkung auf ihn, daß er den Pflichtbegriff fahren ließ und sich den freundschaftlichen Empfindungen ganz hingab. Es verstand sich, daß er Hermann in seiner Häuslichkeit bewirten wollte, von deren Lobe er nun überströmte. Beide schüttelten einander herzlich die Hand und genossen die Freude des unverhofften Wiedersehens.

»Was wird Fränzchen dazu sagen!« rief er. »Und mein Junge! Zwar der kann noch nichts

sagen.«

Er brachte ihn durch einen bedeckten Gang, welcher die Gefängnisse mit seiner Wohnung verband, nach dieser. Unterweges wurde er wieder still. »Bei allem dem bleibt es doch ein eignes Unglück«, sagte er niedergeschlagen, »daß ich mit der vielen Mühe, mit der Plage bei Tag und bei Nacht nichts andres ausgerichtet habe, als mir das Knie zu zerfallen, meinen besten Freund gefangenzunehmen und meine eigne Briefftasche wiederzufinden.«

Siebentes Kapitel

Fränzchen schrie laut, als Hermann vor sie trat. »Gebt euch nur einen Kuß«, sagte der Polizeikommissarius, »alte Liebe rostet nicht, daraus mache ich mir gar nichts, es bleibt in der Freundschaft.« Noch hatte Hermann den Weg zu ihren Lippen nicht vergessen; erröthend duldete sie, was sie an vergangne Zeiten erinnerte. Sie war still, und schien verlegen zu sein; Hermann bemerkte, daß ihre Blicke

vergleichend zwischen ihm und ihrem Manne hin und her wanderten.

Ein Kindergeschrei ließ sich vernehmen. »Das ist Hermann, der Sassen Herzog«, sagte der Polizeikommissarius, »Mutter, bring den Jungen herein.« Sie brachte das Kind, einen starken, rotbäckigen Knaben, den Hermann ungeachtet des Zustandes, in welchem er sich eben befand, abküssen mußte.

Hermann verbrachte einige Tage in dieser Häuslichkeit, welche der spärlichen Umstände wegen, worin beide Gatten lebten, die beschränkteste war. Der Diensteifer seines Freundes hatte eine eigne Verwicklung herbeigeführt. Gleich nach seiner Gefangennehmung war nämlich von diesem eine Stafette mit der Meldung von dem Geschehenen * abgesendet worden, welcher er zwar, als er den Zusammenhang der Dinge in Erfahrung gebracht hatte, einen zweiten reitenden Boten mit einer Berichtigung der früheren Anzeige nachschickte, jedoch ohne den gewünschten Erfolg. Er empfing nämlich einen Verweis, daß er sich herausnehme, in dieser Angelegenheit selbst urteilen zu wollen; man

finde dies unangemessen und habe er den Gefangenen schleunigst abliefern zu lassen.

Diese Hiobspost kündigte er seinem Freunde mit bestürzter Miene an. Fränzchen weinte. Hermann tröstete sie beide, sprach von seinen Bekanntschaften in der Residenz, die ihm bald aus der Verlegenheit helfen würden, und sagte, daß wenn man auch in diesem Punkte dort strenge Grundsätze hege, die Unschuld doch etwas Siegreiches habe, was die Richter sofort zu seinen Gunsten stimmen werde.

Im Grunde war er froh, als der Wagen vorfuhr, die beiden bekannten Gendarmen zu den Seiten aufritten, und dergestalt einigen beklommen-langweiligen Tagen ein Ziel gesetzt ward. Die ersten Gespräche mit seinem Freunde hatten ihn überzeugt, daß alle Berührungspunkte zwischen ihnen verlorengegangen waren. Der Polizeikommissarius bezog jetzt alles im strengsten Sinne auf den Dienst oder die Hausvaterschaft. So hatte Hermann einmal lange mit Geist und Suada von den streitenden Bestandteilen des Staats gesprochen, aufmerksam, wie es ihm schien,

angehört von dem Freunde. Als er aber geschlossen hatte, rief dieser aus: »Du hast ganz recht; es wird nicht eher besser bei uns, als bis wir wissen, wie weit die Polizei gehen darf und wie weit die Justiz.«

Die Pflichten des Hausvaters übte er wirklich in vollem Maße. Nicht genug, daß er bei der Wartung des Kindes in den unangenehmsten Vorkommenheiten mit zur Hand ging, er grub im Garten und beschickte die Küche, wo es irgend not tat; ja Hermann hatte ihn eines Morgens im Ställchen die Ziege melken sehen, welche diesem Haushalte die tägliche Milch gab.

Oft geriet der Gast durch die Art und Weise in Verlegenheit, mit welcher der Wirt sein früheres Verhältnis zu Fränzchen zum Gegenstande der Unterhaltung machte. Er war unerschöpflich in Anspielungen und Scherzreden, welche nicht immer die feinste Wendung nahmen. Umsonst versuchte Hermann abzulenken; endlich verbat er sich geradezu dergleichen. Worauf der Polizeikommissarius entgegnete: »Du bleibst, wie du warst, nicht für das Praktische, nicht für das wirkliche Le-

ben.« Am meisten hatte Hermann in der Seele der jungen Frau gelitten, welcher, ungeachtet ihres Fehltritts und ihrer jetzigen Dürftigkeit, immer noch die feine anständige Manier geblieben war, durch welche Hermann sich ehemals so sehr angezogen gefühlt hatte.

Er stieg, ohne Abschied von ihr zu nehmen, in den Wagen. Was hätte er ihr sagen sollen? »Dahin wäre ich denn auch gediehen«, sprach er zu sich selber, »wenn ich den sogenannten vernünftigen Weg im Leben eingeschlagen hätte. Vielleicht in größeren Zimmern wohnend, und die Ziege nicht melkend, wäre ich denn doch vielleicht im Grunde schon ebenso ein Philister geworden, Welt, Zeit und den Pulsschlag der Geschichte nicht mehr vernehmend, die Neigung unsrer niedern Natur zu schläfriger Bequemlichkeit in das lügenhafte Gewand erhabner Pflicht kleidend. Ehe! – wie rauschen die Redensarten, wenn *das* Wort ausgesprochen wird. Das Sakrament der Ehe! Die Heiligkeit der Ehe! Der Segen des Ehestandes! – Und was bringen denn nun diese schönen Dinge bei vielen hervor? Daß sie einen Stillstand in ihrem

Leben machen, daß die edelsten Verhältnisse, die unschätzbarsten Verbindungen ihren Reiz verlieren, die zarte Berührung mit dem Leben und den Menschen aufhört, und am Ende jene dumpfe Erstarrung eintritt, welche für das Ziel des Daseins ausgegeben wird.

Man sollte daher auch über diesen Gegenstand natürlicher zu denken anfangen und sagen, daß der Staat der Sache bedürfe, um nicht selbst sich mit der Sorge für die Kinder befassen zu müssen, und folglich von Rechts wegen sie beschütze. Oder wenn man von einem Sakramente der Ehe und des Hauses reden wollte, so sollte man den Leutchen zurufen: ›Macht euren Bund durch ein erhöhtes Leben in Geist und Gemüt zum Sakramente, aber glaubt nicht, daß ihr den Stand der Gnade schon durch die Liebeleien des Brautstandes, durch das Wechseln der Ringe, und durch das Anschaffen von Linnen, Betten, Töpfen und Schüsseln erworben habt.«

Sechstes Buch

Medon und Johanna

*Nuptiae sunt conjunctio maris et foeminae,
consortium omnis vitae, divini et humani
juris communicatio.*

Modestinus

Erstes Kapitel

Die Reise ging ohne weitere Vorfälle Tag und Nacht fort. Eines Morgens rollte der Wagen durch breite, schnurgrade Straßen zwischen prächtigen Palästen hin und die Hauptstadt war erreicht. Der Postillon hielt vor einem geräumigen Gebäude, welches man für eine stattliche Privatwohnung hätte ansehen können, wenn nicht durch die eisernen Gitter vor den Fenstern seine Bestimmung klargeworden wäre. Hermann stieg aus und wurde eine breite Treppe hinaufgeführt. Auf der Mitte derselben kam ihm ein wohlgekleideter Mann entgegen, begrüßte ihn äußerst höflich und sagte: »Haben Sie die Güte, mir zu folgen, ich hoffe, Sie auf der Stelle entlassen zu können.«

Oben im Verhörsaale öffnete sich eine Seitentüre und herein trat, von einem Schließer begleitet, der mecklenburgische Präses. »Kennen Sie den Herrn?« fragte der Beamte den Mecklenburger. Dieser wälzte seine rollenden Augen nach Hermann und sagte: »Er ist der Bösewicht, der, Teutschlands Sache abtrünnig, auch uns mit vorgehaltner Pisto-

le zum Abfall verleiten wollte.« – »Gut«, versetzte der Beamte sehr sanft, »bringen Sie, Schließer, den Mann wegen ungebührlicher Ausdrücke vor Gericht auf acht Tage in den einsamen Kerker bei Wasser und Brot; und Sie, mein Herr, sind frei.«

Nach der Entfernung des Präses erzählte der Beamte unsrem Freunde, daß ein Teil der Demagogen, welche dem Polizeikommissarius entgangen waren, sich in unbegreiflicher Verblendung nach der Hauptstadt gewendet habe, wo sie denn ihre unbedachte Einfalt gegenwärtig hinter Schloß und Riegel büßten. »Unter diesen befindet sich«, sagte er, »auch jener freche Mensch, welcher seines Verbrechens kein Hehl hat, vielmehr sich dessen rühmt. Er bekannte auf der Stelle die ganze Geschichte des sogenannten vierten Bundestags, und wie Sie, mein Freund, mehr wohl als kluggesinnt, es unternommen hätten, die Versammlung zum Rücktritte von ihren Verirrungen zu bewegen.

Nun waren in den obern Regionen allershand Bedenken, ob man Sie nicht doch noch vorläufig festhalten müsse«, fügte der Beamte

hinzu. »Diese hat ein Mann, der vielen Einfluß besitzt, zu überwinden gewußt; ihm haben Sie daher für Ihre Freiheit zu danken.«

»So bestände denn also das ganze Unglück darin, daß ich die Reise, die ich auf meine Kosten hätte machen müssen, auf die des Staats zurückgelegt habe!« rief Hermann heiter. »Aber wo ist mein unbekannter großmütiger Wohltäter?«

Eine zweite Seitentüre öffnete sich, und ein großer, würdig, ja majestätisch aussehender Mann trat ein. »Glücklich los?« fragte er Hermann mit freundlichem Tone.

»Mein Herr«, erwiderte dieser, »niemals noch hatte ich das Glück, Sie zu sehn. Wer sind Sie? Womit habe ich Ihre Güte verdient?«

»Ich finde es so natürlich, andern Ungelegenheiten zu ersparen, wenn man es kann, daß ich einen solchen Dienst nicht der Rede wert halte«, versetzte jener. »Zufällig wußte ich von Ihrer Reise, zufällig erfuhr ich, welche Hemmung Sie unterwegs angetroffen hätten, und zufällig ließ man mein Wort zu Ihren Gunsten gelten. Sie sind mir keinen Dank

schuldig, denn in einem ähnlichen Falle erwarte ich dasselbe von Ihnen. Übrigens heiße ich Medon.«

Wer beschreibt das Erstaunen Hermanns? Er ging mit ihm die Treppe hinunter, keines Wortes mächtig. »Warum sind Sie doch so betroffen?« fragte ihn Medon. »Freuen Sie sich lieber, daß Sie jemand, der Ihnen vermutlich wie ein Ungeheuer beschrieben worden ist, in ganz menschlicher Art und Gestaltung finden. Und nun entledigen Sie sich vor allen Dingen Ihrer Kommission und vertrauen Sie mir getrost den Brief an meine Frau, welchen ich nicht unterschlagen werde.«

Hermann suchte den Brief aus dem Portefeuille, welches ihm wiedergegeben worden war, hervor, und sagte zu Medon: »Wie erfahren Sie das, was meines Wissens niemand außer der Herzogin und mir bekannt war?«

»Die Herzogin«, versetzte Medon lächelnd, »welche nach Art der Frauen ihrer Natur entweder etwas halb tut, oder zuviel des Guten gibt, hatte den ersten Grundsatz der Diplomatie vergessen, durch Überraschung zu wirken, wenn man nicht mit ganz zureichen-

den Mitteln versehen ist. Sie vertraute ihren Plan einer hiesigen Bekannten und ersuchte sie, Johannem auf Ihren Empfang stimmend vorzubereiten. Die Gute, welche durch diesen Auftrag in einige Verlegenheit geriet, weil wir leider hier in ganz erträglichem Ruf und Ansehen stehn, suchte an dem verschwiegnen Busen einer Freundin Rat, welche ihrerseits, und so weiter; Sie kennen diesen Hergang der Dinge. So kam es, daß wir Ihre Ankunft durch ein Stadtgespräch vorauswußten; etwas verdrießlich für uns; indessen läßt sich zu dergleichen nichts tun, man muß die abweichenden Ansichten der Menschen, besonders wo sich Stand und Befangenheit mit einmischen, schon in Geduld ertragen.«

Er empfing den Brief der Herzogin, lobte die Handschrift der Adresse, und steckte ihn gleichgültig ein. »Ich würde Sie bitten, bei uns zu wohnen«, sagte er zu Hermann, »wenn wir nicht so beschränkt uns halten müßten, wie es überhaupt hier Ortssitte ist. Doch habe ich Ihnen ein Quartier nicht gar zu weit von uns gemietet, wo Sie aus Ihrem Fenster alle die neu aufsteigenden Bauten überschaun.«

Er führte ihn nach einem großen Hause unter der Lindenallee der Stadt, in ein geräumiges heitres Zimmer. Wirklich überblickte Hermann von dort die großen, theils fertigen, theils der Vollendung entgegensteigenden Architekturmassen, zu welchen der Friede nun wieder die Kräfte und den Mut gegeben hatte. Medon verließ ihn, nachdem er ihn zu baldigstem Besuche eingeladen hatte.

In ein neues wundersames Verhältniß zu freundlichen Feinden geklemmt, konnte Hermann den Schlummer nicht finden, durch den er sich auf die erzwungenen Nachtfahrten zu erholen gedachte. Er sprang von seinem Lager auf, und suchte in der Zerstreuung sich zu beschwichtigen. Er durchstrich die wohlbekanntesten Straßen und Plätze, erneuerte einige Bekanntschaften, und wünschte, daß der Tag vorbei sein möchte. An enghäusliche Zustände seit einiger Zeit gewöhnt, fühlte er sich ungeachtet der günstigen Wendung seines Schicksals in der weiten, breiten Stadt, unter den rasch und gleichgültig aneinander vorbeirennenden Menschenhaufen ziemlich unlustig.

Daß er nunmehr am Sitze der Intelligenz sich befinde, ward ihm bald fühlbar. Denn er war noch nicht zwei Stunden in der Hauptstadt, als er bereits von mehreren Leuten aus der niedrigsten Volksklasse, mit denen er sich in nachfragende Gespräche eingelassen, ein unzweideutiges Verhöhnern seiner provinziellen Einfalt hatte erfahren müssen.

Zweites Kapitel

Einige Tage vergingen, bevor Hermann sich entschließen konnte, Medons Haus zu besuchen. Wie peinlich war seine Stellung Johannens gegenüber geworden! Das Gefühl der Unhöflichkeit, welche in seinem Meiden lag, schien ihm erträglicher als der Gedanke an das Zusammentreffen mit einer Frau, welcher er, er mochte es deuten, wie er wollte, das Verletzendste überbracht hatte. Medon war einige Male gekommen, ohne ihn zu treffen, nachher hatte er diese Bemühungen eingestellt.

Die alten Bekannten zeigten sich unverän-

dert gegen ihn. Man wußte schon von seinem Abenteuer, die Männer lachten darüber, die Frauen, welche hier sämtlich sehr loyal waren, staunten seinen Heldenmut an, und beide Geschlechter vereinigten sich in dem Behagen, welches die Gesellschaft immer empfindet, wenn man ihr zu reden gibt. Er konnte in weniger Zeit einen großen Kreis durchlaufen, weil jedermann äußerst beschäftigt war, seine Stunden genau eingeteilt hatte, und man ihn nach fünf oder zehn Minuten überall gern entließ, um zu einer neuen Tagesobliegenheit übergehen zu dürfen.

Freilich empfand er bald in diesem unruhigen Drängen, Treiben und Quirlen einen moralischen Schwindel. Um sich einigermaßen zu fassen, forschte er nach einem gemeinsamen Mittelpunkte aller dieser kurzen geistigen Wogenschläge, und fand denselben freilich da, wo er ihn am wenigsten wünschen konnte.

Die Bewohner einer großen Stadt, von den auf sie einstürmenden Lebensreizen überdrängt, sind unfähig, wie die Pfahlbürger kleinerer Orte ihren stillen eigensinnigen

Gang zu gehn. Ein Heerführer tut ihnen not, um ihr gefährdetes Inneres an ihn zu klammern. Es wird daher immer von Zeit zu Zeit irgend jemand Mode, welcher nun fast als ein weltlicher Messias dem der Erlösung aus Unsicherheit und Langeweile bedürftigen Geschlechte dasteht. Nicht selten entscheidet das Verdienst über die Wahl, mitunter freilich auch der Zufall, und im ganzen ist an diesem Vasallendienst auszusetzen, daß die Dauer dem Feuer, womit er begonnen wird, nicht gleichzukommen pflegt.

Eben war Medon Mode geworden. In seinem Hause versammelten sich die bedeutendsten Gelehrten, Staatsmänner, Künstler und Dichter der Hauptstadt. Wohin Hermann hörte, überall vernahm er ein fast andächtig zu nennendes Lob. Die Männer wollten in ihm einen Charakter des Altertums finden. Es sei schön, sagten mehrere, daß einmal wieder jemand sich zeige, der ohne Gehalt, ohne Dienstpatent und Ordensband an den Geschäften des Staats teilnehme, denn man hielt es für ausgemacht, daß sein Rat bei manchen weitgreifenden Einrichtungen im

stillen benutzt werde. Die Frauen schwärmten dagegen mehr über seine musterhafte Häuslichkeit. Kurz vor ihm war ein geistreicher Kopf Mode gewesen, welcher sich in witzigen Schlagreden auszeichnete, die seine Anhänger umhertrugen und groß nannten. An Medon fand man es dagegen groß, daß von ihm kein einziges Bonmot zu berichten sei, vielmehr das Anziehende der Erscheinung in ihrer ruhigen schlichten Kraft bestehe. Doch muß, um die diplomatische Treue dieser Denkwürdigkeiten nicht zu verletzen, bemerkt werden, daß mehr von Großartigkeit als von Größe die Rede war, denn dieses Zwitterwort besaß damals schon den Ruf, in welchem es sich noch jetzt erhält.

Einem solchen Manne gegenüber, in diesem Ansehn gegründet, sollte also Hermann den Auftrag der Herzogin vollziehn. Ein tiefes, sonderbares Gefühl sagte ihm, daß sie recht habe, hörte er auf seinen Verstand, traute er so vielen klugen Leuten nur einiges Urtheil zu, so mußte er seine Botschaft für unnütz und lächerlich erachten.

Er konnte seinen Besuch nicht länger ver-

schieben, und wählte dazu einen Abend, an welchem, wie er erfahren, bei Medon regelmäßig große Gesellschaft war. Unter vielen glaubte er am besten über die Verlegenheit der ersten Begegnung hinauszukommen. Wirklich waren die geräumigen, anständig verzierten Zimmer von den ausgezeichnetsten Personen mehr als gefüllt. Diplomaten, höhere Offiziere, Geschichtsschreiber, Philologen, Länder- und Völkerkundige, Philosophen, Schriftsteller, Reisende und Maler standen in eifrig redenden Gruppen zusammen. Hermann wurde am Sofa der Frau vom Hause vorgestellt, trat aber, sobald es schicklich war, von ihr zurück und mischte sich unter die Redenden.

Wie wohl fühlte er sich denn doch nach überwundner Beklemmung in diesem Kreise! Politik, Geschichte, Sprache, die ganze Breite der Welt ging im Gespräche an ihm vorüber. Eine Masse von Ideen wurde angeregt, mit Einsicht besprochen und doch nicht erschöpft, sondern unendlicher Betrachtung aufbewahrt. Ein Strom des geistigen Lebens umwogte ihn, er fühlte sich engen kleinli-

chen Verhältnissen entrückt und wie nach einem stärkenden Bade auf heitrer Höhe. Der Philosoph verstand den Empiriker, dieser bekannte der Spekulation gegenüber die Grenzen seiner Kunde, die Praktiker ließen die Gelehrten gelten, und so umschlang ein Band gegenseitiger Achtung diesen Tauschmarkt, zu welchem die köstlichsten Güter: Kenntnisse und Wahrheiten, gebracht wurden.

Eine ganz eigne Stellung nahm Medon zu seinen Freunden ein. Er enthielt sich des lebhaften Gesprächs und hörte viel zu. Waren aber die Meinungen zu ihrer letzten Divergenz gediehen, so wußte er auf die glänzendste Weise zu resumieren, wo dann jeder die seinige in so schöner Gestalt wieder erblickte, daß dem eifrigsten Streite ein allgemeines Wohlbehagen folgte, die Sache selbst freilich unerledigt blieb.

Empfand nun Hermann schon am ersten Abende über diesen ihm neu gewordenen Verkehr die größte Freude, so läßt sich wohl denken, daß sein Fuß bald öfter das Haus betrat. Binnen kurzem genoß er den näheren Umgang der beiden Gatten, und erblickte

ein Verhältnis, welches im Gegensatze zu der modernen Barbarei, klassisch genannt werden konnte. Hier hatte man die Ehe und das Haus nicht zum Polster nachlässiger Sitten gemacht; die engsten Bande dienten nur dazu, Glanz und Strenge der feinsten Formen als etwas Natürliches herauszustellen. Selbst ein Anflug schmerzlicher Kälte, der ihm hin und wieder entgegenwehte, erhöhte den Ausdruck der Antike, welcher dieser Gruppe angehörte.

Johanna trat wenig hervor, aber sie war eine der Frauen, hinter deren gemessnem Wesen man ein unendliches Lieben und Leiden vermutet. Von dem Briefe der Herzogin war nicht die Rede.

Er schrieb an diese einige gefühlte Zeilen, worin er zwar die Ausrichtung seiner Kommission meldete, jedoch hinzusetzte, daß er die Umstände zu verschieden von seiner Erwartung gefunden habe, um ein ferneres persönliches Einwirken versprechen zu können.

Drittes Kapitel

In Medons Hause hatte er eine Dame kennengelernt, deren lebhaftige Gesprächigkeit ihn anzog. Er folgte einer Einladung und war bald ihrem Kreise als willkommener Besucher einverleibt.

Madame Meyer war eine enthusiastische Verehrerin des Schönen, besonders der bildenden Künste, in deren Wesen ihre Freunde ihr tiefe Einsichten zutrauten. Es machte auf Hermanns Augen einen sonderbaren Eindruck, als er zum ersten Male bei ihr vorge lassen wurde. Man führte ihn durch eine Reihe von Zimmern, worin Dämmerung und blendender Lichtglanz abwechselten. Denn, hatte er eins durchschritten, von welchem gemalte Fensterscheiben den Tag abhielten, so trat er in ein andres, in welchem goldgrundierte, heftig-bunte Gemälde die Wände bedeckten, und die Sehnerven sich fast verwundet fühlten.

In diesem Hause war der eigentliche Sammelplatz der Künstler und Kunstfreunde, welche bei Medon mehr nur wie Zugvögel ein-

sprachen, weil man ihm anmerken konnte, daß, so gefällig er auch auf artistische Gespräche einzugehn, und so verständig er sie zu führen wußte, sein Sinn und seine Neigung doch mehr andern Gebieten zugewendet waren. Zwei Abende in der Woche waren zu regelmäßigen Zusammenkünften bestimmt, in denen man sich über Gegenstände des Fachs unterhielt, Stein- und Handzeichnungen besah. Blieb nach diesen Beschäftigungen noch Zeit übrig, so pflegte man im Konzertzimmer Musik zu machen, zu welcher meistens altkatholische Hymnen auserwählt wurden. Madame Meyer hatte dieses Gemach wie eine kirchliche Kapelle aufschmücken lassen, und sich eine wohlklingende Haus- und Handorgel zu verschaffen gewußt. Das Bild der heiligen Cäcilia, augenscheinlich der ältesten Kunstepoche angehörend, wenn hier nicht etwa eine geschickte moderne Nachahmung sich ins Mittel geschlagen hatte, sah von einem Pfeiler hernieder.

Da nun die Besitzerin, um die Illusion auf das Äußerste zu treiben, in diesen künstli-

chen Raum Altärchen und Meßbüchlein, ja sogar ein ewiges Lämpchen hatte stiften lassen, so befand man sich wirklich in der angenehmsten Täuschung, welche nur dadurch hin und wieder unterbrochen wurde, daß die Bedienten auch dort ohne Scheu mit dem Teebrette umhergingen, und die Gäste die geleerten Tassen nicht selten auf den Sockeln der Pfeiler, ja wohl gar auf dem Altare absetzten.

Ein junger Dichter erhöhte von Zeit zu Zeit die Mannigfaltigkeit dieser Abende. Er hatte unternommen, das Leben der größten Maler in Terzinen zu beschreiben, war so gefällig, aus diesem Werke, wie es fortrückte, vorzulesen, und so durfte jeder, welcher an den Soireen der Madame Meyer teilnahm, hoffen, nach und nach die Kunstgeschichte in geglätteten Versen kennenzulernen.

Es war um die Zeit, als die »Herzensergießungen des Klosterbruders« das Volk zu entzünden begannen, nachdem sie viele Jahre hindurch nur in einem engen Kreise weniger Geweihter Einfluß bewiesen hatten. Jetzt ist diese Zeit fast auch schon wieder verschollen. Wer erinnert sich aber nicht noch jenes

Sturms und Dranges nach Kirchenfenstern, Schnitzwerk in Holz und Elfenbein, nach unscheinbaren Tafeln, auf welchen man, wenn Schmutz und Moder weggenommen waren, endlich ein rundes altdeutsches Gesicht erblickte. Madame Meyer theilte ganz diese Leidenschaft, ihr beträchtliches Vermögen gab ihr die Mittel, ein ansehnliches Besitztum jener Art um sich zu versammeln. Jedoch hielt sie, besonders was Gemälde anging, streng auf die älteste Periode, welche ihr allein Andacht und Begeisterung wiederzustrahlen schien. Von Raphael hätte sie vielleicht noch etwas an- und aufgenommen; wer ihr aber mit einem Guido, oder gar mit einem der Caraccis nahegekommen wäre, würde sie gewiß tief verletzt haben. Ihr Kreis widersprach diesen Meinungen nicht, wiewohl man versucht sein konnte, manche Glieder desselben, namentlich die Bildhauer, andres Sinnes zu vermuten. Indessen mochte niemand es gern mit der angenehmen Wirtin verderben, welche die Güte und Gefälligkeit selbst war.

Hermann, der sich überall zu finden wußte, beschloß, diese Gelegenheit, seine Kenntnisse

zu erweitern, treulich zu nützen. Jene älteste Kunstregion war ihm, so gut, als fremd, jetzt suchte er sich nun auf alle Weise an den byzantinischen Tafeln aufzuklären. Die lebenswürdige Witwe war seine gewissenhafte Führerin durch diese Schätze, und ein steigendes Wohlwollen ließ sich ihrerseits bald nicht mehr verkennen.

Die Gespräche der Künstler waren ihm immer lehrreich, besonders wenn sie die Empirie berührten. Weniger fand er sich erbaut, sobald die Unterredung zum Allgemeineren emporstieg, oder gar einen philosophischen Charakter annahm. Es war viel von der Auf-erweckung eines früheren, verlorengegangenen Stils die Rede, von der Wahl religiöser Momente, von dem Bunde der Kirche mit den Künsten, ohne daß ihm Gelegenheit gegeben wurde, bei diesen Worten etwas Bestimmtes zu denken, oder Hoffnungen auf das Gelingen eines Werks zu schöpfen. Ja, er nahm sogar bald wahr, daß hier mehr ein berechneter Austausch gewisser übereinkömmlicher Redensarten, als das Bekenntnis eines festen Glaubens und Erwartens zu walten schien.

Wollte ihm jedoch diese Affektation Unbehagen verursachen, so stellte die Freundlichkeit der Wirtin immer bald seine Heiterkeit wieder her. Sie fühlte sich im Besitze ihrer Altertümer, und in dem Umgange mit den ersten Talenten der Hauptstadt so wohl, daß das Vergnügen, welches sie empfand, zum Teil wenigstens auf jeden übergehen mußte, der sich ihr näherte. Dabei tat es vielleicht auch etwas, daß die Augen an der noch immer sehr hübschen Frau, welche nur für ihre Fülle etwas zu klein war, ihre Rechnung fanden.

Unerwartet führte ihn diese neue Bekanntschaft Johannem näher. Madame Meyer verehrte Medon und liebte seine Gattin zärtlich. Diese schien sich bei der Freundin wohler als im eignen Hause zu befinden, wo man ihr oft ein seltsam gespanntes Wesen ansah. Unter den fremden Umgebungen ruhte sie von unbekanntem Schmerzen aus. Dort, in einem artigen, von mattlieblichem Lampenlichte erhellen Seitengemache, in welchem Madame Meyer die freundlichsten Madonnenköpfe versammelt hatte, pflegte sie zu sitzen, die großen, schönen Augen wie in ei-

ne weite Ferne richtend. Ihre Züge, welche sonst etwas Strenges hatten, bekamen in dieser milden Dämmerung einen unendlich sanften Ausdruck, selbst ihre Stimme wurde weicher. Hier fand sich Hermann, so oft er nur konnte, zu ihr, und manche Stunde verfloß ihnen beiden dort unter traulichen Gesprächen, während die an dern sich in den hellerleuchteten Sälen mit Dürer und Hemling beschäftigten, oder den Chorälen Leos in der Kapelle horchten. In diesem Lichte, auf diesen Tönen schwebten ihre Worte am liebsten zu frühen Bildern zurück; in der Nähe dieser Frau trat ihm seine erste Jugend wunderbar nahe, er wurde ganz Erinnerung, während sie die zarten Ranken aufblühender Hoffnungen an seine mutige Kraft zu knüpfen schien.

»Was machen Sie nur mit Johanna?« fragte ihn Madame Meyer. »Wir andern haben gepredigt und gescholten, um sie aus ihrer Resignation, worin sie nur noch mit den abgeschiednen Geistern der Vergangenheit zu leben schien, emporzurichten, aber alles war vergebens. Nun kommen Sie, und schon spricht sie von Reisen, Festen, die sie geben

will, Bekanntschaften, die sie anzuknüpfen vorhat, kurz von lauter zukünftigen, angenehmen und vergnüglichen Dingen.«

Die Gesellschaft unterhielt sich bereits von dem vertraulichen Verhältnisse beider. Und doch hatte sie unrecht. Hier war keine Spur von Leidenschaftlichkeit, von trübem Verlangen. Es war ihnen natürlich, zusammen zu sein; sie folgten dieser Notwendigkeit, ohne selbst davon zu wissen.

Eines Abends sagte Johanna zu ihm: »Wie preise ich meine Freundin glücklich, daß sie an diesen Zimmern, Gemälden und Putzsachen ihr Vergnügen haben kann! Ich mag das alles auch, es ergötzt mich sogar, und doch wäre es mir nicht möglich, mich mit diesen oder andern dergleichen Dingen zu beschäftigen. Ach, die Natur ist oft recht grausam! Man spricht von Mannweibern, man spottet ihrer, man glaubt von jeder Frau, welche sich nicht mit Kleidern, Zierat, oder, wie es jetzt Mode wird, mit Kunstsachen zu behagen weiß, oder keine Kinder, als eine andre Art von Spielwerk, um sich herstellen kann, sie gehe aus hochmütigem Gelüste über die

Grenzen des Geschlechts hinaus, und doch ist es oft nur unser Eigenstes, des Weibes Kleinod und Perle, die tiefe Sehnsucht, das heiligste und hilfloseste Liebesbedürfnis, welches zu solcher Einsamkeit verdammt!«

»Sind Sie so unglücklich?« fragte Hermann, und faßte teilnehmend ihre Hand.

»Sehr!« versetzte sie. – Er wagte die schüchterne Bitte um volles Zutraun.

»Auch dazu wird die Stunde kommen«, antwortete sie, indem sie sich erhob. »Mein Schicksal ist wohl entschieden, aber der Himmel zeigt sich wenigstens darin der Geknickten gnädig, daß er ihr eine Stütze sendet, an welcher sie dem Kloster oder sonst einer verborgnen Freistätte entgegenwanken kann.«

Viertes Kapitel

Die Errichtung und Ausstattung des großen, den Kunstsammlungen des Staats gewidmeten Baues beschäftigte damals in hohem Grade die Gemüter. Schon überdeckte die Wände das Dach, Maler und Vergolder waren im

Inneren tätig, man mußte nun daran denken, wie der aufgespeicherte Vorrat einzuordnen sei. Von allen Orten und Seiten her hatten diese Schätze sich zusammengefunden; es war die Absicht der Herrschenden, daß die durch glorreiche Kriegstaten wiedererrungne Macht sich im mannigfaltigsten Besitze abspiegeln sollte.

Nur über das Wie? herrschte einige Verlegenheit. Nach der Weise früherer Zeiten auf das Geratewohl die vorhandenen Bilder aufhängen zu lassen, und nur dafür zu sorgen, daß jedes wertvolle Werk ein ziemliches Licht erhalte, war der Klarheit des Bewußtseins, womit in dieser großen Stadt alles betrieben wurde, durchaus zuwider. Es sollte, wie man sich hier auszudrücken pflegte, eine Idee im neuen Nationalmuseum herrschen, die Geschichte der Kunst sollte aus der Sammlung hervorleuchten, und zwar nicht eine Kunstgeschichte, wie sie herkömmlich falsch bisher überliefert worden, sondern die gereinigte, welche die neusten archäologischen Forschungen geschaffen haben.

Hier zeigte sich nun aber, daß die Bestre-

bungen scharfsinniger Geister denn doch nur erst bis zum Zweifel geführt hatten. Die Zeitfolge, das Verhältniß der Schulen war angefochten worden. Ungewiß erschienen die Zeichen der Meister. Warnend hatten die Kenner auf die ausgebildete Technik so mancher geschickten Kopisten aufmerksam gemacht. Kurz diejenigen, welchen die Sorge des Geschäfts anvertraut worden war, trieben in einem Meere von Bedenken und Einwürfen um. Man wollte sicher zu Werke gehn, und sein Gewissen vor der Schande bewahren, einen Cinquecentisten übersehen oder irrthümlich angenommen zu haben, und über diesem kritischen Bestreben gelangten die Werkleute nicht zum Einschlagen der Nägel. Das Schlimmste war, daß, da Laien und Frauen eifrig mit einzureden begannen, und eine siegreich durchgeführte Meinung die Aussicht auf eine wohlausgestattete Pfründe bei der neuen Anstalt gab, die Leidenschaften sich mit in das Spiel mischten. Bald stritten die Kenner persönlich und feindselig gegeneinander, und man beobachtete in dieser Angelegenheit nicht immer die Urbanität, wozu

die schönen Künste führen sollen.

Eine andre Schwierigkeit entsprang aus der Beschaffenheit der vorhandnen Sachen. Man hatte vieles, aber unter diesem Vielen, was zum größeren Teile ganz gut war, gab es keine eigentlichen Haupt- und Glanzbilder; es fehlten die Fürsten der Säle, um welche sich das übrige gruppieren ließ, solche Werke, welche einer Sammlung erst die rechte Haltung geben.

Nimmt man nun dazu, daß eine bedeutende Partei, welche die Kunst vom ideellen Gesichtspunkte betrachtete, gegen die Aufnahme des Genres und der Landschaft sich erklärte, während andre, realistisch gesinnt, sich ebenso entschieden dafür aussprachen, so wird man einen Begriff von dem Chaos haben, in welches die beste und hochherzigste Gesinnung der Waltenden eine Menge verständiger Männer und Frauen gestürzt hatte.

Was Madame Meyer betraf, so versetzte sie dieser Streit, so oft er bei ihr anzuklingen begann, in die übelste Lage. Sie hatte sich über die früheste Periode der Kunst so ziemlich unterrichtet, und da ihr hier und in Be-

ziehung auf ihre Sammlungen keine unhöfliche Gegenrede der künstlerischen Freunde beschwerlich fiel, so wußte sie, wenn die Betrachtung sich in jenen Regionen verhielt, ein auslangendes Gespräch zu führen. Aber sobald man die erwähnten Streitpunkte aufregte, fühlte sie sich ganz verlassen, und indem sie als Sachverständige doch mitzureden die Pflicht empfand, gleichwohl eigentlich nichts beizubringen imstande war, kam nichts ihrer Verlegenheit gleich. Diese wurde ihr um so häufiger bereitet, als grade die gelehrtesten und hartnäckigsten Kämpfe sich nicht selten auf den Teppichen ihrer Zimmer entspannen.

Welchen Stoff dieser Bilderstreit den lustigen Köpfen der Stadt, die allem ihre Einfälle anzuheften pflegen, gegeben, läßt sich denken. Ein Spottvogel äußerte, die Gemälde würden nicht eher hangen, als bis die Gelehrten hingen; und ein anderer versetzte auf die Frage, wann die große Galerie zustande kommen werde: »Nach dem Dreißigjährigen Kriege.«

Plötzlich erschien inmitten dieser Bewegungen ein fremder Handelsmann, welcher

durch Gunst des Geschicks in Italien, Flandern und Deutschland die seltensten Stücke zusammengebracht hatte. Er kramte seine Sachen aus, und stellte sie in dem hellen Saale eines großen Gasthofs den Schaulustigen zur Betrachtung auf. Nicht leicht hatte man einen bestimmten Abschnitt der Kunstgeschichte in so stetiger Folge überschaut, als hier. Die Sammlung umfaßte den Zeitraum vom dunkelsten Altertume vor Cimabue bis auf Raphaels Jugend; allem Späteren hatte der Besitzer Neigung und Geldbeutel versagt. Hier taten einem unter allem dem Gold, Lack, und bunten Farbengetümmel im eigentlichen Sinne des Worts die Augen weh.

Niemand konnte einem so zusammenstim-menden Ganzen seine Achtung versagen, ohne daß gleichwohl der Gedanke entstand, diese Anhäufung von Inkunabeln werde einer in umfassenderem Sinne zu behandelnden Sammlung von erheblichem Nutzen sein.

Madame Meyer geriet bei dem Anblicke der glänzenden Tafeln fast außer sich und der junge Dichter theilte ihr Entzücken. In seinen Produkten erschienen seitdem noch

mehr Bronnen und Wonnen, Lichtstrahlen und Waldesnächte, Engelsköpfe und Tauben des Heiligen Geistes. Sie aber vernachlässigte über diesen Genuß fast eine Zeitlang ihre Freunde und den musikalischen Gottesdienst in der Zustanden Kapelle.

Es war wunderbar anzuhören, auf welche Weise der Handelsmann in die enthusiastischen Reden dieser beiden Begeisterten einstimmt. Er hatte, von klugen, mit dem Geiste der Zeit vertrauten Männern unterstützt, das ganze Sammelgeschäft aus Spekulation getrieben, und wußte, bei seinen Sachen stehend, anfangs durchaus nicht, wie er sich bei jenen Hymnen zu verhalten habe. Endlich merkte er deren äußeren Schall sich zu eigenem Gebrauche ab, und gab, wenn darin eine Pause entstand, den hohen Ankaufspreis der Bilder, in dem nämlichen schwärmerisch-verzückten Tone fortfahrend, an.

Auf einmal, ohne daß man sich dessen versehen, wurde bekannt, daß die Sammlung für die Nationalgalerie angekauft sei. Das Erstaunen über diesen Entschluß war sehr groß. Die unterrichtendsten Prachtstücke je-

nes Besitztums hätte jeder gern in den neuen Hallen gesehen, das Ganze aber schien außer allem Verhältnisse zu dem Zwecke der Anstalt zu sein. Die Köpfe mühten sich ab, den Grund jener befremdenden Entscheidung aufzufinden, und in Ermanglung der Wahrheit behalf man sich mit ziemlich unglaublich klingenden Gerüchten. So hörte Hermann erzählen, Medon habe einen starken Einfluß auf die Sache ausgeübt. Auf geschickte Weise sei von ihm Madame Meyers Enthusiasmus in das Spiel gezogen, und sie selbst bestimmt worden, einem angesehenen, ihr leidenschaftlich zugetanen Manne, der in dieser Angelegenheit das Votum besaß, sich gefälliger und geneigter zu erweisen, als früherhin. Der Staatsmann, ganz beglückt über die ihm aufgehende Liebessonne, habe in einer schwachen zärtlichen Stunde dem Andringen seiner Freundin auf Erwerbung der alten Kunstschatze nicht widerstehen können, und so sei durch das Herz hier ein Ankauf vermittelt worden, gegen welchen der Verstand des Staatsmanns sich eigentlich gesträubt habe.

Hermann maß diesen und ähnlichen Ein-

flüsterungen keinen Glauben bei. Zwar hatte er wirklich in der letzten Zeit lange vertrauliche Gespräche zwischen Medon und Madame Meyer bemerkt, und eine Annäherung ihrerseits an den sonst ziemlich kühl von ihr behandelten Staatsmann wahrgenommen, aber jenes intrigierende Benehmen widerstritt zu grell seiner Meinung von Medon, welche von Tage zu Tage günstiger ward. Auch hatte sich Medon einmal sehr kräftig gegen die Spielerei mit längst verschollnen Empfindungs- und Auffassungsweisen ausgesprochen, und die Liebhaberei der Madame Meyer geradezu eine Buhlschaft mit geputzten Leichen genannt. Wie sollte er also darauf gekommen sein, jetzt wider seine eigne Überzeugung zu wirken?

Etwas Gutes hatte der Ankauf der alten Bilder; der Zank der Gelehrten war sofort geschlichtet. Die Sammlung, als Ganzes erworben, sollte als ein solches zusammenbleiben. Verfuhr man nun aber, wie man mußte, nach dieser Bestimmung, so nahm sie den bedeutendsten Teil des zugemeßnen Raumes hinweg, und das andre war, ohne daß mehr son-

derlich auf die kritisch-archäologischen Streitigkeiten Rücksicht genommen werden konnte, unterzubringen, wie es sich eben schicken und fügen wollte.

Hermann, der von allem dem, was sich um ihn, und in ihm bewegte, schon nichts mehr gern unbesprochen mit Johannes ließ, hatte auch sie einstmals um ihre Meinung von diesen Dingen befragt. Sie versetzte: »Wenn *ich* das Museum zu ordnen hätte, würde ich bald fertig werden. Ich hinge die liebsten Bilder, die mir Tränen der Rührung oder des Lachens in die Augen treiben, in das hellste Licht, und es würde mir nicht darauf ankommen, ob eine Himmelskönigin sich neben einer Schenke voll Bauern befände.«

»Aber die Geschichte! die Kunstgeschichte!« rief Hermann.

Johanna lächelte und sagte: »Es muß wohl etwas daran sein, weil ich so viele kluge Männer davon reden höre. Nur sehe ich sie auf ihrem Wege mitunter dahin geraten, daß sie über die Wiege und den Taufschein das Kind vergessen. Wenn ich meine gute Meyer betrachte, und wahrnehme, wie sie ihr schönes

Vermögen in lauter Dingen vergeudet, von denen das wenigste einem gesunden Sinne eigentlich Vergnügen machen kann, so möchte ich glauben, daß mindestens für uns Frauen die Kunst nur *die* Geschichte hat, welche sie in der Gegenwart erlebt, wenn auf ihre Wunder der Blick einer reinen Seele fällt. Indessen lassen Sie uns von diesem Gegenstande abbrechen. Das Schöne will nicht beredet, es soll gefühlt werden. Ich kenne nur *ein* Gespräch, welches noch unnützer ist, als das über Bilder, und das ist das über Musik.«

Fünftes Kapitel

Medons Kreis verarbeitete währenddessen ein Thema von großer politischer Wichtigkeit; das Verhältnis der neu erworbenen Provinzen zu dem Haupt- und Stammlande. Man hatte nicht ungeschickt den Staat mit zwei auf dem festen Lande ausgesäten Inseln verglichen, und dieses Gleichnis war insofern von moralischer Bedeutung, als dessen beide durch weite Strecken auseinandergehalt-

ne Teile nach ersiegter Ruhe sich gegenseitig schroff insularisch abzuschließen drohten. Diesen Krieg im Frieden zu schlichten, und eine Verschmelzung des Gemeinwesens herbeizuführen, war nicht bloß das Geschäft der mit Lösung der Aufgabe unmittelbar beauftragten Staatsmänner, sondern die Sorge jedes einsichtigen Patrioten, und Medon schien sich hier in seinem eigentlichen Felde zu bewegen, während er andern Gegenständen der menschlichen Betrachtung oft mehr nachgiebig und geschickt, als wahrhaft und aufmerksam folgte.

Die Meinungen, wie das Neue zum Alten zu stellen sei, waren sehr mannigfaltig, doch konnte man drei Hauptrichtungen unterscheiden.

»Wir haben erobert«, so ließ sich ein Mann von entschlossener Gesinnung zu öfterem vernehmen, »warum zögern wir also, nach dem unter allen Völkern und zu allen Zeiten üblich gewesenen Eroberungsrechte zu verfahren? Der Sieger gibt seine Einrichtungen, seine Gesetze, ja, wo Verschiedenheit der Sprache obwaltet, nicht selten auch diese dem Be-

siegten. Der Sinn aller Kriege und Umwälzungen ist nur der, daß die den Völkern zugeheilten Fähigkeiten und Eigenschaften nach der Reihe im weiteren Kreise herrschend werden, und den Gang der Ereignisse bestimmen sollen. Auf solche Weise wird die in der einen Richtung müde gewordne Welt durch eine andre erfrischt, und das ist der Grund, warum das Reich von den Römern zu den Germanen kam, darauf die spanische Herrschaft folgte, und den Franzosen demnächst auch ihre Rolle gegeben wurde. Der Sieg soll den Zwang in seinem Gefolge haben, nur dadurch kann er sich als gerecht betätigen. Wieviel mehr als andre sind wir aber in diesem Falle, da es hier nur gilt, den nunmehrigen westlichen Brüdern ein ihnen von fremder Hand vor kurzem aufgedrücktes Gepräge wieder abzunehmen, und ihnen dagegen eine stammverwandte Gestalt zu geben? Jetzt erst sind sie in die rechte Stellung zu Deutschland gekommen, sie sind Deutsche geworden, und es wäre wahrlich eine verdammliche, ihnen selbst den größten Schaden bringende Schwäche, wenn man ihnen aus Furcht vor den Re-

gungen einiger Egoisten die Segnungen der Nationalisierung vorenthielte.«

Indem er diese Ansichten weiter ausführte, vertrat er die Notwendigkeit einer schnellen und kräftigen Organisation. Gesetze, Finanzen, Verwaltungs- und Kulturanstalten des alten Landes sollten so rasch als möglich jenen neu herantretenden Staatsgenossen mitgeteilt werden.

Ganz im entgegengesetzten Sinne sprach sich ein anderer Staatsmann aus. »Diese Umbildung oder Organisation, wie man dergleichen Gewaltsamkeiten nennt, als wenn man in einer neuen Provinz nur eine tote Masse empfinde, welcher durch den Erwerber erst die Lebensorgane gegeben werden müßten, scheint mir gänzlich außer der Zeit zu sein. Im Grunde rührt jenes System von den Römern her, welche freilich alle überwundene Völker mit der Geißel ihres Rechts und ihrer Verwaltung zu züchtigen pflegten. Jeder spätere Versuch der Art ist nur eine Nachahmung der Maxime des einst weltbeherrschenden Staats gewesen. Am reinsten wurde derselbe von den Spaniern in den Eroberun-

gen der Neuen Welt durchgeführt, wie denn überhaupt die spanische Herrschaft die meiste Ähnlichkeit mit der römischen Tyrannie hatte.

Aber um sich zu einer so harten Zwangslehrmeisterstelle berufen zu fühlen, muß man sich für das erste Volk der Erde halten können. Römer und Spanier taten dieses, erstere vom politischen, letztere vom religiösen Stolze getragen. Ohne solchen Wahn, ohne diesen festen und unerschrocknen Fanatismus wird man in jener Bahn immer nur die Rolle des an sich selber zweifelnden Despoten spielen, die schlechteste, welche es gibt.

Nun wird doch wohl niemand im Ernste sagen, daß unser achtbarer, aber etwas schwächtiger Mittelstaat jene unermessliche Befangenheit teile. Wir freuen uns des eingetretenen Umschwungs der Dinge, wir wissen, daß wir redlich und nach Kräften an dem Rade der Zeit haben schieben helfen, aber alle Vernünftigen sind von dem Rausche jener begeisterten Jahre ernüchtert, in denen wir freilich glaubten, daß Körners Lieder und die Freiwilligen den Usurpator verjagt hätten.

Eine kühlere, aber richtigere Betrachtungsweise ist an die Stelle jener Überspannung getreten. Friedrichs Ehre glänzt bei den Sternen, dort leuchte sie uns fort und fort als heiliges Erinnerungszeichen, aber gefährlich wäre es, sie etwa als Kokarde an unsern Hüften zu tragen; wir sind bescheidner geworden. Noch weniger glauben wir im Ernste, daß unsre Einrichtungen wirklich die besten seien, im stillen weiß ja jeder Kundige, daß wir so manches nur noch des Herkommens und der Gewohnheit halber mitmachen. Wie sollte es uns also einfallen dürfen, andern mit Gewalt aufzudringen, was uns selbst zum Teil überlästig geworden ist?«

Der erste Redner stellte hierauf mit Lebendigkeit alle die Nachteile dar, welche aus einer so verschiedenartigen Gestalt der öffentlichen Lebensform entspringen müßten. »Wahrlich!« rief er aus, »wie Öl und Wasser sich nicht mischen, so werden wir, wenn man jenen gelinden und zaudernden Weg verfolgt, das entfernte Besitztum mit uns niemals verbunden sehn, es wird nur unser Scheineigentum sein, welches der erste beste Sturm uns

wieder zu entführen droht. Und warum die großen Besorgnisse? möchte ich doch fragen. Sind wir nicht *eines* Stammes, muß daher nicht bei ihnen selbst eine Art von Verlangen nach unsern germanischen Einrichtungen bestehen?«

»Das möchte ich doch leugnen«, nahm ein Dritter das Wort. »Wie man über Westdeutschland denken möge, so viel ist gewiß, daß man einen merklichen Unterschied wahrnimmt, sobald man sich dem Stromgebiete der Weser nähert. Bei uns ist alles häuslich, bürgerlich, familienhaft. Arbeit und Erwerb um der Frau und Kinder willen zu unternehmen, nach des Tages Last und Hitze im Kreise der Seinigen auszuruhen, dem Sohne zu einer Stelle, der Tochter zu einer Heirat zu verhelfen, darauf bezieht sich alles Streben *der* Stände, welche hier, wie überall vorzugsweise das Volk ausmachen. Blickt der Bürger aus seinen vier Pfählen in das Gemeinwesen, so sieht er dasselbe eigentlich nur in der aufsteigenden Beamtenhierarchie, die jedes selbsttätige Eingreifen seinerseits verbietet, und in dem Herrscher, der ihm fast nur wie

der oberste Familienvater vorkommt. Kein Adel, oder ein solcher, welcher verschuldet und machtlos, nur zu dienen weiß. Über ein weites plattes Land derselbe Zustand, dieselbe Stimmung verbreitet, höchst achtbar, aber sehr einförmig und ein wenig tonlos.

Wie anders wird es, wenn wir durch die Westfälische Pforte gegangen sind! Erinnerungen der verschiedensten Art beherrschen die Geister der Menschen. Hier lag eine freie Reichsstadt, dicht daneben waltete der Krummstab des Bischofs, unfern gebot ein kleiner Dynast. Nun dauert aber das Gedächtnis einer politischen Vergangenheit länger, als unsre Staatskünstler sich träumen lassen. Weiterhin, in den rheinischen Kreisen, war bekanntlich die Landkarte noch bunter zu den Zeiten des Reichs, welches doch noch kein Menschenalter tot ist. Betrachte man denn eine eigentümliche Folge, welche die Verhältnisse kleiner Staaten in den Menschen erzeugen! Wenn in einem großen Reiche etwa ein Dutzend Personen zu dem Bewußtsein politischer Würde und Wichtigkeit gelangen, so entsteht auf einem viermal ge-

ringeren Raume, welcher von kleinen Staaten besetzt ist, wenigstens das Vierfache jenes Bewußtseins und des daraus entspringenden Sinns für das Öffentliche. Auf Flächeninhalt und Einwohnerzahl kommt es hierbei nicht an. Der Geheime Kammerrat des Beherrschers von wenigen Dörfern und Weilern trägt ein Selbstgefühl mit sich umher, welches dem des Ministers in dem Staate von dreizehn Millionen Einwohnern nichts nachgibt, vielleicht dasselbe noch übertrifft, weil jenen die großen Welthindernisse nicht so bedrängen, wie diesen.

Die kleinen Staaten sind untergegangen, aber die Menschen sind geblieben. Die Söhne oder Enkel jener Geheimen Kammerräte, Bürgermeister, Schöffen und Patrizier leben, und wollen an ihrem Teile die Stelle der Väter und Ahnen einnehmen. Im Dienste des großen Reichs, welcher ihnen nun offensteht, gelangen aber nur sehr wenige, ich wiederhole es, zu dem Gefühle eigener Wichtigkeit im ganzen Staatsbetriebe, der unendlich größeren Mehrheit bleibt die Last des passiven Gehorsams ohne Ruhm und Auszeichnung. Was

folgt also hieraus? In einer großen Zahl von Menschen entspringt dort die Neigung, sich neben dem Staate, allenfalls auch wider denselben stehend, geltend zu machen.

Nimmt man nun noch dazu einen hohen und reichen Adel, der jene Gegenden mit bevölkern hilft, und der keinesweges willens ist, sich so ganz leidend in die uniforme Staats-einheit verschlingen zu lassen, vielmehr eher den Wunsch hegen möchte, sich zu einer neuen Art feudalistischer Zwischenmacht zu erheben, bedenkt man, daß bis zu den jüngsten Zeiten in den dortigen Gegenden auch unter Bauern und Kleinbürgern so manche Reste unabhängiger Selbstregierung fort dauerten, und bringt man schließlich in Anschlag, daß *wir* zum Teil von Slawen, Sarmaten, Wenden und Longobarden, jene aber von Sachsen und Franken abstammen, so wird man wohl fühlen, daß so bedeutende Gegensätze nicht wohl mit einem Federzuge ausgestrichen werden können.«

Mehrere, welche jene Gegenden kannten, stimmten dem Redner bei, und sagten, daß auch ihnen dort ein größerer Sinn für das

Öffentliche, dagegen ein völliger Mangel eigentlichen Familienlebens bemerklich gewesen sei.

»Gewiß«, versetzte jener, »und wenn uns dieser Mangel namentlich am Rheine, unangenehm berührt, so können wir dagegen dem höheren Gemeingefühle der dortigen Menschen Achtung nicht versagen. Die Angelegenheiten der Stadt, des Kreises, der Provinz sind dort wirklich mehr zugleich auch Sache der Einzelnen, als bei uns. Man kollektiert, petitioniert, stiftet Vereine aller Art, ein jeder sucht, wo irgend möglich, in das Ganze mit einzugreifen. Darum hat auch das französische Wesen, wo es dort noch besteht, tiefere Wurzeln geschlagen, als mancher hier sich denkt. Denn, man sage über dasselbe, was man will, es schmeichelt der Eitelkeit, der persönlichen Selbstschätzung, kurz jenen Eigenschaften, welche so nahe mit dem politischen Streben verwandt sind. Unsre Einrichtungen sind dagegen alle auf eine gewisse Selbstentäußerung berechnet, sie sind patriarchalischer Natur und müssen uns ehrwürdig sein. Für die Anwohner des

großen Stroms sind sie aber keinesweges gemacht, sie würden ihnen schwach und lax, und dann doch auch wieder hart und quälend erscheinen. Daß ich übrigens keinesweges jene Landgebiete auf Kosten unsrer Provinzen loben will, muß ich ausdrücklich hinzufügen. Mich verblendet kein Advokaten- und Rednergeschwätz, und mir ist, während ich mich dort aufhielt, das seichte, oberflächliche, unruhige Wesen, der Hang zum Verleumdern und Verkleinern, die Geistesdürre und die Gemütskälte nicht entgangen, wodurch man sich dort, wie überall, wo eine politische Regung herrscht, angewidert fühlt. Nur sage ich nochmals: Sie sind nicht, wie wir, warum sollen sie so scheinen? Saladins Wort, es sei nicht nötig:

Daß allen Bäumen *eine* Rinde wachse!

paßt auf die Völker noch in einem weit höheren Grade, als auf die einzelnen Menschen.«

Man versagte dieser ganzen Auseinandersetzung den Beifall nicht, doch vereinigten sich auch die bedeutendsten Stimmen in der

Überzeugung, daß, wenn dem auch so sei, die Dinge nicht so bleiben könnten, da die neueren Regierungsgrundsätze durchaus eine gewisse innere Einheit der verschiedenen Bestandteile des Staats verlangten.

Ein Mann von gemäßigter Denkungsart schlug einen Mittelweg vor. »Die Revolution«, sagte er, »hat eigentlich die jetzige Gestalt der dortigen Distrikte bestimmt, was uns entgegenzustehn scheint, sind doch nur ihre Erzeugnisse. Ich sage *scheint*, denn in der Wirklichkeit möchten die Kontraste nicht so unvereinbar sein. Wir haben während der schlimmen Jahre, wo es galt, jedermann auf seine Füße zu stellen, damit er, wenn der Tag der Entscheidung käme, Lust hätte, sich totschießen zu lassen, auch unsererseits revolutioniert, wenngleich auf eine stille gesetzliche Weise. Wie nun bei jenen vielleicht ein Schritt zu weit getan ist, so könnten wir noch einige vorwärts tun. Wir könnten den Besitz der neuen Provinzen zu einer Art von Tauschhandel benutzen, ihnen von uns, und uns von ihnen anzueignen, was jeder des Guten hat, auf diese Weise aber eine fortschreitende Reform

des ganzen Reichs bewirken.«

Der Vorschlag hatte eine gefällige Außenseite, als man aber zu der Anwendbarkeit desselben im einzelnen überging, zeigten sich grade die meisten Schwierigkeiten, wie dies bei allen Mittelwegen einzutreffen pflegt.

Diese und ähnliche Gespräche wurden an vielen Abenden im Hause Medons geführt. Er selbst verhielt sich dabei kritisch oder referierend, vermehrte durch geschickte Einwürfe die Menge der Streitpunkte, oder faßte die Darstellungen der Redenden in lichtvollen, oft glänzenden Übersichten zusammen, wodurch denn freilich die Untersuchung nicht weiter gedieh. Seine eigne Meinung, was zu tun sei? verbarg er, denn er hatte eine solche, und eine sehr bestimmte, wie er nicht selten merken ließ. Da man nun von seiner Einsicht groß dachte, und deshalb oft eifrig in ihn drang, sich auszusprechen, er aber immer den Fragenden gewandt zu entweichen wußte, so hatte ihm der heimliche Spott, der als Landesfrucht auch an dieser Tafel nicht fehlen durfte, den Spitznamen des Abbé Sieyès beigelegt.

Johanna nahm in der Regel ein Buch zur Hand, wenn die Herrn sich in ihre administrativ-politischen Gespräche vertieften. Nur wenn Medon zu reden begann, schien sie ein Zwang zu ergreifen, welcher sie nach fruchtlosen Versuchen, fortzulesen, trieb, ihm zuzuhören. Mit einer Mischung von Wohlgefallen und Schmerz tat sie dies, sie konnte lächeln, während ihr Mund vor Pein zuckte. Hermann betrachtete sie mit inniger Teilnahme, obgleich er durchaus nicht wußte, wo er ihr Unglück finden sollte. Denn die Verhältnisse des Hauses waren glänzend, die angesehensten Personen suchten die schöne, merkwürdige Frau eifrigst auf, der Gatte behandelte sie mit einer Achtung, die an Ehrfurcht grenzte. Daß sie gewissermaßen dem herzoglichen Hause entführt worden war, schadete ihrem Rufe in einer Welt nicht, welcher alles Gewürz zu den Lebensumständen lieb und angenehm war. Der Verdacht der Herzogin endlich hatte keinen Grund; Hermann überzeugte sich aus dem Kirchenbuche, daß beide wirklich ehelich verbunden und vom Priester eingesegnet worden waren.

Die Staats- und Regierungsfragen, welche er hier aufwerfen, wenn auch nicht beantworten hörte, beschäftigten ihn selbst angelegentlich. Wurden auch keine Resultate erzielt, *die* Tatsache drängte sich ihm unwiderstehlich auf, daß er inmitten eines großen Verbandes sei, welcher sich von Rußland nach Frankreich erstreckte. Es konnte nicht fehlen, daß das Gefühl solcher Umgebung auch in ihm lebendige Wirkungen hervorbringen und den Tätigkeitstrieb anfachen mußte, welcher allen jungen Männern eingeboren ist.

Eines Abends, als die Gesellschaft das Zimmer verlassen hatte, war er mit Medon und Johanna allein zurückgeblieben. »Sie haben«, sagte er zu Medon, »auch heute uns Ihres Zutrauens in betreff jener allgemeinen Angelegenheit nicht gewürdigt. Sein Sie wenigstens offener, wenn ich für meine Person von Ihnen einen Rat begehre. Ich sehe um mich her alles betriebsam, wirkend; ich selbst aber verzehre mein Geld, verzettle doch im Grunde nur meine Tage und kann nicht leugnen, daß ich mich unbehaglich zu fühlen beginne. Ich habe schon wieder an den von mir so rasch verlaß-

nen Staatsdienst gedacht.«

Medon schwieg einige Zeit, dann hob er an: »Und doch würden Sie in einen zweiten, härteren Irrtum verfallen, wenn Sie diesem Gedanken die Ausführung gäben. Wie ich Sie kenne, sind Sie nicht geschaffen, zu dienen, am wenigsten hier, wo, man mag sagen, was man will, doch meistens nur der Zufall, der Schlendrian, und die geschmeidige Charakterlosigkeit zu den Stellen emporführen, in welchen ein Mann von Geist und Talent ausdauern kann. Indessen wüßte ich einen andern Weg, Ihr Feuer, Ihre Kenntnisse und Rednergaben der Welt nützlich zu machen, Sie mit der Welt in eine werktätige Verbindung zu setzen.«

»Und der wäre?« fragte Hermann gespannt. Johanna rückte unruhig näher.

»Es ist mir ein schönes Gut im Badenschen zum Kauf angeboten, dessen Besitz die Landtagsfähigkeit gibt. Ich kann von diesem Eigentume obgleich die Bedingungen äußerst billig sind, keinen Gebrauch machen. Wollen Sie es erwerben? Ein Teil des Preises darf stehnbleiben. Meine Verbindungen

in dortiger Gegend sind ziemlich ausgebreitet. Ich will Ihnen allenfalls dafür haften, daß Sie in die Kammer gewählt werden sollen. Die nächsten Sitzungen werden aller Wahrscheinlichkeit nach wichtig und erfolgreich sein, kurz die glänzendste Bahn liegt, wenn Sie auf diesen Vorschlag eingehn, Ihren Fähigkeiten offen.«

Johanna erhob sich. »Laß das!« rief sie Medon mit einem Tone zu, welchen Hermann noch nicht von ihr vernommen hatte. »Er gehört hieher und in einen ordentlichen ehrlichen Beruf«, fuhr sie ruhiger fort.

Medon schien anfangs etwas bestürzt zu sein. Bald aber faßte er sich, und sagte, als Johanna das Zimmer verlassen hatte: »Meine Frau hat oft die seltsamsten Launen, und ist dann nicht imstande, sich zu gebieten. Gleichwohl würde sie ohne dieselben nicht die schöne Empfindungsfähigkeit haben, um welche ich sie so unaussprechlich liebe und verehere.«

Sechstes Kapitel

Der Gedanke, badenscher Volksdeputirter zu werden, hatte, so unerwartet und seltsam er Hermann anfangs vorgekommen war, dennoch bald für ihn etwas Reizendes. Er las die Papiere, welche ihm Medon mitgeteilt, achtsam durch, und konnte an manchen darin enthaltenen Winken abnehmen, daß eine rührige Partei ein geschicktes Werkzeug suche, welches man aus unbekanntem Gründen am liebsten im Auslande finden zu wollen schien. Dies machte ihm die Sache noch anziehender. Man will behaupten, daß er aus der großen Bibliothek damals mehrere Bände englischer Parlamentsverhandlungen und französischer Journale erborgt, und wenigstens angefangen habe, in diesen Musterurkunden zu studieren.

Ein Blick auf die nächsten Verhältnisse überzeugte ihn wirklich, daß Medon wenigstens darin recht gehabt habe, ihm den Eintritt in diese zu widerraten. So sehr man Persönlichkeit, Geist, Talent als gesellige Tugenden achtete, eine so verschiedene Gestalt

nahmen die Dinge an, wenn die Rede vom Dienste des Landes war. Dann trat behutsam und indirekt, aber ganz unzweideutig die alte Furcht vor dem Genie auf, mit welchem man in Amt und Stelle nichts zu schaffen haben mochte. Auch nahm er binnen kurzem wahr, daß, wenn man nicht das Glück hatte, einer der Familien anzugehören, in welchen sich die Beförderung sozusagen erblehenartig machte, ein rasches Fortkommen zu den seltensten Zufälligkeiten gerechnet werden mußte. Gern hätte er sich mit Johanna, die ihn seit jenem Auftritte mit zweifelnder Miene betrachtete, verständigt, sie wich aber allen Erklärungen aus, und sagte nur einmal in Selbstvergessenheit zu ihm: »Wer sich das Netz über den Kopf werfen läßt und merkt es nicht, verdient kein Mitleid!«

Es war noch so manches, was ihn jetzt in diesem Kreise befremdlich anstieß. Zuerst, daß er sah, wie es Mode geworden war, auf eine jüngstvergangne Zeit voll Glut und Erhebung vornehm hinunterzublicken. Man schämte sich fast der verübten Großtaten, wie wilder Studentenstreiche; die Helden je-

ner Epoche wurden von allen Seiten kritisch beleuchtet, sie waren unbequem geworden, und das berüchtigte Gleichnis, daß in dem denkwürdigen Jahre jeder zum Kampf geeilt sei, pflichtmäßig, wie der Bürger bei entstandnem Feuerlärm zur Spritze, erfreute sich vieler eifriger Verehrer.

Einstmals traf er mit einem Bewohner der westlichen Gegenden zusammen, welcher gekommen war, ein persönliches Anliegen durchzusetzen. Er merkte ihm bald ab, daß der Mann zu den Unzufriednen gehörte. Auf seine Fragen, worüber man sich denn dort zu beschweren habe? versetzte der andre: »Zum Henker, über die Unredlichkeit! Wir sind so oft umgemodelt worden, daß wir uns auch jetzt wieder eine Veränderung gefallen lassen würden. Aber was macht man? Die Formen läßt man bestehn, und in der Sache tun sie hier denn doch, was den hiesigen Grundsätzen gemäß ist. Dadurch sinkt die Achtung vor den Gesetzen und vor der Verfassung, denn man sieht, daß diese nur ein Spielzeug sein soll, welches man dummen und blöden Kindern in Händen läßt, damit sie nicht

schrein. Viele sind darüber verdrießlich und in manchem ist eine noch üblere Stimmung erzeugt worden.«

Als er sich nach dem Näheren erkundigte, hörte er von mehreren Fällen, welche die Klage des Unzufriednen zu bestätigen schienen. Besonders sollte dieses zweideutige System in einer Sphäre befolgt worden sein, mit deren Vorstände er zufällig näher bekannt geworden war, weil er zu den fleißigsten Besuchern des Medonschen Hauses gehörte.

Er nahm sich vor, von Medon, den er oft in tiefen vertraulichen Gesprächen mit jenem Staatsmanne bemerkt hatte, über die Angelegenheit Erkundigung einzuziehn. Als er dies tat, maß ihn Medon mit den Augen, und gab keine bestimmte Antwort, welche er überhaupt im Augenblicke irgendeiner bedeutenderen Frage immer zu vermeiden pflegte. Allein nach einigen Tagen ließ er sich auf einem Spaziergange so gegen Hermann aus: »Wir leben in der unumschränktesten Monarchie, welche vielleicht jetzt auf der Erde besteht, und selbst unsre östlichen Nachbarn können in dieser Hinsicht neben

uns nicht genannt werden. Ich heiße unsern Staat so, weil das Volk in ihm von jeher nicht viel bedeutet hat, wir vielmehr von den Erinnerungen an einige große Regenten zehren, die das wundersame Geschick grade auf dieser dürftigen Erdscholle geboren wissen wollte. An diesen Erinnerungen hängt unser Dasein, aus ihnen ist Sturz und Wiederherstellung des Reichs hervorgegangen. Der Träger der obersten Macht ist alles bei uns, seiner Entscheidung und Beschlußnahme würde mit Erfolg weder ein Gemeingefühl der Beherrschten, noch die hemmende Kraft selbständiger Institutionen, auch wenn man die Absicht hätte, sie zu schaffen, entgegentreten können. So ist es, und so muß es sein, wenn wir uns erhalten wollen. Da wir nun aber gegenwärtig den sogenannten Geist der Zeit zu schonen haben, so scheint mir eine Verfahrensweise, wie Sie mir sie schildern, nicht so übel zu sein; daß man nämlich den jüngsten Kindern des Hauses die Formen läßt, welche sie liebgewonnen haben, in den Sachen aber autokratisch nach alten Prinzipien beschließt.«

Hermann widersprach diesen Ansichten lebhaft, welche er im Fortgange eines ziemlich eifrig werdenden Gesprächs Machiavellismus nannte. Worauf Medon versetzte, daß er den Machiavell für einen der größten Staatsweisen halte, welche es je gegeben, und daß er der Zeit Glück wünschen wolle, wenn ihr wieder so ein Kopf beschert würde, welcher das eigentliche unter den politischen und administrativen Phraseologien versteckte Gewebe des jetzigen öffentlichen Seins aufzudecken tüchtig genug wäre. »Übrigens weiß ich nicht«, fuhr er mit einer abbrechenden Wendung fort, »ob man so verfährt, wie Sie sagen, und so verabscheuungswürdig finden. Den Unzufriednen ist nirgends zu trauen.«

Dieses Gespräch verflatterte sonach, gleich den meisten, die er mit Medon geführt, zuletzt in Luft; das einzige, was ihm in seinem Umgange mit diesem bedeutenden Manne mißfiel. Denn sonst zog ihn alles nun immer mächtiger zu ihm hin, Wissen, Beredsamkeit, Kraft, ja selbst der Blick des hellblauen Auges, welches, wenn Medon in Eifer geriet, im eigentlichen Sinne des Worts blitz-

te, so durchdringend wurde der Glanz desselben.

Hermann theilte hierin nur die Stimmung sämtlicher jüngeren Leute, welche in großer Anzahl bei Medon aus- und eingingen. Er schien den Verkehr mit diesen besonders zu lieben. Sie dagegen ahneten hinter seinen Andeutungen und Winken etwas Außerordentliches, welches um so reizender für sie war, als sie sich von der Gestalt desselben keine Rechenschaft zu geben wußten. Da er nun in jedem das Selbstgefühl durch Lob und Ermuntruung ungemein zu steigern wußte und ihren Talenten die schimmerndsten Kreise anwies, so hatte er um sich eine Art von Hofstaat versammelt, welcher sich in angenehmen Gedanken und schönen Erwartungen von Tag zu Tage gehnließ.

Siebentes Kapitel

Er hatte indessen immer tiefere Blicke in die badenschen Grund- und Erwerbspapiere geworfen, und da ihm um diese Zeit ei-

nige feurig aufmunternde Briefe ehemali-
ger Ordens- und Gesinnungsbrüder zuka-
men, des Inhalts, daß er aus der Untätigkeit
hervortreten möchte, da Medon auch, ohne
zuzureden, seinen Entschluß für gefaßt an-
nahm, so war eines Morgens in einer leeren
unmutigen Stunde die bindende Unterschrift
unter dem ihm vorgelegten Dokumente ge-
leistet und letzteres zur Post gefördert.

Er saß nachdenklich, die Feder noch in der
Hand, und überlegte den wichtigen Schritt,
welchen er soeben getan, als Medon eintrat.
Dieser umarmte ihn, da er das Geschehe-
ne vernommen, und rief: »So sehe ich Sie
doch endlich in der rechten Straße, und dem
zwecklosen Umherstreifen enthoben!«

»Es ist sehr zu wünschen, daß dem so
sei«, versetzte Hermann. »Denn mein väterli-
ches Vermögen reicht kaum zu, den Kaufpreis
des Guts zu decken, und ob ich bei der Be-
wirtschaftung desselben sonderliche Geschäfte
machen werde, steht dahin, weil ich in die-
sen Dingen noch völlig unwissend bin.«

Wie groß war sein Schreck, als er die Ver-
fassungsurkunde jenes Landes nachsah, was

er bis jetzt unterlassen hatte, und bemerkte, daß er das wahlfähige Alter noch gar nicht erreicht habe! Er konnte sich nicht enthalten, Medon einige Vorwürfe darüber zu machen, daß er von ihm auf diesen Umstand nicht aufmerksam gemacht worden sei. Medon lehnte dieselben jedoch ganz sanft mit der Bemerkung ab, daß er ja nicht verordnet gewesen sei, seine Jahre zu zählen, und daß er ihn nach der Reife seines Urteils und nach seinem äußeren Ansehen schließend, für älter gehalten habe. »Übrigens ist noch nichts verloren«, fügte er hinzu. »Sie sind nur als Bürgerlicher zu jung; wenn Sie geadelt werden, besitzen Sie die erforderliche Weisheit. Wir wollen also auch diese Metamorphose versuchen, und ich werde Ihnen dazu die Mittel und Wege angeben.«

Diese neue Aussicht, für deren Verwirklichung gleich allerhand geschah, vermehrte die Unruhe, welche das Wesen unsres Freundes aufregte, seitdem er in den Zauberkreis der großen Stadt getreten war. Nicht leicht ging ein Tag hin, an welchem nicht das, was ihm festzustehen schien, von andern bezwei-

felt, und häufig auch widerlegt worden wäre. Die Stadt war gewissermaßen eine Freistätte aller Gedanken und Meinungen, und wenn diese selbst friedlich nebeneinanderher gingen, so hatte der Anblick so vieler unvermittelter Gegensätze für den dritten Beschauer auf die Länge etwas Seelenzerstörendes.

Um nur ein Beispiel anzuführen: Er hatte geglaubt, durch die Gespräche in Medons Hause über die Lage des Staats, und über das, was dessen vorzüglichste Männer hauptsächlich beschäftige, ziemlich in das Klare gesetzt worden zu sein. Wie erstaunte er, da er an einem andern Orte zufälliger Zeuge einer Unterredung wurde, aus welcher er abnahm, daß die Frage über das Verhältnis der neuen Provinzen von den eigentlichen Lenkern nur als eine untergeordnete betrachtet wurde, daß man sich vielmehr im höchsten Rate mit Dingen beschäftige, welche, weitgreifender Art, über ganz Deutschland ihre Folgen zu verbreiten bestimmt waren!

Diese ganze Welt, in welcher er sich seit einigen Monaten bewegte, kam ihm so doppeldeutig und unsicher, und trotz alles scheinba-

ren Lebens so tot vor, daß ihm oft übel zumute ward. Was ihn vor allem unangenehm berührte, war der Mangel jeglicher Poesie, der ihm bald anschaulich wurde. Zwar arbeitete der junge Dichter rastlos an seinen Bildern aus der Kunstgeschichte fort, und hatte für den nach Weimar mitgeteilten florentinischen Zeitraum von dort ein aufmunterndes Schreiben empfangen, »in so löblichen Bestrebungen treufleißig fortzufahren«, zwar bestanden einige literarische Gesellschaften; aber Hermann wollte durch alles, was er hier hörte und sah, wenig erbaut werden. Was einem Fremden, wie er war, bald kein Geheimnis blieb: Es hielt niemand etwas von dem andern, und wenn sie sich auch gegenseitig besangen, so lachten sie sich im stillen doch nur untereinander aus. Vom Theater zu reden, ward beinahe für unanständig gehalten, es stand in einer Art von Verruf, warum? ließ sich auch nicht wohl begreifen; es war um nichts schlimmer, als manches andre, was in hohen Ehren gehalten wurde.

So zwischen Staatskunst, Gelehrsamkeit und dem Enthusiasmus für Malerei einge-

klemmt, fühlte Hermann recht deutlich, daß ihm nur wohl werden könne, wo der frische Glaube an die fortzeugende Kraft der Dichtung wehe. Hier aber ward alles Neue mehr oder minder höflich verneint, man hatte sich und sein ästhetisches Gewissen in der schwärmerischen Verehrung des alternen großen Autors abgefunden. Es ließ sich aber erkennen, daß mindestens ein Teil der Verehrer ihn auf gut Nicolaitisch wiederum gekreuzigt haben würde, wenn er unter ihnen neu mit dem »Werther« aufgetreten wäre.

Die Tage waren kurz geworden. An einem Abende, an dem es draußen recht unheimlich stürmte, besuchte er Johann. Er hatte gewünscht, sie allein zu finden, und es ward ihm so wohl. Sie saß in einem kleinen Zimmerchen, und hatte Briefe, getrocknete Blumen, Schattenrisse vor sich auf dem Tische ausgebreitet. An den Wänden dieses Zimmerchens hingen viele kleine Bildnisse, Freunde und Freundinnen einer glücklicheren Zeit. Ihre Augen waren verweint, sie schienen matt und abgespannt zu sein. »So kommen Sie doch noch«, rief sie ihm sanft und freund-

lich entgegen, »das ist schön! Der Abend ward mir unter meinen lieben Schatten hier gar zu schwer, ich kam mir selbst schon ganz vergangen vor, und meinte, zum zweiten Male zu leben. Wie es draußen stürmt, und hier die kleine friedliche Lampe! So wütet es überall feindlich um das stille liebliche Feuer, was hin und wieder die Mächte des Himmels entzündet!«

»Was hat Sie betrübt, Johanna?« fragte Hermann, und setzte sich teilnehmend zu ihr.

»Nichts und alles!« versetzte sie. »Mein Herz ist eben zum Überlaufen voll, und da genügt ein Tröpfchen zum Ergusse. Wir hatten zu Mittag Gesellschaft und die trostlosen Gespräche begannen wieder, welche mir schon oft den Busen zerspaltet haben. Die armen, törichten Menschen! Auf den Knien sollten sie Gott danken, daß er doch hin und wieder einen warmen Frühlingsatem über die Erde streifen läßt, unter welchem das kleinste Gräschen sich aufrichtet, und selbst verdorrte Keime neu zu sprießen beginnen.«

»Ich weiß, was Sie meinen«, sagte Hermann. »Auch mich hat es schon oft ver-

drossen, daß man hier fast geflissentlich bemüht ist, der Erinnerungen an eine große Zeit sich zu entschlagen! Und doch, was steht ihr gleich, was kann das gegenwärtige Geschlecht ihr Ähnliches hoffen?«

»Sie war die hohe Brautwoche, der süße Honigmonat meines Lebens!« rief Johanna und ihre Augen glänzten. »Ich war zwanzig Jahre alt, auf meines Vaters Schlosse erwachsen, der, wie ihn die Leute auch beschelten mögen, mir ein guter Vater war, und mich aufstreben ließ, frei und ungezwängt, gleich den Tannen in unserm Park. An seiner Seite zu Pferde, oder im leichten Jagdwagen, wenn der Hirsch verfolgt wurde, war es mir oft, als müßten Flügel mir an beiden Schultern wachsen, so leicht und rein rollte in mir das mutige Leben! Daheim horchte ich den Erzählungen der Reisenden und klugen Männer, welche meinen Vater besuchten, und von fremden Ländern und Menschen sprachen, oder ich las Geschichte mit meiner alten, würdigen Erzieherin. Denn, Dank sei es denen, welche über mein Geschick geboten; nichts Gemeines und Eitles durfte mich berühren, und ich

erinnere mich noch, daß in meinem Zimmer der Spiegel fehlte. Welt und Vorzeit umgaben mich wie ein schönes, sinnvolles Märchen, in dessen Mitte ich, allen Helden und Weisen vertraulich nahe, liebe Tage hinspann.

Nun erschien jener große Winter mit seinen Eis- und Leichenfeldern, mit seinem Stadt- und Herzensbrande! Meines Vaters Entschluß war sogleich gefaßt, als die ersten Zuckungen des wieder erwachenden Lebens sich verspüren ließen. Obgleich, nach der Sitte seiner Jugend, gern die fremde Sprache redend, war er ein deutscher Mann und Edelmann geblieben; sein Herz hatte bei dem Jammer des Vaterlandes oft geblutet. Wir zogen, damit er tätiger eingreifen könnte, auf eine Zeitlang nach der großen Stadt, welche der Herd des heiligen Feuers war. Was schwatze ich Ihnen vor? Sie waren ja selbst dabei, haben selbst die Waffen getragen. Welche Tage! Welche Gefühle! Nun waren Rom und Griechenland und die Ritterzeit kein Märchen mehr für mich, alles Größte strahlte wiedergeboren im grünen, frischen Lichte, mich an. Mein Mädchenherz wollte mir oft die

Brust zersprengen, wenn ich bis Mitternacht, ja bis an den frühen Morgen die Binden zuzschnitt, welche das Blut der Wunden hemmen sollten. Ich weinte, daß mein Vater reich war, daß ich nicht auch mich genötigt sah, mein Haupthaar auf dem Altare der allgemeinen Begeisterung zu opfern. Nie, nie kann ich das vergessen, und wenn die ganze Welt umher in Zweifel und Klügelei starr wird, so soll der Busen einer armen Frau wenigstens ewig das Fest der Erinnerung feiern!«

Sie war aufgestanden und ging mit großen Schritten durch das Zimmer. Ihre Züge hatten sich verklärt, sie glich einer Priesterin, einer Velleda. Nach einer Pause, während welcher ihr Antlitz vom herrlichsten Angedenken wie durchsichtig zu werden schien, stand sie still und rief: »Ja, wenn es eine Liebe je auf Erden gegeben hat, so habe ich geliebt! Und o des Glücks! Die zärtlichste Empfindung war nur eins mit der heiligsten und größten! Im Waffenschmuck trat er mir entgegen, dem Kampfe sich entgegensehnend, in den er nach wenigen Wochen zog. Mild war er und edeln Zornes zugleich voll, nie hat ein

reineres tugendhafteres Herz unter dem Rucke des Kriegers geklopft. Er war wie ein Verschlagner von einer fernen seligen Insel unter uns andern. Die Augen pflegte er zu senken, als erliege seine Seele unter ihrer eignen Größe. Stumm war unsre Liebe und ohne Erklärung. Nur, als ich ihm beim Abschiede die Feldbinde reichte, verstanden sich unsre Blicke. Er zog dahin, und ich sah ihn nicht wieder.

Er trug, wie alle jugendliche Frühlingsherzen, die Todesahnung im Busen. Sein einziger Wunsch war, in deutscher Erde zu ruhn, er schauderte vor dem Gedanken, fern unter den Fußtritten des feindlichen Volkes vermordern zu müssen. Das Schicksal ist oft grausam, es kann uns nicht allein das Leben, wie wir es wünschen, sondern auch den Tod, wie wir ihn zu sterben würdig gewesen wären, versagen. Nicht in einer der großen herrlichen Befreiungsschlachten fiel mein Freund, nein, vereinzelt, seiner Schar nachgeblieben, wurde er von umherstreifendem Gesindel auf dem fremden Boden erschlagen. Ich erfuhr seinen Tod, noch ehe die Nachricht davon

zu mir gelangte. In der Nacht aus tiefem Schlummer ohne vorhergegangnen Traum emporschreckend, sah ich das blutige Haupt des Ermordeten am Fuße meines Lagers aufsteigen, und alsobald auch wieder verschwinden. Augenblicklich wußte ich um meinen ungeheuren Verlust, aber zugleich durchdrang mein Herz ein unvergänglicher Trost, der es so ganz erfüllte, daß ich mich kaum erinnere, damals geweint oder sonst getrauert zu haben. Nur jetzt, nach manchem Jahre fließen meine Tränen zuweilen. Als die Ruhe hergestellt war, beschäftigte uns alle, die wir ihn geliebt hatten, sein Wunsch. Ein treuer Gefährte seiner Tage machte sich endlich in der Stille auf, scheute nicht Mühe noch Gefahr unter dem noch immer schmerzlich empörten Volke, fand die Grube, in welcher man den Körper verscharrt hatte, kaufte die teuren Reste los, und brachte sie in die Heimat.«

Sie näherte sich einer schmalen, länglichen Kiste, welche in der Ecke des Gemachs stand, öffnete sie und warf sich mit Lauten des tiefsten Schmerzes über sie. Hermann trat hinzu und fuhr zurück; ein menschliches Gerippe

starrte ihm aus der Kiste entgegen. »Warum erschrickst du? Was macht dich zu fürchten?« rief sie. »Dies ist mein lieber, mein einziger Freund, den ich nun wiederhabe, und nicht von mir lasse. Betrachte den holdseligen Mund, die guten, schönen Augen, die denkende Stirne! Nun ruht er, umweht vom Hauche der Liebe, nun ist ihm wohl!«

»Teure, warum gaben Sie der Erde nicht wieder, was der Erde gehört?« fragte Hermann, als er sich einigermaßen von seinem Erstaunen erholt hatte.

Sie versetzte nichts. Mit den zärtlichsten Namen rief sie den geschiednen Freund, schmeichelnd strich sie über den kahlen Schädel, ihre Lippen küßten die leeren Augenhöhlen. Dazwischen führte sie Reden, deren Sinn und Bedeutung Hermann nicht verstand. Sie sprach von dem Vampir, der, auferstandne Leiche, umhergehe und den Lebenden das Blut aussauge, und beschwor die Gebeine des Toten, sie wie bisher, so auch ferner vor dem Schrecknis zu schützen.

Achtes Kapitel

Es schien, als seien die nächsten Tage bestimmt, unsres Freundes Herz, welches schon in kalten, seltsamen Umgebungen zu frieren begann, wieder von neuem auszuwärmen. Johannas Not regte mächtig sein Gefühl auf, und kurz nach jenem Abende sollte er auch einen alten Freund wiedersehen.

Er war in Madame Meyers Gesellschaft gewesen. Als geborner Hansestädter an reichliche Mahlzeiten gewöhnt, empfand er nach den dort landüblicherweise genossenen dünnen Butterschnittchen immer noch einen lebhaften Appetit, den er nun in einer Restauration stillen wollte. Aber obgleich es erst eilf Uhr war, so herrschte in diesem Teile der Stadt doch schon eine Totenstille, die Fenster waren dunkel, die Läden geschlossen und nur die Laternen warfen ihr mattes Licht über die menschenleeren Straßen. Er kam endlich in die Nähe eines Gasthofs, vor dessen Türe sich jemand in ähnlicher Not befand, wie er. Ein Reisender suchte mit Rufen, Schelten und Klopfen vergebens Einlaß

durch die bereits fest verschloßne Pforte zu gewinnen. Das Geräusch zog Hermann mechanisch näher, und er erkannte mit freudigem Schreck die Stimme seines Freundes Wilhelmi. Dessen Freude war nicht geringer, beide begrüßten einander auf das herzlichste. Nachdem sie durch vereinte Bemühungen die Öffnung des Wirtshauses erwirkt hatten, Wilhelmi's Wagen und Gepäck untergebracht worden war, blieben sie noch einen Teil der Nacht in traulichen Gesprächen beisammen. Hermanns erste Frage war, was Wilhelmi so unerwartet herführe? worauf jener ihm erwiderte, daß sein Verhältnis zum herzoglichen Hause gelöst sei, und daß er komme, um seine Sammlung dem großen Museum zu verkaufen. Man habe ihm die bestimmte Hoffnung gemacht, ihm als Preis eine feste Anstellung bei jenem Institute zu geben.

Hermann wußte, wie leicht man es mit solchen Versprechungen des Orts nehme, und erschrak über den unbedachten Entschluß des Freundes. Er hütete sich indessen, seine Befürchtungen ihm mitzuteilen, um Wilhelmi's Hypochondrie nicht rege zu machen.

Wahrhaft schmerzlich war ihm aber die Lösung der Bande, welche er in Achtung, Liebe und Bedürfnis fest gegründet erachtet hatte. Auch der Arzt, so hörte er von Wilhelmi, sinne darauf, dem Schlosse Lebewohl zu sagen. Am befremdlichsten klang, was er über die Herzogin vernahm. Sie sei, erzählte Wilhelmi, nach Hermanns Abreise in eine düstre Melancholie verfallen, welche sich durch einen sonderbaren Widerwillen gegen die Gesellschaft ihres Gemahls ausgezeichnet habe. In dieser Stimmung habe sich der Geistliche ihrer bemächtigt, mit welchem sie nun den größten Teil ihrer Zeit in Andachtsübungen, die zuweilen selbst in Kasteiungen ausarten sollten, verbringe. Der Herzog sei über diesen Zustand um so bekümmert, als ihm grade jetzt der vom Kaufmann nun mit vollem Eifer betriebene Prozeß viel zu schaffen mache.

Alles dieses konnte Hermann wenig erfreuen. Es tat ihm wehe, daß ein so treuer gefühlvoller Mann, wie Wilhelmi, sich seinen Gönnern in einem solchen Augenblicke hatte entziehen können.

»Ich will mich nicht rechtfertigen«, sagte

dieser, als Hermann nach einigen Tagen eine leise Andeutung seiner Empfindung blicken ließ. »Es gibt Dinge und Worte, die mit magischer Kraft das Gemüt unwiderstehlich nach sich reißen, und so muß ich dir gestehn, daß ich, in abgelegnen Winkelverhältnissen hingehalten, nicht zu widerstehn vermochte, als mir die Aussicht erschien, mich dem Öffentlichen angereicht zu sehn. Wie einst das Heilige Grab und späterhin die Neue Welt jeden strebenden Geist siegreich lockte, so ist es jetzt mit dem Staate. Nur das, was an ihn sich lehnt, nur das, was von ihm erkannt wird, hat Glauben an sich selbst, die Zeit der Privatdienstbarkeit ist durchaus vorüber.«

»Du sprichst da etwas aus, welches mir schon lange das Herz beschwert hat«, versetzte Hermann. »Wenn ich die Dokumente jener verspotteten empfindsamen Zeiten betrachte, so muß ich sagen, daß diese schwärmerischen Freundschaften auf Leben und Tod, diese leidenschaftlich-platonischen Liebesverhältnisse, diese begnügten Familienglückseligkeiten, wie sie damals gang und gäbe waren, jetzt fast aufgehört haben. Das Ge-

müt hat die Fähigkeit verloren, sich in so traulicher Enge zu regen, alle Kräfte und Sinne der Menschen streben weiteren und höheren Zwecken zu. Das wäre nun recht schön, wenn wir nur schon ein Vaterland, oder große öffentliche Einrichtungen hätten. Aber alle diese erhabnen Tröstungen zeigen sich bei näherer Betrachtung denn doch meistens als Schein, höchstens als ziemlich schwache Versuche. Und so darbt unser Herz über den Mangel eines Freundes, einer Geliebten, eines Hauses sich zu Tode, und wenn es sich auf einem andern Altare opfern möchte, so fehlt eben dieser. Wahrlich, es ließe sich ein Werther des neunzehnten Jahrhunderts schreiben, der an diesem Doppel- und Nichtzustande verginge, und dessen Klagen auch rührend und beweglich ertönen würden.«

»Ja, wir leben in einer Übergangsperiode«, sagte Wilhelmi. »Das ist ein trivial gewordnes Wort, welches alle Schulknaben jetzt nachplappern. Schwieriger ist es, die ganze Bedeutung desselben zu fühlen, sympathetisch mitzuempfinden, wie viele Menschen an einem solchen Übergange zugrunde gehn. Wohl

finden sich in der Gegenwart eigentlich nur die oberflächlichen Naturen, welche von Schatten und Klängen genährt werden, während jede tiefer gehöhlte Brust ein heimliches Verzagen erfüllt. Auf alle Weise sucht man sich zu helfen, man wechselt die Religion, oder ergibt sich dem Pietismus, kurz, die innere Unruhe will Halt und Bestand gewinnen, und löst in diesem leidenschaftlichen Streben gemeiniglich noch die letzten Stützen vom Boden.«

»Wunderbare Gedanken und Träume beherrschen die Menschen«, sagte Hermann. »Trotz alles Redens von der praktischen Richtung des Zeitalters laufen die Vorstellungen und Dinge weit auseinander, und der Wahn hat eine furchtbare Macht gewonnen. Es ließe sich der Fall denken, daß jemand unter der Last eines eingebildeten Schicksals sein Leben hinkeuchte, und stürbe, ohne das Antlitz der Wahrheit geschaut zu haben.«

»Wiederum aber sind auch die außerordentlichsten Glücksfälle gedenkbar«, versetzte Wilhelmi. »Eigentum und Besitz haben ihre schwere, tellurische Natur aufgegeben,

sie streichen, gasartig verflüchtigt, durch die Lüfte, und niemand von uns weiß, ob nicht auch er in den Bereich eines solchen ziehenden Schwadens kommen werde. Kurz, Freund, es kann an deiner, und es kann an meiner Stirn mit unsichtbarer Schrift das Wort: Millionär, geschrieben stehn, so wenig Anschein die Sache auch jetzt für sich haben mag.«

»Nein, in der Tat, danach sieht es bei mir nicht aus«, sagte Hermann lächelnd. »Ich will nur froh sein, wenn ich aus meinem badenschen Ankaufe mit einem blauen Auge davorkomme. Übrigens wüßte ich auch nicht, was ich mit vielem Gut und Gelde beginnen sollte, es hat wenig Reiz für mich.«

»Um so geschickter bist du vielleicht, Vermögen zu bewahren«, antwortete Wilhelmi. »Oft kommt mir alles Eigentum wie ein Depositum vor, welches bei uns für ein nachkommendes glücklicheres Geschlecht hinterlegt worden wäre, welches wir treulich den Enkeln aufzuheben, aber selbst nicht zu genießen hätten.«

Neuntes Kapitel

Hermann führte den Freund in seinem Kreise umher, an welchem Wilhelmi aber viel auszusetzen fand. Mit Johannem gelang es noch am besten; nachdem eine leichte Verlegenheit von beiden Seiten überwunden war, kam ein erträglicher Umgang zustande, obgleich beide in ihrer Gereiztheit wenige Berührungspunkte füreinander hatten. Dagegen nannte er Medon geradezu den Jugendverführer, ohne sich über den Sinn dieses Ausdrucks näher zu erklären.

Auch die übrigen Persönlichkeiten, Einrichtungen und Anstalten der Hauptstadt fanden keine Gnade vor ihm. Er sah nur die Hast, womit hier alles sich zur Erscheinung drängen mußte, um bemerkt zu werden, und übersah den Kern, welcher von jener Hast hervorgestoßen wurde. Bald nannte er den ganzen Zustand *eine* große Lüge, und die Stadt selbst ein Konglomerat von zwölf Krähwinkeln, welches Paris vorstellen wolle. Dieses Thema führte er in unzähligen spitzigen und witzigen Variationen aus, worüber Her-

mann anfangs lachte, späterhin aber zuweilen verdrießlich wurde.

Die Spötter rächten ihrerseits wieder die Stadt an dem Hypochondristen, und einer derselben verfaßte eine parodistische Geschichte von Jona, dem neuen Propheten, welcher berufen worden sei, Ninive Buße und Zerstörung zu predigen, und welcher sich nun ärgre, daß die Stadt nicht untergehn wolle. Das Schloß des Standesherrn wurde in dieser Travestie mit dem Bauche des Walfisches verglichen, in welchem der unzufriedne Seher drei zyklische Tage zugebracht habe.

Als Hermann das Produkt zu Gesichte bekam, trachtete er, es den Augen Wilhelms verborgen zu halten, weil er von seiner Aufregung einen heftigen Ausbruch befürchtete. Allein er hatte sich in ihm geirrt. Wilhelmi erhielt die Blätter von einem Dienstfertigen zugesteckt, lachte herzlich darüber, suchte den Verfasser auf, und bat um seine Freundschaft.

Am übelsten stand er anfangs mit Madame Meyer. Sie hatte nach Art der Weltfrauen darin ein ganz eignes Talent, bisweilen

jemand, der ihr mehr als andre hätte empfohlen sein sollen, zu übersehen, was denn bei ihr immer um so mehr wie eine Beleidigung erschien, weil sie sich sonst so zukommend zu benehmen wußte. An einem dieser dem Zerstreutsein verfallnen Tage wurde ihr Wilhelmi vorgestellt, welcher nach den Erzählungen Hermanns auf einen besonders freundlichen Empfang gerechnet hatte. Er sah sich durch die über ihn hinschweifenden Blicke der Wirtin, die seine Anrede mit einer Bemerkung über das Wetter erwiderte, bitter getäuscht, und machte seinem Freunde beim Nachhausegehn lebhaftere Vorwürfe darüber, ihn dort eingeführt zu haben. Hermann kannte ihn schon in solchen Stimmungen, und ließ schweigend die erregten Wellen ausschäumen.

»Sie kann ihren Stamm nicht verleugnen!« rief Wilhelmi zum Schlusse einer heftigen Zornrede. »Mir wurde unter allen diesen Porzellanen, Gläsern, Schnitz- und Kritzelwerken zumute, wie in einer Trödelbude. Es ist der Schachergeist ihrer Väter, welcher in der Sammelwut der Tochter fortspukt.

Überhaupt haben die modernen Juden eine seltsame Stellung gegen Welt und Gesellschaft«, fuhr er ruhiger fort. »Es ist noch kein Menschenalter her, daß dieses Volk an vielen Orten Leibzoll bezahlen, an andern wie krankes Getier abgepfercht wohnen mußte. Plötzlich ist ein Umschwung eingetreten, sie stehn jetzt in den bürgerlichen Rechten ungleich, und wollen, besonders hier, in Geist, Geschmack und Ansehn den ehrlichen Christenseelen womöglich noch den Rang ablaufen. Nun ist es aber ein eigen Ding um elegantes Dasein. Das geht nämlich immer nur aus völlig gesicherten Notwendigkeiten des Lebens hervor. Dieses Gefühl haben sie nicht, können es auch nicht haben, denn die Verbesserung ihres Zustandes ist weit mehr das Erzeugnis sentimentaler Schriftsteller und schlaffer Staatsmänner, als einer Umstimmung des Volksglaubens. Im Volke hat sich vielmehr das alte Bewußtsein unzerstört erhalten, daß der Jude nichts tauge. Folglich denken alle diese unsre großen israelitischen Häuser im stillen immer noch an die Möglichkeit einer rückgängigen Bewegung, an den

Leibzoll, und an die Judengassen. Dadurch erhalten ihre Bestrebungen um Eleganz etwas Unsicheres und Hastiges; ihre Gesellschaften haben durchaus mehr den Charakter einer Hypothese, als den eines Postulats.

Die produktiven Köpfe der Nation verfahren dagegen nach den Grundsätzen des Gewerbegeistes, welcher ihre Ahnen auszeichnete; sie schachern und trödeln. In Gedichten, Musiken, in Philosophie und Wissenschaften sind sie mit kleinem Profit, mit allerhand netten, charmanten, glänzenden Effekchen und Wahrheitschen zufrieden, bringen auf solche Weise auch wirklich manches zusammen, obwohl man schwerlich im Reiche des Geistes durch geschickt zubereitete Bagatellen großes Vermögen erwirbt.«

Als Hermann einiges zum Schutze der Geschmähten vorbringen wollte, fuhr ihn Wilhelmi beinahe an, und rief: »Du wirst auch noch durch Schaden klug werden. Deine ägyptische Kavaliergarde wird dir Verdrusses die Fülle machen.« Dies bezog sich darauf, daß sich um Hermann eine Menge junger Israeliten versammelt hatte, welche ihm mit

großer Freundschaft begegneten.

Die Laune Wilhelmis schärfte sich von Tage zu Tage. Zum Teil wurde dieser üble Humor durch sehr wesentliche Bedrängnisse erzeugt. Er konnte nämlich bald merken, daß an einen Verkauf seiner Sammlungen nicht zu denken sei, und daß er die leichte Zusage eines hohen Mannes viel zu schwer genommen habe. Ein sicherndes Verhältniß hatte er aufgegeben, außer seinen Kunstsachen besaß er nichts, und jede Aussicht schwand, mit diesen dem Museum einverleibt zu werden. Bald war er in Geldverlegenheit und sprach Hermann um Hülfe an.

Wie erschrak er, als dieser ihm eine gleiche Not offenbaren mußte! Im Badenschen bestand man streng auf Innehaltung der Zahlungstermine, ein Kapital nach dem andern war schon dorthin gewandert, einen Besitz zu bezahlen, den anzutreten der Eigentümer weder Lust, noch Geschick in sich verspürte.

So führten denn unsre beiden Glücksritter ein ziemlich gewagtes Leben. Der eine war, wenn man so sagen darf, in böhmischen Dörfern angesessen, der andere stand mit Rari-

täten in teuren Mietzimmern aus. Ihre Lage konnte übel genug werden, wenn der Himmel sich nicht ins Mittel schlug.

Indessen trugen sie ihre Lasten zu zweien, und das will viel sagen. Da die Taler ausgingen, so teilten sie die Groschen miteinander. Hermann zog sich aus vielen großen Gesellschaften zurück, und begann eine Art von genießendem Einsiedlerleben zu führen.

Mit der ägyptischen Kavaliergarde, mit den jungen Juden, hatte Wilhelmi nur zu sehr recht gehabt. Einer derselben, ein angehender Künstler, war ihm besonders eifrig genaht, hatte einige Billette an ihn sogar »mit Ehrfurcht« unterzeichnet. Im Hause der reichen Eltern begegnete man unsrem Freunde fast wie einem höheren Wesen. Eines Tages ersuchte ihn der junge Künstler bescheiden um seine vortreffliche Kritik über dieses und jenes. Bei der näheren Nachfrage erfuhr Hermann, daß ihn ein Gerücht zum Verfasser mehrerer anonymen Rezensionen in dem gelesenen Blatte der Stadt gemacht hatte, welche durch ihren geistreichen Gehalt allgemeines Aufsehn erregten. Da er nun die-

se Vaterschaft ablehnen mußte, so bemerkte er an den Gesichtszügen und an dem Benehmen seines feurigen Anhängers bald eine merkliche Veränderung, welche sich demnächst auch dem Hause der Eltern mitteilte, und nach und nach eine gänzliche Erstarrung des Verhältnisses herbeiführte. Noch früher hatten ihn die übrigen verlassen, sobald sie wahrnahmen, daß er nicht mehr viel mit vornehmen Leuten verkehrte.

Er klagte Wilhelmi sein Leid. Dieser lachte und rief: »Sei froh, daß du von ihnen los bist! Jude bleibt Jude, und der Christ muß sich mit ihnen vorsehn, am meisten, wenn sie sich liebevoll anstellen. Sie sind allesamt freigelassne Sklaven, kriechend, wenn sie etwas haben wollen, trotzig, wenn sie es erlangten, oder wenn sie merken, daß es nicht zu erlangen steht.«

Zehntes Kapitel

Alle Übertreibungen sind von kurzer Dauer. Madame Meyer hatte nicht sobald be-

merkt, daß die beiden Freunde seltner in ihren Zirkeln zu erscheinen begannen, als sie ihrerseits alles tat, das traulich-gesellige Verhältnis zu erhalten. Freundliche Einladungen drängten sich, und Wilhelmi wurde für die frühere Vernachlässigung durch das liebenswürdigste Benehmen entschädigt. Bald war er völlig umgestimmt und ebenso freigebig in seinem Lobe, als er früher verschwenderisch im Tadel gewesen war.

Die Dame entdeckte ihrerseits an dem verwandelten Hypochondristen eine Eigenschaft, welche ihn ihr höchst schätzenswert machte. Wilhelmi besaß eine Fülle von antiquarischen Kenntnissen, und setzte Madame Meyer über manches, was sie hatte, durch seine Erläuterungen erst in das Klare. Was ihn aber einer Frau besonders empfehlen mußte, war seine Art, die Tatsachen vorzutragen. Er theilte sie nämlich nicht nach der Weise deutscher Gelehrten weit ausholend mit, sondern gab seine Kunde in kurzen, aphoristischen, alles ausdrückenden Sätzen, welche sich dem Gedächtnisse leicht einprägten und ohne Mühe nachgesprochen werden konnten. Auf die-

se Weise hatte er die Freundin bald mit einer Menge von Thesen bekanntgemacht, welche sie rüsteten, den Verlegenheiten schlagfertig zu begegnen, denen sie sonst in ihrem Gesprächskreise hin und wieder mit Leidwesen unterlegen war. Denn obgleich manches der Wilhelmischen Lehre nur für problematisch gelten konnte, so verfehlte es doch, mit angenehmer Keckheit von einem schönen weiblichen Munde axiomatisch vorgetragen, nie seine Wirkung auf den überraschten Gegner.

Es war, als wolle der Himmel selbst in diesem Falle durch Zeichen und Wunder wirken. Eines Tages, als Wilhelmi mit ihr ein früher noch nicht besehenes Kabinett durchmusterte, stand er vor dem Altarbilde eines heiligen Stephanus still, von welchem die Hälfte fehlte. Die Tafel war dicht an dem Körper des Märtyrers abgespalten worden, von den Peinigern ließ sich nichts erblicken. Madame Meyer, welche Wilhelmi in den Anblick dieses Werks versunken sah, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: »Wohl mögen Sie über dieses liebe, gemütliche Bild erstauen, welches mir doch nur Schmerzen verur-

sacht. Ich achte es für die Krone meiner Sachen, aber ich entsage oft für Monate seinem Anblicke, weil mir der verstümmelte Zustand desselben durch die Seele geht. Was habe ich nicht versucht, getan, aufgewendet, um die andre Hälfte herbeizuschaffen, welche durch die Ungebühr der Zeit oder eine rohe Faust vielleicht für immer vernichtet ist!«

»Madame«, versetzte Wilhelmi, der ganz Erstaunen war, »mich ergreift weniger der Anblick dieses vortrefflichen Werks von seltner Innigkeit des Gefühls, als daß, wenn mich nicht alles trügt, ich den andern Teil der Tafel besitze. Ich verlangte nach dem Heiligen, wie Sie sich nach den Steinigern sehnten.«

Die Meyer stand sprachlos. Auf einen Wink Wilhelmis entfernte sich der Bediente, und brachte aus dessen Quartiere das bezeichnete Fragment herbei. Es blieb kein Zweifel; sobald man nur das Stück angepaßt hatte, zeigte sich die Vermutung bestätigt. Die Gruppe der Steiniger war vollständig, fast noch besser erhalten, als der gemarterte Jüngling. Nie sind häßliche Frevelgesichter von hübschen Augen mit gerührteren Blicken betrachtet

worden.

Es waltete unter den beiden Kunstfreunden ein langes Schweigen ob, während welches jeder seinen besondern Gedanken nachhing. Endlich brach Wilhelmi dasselbe und sagte, daß, solange er am Orte verweile, er sehr gern die beiden Hälften vereinigt lassen wolle. Madame Meyer nahm dies dankbar an, und fragte schüchtern, ob ihm sein Fragment nicht feil sei, was Wilhelmi ernsthaft verneinte. Man erzählte einander von der Erwerbung dieses Kunstwerks, und brachte bald heraus, daß beide Stücke an einem und demselben Orte von dem spekulierenden Verwalter aufgehobner Klostergüter eingehandelt worden waren. Man untersuchte die Kanten der Fragmente und fand, daß der Riß keinesweges alt war. Aus allerhand sonstigen Anzeichen schloß man zuletzt mit ziemlicher Gewißheit, daß jener klug berechnende Mann, der herrschenden Neigung vertrauend, welche derartige Altertümer auch im verstümmeltsten Zustande aufsuchte, selbst die Tafel zerspalten haben möge, und denn auch wirklich die beiden Teile teurer losgeschlagen hat-

te, als er vom ungetrennten Ganzen erwarten dürfen. Er hatte also im kleinen mit dem Gute der Kirche vorgenommen, was der Staat im großen; er hatte dismembriert.

Ein eifriges Gespräch, welches dieser fröhlichen Begebenheit folgte, wurde durch den Eintritt der gewöhnlichen Abendgesellschaft unterbrochen. Bei dem Erscheinen der Fremden zeigten sich Madame Meyer und Wilhelmi sehr verlegen, wovon der Grund darin zu suchen, daß zum Schlusse jener andächtigen Kunstunterredung die Hände sich gefunden hatten, und die ersten Eintretenden von dieser Vereinigung Zeugen geworden waren. Die Gäste nahmen nun gebührenden Anteil an dem hergestellten Stephanus und an der Freude der Wirtin, es ließ sich aber aus manchen Mienen und Flüsterworten abnehmen, daß man sich während dieses Abends doch mehr mit dem natürlichen, als mit dem Kunstereignisse beschäftigte.

Wilhelmi sprach in den nächstfolgenden Tagen nichts als Gutes von der Stadt und ihren Bewohnern, kehrte alles zum Besten, und verwies Hermann seine finstre Laune,

obgleich dieser sich ganz ruhig und gleichmütig verhielt.

Eilftes Kapitel

Inzwischen hatten die Untersuchungen gegen die Demagogen ihren weiteren Verlauf genommen, lieferten jedoch nicht die Ergebnisse, nach welchen die Behörden hauptsächlich hinsteuerten. Die Verschuldungen der Jünglinge lagen so ziemlich klar zutage, ihnen aber war im voraus verziehen; sie sollten mit dem Schreck davonkommen. Was man am eifrigsten suchte, war, das Dasein und die Glieder jenes Männerbundes zu ermitteln, welcher Staat und Thron allerdings ernstlicher mit dem Umsturze bedrohte. In dieser Beziehung waltete noch ein undurchdringliches Dunkel; die geheimen Störenfriede und Verderber waren mit solcher Klugheit zu Werke gegangen, daß trotz aller Korrespondenz nach den verschiedensten Gegenden Deutschlands hin, mehr nur Vermutungen als Tatsachen zum Vorschein kommen

wollten.

Der Beamte, welcher jene Nachforschungen zu leiten hatte, ging in Medons Hause viel ein und aus. Er erzählte dort im Vertrauen manches von jenen Dingen, und so erfuhr Hermann, daß der grimmige Mecklenburger durch das ihm, wie wir wissen, in größter Sanftmut zuerkannte einsame Gefängnis gezähmt worden sei, und seine Bekenntnisse abzulegen beginne. »Er gesteht«, sagte der Beamte, »daß ihm in Zürich ein Mann erschienen sei, welcher ihm von dem wirklichen Vorhandensein eines Männerbundes Kunde gegeben und ihn aufgefordert habe, einen Bund der Jungen zu stiften, welcher sich an jenen anlehnen solle. Er hat von jenem Manne Zeichen und Symbole empfangen, und ist denn auch wirklich der Stimme der Verführung gefolgt.«

Medon hörte dieser Erzählung mit Gleichgültigkeit zu. »Man sollte«, sagte er, »den jungen Leuten kurzen Prozeß machen, sie sind einmal für ihre Lebenszeit vergiftet, der Staat müßte, wenn er mehr klug als milde wäre, den schädlichen Stoff zerstören, wel-

cher, wenn man ihn bestehn läßt, in wechselnder Gestalt sich immer wieder hervor-drängen wird.«

»So sind Sie für strenge Maßregeln?« fragte der Beamte.

»Durchaus«, versetzte Medon. »Auch hierin könnte uns das Altertum zum Lehrmeister dienen. Es vertrug sich nicht mit seinen Feinden, es vernichtete sie.«

»Nehmen Sie sich in acht, daß Sie nicht über sich das Verdammungsurteil aussprechen«, sagte der Beamte scherzend. »Sie können leicht auch in diese Untersuchung verwickelt werden.«

»Wieso?« fragte Medon.

»Sie müssen doppelt in der Welt umhergehn«, versetzte jener. »Der Student beschreibt den Mann, welcher ihn so freventlich verlockt, Zug vor Zug, wie Sie aussehn; selbst das Mal, welches Sie an der linken Handwurzel haben, hat er bei dem Hokusfokus, den der falsche Prophet mit ihm getrieben, bemerkt. Zuletzt muß ich Sie mit ihm konfrontieren, und Sie können noch als Rädelsführer der politischen Verschwörungen unsrer Zeit

in meine Gefängnisse wandern.«

Man lachte hierüber, und der Sache wurde eine Zeitlang nicht weiter gedacht. Doch fing der Beamte einmal später wieder an, von dem Gegenstande zu reden, und sagte zu Medon: »Wir Aktenleute sind eine Art von Fetischanbetern, die Dienstpflicht ist unser Götze, dessen Gebote wir erfüllen müssen, sie seien noch so unsinnig. Wollen Sie mir glauben, daß ich bei meinem Mecklenburger Demagogen den Gedanken an Sie nicht mehr aus dem Kopfe loswerden kann? Ich rede mir tagtäglich das Ungereimte dieser Ideenverknüpfung vor, und dennoch, sobald der Mensch wieder anfängt, den Apostel des Männerbundes zu beschreiben, ist es mir, als müsse ich Sie ihm vorstellen, weil das Signalement nun einmal schwarz auf weiß in meinen Protokollen steht, und ich ein Individuum kenne, auf welches dasselbe zu passen scheint. Es läßt mir keine Ruhe; abgeschmackte Träume phantastisch-juristischer Art ängstigen mich. Letzte Nacht träumte mir, ich stände am Jüngsten Tage vor den Schranken des Weltgerichts. Der Engel mit

der Posaune fragte donnernden Tons: ›Warum hast du die Konfrontation unterlassen?‹ worauf ich keine Antwort geben konnte. Ich wurde deshalb zur Höllenstrafe verurteilt, welche darin bestand, daß ich alle meine Corpora delicti aufessen sollte, obgleich sich darunter Sachen von Stahl und Eisen befanden. – Etwas Auffallendes, um eines aberwitzigen Spiels des Zufalls willen zu veranlassen, würde ich mir nie vergeben können; allein ich wollte Sie schon ersuchen, doch einmal wie von ungefähr auf mein Verhörzimmer zu kommen, wo Ihnen denn ebenso von ungefähr der Demagoge vorgeführt werden sollte. Dann wäre mein Gewissen beruhigt; versagen Sie mir also diese Gefälligkeit nicht.«

»Ich will das recht gern tun«, versetzte Medon. »Nur müßte ich Sie bitten, noch einige Zeit in Geduld zu stehn. Ich habe eine Reise vor, und bis dahin jede Minute besetzt.«

»Lieb wäre es mir doch, wenn sich ein halbes Stündchen dazu vor der Reise finden wollte«, sagte der Beamte. »Die Sache ist im übrigen zum Spruche reif, und wenn ich gesehen, daß Sie es nicht waren, welcher dem Demago-

gen in Zürich begegnete, so kann ich das Papier getrost den Herrn am grünen Tische zuschicken.«

»Es wird sich noch davon reden lassen«, versetzte Medon, und brach das Gespräch ab; welchem Hermann, unbemerkt nahestehend, zugehört hatte.

Kurz darnach wurde er zu Johanna berufen. »Wollen Sie mir einen Dienst leisten?« fragte sie ihn. »Jeden«, versetzte er. »Können Sie schweigen?« fuhr sie fort. »Ich hoffe es«, erwiderte er.

»Ich werde diesen Ort vielleicht auf einige Zeit verlassen müssen«, sagte sie mit leiser Stimme. »Bis hierher hat mich ein schlimmes Geschick führen dürfen, weiter aber nicht. Ich werde Sie vielleicht um Schutz und Begleitung ansprechen auf heimlicher Wandrung. Vor allem suchen Sie ein einsames Haus, womöglich mitten im wildesten Walde zu entdecken, darin ich verborgen leben kann.«

Hermann, bestürzt über dieses Ansinnen, tat stammelnd einige Fragen nach dem Beweggrunde eines so leidenschaftlichen Ent-

schlusses. Sie legte den Finger auf seine Lippen und sagte: »Stille! Wollen *Sie* mir nicht helfen, so wird Gott mir beistehn.« – Verwirrt gelobte er ihr jeden Dienst, welcher sich mit Ehre und Pflicht vereinigen ließe.

Der Charakter Medons, das Verhältniß der beiden Gatten wurde ihm immer rätselhafter. Hier schien kein einzelnes Verschulden, keine besondere Zwistigkeit vorzuliegen, sein und ihr Dasein schien *eine* große Unseligkeit zu sein.

Medon war gesprächig, belehrend, wie sonst, doch nahm Hermann an seinen Reden und Scherzen etwas Überreiztes wahr. Er ließ fallen, daß er vielleicht den Winter in Italien zubringen werde, doch müsse ein solcher Entschluß, wenn man ihn überhaupt ausführen wolle, urplötzlich ausgeführt werden, denn Reisen gelängen nur, aus dem Stegreife unternommen.

Sein häuslicher Zirkel hatte den höchsten Glanz erreicht. Ein Prinz, der für das Musterbild aller Geistreichen galt, war auf Johanna aufmerksam geworden, hatte sich ihr genähert, Zutritt zu ihren Abenden erbeten,

und war seitdem beständig dort. Dieser vornehme Stern zog andre Planeten und Monde nach sich, so daß der Glanz der Kerzen dort bald durch das Blinken aller der Ordenskreuze und Ehrenzeichen beinahe ausgelöscht wurde. Man sprach davon, daß der Staat sich nicht länger so außerordentliche Kräfte, wie die Medons, entgehn lassen werde, daß ihm Anstellung in einem hohen Posten bestimmt sei, wobei man nur von seiner Liebe zur Ungebundenheit eine abschlägige Antwort befürchtete. So viel ist gewiß, daß er noch längere vertrauliche Zusammenkünfte mit obersten Beamten hatte, als früherhin, und daß nach und nach dienstliche Papiere und Hefte von den Zentralstellen zur Begutachtung in sein Kabinett zu wandern begannen.

Der Prinz belebte die Gesellschaft durch Mitteilungen aus seinem Hof- und Reiseleben. Er hatte ein großes Talent im Erzählen, und die gewöhnlichsten Vorfälle bekamen durch eine epigrammatische oder satirische Wendung in seinem Munde etwas Anziehendes. Noch stärker war er im Vortrage von

Märchen, zu welchen sich unser lockrer Lebensstoff ihm gern verflüchtigte. Er gab deren mehrere an jenen Abenden, aus dem Stegreife beginnend, ohne Anmaßung von etwas Außerordentlichem, in so schlichter Einfalt nur noch stärker die Zuhörer fortziehend. Eins derselben ist aufbewahrt worden, und mag dieses Buch beschließen.

Johannas Wangen wurden blässer und blässer. Oft kam sie Hermann in ihrem sammetnen Gewande, unter ihren Perlen und Juwelen, wie eine geschmückte Leiche vor, und nur ihre Worte, das tiefste Gefühl atmend, wenn er sich ihr nahte, bewiesen ihm, daß hier noch ein schönes Leben sich rege, aber freilich unter einer ungeheuren Last zuckend.

Zwölftes Kapitel

Mondscheinmärchen

In jener grauen Urzeit, von welcher sich die Menschen die verworrensten Begriffe ma-

chen, war es, wie neuere Forschungen lehren, mit der Welt folgendermaßen beschaffen. Die Erde war alles, und außer ihr gab es nichts, nur eine falsche Bescheidenheit späterer Zeiten hat vom Chaos oder Universum gefabelt, aus welchem unser guter Ball nebst vielen andern Ballen und Bällchen hervorgesprungen sei. Die Erde hatte aber dazumal die Form eines Nestes, nämlich in der Mitte war sie einige tausend Meilen vertieft, und die Seitenflächen bogen sich als schützende Ränder hoch und weit über. Es gab weder Gras noch Baum, weder Tiere noch Menschen auf der Erde, auch schien keine Sonne, dennoch war es auf ihr, und in der Höhlung des großen Nestes weder unfein, noch still, noch dunkel. Ihre Oberfläche war glatt und sanft anzufühlen wie der feinste Sammet, sie sang sich selbst ein süßes Lied von jener frohen Ewigkeit vor, und phosphoreszierte dabei im buntesten Lichte.

Dieser selige Zustand hat ziemlich lange gedauert. Endlich aber, wie denn nichts ungestört bleiben kann, regte sich ein gefährlicher Fürwitz in der Erde, und sie sprach so

zu sich: »Wozu ein Nest ohne Eier? Meine Bestimmung ist nur halb erreicht.« Flugs empfand sie ihre Einsamkeit und die Sehnsucht nach Eiern, aus denen sich, wie sie meinte, die anmutigsten Gesellschafter und Gespielen für sie entwickeln würden.

Wie froh erstaunte sie, als sie eines Morgens beim Erwachen in ihrem Schoße eine Menge der schönsten Eier fand! Auf welche Art sie dieselben gewonnen, auf welchem geheimnisvollen Wege der Zeugung ihr diese Bescherung geworden, darüber schweigt Geschichte und Märchen. Genug, sie lagen, in Kreisen gereiht, im Grunde des großen Nestes, waren durchsichtig, wie die Edelsteine, herrliche Figuren schmückten die glänzenden Schalen, im Innern pulsierte es, ein eigenes, wildkräftiges Leben.

Mutter Erde, vor Freude ganz wirblicht, machte eine schräge Bewegung, woraus später die Schiefe der Ekliptik entstanden ist, erinnerte sich aber noch zur rechten Zeit ihrer neuen Pflichten, nahm sich zusammen und weinte nur einige Tränen in den unendlichen leeren Raum hinab. Darauf begann sie

liebevoll ihr vertrautes Gut zu wärmen und machte tausend Plane, wie sie mit den Vögeln, wenn sie aus den Eiern gekrochen wären, freundlich und herzlich verkehren wolle.

Unter diesen Sorgen, Gedanken und Träumereien war es in dem einen Eie rege geworden, es pickte, und eine leuchtende, beflügelte Gestalt brach durch die Schale. Anfangs war sie noch einigermaßen in den Grenzen erträglicher Größe, aber mit Sturmeseile wuchs sie, wahrscheinlich durch die einströmende atmosphärische Luft geschwellt, ins Ungeheure, so daß der Erde vor dieser Geburt angst und bange wurde. Doch faßte sie sich und sagte: »Gesell, du wirst nicht vergessen, wer deine Stärke also gepflegt? Komm, sei mein Freund.« – »Was Freund?« fuhr sie der feurige Recke an, »ich habe nicht Zeit zur Empfindsamkeit, meine Bahn geht selbständig durch die unermesslichen Räume.« Und damit schoß er fort, der Undankbare, und ward der erste Fixstern. Seinem Beispiele folgten die andern Geburten, die nun bald nacheinander kamen, sie wollten alle nichts von Häuslichkeit und gemütlichem Zusammenleben wis-

sen, vielmehr eigne Fortüne droben im Blauen machen, was ihnen denn auch gelungen sein muß, wie der gestirnte Himmel besagt.

Nur *ein* Flüchtling, eine schöne üppige Person von lebhaftem Temperament, bereute den Undank, als sie ein paar Millionen Meilen weit fortgerannt war, hielt inne in ihrem wüsten Laufe, und ward feuerrot vor Scham. Sie sieht sich noch immer von Zeit zu Zeit nach dem verlassnen Neste um, und das Erröten dauert auch noch fort, welches uns sehr zustatten kommt, denn wenn die Sonne sich nicht so schämte, und uns dadurch nicht mit einheizte, wären wir alle längst erfroren, weil die Dinge bald eine betrubte Gestalt annahmen, wie ich gleich erzählen werde.

Zuerst schüttete die Erde, in ihren Hoffnungen so schmerzlich getäuscht, einige noch nicht ausgekommne Eier zornig über Bord. Sie fielen eine geraume Zeit unaufhaltsam in die Tiefe, endlich stießen sie doch irgendwo an eine scharfe Weltecke, die Schalen zerbrachen, und die unreifen Geburten taumelten heraus. Diese haben nun ein Leben und haben keins, im halbawachen Traume schießen

sie dahin und dorthin, ziehen einen feurigen Schweif von allerhand Eulenspiegeleien hinter sich her, und sind mit *einem* Worte unglückselige Kometen, auf die am ganzen Sternenhimmel kein Verlaß und Glaube ist.

Doch, was gehn uns die Kometen an? Auf der Erde entstanden ganz andre Folgen der mißlungnen freundlichen Absicht. Zuvörderst zog sie sich aus der offenen Nestgestalt in die abgeplattete Kugelform zusammen, welcher nur bis auf eine geringe Tiefe etwas anzuhaben ist. Sodann schlug sich in ihren Eingeweiden durch einen heftigen Gallenerguß Proteus, der Metallkönig, nieder, der also eigentlich der kristallisierte Verdruß der Erde ist, und bei allen nachfolgenden Händeln eine große Rolle spielt. Darauf, um ihr einigen Ersatz zu geben, geschah die Schöpfung in sechs Tagen mit Kräutern und Bäumen, Fischen, Vögeln, vierfüßigem Getier und endlich dem Menschen. Die Erde tröstete sich wohl, als sie das alles auf sich grünen und blühen, krabbeln und zappeln sah, aber dann war's ihr doch wieder nicht recht, und sie sprach alle Tage unzählige Male zu sich

selbst: »Das tut's doch alles nicht.« Und sooft sie das für sich sagt, stirbt oder verdorrt etwas.

Proteus aber, der Metallkönig, der alte Verdruß, drängt sich unaufhaltsam an das Tageslicht. Denn es ist nicht wahr, daß die Menschen ihn suchen, und daß *er* gern in seinen dunklen Kammern bliebe; nein, er blickt und lockt nach ihnen aus dem Finstern, und wenn er ihnen nicht anders beizukommen vermag, so sucht er ihre Träume heim. Dann müssen sie, von Unruhe gepeinigt, die Erde aufreißen und ihr Elend herauffördern. Denn wenn er oben ist, so ergreifen den alten Griesgram kindische Launen; er kann es nicht leiden, in zerstückten Gliedern sich durch die Welt zu breiten, er will immer beisammen sein. Aus dieser Sehnsucht des Metalls nach sich entstehen dann alle Plagen, welche das unglückliche Menschengeschlecht heimsuchen: Krieg, Eigennutz, Dieberei, Raub. Denn so strebt z.B. der aufgespeicherte Vorrat an Schwertern, Gewehren und Kanonen in den Zeughäusern des einen Landes nach seinesgleichen in dem an-

dern, das Eisen reizt durch geheime Einflüsse den Arm des Menschen so lange, bis dieser sich zu seinem Dienste darbietet, und es mit großem Getöse aus dem Verschlusse hervorholt. Dann heißt es, die und die Nation habe der andern den Krieg erklärt. Nun ziehen die Heere, oder vielmehr die verstreuten Glieder des Proteus einander entgegen. Endlich treffen sie sich, und es gibt ein frohes Wiedersehen und Umarmen, bei welchem die dazwischen befindlichen Menschen übel wegkommen; das nennen sie dann eine Schlacht, und meinen, sie wären es, die selbige geschlagen, während doch nur Eisen und Stahl sich lebhaft begrüßten, und die Schlünde des Erzes einander feurige Küsse zuwarfen.

Ebenso geht es mit Silber und Gold. Wo dessen eine Menge vorhanden ist, da regt sich in ihm die Lust, mit einem Schatze, der anderswo liegt, verbunden zu sein. Die bösen roten und weißen Zauberaugen schauen nach Händen um, welche den Gefallen ihnen täten, der Wucherer und Betrüger, den sie erblicken, wird von ihnen bestrickt, er muß daran, und mit allerhand schlimmen Künsten die ge-

trennten Horte zusammenbringen. Er meint, den Mammon zu haben, und der Mammon hat ihn. Aber über den Redlichen ist diesem die Gewalt versagt, daher der auch für die Vereinigung der Metalle nichts tut, den Proteus, wenn dieser sich aus Irrtum einmal zwischen seine Finger verirrte, sogleich wieder aus denselben fallen läßt, mit andern Worten zeitlebens arm bleibt.

Also geht es zu in der Welt; das wissen wir alle. Wie anders und schöner es aber geworden wäre, wenn die Erde die Vöglein aus den Eiern sich zur Gesellschaft hätte ausbrüten können, das deutet in gewissem Maße uns der Mondschein an. Nämlich, als schon die Fixsterne die Flucht ergriffen hatten, und die Kometen zu früh zur Welt gekommen waren, tönte es aus einem Winkel gar lieblich und bat um milde Behandlung. Die Erde sah nach, und bemerkte, daß eins der Eier zurückgeblieben war, dessen Inwendiges sich eben zum äußeren Leben hindurchrang. Es war eine sanfte Mädchengestalt, viel sanfter und zarter, als die andern, welche, sobald sie nur auf ihren kleinen Füßen stehn konnte,

unaufgefordert der Erde den Eid der Treue leistete, und versprach, ihr immer hold und gewärtig zu sein. Die Erde aber, welche der Undank der übrigen tief erbitterte, und in welcher sich schon Proteus, der Metallverdruß abgelagert hatte, ließ, wie es in solchen Fällen geht, die Unschuldige büßen, verstieß sie mit harten Worten, und rief, sie möchte sich ihre Kamaraden am Sternenhimmel suchen, *ihr* solle sie nicht vor die Augen kommen. Und damit schüttelte sie sich dermaßen, daß die arme kleine Luna eine weite Strecke weit weggeschleudert wurde.

Aber sie ließ sich in ihrer treuen Sinnigkeit nicht irremachen. War ihr auch ein näheres Verhältniß untersagt, so konnte ihr doch niemand verbieten, der zornigen Mutter zu folgen, und sie in gemeßner Entfernung zu umkreisen. Das hat sie denn nun auch redlich die vielen tausend Jahre her getan und wird es tun bis an der Welt Ende, was aber wahrscheinlich noch lange ausbleibt.

Der Zorn der Erde ist längst vorüber, und sie lechzt eigentlich im stillen innigst nach der Vereinigung mit Lunen. Allein diesem

Umstände tritt die inzwischen entstandne Schöpfung entgegen, da sich voraussehn läßt, daß, wenn die beiden großen Mächte zusammenkämen, Wälder und Felder, Tiere und Menschen dazwischen zerquetscht werden würden. Ein solches Verderben will nun die Erde als gute Haushälterin nicht, und so hat denn an ein Auskunftsmittel gedacht werden, und Luna hat sich entschließen müssen, nur zu scheinen. Der Mondschein ist der schwärmerische Ersatz für den Kuß der Mutter und Tochter. Er ist kein bloßer Schein; Luna haucht in ihm ihre Liebe an den Busen der Mutter, welche davon bis in ihre Tiefen selig erschüttert wird. Nicht Geheimes, oder Unbekanntes verkünde ich, was ich erzähle, ist jedem bewußt. Wer hat nicht die Zauber der Mondnacht empfunden? Alle Geschöpfe fühlen, daß etwas Großes, Liebes vorgehe, und sind in einer Art von Verwandlung, die Läuber der Bäume zittern, die Blumen spenden süßen Duft, die Lilien schicken leichte Flämmchen aus ihren Kelchen, die Vögel singen im Schläfe, und in den Herzen der Menschen sprießt die Liebe. Immer stärker

wird das Verlangen Lunas nach der guten, gekränkten Mutter, sie wächst mit ihren Wünschen und wird aus der Sichel zur Halbscheibe, aus dieser zum Vollmonde.

Aber Proteus, dem alles sanfte Zerfließen ein Greuel, ärgert sich und ergrimmt zu wilden Gedanken, wenn die Sachen so weit gekommen sind. Die Erze in den Schachten rauschen und glimmern, die Waffen in den Rüstsälen klirren, die Goldstücke und Taler in den Säckeln der Reichen klappern unheimlich. Vor diesem bösen Wesen erschrickt Luna, nimmt ab bis zum Neumonde, und scheint für immer verschüchtert zu sein. Aber wer kann das Herz zwingen? Kaum hat sich der grimme Proteus wieder etwas zur Ruhe begeben, so blinkt auch die liebe Sichel wieder am Saume des Horizonts hervor, und das trauliche Spiel beginnt aufs neue.

Den Tod hätten wir gewiß alle davon, wenn Luna das Verbot der Mutter überwände, und sich, anstatt des Scheins, an ihr Herz legte. Aber gedenke ich, wie glücklich mich schon der Mondschein gemacht hat, in welchen süßen Frieden er mich einschlummernd ge-

wiegt, so möchte ich mir oft einen so frohen Untergang wünschen, nach welchem wir vielleicht als leichte Wolkenräume in einer höheren Ordnung der Dinge wieder auferstünden.

Siebentes Buch

**Byzantinische
Händel**

*Gott legt uns die Nüsse vor,
aber er knackt sie uns nicht auf.*

Aus einem Stammbuche

Erstes Kapitel

Abermals sah Hermann das tiefe gewundene Tal vor sich liegen, aus welchem die weißen Fabrikgebäude des Oheims hervorleuchteten. Die Maschinen klapperten, der Dampf der Steinkohlen stieg aus engen Schloten und verfinsterte die Luft, Lastwagen und Packenträger begegneten ihm, und verkündigten durch ihre Menge die Nähe des rührigsten Gewerbes. Ein Teil des Grüns war durch bleichende Garne und Zeuche dem Auge entzogen, das Flößchen, welches mehrere Werke trieb, mußte sich zwischen einer Bretter- und Pfosteneinfassung fortzugleiten bequemen. Zwischen diesen Zeichen bürgerlichen Fleißes erhoben sich auf dem höchsten Hügel der Gegend die Zinnen des Grafenschlosses, in der Tiefe die Türme des Klosters. Beide Besitzungen nutzte der Oheim zu seinen Geschäftszwecken. Auch die geistliche hatte er unter der Fremdherrschaft zu billigem Preise erworben. Lange Gebäude, mit einförmigen Trockenfenstern versehen, unterbrachen die Linien der gotischen Architektur auf der

Höhe und in der Tiefe; der Wald, welcher die Hügel bedeckte, war fleißig gelichtet.

Gräfin Theophilie kam ihm entgegen, in einem Buche lesend. »Was führt Sie her?« fragte sie ihn. Er gab eine allgemeine, ausweichende Antwort, und da er von ihr manches über den Oheim zu erfahren wünschte, so trug er sich ihr zum Begleiter an. Sie gingen über angenehme Busch- und Wiesenplätze. Die Bleichen und Betriebsamkeitsstätten vermied sie, nach andern Gegenden strebte sie mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit hin. Er sah an solchen Stellen Rasenbänke oder Überbleibsel ehemaliger Pavillons und Tempel.

Sie stiegen den Berg hinauf, und standen nach einer kurzen Wendung vor dem Seitenflügel des Schlosses. »Wenn meine Gesellschaft Sie nicht langweilt, und die enge Wendeltreppe Sie nicht abschreckt, so kommen Sie immerhin noch ein wenig zu mir«, sagte sie.

Als er sich oben nach kurzem Gespräch von ihr beurlauben wollte, hielt sie ihn angelegentlich zurück und rief: »Sie sehen ein, wie

wohl es mir tut, mit jemand mich zu unterhalten, auf dessen Stirne nicht der Wechselkurs geschrieben steht, oder dessen Kleider nicht vom Rauche der Maschinen duften! Das Plaudern ist von alters her mein Element, ich finde es sehr begreiflich, daß jene Französin in den amerikanischen Wildnissen einige hundert Meilen weit wanderte, um mit einer Nachbarin zu schwatzen, und ich könnte es in gleichen Verhältnissen ihr wohl nachtun. Da nun heute zum Glück ein Herr Nachbar mich besucht, so will ich diese Gunst des Zufalls auch recht ausbeuten.«

Er erwiderte ihr, der Oheim werde es übernehmen, daß er in seiner Nähe verweile, ohne ihn zu begrüßen. Sie erzählte ihm darauf, daß jener nicht mehr oben im Schlosse wohne, sondern mit dem ganzen Hausstande in das Kloster unten im Tale gezogen sei, um dem Arzte näher zu sein, da er seit dem Mordanfälle auf dem Feste des Herzogs beständig kränkle.

»Überhaupt«, fügte sie hinzu, »ist er jetzt mit einem Hausgeschicke so beschäftigt, daß ihm alles andre ziemlich gleichgültig sein

wird. Unsereiner, die von Haus und Hof weggekauft worden ist, tut es recht wohl, zu sehn, wie die Fügungen der Natur sich nicht abkaufen lassen, und dem größten Rechner eine unsichtbare Gestalt zur Seite geht, welche allerhand Ziffern dem Kalkül einmischt, auf die er nicht gezählt hatte.«

Da diese Anspielungen sein verwandtschaftliches Gefühl beleidigten, so suchte er dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, und befragte sie über einige Verhältnisse des Hofes, an dem sie ihre Rosenzeit zugebracht hatte, worüber er denn auch gleich die genaueste und freigebigste Auskunft erhielt.

Sie ging hinaus, um einige Bestellungen für das Abendessen zu geben, welches er mit ihr einnehmen sollte, und er benutzte diese Pause, sich in ihrem Zimmer umzuschauen. Eine Menge sehr sauber gezeichneter Geschlechtstafeln der ersten Familien des Landes hing an den Wänden umher, zwischen denselben sah man viele vornehme Gesichter in Miniaturporträts. Als er den Inhalt eines kleinen Bücherschranks musterte, erblickte er sämtliche Jahrgänge des Gothaer

historisch-genealogischen Kalenders in Reihe und Glied aufgestellt, damals einundsechzig an der Zahl, welche in solcher Vollständigkeit sich wohl schwerlich in der Bibliothek einer zweiten Dame versammelt haben mögen.

»Das ist mein Zirkel«, sagte sie lächelnd, als sie ihn in die Betrachtung dieser Dinge versenkt fand. »Die Stammbäume habe ich selbst gezeichnet, und mich dabei im Gedächtnis der Personen erfreut, die ich gekannt, und wenn ich die Blätter der Kalender aufschlage, so blühen mir bei jeder Familie Geschichten entgegen. Die Gegenwart kann mir nicht gefallen, Zukunft hat ein armes Fräulein bei Jahren nicht mehr, da suche ich denn an der Vergangenheit, in der das Leben etwas wert war, meine Tage zu fristen.«

Er fühlte, welcher Ton hier anzuschlagen sei, um sich behaglich zu empfinden. In einem der Kalender blätternd, nannte er den Namen eines der darin verzeichneten gräflichen Häuser, und hörte sogleich aus dem Munde seiner Wirtin das anmutigste Reise- und Liebesabenteuer, welches den Stammherrn vor soundso vielen Jahren betroffen hatte.

Nun waren die Schleusen der Unterhaltung einmal aufgezogen. Erzählungen entwickelten sich aus Erzählungen, eine Geschichte nach der andern schachtelte sich ein, und wenn der ursprüngliche Faden schon ganz verlorengegangen zu sein schien, so sprang irgendwo wieder durch eine Hof- und Staatsfigur unvermutet der Zusammenhang hervor. Scheherezade schien aus ihrem Grabe erstanden zu sein, um einem andächtigen Zuhörer die Gesamtchronik des Lebens der höheren Stände zu veroffenbaren.

Hermann fühlte sich auf das angenehmste gefesselt, und berührte die Speisen kaum, welche inzwischen aufgetragen worden waren. Alle diese Verwicklungen, Galanterien, Mißverständnisse, Entzweiungen und Versöhnungen, welche so vielen hohen Personen, von denen die meisten ihr Blatt in der Geschichte besaßen, einen bedeutenden Teil ihrer Zeit hinweggenommen hatten, drehten sich zwar eigentlich um nichts, aber es war das liebenswürdigste Nichts, was man sich denken konnte, und selbst der feine Duft zierlicher Sünde, welcher sich durch die Kapitel

dieses weitschichtigen Romans hindurchzog, verlieh den Begebenheiten, wie sehr man sie auch hin und wieder tadeln mußte, einen besondern Reiz mehr. Was aber die Hauptsache war: eine lebende Person gab in diesen Historien ihr Leben, das was ihr das Leben bedeutet hatte, aus, und Lebendiges wirkt immer, es sei auch was es sei.

Als die erzählende Dame einmal Atem schöpfen mußte, und hiedurch eine Unterbrechung ihrer Mitteilungen entstand, nahm Hermann die Gelegenheit zu reden, wahr, und sagte: »Eins ist mir bei Ihren Geschichten höchst merkwürdig. Ich sehe Fürsten, Heerführer und Staatsmänner, welche mit dem größten Ernste das Schicksal der Völker geleitet und entschieden haben, während der Zeiten ihrer würdigsten Tätigkeit in die leichtesten, ja leichtfertigsten Händel verstrickt. Was uns andre leidenschaftlich abwärts getrieben haben würde, scheint *sie*, wie ein flüchtiges Aroma, nur zu noch energischerem Wirken zu begeistern, und das Bewußtsein, welches uns in derartigen Strudeln abhanden gekommen wäre, in ihnen zu steigern. Es

kommt mir daher fast so vor, als ob man, um die recht großen Dinge in der Welt zustande zu bringen, weniger arbeiten, als genießen müsse, und daß Mühe und Fleiß eigentlich doch nur Ameisenwerk schaffen.«

Theophilie versetzte: »Das ist Philosophie, und auf diese habe ich mich nie verstanden. Aber die Uhr schlug eins, und ich muß Sie entlassen, so gern ich auch die Nacht hindurch noch fortplauderte.« – Ihre Wangen glühten von den lebhaften Gesprächen, ihre Augen glänzten von fröhlicher Aufregung.

Beim Abschiede gab sie ihm die Hand und sagte: »Ich ahne, weswegen Sie gekommen sind, glaube aber nicht, daß Ihr Vorhaben Ihnen gelingen werde. In jedem Falle haben Sie an mir eine treue Freundin.«

Er tappte die Wendeltreppe, auf welcher das Licht der aufgehängten Lampe erloschen war, hinunter, und klinkte an der Pforte, um hinaus und nach dem Wirtshause zu gelangen. Zu seinem großen Schreck war sie verschlossen. Über einen Gang sich tastend, nicht ohne Furcht, irgendwo zu stürzen oder anzulaufen, fühlte er zwar mehrere Türen,

aber kein Drücker wollte seiner Bemühung zu öffnen, weichen. Er horchte, ob sich nicht ein Geräusch wollte vernehmen lassen, aber umsonst; in dem ganzen Gebäude herrschte eine Totenstille.

Um nicht auf dem kalten Estrich schlafen zu müssen, suchte er die Wendeltreppe wieder und klimmte empor. Er hoffte, Theophilien noch wach zu finden. Oben stieß er an eine Türe, die gleich aufging. In dem dunklen Gemache stand etwas, wie ein Bette; wie es schien, mit Kissen versehen. Kurz entschloß er sich, und um eine ihm doch eigentlich ganz fremde Dame nicht zu stören, warf er sich in seinen Kleidern auf die Lagerstätte, die, sonderbar schmal und kurz, ihm nach einer ermüdenden Reise doch einige Stunden Schlummer versprach.

Wirklich schlief er ein, erwachte aber bald wieder von einem lauten Reden in seiner Nähe. Er rieb sich die Augen, und konnte, als er ganz munter geworden war, nicht zweifeln, daß er neben dem Schlafzimmer Theophilien, und von ihr nur durch eine dünne Tapezentüre geschieden, sein Nachtquartier auf-

geschlagen hatte. Höchst bestürzt über diese Indiskretion des Zufalls zog er den Atem an sich, um seine Anwesenheit auch nicht durch das leiseste Geräusch zu verraten. Aber er hörte in diesem gespannten, ängstlichen Zustande nur um so genauer, und verlor kein Wort von dem, was die Schläferin mit den vier Wänden laut verhandelte. Sie redete nicht, wie dies sonst zu geschehen pflegt, in abgebrochenen Worten, sondern fließend, zusammenhängend, als setze sie die Erzählungen des Abends fort.

Plötzlich macht sie eine Pause; es war Hermann, als ob sie sich im Bette aufrecht setze. Sie brach in ein leises, inniges Lachen aus, daß es durch die Nacht unheimlich klang. Nun begann sie französisch zu sprechen, und mit Erstaunen hörte er die Namen seines Oheims, der Tante und des Grafen Julius. Dieses Erstaunen wurde Bestürzung, Scham, ja Entsetzen, als sich nach und nach eine Geschichte vernehmen ließ, in welcher jene Personen die handelnden Figuren waren, und welche am allerwenigsten für die Ohren des Neffen taugte.

So wurde er in tiefer grauenvoller Nacht durch eine Unbewußte, ihrer Sinne nicht Mächtige, Mitwisser eines schrecklichen Familiengeheimnisses. Er wendete sich, um nichts weiter zu hören, aber immer zog ihn das Gelüste des Schrecks nach der verhängnisvollen Kunde, und erst als die Redende aufhörte, sank er erschöpft zurück.

Ein Schrei erweckte ihn. Es war heller Tag. Theophilie stand im Morgengewande vor ihm. »Um des Himmels willen!« rief sie, »wie kommen Sie in dieses mein Zimmer? Ich hätte den Tod von Ihrem Anblicke haben können.« – Er versuchte, seine Sinne zu sammeln, und stammelte die Geschichte seiner Einsperrung und seines Fehlgehens daher.

Noch hatte er nur auf sie geachtet. Wie ward ihm aber, als er seine Lagerstatt in Augenschein nahm! Ein seltsames Bette! In einem Sarge hatte er geschlafen, in einem Sarge, welchen Tabourets umstanden, auf denen die zu einem vollständigen Leichenanzuge gehörigen Stücke lagen.

Entsetzt sprang er von diesem furchtbaren Lager auf. Theophilie lächelte. »Tun Sie doch,

als sähen Sie Gespenster, und doch ist es das Gewöhnlichste, Bekannteste, was Ihre Augen erblicken«, sagte sie.

Sie lud ihn zum Frühstück ein. Als er die ihm vorgesetzte Tasse unangerührt stehen ließ, und noch immer, wie abwesend, da- saß, stieß ihn Theophilie an, und rief: »Wie ist es möglich, daß ein Sarg und ein Sterbekleid einen beherzten Mann so außer Fassung bringen können? Ich bin allein, eine Fremde unter Fremden. In Ihrer Tante starb die einzige Freundin, welche ich noch hatte. Was ist natürlicher, als daß ich mir meine letzte Behausung und Hülle fürsorglich zubereiten ließ, da mir die Arme der Liebe nach meinem Hinscheiden diesen Dienst doch nicht leisten werden. Man stirbt wegen dergleichen nicht eine Stunde früher.«

Sie hatte bald ihren fröhlichen Ton völlig wiedergefunden, neckte ihn mit seinem Tief- sinn, und meinte, das Abenteuer, einen jungen Mann so Wand an Wand zu beherbergen, sei allerliebste. »Und ungefährlich für Tugend und Ruf«, sagte sie mit freiem Scherze, wie er nur ihr anstand, »denn dieser Jüngling war

eine Leiche, und scheint, auch auferstanden, noch keine Kraft gesammelt zu haben.«

Er versuchte, in diese Scherze einzustimmen; es wollte nicht gelingen. Nachdenklich versetzte er: »Das Schicksal gibt uns oft sonderbare Zeichen. Es ist eigen, daß ich gerade jetzt, wo so manche Entscheidungen sich an mein Leben herandrängen, mich wider Willen in einem Gehäuse ausstrecken mußte, worin, wenigstens auf geraume Zeit, Sinn und Gefühl und Erinnerung erlöschen werden.«

Zweites Kapitel

Er stieg den Berg zum Kloster hinunter. Die mannigfaltigen Gewerbevorrichtungen, welche er nun im einzelnen musterte, berührten sein Auge noch unangenehmer, als tages zuvor. Diese anmutige Hügel- und Waldnatur schien ihm durch sie entstellt und zerfetzt zu sein. Das freie Erdreich mit Bäumen und Wasser, welches die Seele sonst von jedem Drucke zu erlösen pflegt, lastete auf der sei-

nigen mit stumpfem Gewichte, weil es doch auch nur als Sklav' im Dienste eines künstlich gesuchten Vorteils sich zeigte. Um alle Sinne aus der Fassung zu bringen, lagerte sich über der ganzen Gegend ein mit widerlichen Gerüchen geschwängertes Dunst, welcher von den vielen Färbereien und Bleichen herrührte.

Erst als er sich dem Kloster ganz nahe befand, ward ihm wohler. Rings um die wellenförmige Erhöhung, auf welcher die Gebäude standen, zogen sich die schönsten Blumenpartien. Alle Umgebungen waren in einen wohlausgestatteten Garten verwandelt worden. Orangerien und Gewächshäuser zeigten sich an mehreren Punkten.

Er fand den Oheim, zu dem er ohne weiteres geführt wurde, in seinem Comptoir, umgeben von vielen Geschäftsleuten und Kommiss. Sie saßen um einen großen grünen Tisch nach Art eines Kollegiums, der Oheim nahm in einem Lehnstuhle die Oberstelle ein. Er begrüßte Hermann mit kurzen, freundlichen Worten, und bat ihn, zu verziehen, bis die Konferenz beendigt sei, welche darauf ihren

Gang ungestört weiter nahm.

Hermann konnte bald an den Verhandlungen sehn, daß hier keine Geschäftsführung im gewöhnlichen Sinne stattfindet. Nicht *ein* Herr mit verschiedenen, nur die Ausführung besorgenden Dienern war vorhanden, sondern ein jeder Geschäftszweig hatte seinen unabhängigen Vorstand, welcher innerhalb desselben frei nach eigenem Ermessen verwaltete. So trat in der Versammlung ein Direktor der Glasfabrik, der Bergwerke, der Brau- und Brennerei, der Webstühle, der Porzellanmanufaktur hervor, und noch manche andre Fabriksstätten wären zu nennen. Diese Vorstände berichteten dem Oheim die Resultate ihrer Tätigkeit in der verfloßnen Woche. Wo mehrere oder alle Gewerbszweige ineinandergriffen, wie bei dem Verkehr mit Amerika, wurde die Beratung ganz kollegialisch, die Stimmenmehrheit entschied streitige Punkte. Jedes Departement schien auch seine abgesonderte Kasse zu haben, denn die Vorstände rechneten miteinander ab, und es kam vor, daß einer von dem andern sich eine Anleihe erbat, die dann auch, wie die dabei ge-

machten Bemerkungen erwiesen, ihre kaufmännischen Zinsen tragen mußte. Ein Sekretär, welcher am untern Ende der Tafel saß, führte über den Einhergang Protokoll.

Die Autorität des Oheims bestand nur in der Präsidentschaft. Er hörte die Berichte der einzelnen Direktoren an, äußerte darauf seine Meinung, die jedoch niemals wie ein Befehl klang, lächelte beifällig, wenn sie angenommen wurde, und ließ es geschehn, wenn der Referent sie verwarf. Trat eine allgemeine Beratung ein, so beschränkte er sich darauf, die Debatte zu leiten, abschließlich den Inhalt der verschiedenen Meinungen zusammenzufassen, und bei Stimmengleichheit durch sein Votum zu entscheiden.

Hermann wohnte mit Verwunderung dieser Sitzung bei. Die Größe der zirkulierenden Summen, die Mannigfaltigkeit der Geschäfte, die Unabhängigkeit der Verwaltungen, und dann doch wieder ihre innige Verzweigung, der Blick nach Rio und Vera Cruz, der sich von Zeit zu Zeit auftat, alles dieses zusammengenommen gab ihm das Bild des Welthandels und zugleich eines »könig-

lichen Kaufmanns« der Gegenwart. Wunderbar stach gegen die kolossale Gestalt dieses Betriebes die körperliche Erscheinung des Herrn und Meisters ab. Hermann fand den Oheim sehr verändert. Er saß gebeugt, und mit dem Kopfe zitternd in seinem Lehnstuhle, und nur die Augen, sowie seine Reden verrieten noch die ungeschwächte geistige Kraft.

Als die Geschäftsvorstände sich entfernt hatten, bewillkommte ihn der Oheim, sich mühsam im Sessel emporrichtend. Hermann nötigte ihn zum Sitzen zurück, und wollte nach den ersten Reden die Absicht seines Kommens darlegen. »Laß es«, sagte der Oheim, »du kennst meine Grundsätze darüber. Oder wenn du dich durchaus getrieben fühlst, die Sache weiter zu verfolgen, so warte damit noch ein acht Tage, sieh dich indessen in der Gegend und in den Fabriken um, vielleicht kommst du dadurch selbst von deinem Vorsatze ab.«

»Wenigstens müssen Sie diesen vernehmen«, sagte Hermann. »Ich kann die Ungewißheit, worin ich über Cornelien schweben, nicht länger ertragen. Was Sie mir da-

mals auf dem Schlosse des Herzogs eröffneten, wurde in Eile und Zerstreuung gesprochen; eine ruhige Überlegung verhinderte das unglückliche Ereignis, welches Sie zu schleuniger Abreise zwang. Cornelia hat mir auf alle meine Briefe nicht geantwortet. Eine Entscheidung will und muß ich haben, und deshalb bin ich hier.«

»Diese Entscheidung soll dir werden«, versetzte der Oheim, den der bewegte Ton, mit dem Hermann sprach, nicht ungerührt zu lassen schien. »Warte die Zeit ab. Ich will ja dir, ich will keinem mit Absicht Unrecht tun, gönne mir ein paar Tage, die Sache noch einmal für und wider zu überlegen, und unterdessen sei mein Gast.«

Mit dieser Erklärung mußte Hermann vorderhand zufrieden sein.

Bei Tische erwartete er vergebens Cornelia, nach deren Anblicke er sich sehnte und den er doch fürchtete. Dagegen zeigte sich Ferdinand auf einen Augenblick. Sowie der Knabe aber Hermanns ansichtig wurde, färbten sich seine Wangen hochrot, er warf entrüstet die Serviette auf den Teller und rannte

hinaus. Der Oheim schickte ihm einen zornigen und kummervollen Blick nach.

Nachdem die Verlegenheit, welche durch diesen unzweideutigen Auftritt entstanden war, sich verloren hatte, überblickte Hermann die Tischgesellschaft. Sie war ziemlich zahlreich, und bestand wohl aus dreißig Personen. Die Hausgenossen, die unverheirateten Geschäftsleute und Vorstände, und mehrere junge Engländer und Franzosen, welche, angezogen vom Rufe des Oheims, bei ihm in die Lehre gingen, bildeten sie. Man setzte sich, sobald die Suppe erschien, ohne auf die Ausfüllung einiger leeren Plätze zu warten; das Gespräch war ziemlich laut, und Hermann konnte bemerken, daß der Ton, welcher hier herrschte, sehr ungezwungen, ja derb war. Der Oheim sprach halbleise nur mit seinem nächsten Nachbar, und sah meistens niedergeschlagen vor sich hin. Von Frauenzimmern war, außer einigen Wirtschafterinnen, niemand zu erblicken.

Als man schon ziemlich weit in der Mahlzeit vorgeschritten war, erschienen die verspäteten Tischgenossen; Hermann sah über-

rascht zwei alte Bekannte wieder, den Rektor und den Edukationsrat. Letzterer begrüßte ihn freundlich, dagegen dankte der Rektor kaum der Bewillkommnung, und schien die ganze Tafel über mit einer heimlichen Entrüstung zu kämpfen.

Nach Tische suchte Hermann mit dem Oheim ins Gespräch zu kommen, und sich über so manches, was hier bereits seine Aufmerksamkeit gereizt hatte, Belehrung zu verschaffen. »Ich bin heute morgen Zeuge einer Verhandlung gewesen«, sagte er, »nach der es den Anschein gewann, als hätten Sie sich bereits zur Ruhe gesetzt, und andern Ihr ganzes Geschäft übertragen. Und dennoch widerspricht *dem* alles, was ich von Ihnen sonst sehe und weiß.«

»Wenn ich nicht irre, sagte ich dir schon einmal, daß man nur bis auf einen gewissen Punkt besitze«, versetzte der Oheim. »Erreicht das Vermögen eine Größe, welche das Maß der sogenannten Wohlhabenheit übersteigt, sind die Geschäfte zu einem hohen Grade der Ausdehnung gediehen, so muß man andre schalten und walten lassen. Wer

dann noch selbst in alles eingreifen, jedes einzelne in eigner Person ordnen zu können wähnt, macht über kurz oder lang die Erfahrung, daß nichts nach seinem Willen geschieht, und wird allerorten getäuscht und betrogen. Ich sah diesen Wendepunkt meines Schicksals, als ich das Kloster und die Besitzungen des Grafen angekauft hatte, und meine Fabrikplane anfangen, in Erfüllung zu gehn. Deshalb entschloß ich mich, aus meinen Dienern und Faktoren, welche zum Glück sich in meiner Schule tüchtig herangebildet hatten, selbständige Herrn zu machen, ihnen als Gesellschaftern die Kapitalien, welche ich für die verschiedenen Geschäftszweige bestimmt hatte, vorzustrecken, und einen jeden übrigens auf eigne Gefahr sein Departement verwalten zu lassen. Bis jetzt habe ich mich bei dieser Einrichtung sehr wohl befunden. Die Direktoren treiben das Geschäft zu eigner Ehre und Vorteil, und bringen deshalb einen weit lebhafteren Schwung hinein, als wenn sie nur meine Handlanger wären, die wöchentlichen Konferenzen erhalten mich mit dem Ganzen im Zusammenhange, und da

in den Hauptsachen doch immer auf meinen Rat gehört wird, so lenke ich im Grunde alles nach wie vor.«

»Eins fiel mir auf«, sagte Hermann. »Warum lassen Sie von Anleihen, welche ein Institut von dem andern macht, Zinsen geben, da doch das gesamte Betriebskapital Ihnen gehört? Sie scheinen solchergestalt sich selbst die Interessen zu entrichten.« »Nicht so ganz«, versetzte der Oheim. »Die Direktoren haben nur von den reinen Überschüssen ihren Anteil. Sie müssen sich daher bestreben, die Zinsen durch vorteilhafte Spekulationen einzubringen; und da dies in den meisten Fällen gelingt, so gewinnt die Anleihe ihre Interessen in der Tat und nicht bloß zum Schein.«

Jemand, der wie ein Metallarbeiter aussah, kam und brachte ein Päckchen Papiere in einem blauen Umschlage. »Es sind die bestellten Kassenscheine«, sagte er, »sehen Sie zu, ob sie Ihnen recht sind.«

Der Oheim nahm die Papiere aus dem Umschlage, hielt sie gegen das Licht, prüfte die Stempel, und gab einige Stücke an Hermann. Dieser sah, daß es Banknoten waren, über

größere und kleinere Summen lautend, mit dem Geschäftssiegel und der Namensunterschrift des Oheims versehen.

»Es ist gut so«, sagte er zu dem Arbeiter, »die Proben gefallen mir, und ihr könnt nun die euch aufgegeben Anzahl verfertigen.

Ich habe es für vorteilhaft gehalten, dieses Papiergeld zu kreieren, dessen Honorierung mir von allen bedeutenden Handelshäusern in den benachbarten Städten zugesagt worden ist«; mit diesen Worten wandte er sich gegen Hermann. »Es ist ein leichtes Zahlungsmittel für alle meine Angehörigen und Arbeiter, und ich erspare damit ebensoviel bares Geld, welches nun wieder andrerorten tätig sein kann.

Ich sehe«, fuhr er fort, »in den so übel berüchtigten Anleihen der Staaten nichts Schlimmes. Nicht in der vorhandnen Masse der edlen Metalle, sondern in den produktiven Kräften beruht der Reichtum einer Nation, und es ist gleichgültig, ob diese Kräfte durch Silber und Gold, oder ob sie durch Papier in Bewegung gesetzt werden, ja, es ist ein gutes Zeichen, wenn man zu letzterem

greifen muß, um den Überschuß der Tätigkeit auszugleichen.«

Ein kleiner Rollwagen fuhr unter dem Fenster vor, von zwei rüstigen Burschen gezogen. Der Oheim sah mit einem schwermütigen Lächeln seine schwachen und gebrechlichen Füße an, und sagte: »Dagegen hilft nun freilich weder Spekulation, noch Papiergeld. Willst du, neben diesem kindischen Fuhrwerke hergehend, mich durch die Anlagen begleiten?«

Hermann half ihm in den Wagen, und das Gespann setzte sich in Bewegung. Der Oheim ließ sich durch seinen Blumengarten fahren, welcher von der geschmackvollsten Auswahl und sorgfältigsten Pflege zeugte. Bei den schönsten Exemplaren mußte der Wagen stillhalten, der Oheim hob die Kelche mit leiser Hand auf, und senkte seinen sehnsüchtigen Blick in ihre bunte Tiefe, oder sog den Wohlgeruch verlangend ein. Zwischen dieser zarten Beschäftigung fuhr er fort, den Nefen über Handels- und Gewerbsverhältnisse zu unterrichten.

Auf einer Anhöhe, welche die eigentlich bo-

tanische Region bildete, stand ein Gartenhaus, worin die Bibliothek befindlich war, die zu solchem Platze sich eignete. Der Oheim stieg aus, nahm ein Werk zur Hand und schlug darin etwas nach.

In einiger Entfernung, an der Abdachung des Hügels sah Hermann Leute beschäftigt, und ging, da der Oheim bei seiner Lektüre blieb, zu ihnen. Man hatte eine Wand des Hügels mit künstlichem Fels umgesetzt, zwischen dessen Spalten Rhododendren und andre Staudengewächse blühten. In der Mitte öffnete sich dieser Felsen zu einem Gewölbe, dessen Ausmauerung die Arbeiter beschäftigte.

Hermann vernahm auf Befragen, daß das Gewölbe bestimmt sei, die Reste der Tante aufzunehmen, welche der Oheim nur vorläufig im Erbbegräbnisse des Schlosses habe niedersetzen lassen. Dieser Platz aber sei zu ihrer Ruhestätte erwählt worden, weil sie denselben vorzugsweise geliebt habe.

Wirklich hatte man von dort die reizendste Aussicht. Gerade aus der Tiefe, beinahe senkrecht ihr gegenüber, stieg ein mächtiger Fels

auf, den eine schöne frische Wiese, von klaren Quellbächen befeuchtet, umgrünte, hinter demselben erhob sich die Waldhöhe, von welcher das Schloß stolz herabblickte. Das Maschinenwesen war nach dieser Seite noch nicht vorgedrungen. Man sah auf Berg und Tal, wie sie Gott geschaffen hatte.

Was Hermann von den Marmoren, die weiter geschafft würden, von den prächtigen Gußeisenarbeiten, die der Oheim bestellt habe, vernahm, überzeugte ihn, daß Gattenliebe hier das kostbarste Mausoleum gründen wolle. Sich selbst hatte der Oheim in dieser Gruft auch die letzte Rast bestimmt, wie die Arbeiter sagten.

Er saß noch bei sinkendem Abend, und lange nachdem die Leute den Platz verlassen hatten, an dieser ernsten Stätte. Dachte er an die Erzählung aus Theophiliens Schlafreden, so mußte er wünschen, geträumt zu haben; denn hatte sie wirklich gesprochen und die Wahrheit gesagt, so erschien der ganze Zustand der armen Menschen ihm unselig hohl und lügnerisch.

Drittes Kapitel

In den folgenden Tagen durchstreifte er mit einem erfahrenen Führer, welchen der Oheim ihm beigegeben hatte, die Gegend, und besah die Fabriken. Fast alle Zweige dieser Art menschlicher Tätigkeiten hatten sich hier im Umkreis weniger Stunden abgelagert. Man mußte wirklich über den Geist des Mannes erstaunen, der in verhältnismäßig kurzer Zeit eine ganze Gegend umzuformen verstanden hatte. Aus einfachen Landbauern waren Garnspinner, Weber, Bleicher, Messer- und Sägeschmiede, Glasbläser, Töpfer, Vergolder, ja sogar Zeichner und Maler gemacht worden.

Als er sich bei einigen Vorstehern nach den Mitteln erkundigte, welche diese Verwandlung bewerkstelligt hatten, sagten sie, daß nichts leichter gewesen sei. Man habe von fernher geschickte Leute des Fachs kommen lassen, welche ihre Kunststücke anfangs wie zum Scherz auf Tanzböden und in Schenkstuben vorgewiesen hätten. Alsobald sei der Nachahmungstrieb, besonders bei den jün-

geren Leuten, rege geworden, da man denn hauptsächlich auf die zweiten und dritten Söhne der Hofesbesitzer Augenmerk genommen habe, welche, zum Dienen bestimmt, unzufriednen Geistes, sehr froh gewesen wären, einen lohnenderen und ehrenvolleren Erwerb zu finden.

»Auf diese Weise«, sagten die Vorsteher, »hatten wir in wenigen Jahren aus den Bewohnern der Gegend selbst unsre Pflanzschule herangebildet. Nun sind von den damaligen Lehrlingen die Geschicktesten schon wieder als Lehrer in die Fremde gegangen. Es ist zugleich hier ein neues Geschlecht entstanden, ein Mittelstand neben der bauerlichen Aristokratie, ähnlich den englischen Verhältnissen. Der Erstgeborne erbt den Hof, und wird nach dem Hofe benannt, setzt also auch eigentlich allein die Familie fort, die andern Söhne und die Töchter gehn in die Fabriken, und legen sich in der Regel von ihrer Beschäftigung neue Namen bei, gegen das Zeugnis des Kirchenbuchs, und ohne daß die Verbote der Obrigkeit, welche daraus allerhand Verwirrungen befürchtet, etwas fruchten wol-

len.«

Mußte Hermann diesen Ausweg für eine Menge durch die Geburt hintangesetzter Menschen sehr ersprießlich finden, und sah er auf allen Maschinenstätten, in jedem Lager und Speicher die größte Ordnung und Nettigkeit, wurde es ihm hier recht klar, welch ein großes Ding das Geld, und ein diese Weltkraft bewegender verständiger Geist sei, so fehlte auf der andern Seite viel, daß ihn alle die nützlichen und lehrreichen Anschauungen, welche er auf dieser Wanderung einsammelte, erfreut hätten. Vielmehr empfand er einen tiefen Widerwillen gegen die mathematische Berechnung menschlicher Kraft und menschlichen Fleißes, gegen die Verdrängung lebendiger Mittel durch tote, und er konnte dieses Gefühls nicht Herr werden, so bedeutende Resultate er auch vor Augen sah, so große Achtung er vor dem Oheim und seinen Helfern haben mußte.

Abschreckend war die kränkliche Gesichtsfarbe der Arbeiter. Jener zweite Stand, von welchem die Vorsteher geredet hatten, unterschied sich auch dadurch von den dem Acker-

bau Treugebliebenen, daß seine Genossen bei Feuer und Erz oder hinter dem Webstuhle nicht nur sich selbst bereits den Keim des Todes eingeimpft, sondern denselben auch schon ihren Kindern vermacht hatten, welche, bleich und aufgedunsen, auf Wegen und Stegen umherkrochen. Wie die beiden Beschäftigungen, die natürliche und die künstliche, dem Menschen zuschlugen, sah Hermann in diesem Gebirge oft im härtesten Gegensatze. Während er hinter den Pflügen Gesichter erblickte, die von Wohlsein strotzten, nahm er bei den Maschinen andre mit eingefallenen Wangen und hohlen Augen wahr, deren Ähnlichkeit die Brüder oder Vettern jener Gesunden erkennen ließ.

Die Amtleute und Richter klagten sehr über die Vermehrung der Frevel, besonders gegen das Eigentum, seit die Gegend eine so veränderte Gestalt angenommen habe. In den Schleifereien und Erzschmieden griff man jetzt bei der leichtesten Zänkerei gleich zum Messer.

Wenn er mit diesem Zustande das Leben auf dem Schlosse des Herzogs verglich, so

fühlte er sich nur noch unbehaglicher erregt. Es ist wahr, hier gehörte alles tätig der Gegenwart an, und dort zehrte man von Erinnerungen, bestrebte sich umsonst, der Vergangenheit neues Leben einzuhauchen, aber jene Örtlichkeiten und ihre Bewohner erzeugten doch in der Seele eine Stimmung, während er hier vergeblich danach rang, den Knäuel der dumpfen und niederdrückenden Wirklichkeit sich zum Gespinste zu entfalten. Entschieden war es ihm: wenn diese Bestrebungen weiter um sich griffen, so war es in ihrem Umkreise um alles getan, weswegen ein Mensch, der nicht rechnet, leben mag.

Der Sinn für Schönheit fehlte hier ganz. Die Stunde regierte und die Glocke; nach deren Schlage füllten und leerten sich die Arbeitsplätze, traten die Träger ihre täglichen Wege immer in der nämlichen Richtung an, versammelten sich die Hausgenossen zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Bei diesen griff ein jeder nach englischer Manier zu, wo es ihm beliebte; der Reihenfolge der Speisen achtete man wenig, da sie fast sämtlich zu gleicher Zeit aufgesetzt wurden. Keine auf-

wartenden Diener; eine Magd, welche ziemlich ungeschickt war, nahm Teller und Schüsseln weg, oder ließ sie auch wohl stehn, wie es sich eben traf. Auf niemand wurde gewartet; verspätete Ankömmlinge setzten sich, kaum grüßend und begrüßt, nieder, und holten in Hast das Versäumte nach.

Alle diese Unsitten waren für jemand, der in den letzten zwei Jahren in der besten Gesellschaft gelebt hatte, sehr empfindlich. Lästig fiel Hermann, welcher das Wasser nicht vertragen konnte, auch die Entbehrung jedes sonstigen Trinkbaren bei Tische. Der Oheim hatte nämlich die Laune, seine Tafel nur mit eignen Produkten besetzt sehn zu wollen. Hinsichtlich der Speisen tat dies der Güte des Mahls keinen Abbruch. Die Meiereien lieferten das saftigste Fleisch, die Gärten das zarteste Gemüse und die schönsten Früchte, die Weiher gaben schwere Karpfen und Hechte her. Allein mit dem Getränke verhielt es sich anders. Man braute hier ein sogenanntes Ale, und preßte aus Äpfeln und Birnen Cider. Nur diese Getränke kamen in geräumigen Flaschen auf den Tisch, wurden

aber selbst von den daran Gewöhnten nur mit Zurückhaltung genossen. Hermann versuchte von beiden, bekam jedoch von dem Ale Kopfweh mit Schwindel verbunden, und wurde nach dem Genusse des Ciders von einem heftigen Erbrechen befallen, so daß er seitdem lieber Durst litt, als so schlimmen Einwirkungen abermals sich aussetzte.

In den Zimmern sah es verworren aus. Meubles vom teuersten Holze mit schwerer Vergoldung standen neben tannenen Kommoden und Tischen, überall fehlte etwas, oder vielmehr der Widerspruch trat allerorten hervor; ehemalige bürgerliche Einfachheit und neu erstrebte Pracht lagen miteinander in Streit. Wertvolle Gemälde, welche der Oheim in den damals aufgekommenen Kunstverlosungen erworben hatte, hingen in dunkeln Winkeln, meistens uneingerähmt, während geschmacklose kolorierte Kupferstiche in kostbarer Einfassung an den hellsten Stellen der Wände prunkten.

Zwischen diesem Ungeschick und verdrießlichen Wesen blickte nur *ein* rührender Zug durch, des Oheims Liebe zu den Pflanzen. Für

sie hatte er den feinsten Sinn, niemand verstand so, wie er, die Gruppen der Blumen, Stauden und Bäume zu ordnen; die kundigsten Landschaftsgärtner hätten von ihm lernen können. Unter seinen Gewächsen mußte man ihn sehn, wenn man sich überzeugen wollte, daß die Natur keinem Menschen irgendeine zum Ganzen der Seele notwendige Richtung versagt. Diese Neigung und die Liebe zu seiner Familie waren die schönen menschlichen Eigenschaften des merkwürdigen Mannes. Täglich sah ihn Hermann in seinem Wägelchen durch die Anlagen fahren, und stundenlang oben im Gartenhause, oder bei der Gruft der Tante verweilen, deren Schmückung ihm die liebste Beschäftigung geworden war. Aus manchen Äußerungen ging hervor, daß seine Gedanken ebenso oft bei der schlafengegangenen Gattin, als bei den irdischen Dingen verweilten.

Viertes Kapitel

Von der Vergrößerung dieser gewaltigen Besitzungen durch die Standesherrschaft wurde unter den Geschäftsleuten des Oheims, wie von einer ausgemachten Sache gesprochen, obwohl Hermann nicht begreifen konnte, worauf sich, da der Adelsbrief der Ahnfrau aufgefunden worden war, diese Zuversicht stützte. In den Gesprächen jener Männer, welche, wie wir wissen, bei der Ausdehnung und dem erhöhten Schwunge der Geschäfte selbst beteiligt waren, traten weitgreifende Plane hervor, wie jene Güter zum Fabriknutzen umgewandelt, oder zerstückelt werden sollten, so daß dem Gaste, dessen Erinnerungen sich noch mit Vorliebe dorthin wandten, übel zumute ward. Einmal traf er den verdächtigen Amtmann vom Falkenstein bei dem Oheim, der ihm wieder die höhnisch freundlichen Blicke zuwarf, über welche Hermann schon auf dem Schlosse des Herzogs verdrießlich geworden war.

Der Oheim ließ sich über diese Angelegenheit noch gleichgültiger als früher verneh-

men. Seinen Adelshaß verriet er zwar auch jetzt wieder, und wiederholte mit Lebhaftigkeit die Meinung, daß es an der Zeit sei, das Eigentum aus den Händen derer, welche es nicht zu benutzen verständen, in fleißigere übergehn zu lassen. »Allein mir für meine Person«, fügte er hinzu, »liegt an dem Erwerbe der mir zedierten Besitzungen kaum noch etwas. Die Sache ist mehr für meine Direktoren, welche noch vorwärts wollen. Ich werde nur Last und Sorge von diesen Schollen haben.

Zudem«, sagte er schwermütig, »für wen sammle ich?«

Diese Worte bezogen sich auf eine Verlegenheit, welche dem Oheim in seinem eigenen Hause erwachsen war. Sein einziger Sohn Ferdinand, von dem er natürlich nichts heißer wünschen konnte, als daß er der Erbe seines Sinnes werden möchte, zeigte, sobald er sich zu entwickeln begann, auch nicht die mindeste Neigung zu dem, was eine solche Hoffnung rechtfertigen durfte. Alles Stillsitzen war ihm zuwider; es kostete unendliche Mühe, ihm die Elemente der Rechen-

kunst beizubringen, die Maschinen, zu denen er früh geführt wurde, damit er Geschmack an ihnen bekomme, waren ihm lächerlich und widerwärtig. Er schlich sich heimlich zu den Werken, verdarb manches schadenfroh, und hatte einmal durch ein geschickt eingeworfenes Hemmnis eine Dampfmaschine gewaltsam zum Stehn gebracht, dadurch aber beinahe den Mechanismus zerstört.

Hingegen war es seine Leidenschaft, die gefährlichsten Orte zu erklettern. Seine ersten Spiele waren Soldatenspiele; er hatte bald eine Kompanie Knaben zusammengetrieben, welche er zum Erstaunen eines durchreisenden Offiziers völlig regelrecht einexerzierte, obgleich er die Handgriffe nie gesehen hatte. Als er heranwuchs, war ein Pferd sein dringendstes Verlangen, und der Vater, der für dieses ihm nach langer kinderloser Ehe spätgeborene Kind die weichste Zärtlichkeit hegte, konnte sich nicht entbrechen, ihm eins anzuschaffen. Nun entband sich erst die ganze Natur des Knaben. Der Sattel war ihm lästig, er schied ihn von dem Geschöpfe, mit dem er in eins zusammenzuwachsen sich sehn-

te. Den Bauchgurt zerschneidend, schwang er sich auf den nackten Rücken des Tiers, umfaßte dessen Hals zärtlich, und ließ sich von ihm über Stock und Stein tragen. Das alles hatte er insgeheim vorbereitet, denn es zeigte sich in ihm eine merkwürdige Vermischung von Schlaugigkeit und verwegnem Mute. Dem Oheim sträubten sich vor Entsetzen die Haare, als er von dem tollkühnen Ritte hörte. Er wollte dem Knaben das Pferd wieder wegnehmen lassen, aber da erfolgten so heftige Ausbrüche der Wildheit, daß man für seinen Körper besorgt wurde, und ihn lieber dem Geschick überließ, welches dem Unerschrockenen nicht selten günstig ist.

Späterhin verfiel er auf das Schießen, wogegen aber der Vater sich mit Festigkeit erklärte, so daß Ferdinand von dem ungestümen Verlangen nach Pistolen und Flinten wenigstens scheinbar abstand.

Gleichwohl sah der Oheim die Wiederholung eines alten Unglücks in seiner Familie voraus, sah voraus, daß der Sohn zerstreuen werde, was der Vater gesammelt; und diese trübe Besorgnis wirkte dazu mit, die Fäden

seines Daseins abzunutzen.

Um das Seinige zu tun, hatte er die beiden Schulmänner zu einer Beratung über das Erziehungs-system, welches in betreff des Knaben zu verfolgen sein möchte, einladen lassen. Man kann aber denken, daß deren Gutachten ihm wenig genügten, da ihre Meinungen nur beschränkt und einseitig waren, und seinem scharfen Verstande einleuchten mußte, daß die Mittel, welche sie vorschlugen, und welche einander noch dazu widersprachen, gegen eine entschiedne Richtung der Natur nichts verfangen würden.

Hermann hatte von dem Edukationsrate einen Teil der obigen Notizen eingezogen.

Sprach er mit Theophilien, die er oft des Abends besuchte, von dieser Angelegenheit, so machte sie ein zweideutiges Gesicht. Sie war recht eigentlich zur Plage des Oheims im Schlosse zurückgeblieben. Er empfand eine sonderbare Furcht vor ihr, wich ihr aus, wo er nur konnte, und hätte viel darum gegeben, wenn mit ihr die letzte Erinnerung an den ehemaligen Besitzer verschwunden wäre. Zu dem Ende hatte er ihr bedeutende Summen

anbieten lassen, wenn sie ihren Wohnsitz verändern wolle; welches aber immer höflich von ihr abgelehnt worden war.

Eines Tages brachte Hermann die Sache gegen sie zur Sprache, und fragte in schonenden Wendungen, warum sie einen Ort nicht verlasse, der ihr unmöglich angenehme Gefühle erwecken könne?

»Lieber«, versetzte Theophilie, »Sie kennen das Unglück nicht. Wenn Sie wüßten, was es heißt, vom Erbe verdrängt worden zu sein, nicht mit Gewalt und Übermacht, das wäre leidlicher, nein! auf stillem, rechtlichem Wege, mit erlaubtem Wucher, mit zulässiger Geschäftskunst, Sie würden mich nicht so fragen. Ihr Oheim hat meinen Bruder zerstört, verführt, zerrüttet und ich bin die Schwester des Grafen Julius. Er besitzt unsre Schlösser, gönne man uns nur noch, wie jene Frau sagt, ein Grab bei den Gräbern unsrer Ahnen! Hier sind meine Erinnerungen, dieser Schmerz füllt mein Leben aus, es hätte seinen Inhalt verloren, wiche ich von hinnen. Nein, es bleibe bei der Übereinkunft, die mein Bruder bei dem Verkaufe der Güter machte,

daß ich hier zeitlebens Wohnung, und nach dem Tode auch Unterkommen im Erbbegräbnis finden solle. Ich bin die Hüterin der Rensitze, der Pavillone, aller der Plätze, die unsre muntren Feste sahn, sie verwildern, verwittern, veralten, wie ich; ein geheimes Band der Sympathie schlingt sich von ihnen zu mir, ich muß es ehren.«

Hermann wunderte sich über die Erhebung, womit Theophilie sprach. Dieser Ton war ihr sonst nicht eigen, sie pflegte leicht, ja leichtfertig zu reden, aber sie geriet, wie er nunmehr öfter wahrnehmen konnte, jedesmal in jenen Schwung, wenn sie an das Unglück ihres Hauses dachte. Aus hingeworfenen Reden ließ sich schließen, daß sie ein Geschick ahne, welches den Oheim ganz daniederwerfen werde, und leider schien sie sich darauf zu freuen, wenn sie sich dies auch nicht eingestehen mochte.

So bedroht, so innerlich gefährdet und untergraben war der Zustand des Oheims, während nach außen hin Vermögen und Ansehn ins Unermeßliche wuchsen. Man konnte sagen, daß er eine Macht darstelle. Denn nicht

allein, daß seine Handelsverbindungen über die ganze Erde griffen, auch mit den Fürsten und Regierenden war er in Verhältnisse gediehen, bei welchen er, da er mehr zu gewähren, als zu erbitten hatte, sich ziemlich auf gleichem Fuße zu ihnen halten durfte. Sie ehrten ihn denn auch auf mancherlei Weise, verliehen ihm Titel, die er nicht führte, weil sie ohne Ertrag waren, und noch in den Tagen von Hermanns Anwesenheit traf ein Orden hoher Klasse ein, von welchem aber der Neffe nur durch die dritte Hand etwas vernahm, weil das schimmernde Kreuz, nachdem der Empfänger es flüchtig beschaut hatte, still weggestellt worden war.

Vom Schlosse hatte der Oheim seine Wohnung, wenigstens zum Teil, deshalb hinabverlegt, weil ihm die Nähe Theophiliens immer widerwärtiger geworden war. Aber im Kloster erwartete ihn ein anderer Verdruß. Bei der Säkularisierung hatte man für die katholische Umgegend den Gottesdienst in der Kirche erhalten, der Weg zu ihr führte quer durch das nunmehrige Wohnhaus, und sie selbst befand sich hart an den Geschäftszimmern des Be-

sitzers. Seinem Sinne, welcher dem Kirchlichen durchaus abgeneigt war, wurde nun täglich die Pein, einen Zug Andächtiger durch das Haus wandern zu sehn, und das Klingeln der Messe vernehmen zu müssen. Um so unangenehmer für ihn, als er den katholischen Kultus eigentlich geradezu haßte, da dieser die Menschen nach seiner Meinung zum Unfleiß verführe. Schon mehrmals hatte er versucht, sein Eigentum von jener Last zu befreien, hatte sich selbst erboten, den Katholiken eine neue Kirche bauen zu lassen, allein die Geistlichkeit, wohl wissend, wie ersprießlich ihrer Sache ein traditionelles Altertum sei, war dagegen stets auf das Bestimmteste eingekommen, und die Behörden konnten wohlerhaltne Rechte nicht aufheben.

Mit allem Gelde vermochte er daher nicht, sich vor den Reminiscenzen des Adels und der Kirche zu schützen, über deren Eigentum der Zeitgeist ihn zum Herrn gemacht hatte. Unter den protestantischen Arbeitern aber tat sich eine neue Wirkung umgestalteter Lebensverhältnisse auf, die dem Oheim fast noch unleidlicher war, als der unter sei-

nen Augen sich rührende Katholizismus. Die sitzende Lebensart, welche an die Stelle der Bewegung in freier Luft getreten war, hatte bei vielen den Boden für die pietistische Richtung zubereitet; einige Werkmeister, welche von der Wupper kamen, brachten den Samen mit, und bald war eine zahlreiche stille Gemeinde entstanden, in welcher die Erweckten predigten, und jedermann mit der Gnade des Herrn, dem Blute des Lamms, und wie die Schlagworte jener Herde sonst noch heißen mögen, gewandt umzuspringen wußte.

In Hermann, welcher alle diese Unannehmlichkeiten kennengelernt hatte, regte sich der alte Eifer, zu helfen. Der Oheim bezeigte sich immer freundlicher gegen ihn, sein Widerwille schien verschwunden zu sein, er hatte die Gesellschaft unsres Abenteurers gern, und schenkte ihm über manche Dinge Vertraun. Dieser bedachte nun schon dankbar im stillen, wie das Fräulein dennoch zur Verlegung ihres Wohnsitzes auf eine zarte Weise zu vermögen, das Naturell des wilden Knaben in die dem Oheim gefälligen Wege zu leiten, und die widerstrebende Geistlichkeit biegsamer

zu machen sein möchte, hatte auch über alle diese Dinge bei sich einen Plan entworfen, in welchem jedes Hindernis beseitigt war, als ihn eine Mitteilung des Edukationsrats stutzig und an diesen wohlgemeinten Entwürfen irremachte.

Es war ihm aufgefallen, daß der Rektor ihn sichtlich vermied, und wenn er nicht ausweichen konnte, ihm nur mit Widerstreben Rede stand. Da er sich nun durchaus keiner Verschuldung gegen den Schulmann bewußt war, so mußte er den Grund zu jenem Betragen in einer allgemeinen Verstimmung des Alten suchen. Er fragte den Edukationsrat bei Gelegenheit danach, worauf dieser versetzte: »Aber allerdings hat meinen Freund das schlimmste Schicksal betroffen. Ein wundersam scheinendes Glück führte nur dazu, sein Hauswesen heftig zu erschüttern, wo nicht von Grund aus zu zerstören. Jener totgeglaubte, aus Rußland zurückkehrende Sohn wurde von den Eltern, die ihn gleichsam aus dem Grabe wiederempfangen, mit einer Mischung von Liebe, Graun und Mitleid aufgenommen. Der Vater, durch Ihren Brief benachrichtigt,

kaum seiner mächtig, holte den Verlorenen aus der Hirtenhütte ab, welche der Unglückliche eben hatte verlassen wollen, um in die weite Welt zu schweifen. Man erschrak über seine Gestalt, sein Wesen, hoffte aber durch Sorgfalt und Pflege ihn wieder zum Menschen zu machen.

Aber es zeigte sich bald, daß diese Hoffnungen eitel gewesen waren. Der Elende hatte zu viel gelitten, sein Physisches und Moralisches war zerrüttet. Bald mußten die Eltern zu ihrem Schmerze sich überzeugen, daß Eduard zwar alles Liebe und Gute, was ihm geboten wurde, sich gefallen ließ, daß aber kein dankbares Gefühl in seiner Seele dadurch geweckt wurde. Nur die Not und das Elend schienen ihn noch aufrecht gehalten zu haben, sobald ihn das bequeme, gemächliche Leben im väterlichen Hause umfing, brachen jene herben Stützen zusammen, und er versank von Tage zu Tage mehr. Ein unmäßiger Hang zu geistigen Getränken begann sich zu äußern, den der Verwilderte auf alle Weise heimlich zu befriedigen wußte. Bald nahm man Spuren des Irrsinns wahr, der endlich zur Tobsucht

führte. Die Paroxysmen dieses Zustandes zerstörten die letzten Kräfte der Seele; es folgte eine stille Verrücktheit, in welcher er, unschädlich, willen- und gedankenlos, nur noch so fortbrütet. Die Eltern haben ihn aus dem Hause und zu guten Leuten getan, welche ihn verpflegen und am Morgen bei hellem Wetter in die Sonne setzen, wo er dann, ohne sich zu bewegen, oder zu sprechen, den Tag über sitzen bleibt.

Der Gram über dieses Geschick warf die Mutter auf ein Krankenlager, von dem sie nur langsam, schwer, erstanden ist. Der Unglückliche hatte den Stoff so mancher Ansteckung in die Familie gebracht, die Wirkung seines Aufenthalts ist die übelste auf die jüngeren Knaben gewesen. Zwischen den Konrektor und Wilhelminen trat er wie ein Gespenst; sie gaben einander nach heftigen Zwistigkeiten ihr Wort zurück, und der Verlobtgewesene hat sich einen andern Wohnort gesucht. Kurz, diese Vorfälle bestätigen die Lehre, daß keiner heimkehren muß, wenn er nicht mehr vermißt wird.«

»Sie bestätigen noch eine andre Lehre!«

rief Hermann sehr traurig aus. »Man soll die Hände in den Schoß legen, und nichts für andre sinnen und tun; dann ist man sicher, daß man ihnen nicht schadet. Was in der reinsten Absicht geschieht, bringt Tod und Verderben, und wer seinen Nebenmenschen aus dem Wasser zieht, kann ihn dabei erdrücken.«

Fünftes Kapitel

Er hatte gehört, daß Cornelia sich auf einer kleinen Meierei, unweit der Fabrikbesitzungen befinde, wo sie die Molkenwirtschaft lerne. Dorthin war sie vom Oheim gesendet worden, um die täglichen Berührungen zwischen ihr und Ferdinand zu hindern, welche nach der Rückkehr des Mädchens bei dem Knaben einen immer leidenschaftlicheren Charakter angenommen hatten. Ohne selbst recht zu wissen, was er beginnen wollte, und ungeachtet er dem Oheim das Wort gegeben hatte, nichts in dieser Sache eigenmächtig zu unternehmen, befand er sich eines Tages kurz

nach den erzählten Vorfällen auf dem Wege zur Meierei. Dieser führte ihn an schroffen Felsen und bebüschten Hügeln vorbei, bis endlich im anmutig grünsten Wiesentale sich das reinliche, rot und weiß angestrichene Gebäude zeigte. Schönes, saubergehaltenes Vieh graste auf dem samtnen Rasen umher; unter niedrigem Gesträuch, zwischen Gitterwerk eingehägt, scharrte und pickte allerhand Geflügel; hübsche kräftige Mägde gingen mit ihrer Marktladung auf dem Haupte durch das Tal den umsäumenden Hügeln zu; der blauste Himmel spannte sich über der friedlichen Szene aus.

Hermann betrat das Haus, in welchem ihm der frische Molkengeruch entgegenduftete, mit einiger Beklemmung, da er von der Zusammenkunft mit Cornelien einen heftigen und ängstlichen Auftritt besorgte. Niemand begegnete ihm, und so ging er auf das Geratewohl nach einem Gemache, in welchem er ein Geräusch vernahm. Die Türe öffnend, sah er Cornelien bei der ländlichen Arbeit in Gesellschaft der Schaffnerin und einiger Dienerinnen.

»Ich bin es, Cornелиe, erschrecken Sie nicht!« sagte er. »Warum sollte ich erschrecken?« versetzte sie unbefangen. »Ich habe Sie längst erwartet, da ich wußte, daß Sie bei dem Oheim waren.«

Sie wies ihn nach ihrem Zimmer und bat ihn, dort allein zu verweilen, bis ihre Arbeit, welche sie nicht aufschieben könne, getan sei. Er ging durch das Haus, welches von holländischer Reinlichkeit glänzte, betrat das Stübchen, und sah sich dort von dem lieblichsten Bilde der Ordnung angelächelt.

Nicht lange, so erschien Cornелиe. Sie reichte ihm von freien Stücken die Hand, begrüßte ihn mit dem traulichen Du, und da er, von ihrer Lieblichkeit bezwungen, seine Lippen den ihrigen näherte, duldeten sie, ihm zum Erstaunen, seinen Kuß. »Warum bist du so lange ausgeblieben?« fragte sie. »Du warst in meiner Nähe und ich erwartete dich täglich.«

Hatte er sich vor Zwang und peinlichem Wesen gefürchtet, so setzte ihn dieser unbefangene Empfang noch mehr außer Fassung. Um sich zu sammeln, bat er sie, mit ihm einen Spaziergang zu machen, was sie gern

gewährte. Sie führte ihn auf einen Hügel, von welchem er den Überblick über das ganze Tal hatte. Man sah nur dieses, und nirgends sonst menschliche Wohnplätze, weil die Turmspitzen der benachbarten Ortschaften sich alle hinter den vorspringenden Hügeln verbargen. Hiedurch erhielt die Gegend etwas unglaublich Stilles und Einsames. Dieser Eindruck wurde noch dadurch vermehrt, daß hier seit Menschengedenken nur das einfachste Geschäft, die Viehzucht betrieben worden war, das Geschäft, welches dem Boden die wenigsten Spuren menschlichen Verkehrs aufprägt. Denn das Tier wandelt da und dort über den Anger, sein Schritt furcht ihm keine Straße ein, und was sein Zahn abrupfte, ist in wenigen Wochen wieder nachgewachsen.

Hermann, der das heitre, lebenskräftige Mädchen neben sich in dieser Abgeschiedenheit ansah, fragte sie, ob ihr diese, und ihre einförmige Beschäftigung nicht doch bisweilen zuwider werde?

»Niemals«, versetzte Cornelia. »Bin ich nicht eine Waise? Ist mein Los ein andres, als

dienstbar zu sein? Ich muß dem Vater herzlich danken, daß er mir Gelegenheit bietet, die Hände zu rühren. Und dann fällt unter den Kühen und Schafen auch so manches vor, was immer Abwechslung gibt. Da entsteht Zank und Eifersucht, Versöhnung nebst allerhand Geschichten, wie unter den Menschen.

Es ist ein trauriges Schicksal, keine Eltern zu haben«, setzte sie ernster hinzu. »Dein Oheim und deine Tante wollten mich es nie fühlen lassen, und doch konnte ich es wohl merken. Ich kann nie vergelten, was sie an mir getan haben, und doch bin ich immer dessen mir bewußt gewesen, daß ich niemand angehörte. Wenn von der Zukunft, von ihren Planen die Rede war, da hörte ich immer nur Ferdinands Namen, und meinen nicht mit. Das hat sich mir tief eingeprägt. Aber man lernt unter solchen Umständen früh, sich selbst helfen, und so jung ich bin, so fühle ich doch, daß ich wohl allein durch die Welt kommen wollte. Das Härteste erfuhr ich in dem Waldhause, wo du uns trafst. Die Mutter beehrte in ihrer Fieberhitze zu trinken, Ferdinand und ich, wir kamen beide mit einem

Glase zum Bette, mich wies sie zurück und nahm von Ferdinand das Getränk an. Es war freilich nur Phantasie, aber es kränkte mich doch sehr; ich setzte mich, bitterlich weinend, in eine Ecke. Nicht lange darnach tratest du ein.«

Unter solchen Gesprächen waren sie in das Tal hinuntergestiegen. Hermann nahm wahr, daß die Hirten und Melkmädchen, Cornelien, wie sie an ihnen vorüberging, mit einem Ausdrucke grüßten, der an Ehrfurcht grenzte. Ja, eine junge schwarzbraune Dirne, die aus feurigen Augen schaute, sank vor ihr, wie vom Gefühl überwältigt, in die Knie und legte die Hand Corneliens sich auf das Haupt.

Ein Lämmchen kam aus der Herde munter auf Cornelien zugesprungen, und gab durch schmeichelnde Gebärden ein Anliegen zu erkennen. Sie beugte sich zu dem zarten Tiere hinab, nahm ein Milchfläschchen aus dem Busen, und tränkte das Geschöpf, welches sich vertraulich an die Knieende anschmiegte, aus der hohlen Hand. Hermann betrachtete mit Vergnügen das reizende Bild. Nachdem sie ihr mildes Geschäft vollbracht, erhob

sie sich und sagte: »Das Närrchen hat seine Mutter verloren, und obgleich ein andres mitleidiges Stück der Herde deren Stelle schon oft bei ihm vertreten hat, so sucht es doch immer mich und mein Milchfläschchen, wenn ich mich zeige.«

Alles, was Hermann hier sah und hörte, gab ihm das Gefühl eines süßen Friedens, und er malte sich mit Entzücken das Bild der Häuslichkeit aus, welche ihm Cornelia gewähren würde. Denn daß sie nicht länger sich seinem treugemeinten Werben widersetzen werde, war ihm nach dem traulich-liebevollen Empfange, den er hier über alle Erwartung gefunden hatte, gewiß.

Bei der Mahlzeit, die aus den einfachsten Gerichten bestand, war nur noch eine dritte Person zugegen, die alte Schaffnerin. Ihre Verneigung, tief und förmlich, verriet die ehemalige Klosterjungfrau, und wirklich war sie es. Sie hatte den Oheim ersucht, ihr dieses Amt zu geben, und er, der jeder Tätigkeit hold war, hatte ihren Wunsch gern gewährt, ihr überdies die Pension gelassen, welche ihre übrigen Schwestern, die Hände im Schoß,

verzehrten.

Obgleich auch durch den Oheim aus dem gewohnten Lebenskreise vertrieben, gehörte sie wenigstens nicht zu seiner Gegenpartei, und bildete durch ihre Reden einen anmutigen Kontrast mit Theophilien. Sie verhehlte gar nicht, daß sie schon im Kloster sich zu den Freidenkerinnen geschlagen habe, und daß ihr die Erlösung aus der Klausur herzlich willkommen gewesen sei. Sie wußte hundert lächerliche Geschichten von den kleinen Intrigen jenes Zwangszustandes zu erzählen, und wie die Nonnen sich die lange einförmige Zeit durch allerhand seltsame Spielereien verkürzt hätten.

»Einer dieser Zeitvertreibe«, sagte sie, »war das Spiel mit dem Jesulein. Jede der Klosterschwestern hatte so ein Püppchen in der Zelle, welches sie auf das köstlichste aufputzte, alle Abende entkleidete, und mit zu Bette nahm. Man nährte es, wartete es ab, behandelte es völlig wie ein lebendes Kindlein. Wenn dann die Nonnen zusammenkamen, so erzählte eine jede, wie klug ihr Jesulein sei, der einen ihres konnte schon lesen,

ein andres lernte das Zimmerhandwerk, ein drittes hatte der Mutter die Brust wund gesogen, daß sie Umschläge auflegen müssen, und was der Possen mehr waren. Die Äbtissin sah der Sache lange nach, endlich hielt sie sich doch in ihrem Gewissen verbunden, die fromme Tändelei dem Beichtvater zu entdecken, durch den es vor den Bischof kam. Dieser traf plötzlich eines Tages im Kloster ein, hielt eine strenge Visitation und predigte scharf gegen Profanation der heiligen Dinge, worauf denn die Jesulein abgeschafft werden mußten, und wir nicht mehr die Mütter Gottes spielen durften. Einige Schwestern behaupteten aber nach diesem Verbote ganz treuherzig, das Milchfieber zu haben.«

Cornelie hatte bei dieser und andern derartigen Plaudereien still und schweigsam gesessen. Höchst wohltuend war ihm die Sitte und Ordnung, welche, im Gegensatze zu des Oheims Tafel, an diesem kleinen Tische herrschten. Servietten und Tücher waren zierlich gefältelt, Schüsseln und Teller symmetrisch gestellt, die Magd, welche aufwartete, und dies Geschäft flink und geschickt ver-

richtete, säuberte nach jedem Gerichte Messer und Gabeln.

»Wo hat sie das gelernt?« fragte Hermann die Schaffnerin, als Cornelia sich nach Tische auf einige Augenblicke entfernte.

»Es muß ihr so angeboren sein«, versetzte die Alte. »Bei dem Oheim hat sie alles das freilich nicht absehn können, und die selige Tante verstand auch nicht, diese Zierlichkeit in die alltäglichen Dinge des Hauswesens zu bringen. Ich aber hatte hier mehrere Jahre lang einsam gehauset, und wenn man für sich allein ist, hat man auf dergleichen nicht acht. Sobald sie herkam, fing sie an, es so einzurichten, und in kurzer Zeit hatte sie jeden an diese Akkuratesse gewöhnt. Überhaupt ist mir das Kind ein rechter Segen in der Meierei. Vorher ging es zwischen den Hirtenknaben und den Mägden wild und liederlich zu; und seit sie hier ist, hat sich auch das gegeben, ist alles keusch und sittsam geworden. Es scheint, daß in ihrer Nähe nichts Unreines den Mut hat, sich hervorzuwagen.«

Er machte sich von der Alten, die gern noch fortgeschwätzt hätte, los, und brachte einige

Stunden des Nachmittags für sich zu, um seinen Entschluß in Ruhe vorzubereiten. Aber ein solches Abwarten bringt den entgegengesetzten Erfolg hervor; er wurde nur immer unruhiger und betrat gegen Abend mit starkem Herzklopfen das Blumengärtchen, welches sich Cornelia neben dem Hause angelegt hatte, und worin er sie ihre Pfleglinge gießen sah.

Doch nahm er sich zusammen, trat zu ihr, ergriff die Gießkanne, und tränkte die Pflanzen. Nachdem dies geschehen war, wobei ihm Cornelia lächelnd zugesehen hatte, faßte er sanft ihre Hand, und sagte: »Du weißt, geliebte Cornelia, warum ich gekommen bin.«

»Ich kann es mir denken«, versetzte sie leicht errötend. »Und da du nun hier bist, so wollen wir die Sache auch recht klar besprechen.«

Sie gingen zusammen nach einer Laube und setzten sich. Noch hielt er ihre Hand, die sie ihm ohne Widerstreben ließ. »Du hast mir nicht geschrieben!« rief er. »Aber alles ist vergeben. Das Gedächtnis dieser lieblichen Stunden, die ich heute mit dir verleben darf-

te, löscht jede bittere Rückerinnerung aus. Ich habe es durchgedacht und durchgeföhlt, Cornelie, nur deine süße Unschuld, deine holde Stetigkeit kann mich dem Leben gewinnen, meinem Dasein die Grundlagen geben, ohne welche es doch sonst früh oder spät versinken wird. Ich wiederhole die Frage und die Bitte, die ich an jenem stürmischen Morgen tat, ich wiederhole sie heute mit voller Ruhe und Sicherheit des Gemüts. Willst du die Meine sein? – Der Oheim wird einwilligen, wenn er unsern Ernst sieht; sein Sinn hat sich gewendet, er ist mir nicht mehr unfreundlich.«

»Ich habe dich angehört, nun höre auch du mich an«, versetzte Cornelie mit niedergeschlagenen Augen. »Daß ich mich nicht gegen dich verstellen kann, weißt du, und mein Herz kennst du. Ich denke an dich, wo ich bin und weile, das war seit der Nacht im Walde so bei mir entschieden, und mit Freuden ginge ich für dich in den Tod. Es wäre mir auch kein größeres Glück auf der Welt, als wenn ich dich so täglich einige Stunden sähe, oder wenn das nicht anginge, so wäre ich schon zufrieden, wenn du nur abends im letzten

Strahle der Sonne auf die Spitze des Hügels dort trätest, der so grün in das Tal schaut, und ich dann dein Bild von fern in mir empfinde, und es still mit mir zur Ruhe nähme. Sieh, so ist es mit mir. Deinen Wunsch erfülle ich nicht, das ist auch beschlossen.«

»Um Gottes willen«, rief Hermann bestürzt, und sprang auf, »was ist das?«

»Bleibe ruhig, Lieber«, sagte Cornelia. »Wie übel wäre es, wenn wir jetzt uns nicht zu finden wüßten. Du fragst mich, was das sei, was zwischen dir und mir so hindernd steht? ich weiß es selbst nicht. Wie gern möchte ich, daß es anders wäre, aber kann ich dafür, daß es nun einmal so ist? Die Tage, welche deiner heftigen Erklärung im Hause des Rektors folgten, waren schrecklich, ich hatte nie geglaubt, daß ich solche Schmerzen je würde zu ertragen haben. Ich war dumpf, und wie zerstückt in mir, wüstes Wunderliches bedeckte meine ganze Seele, ich hatte beinahe einen Haß gegen dich, und empfand Ekel vor mir selber. Nachher klärte sich alles, ich wurde ruhig, mein Gefühl für dich schied sich recht lieblich aus diesem Wust, aber neben demsel-

ben stand auch ganz fest der Widerwille gegen eine Verbindung mit dir, und dieser ist durch nichts vermindert worden.«

»Sollte man nicht glauben, ein bleichsüchtiges, krankes Mädchen aus der Stadt zu vernehmen?« murmelte Hermann dumpf vor sich hin. »Eine von denen, die verzärtelt und überbildet, nur noch in Überspannungen und künstlichen Nöten einen gemachten Halt für ihr Wesen gewinnen?«

»Wie du mich kränkst«, sagte Cornelia leise. »Kaum verstehe ich, was du meinst, aber recht hart muß es sein.«

»Cornelie!« rief er überlaut, indem der gewaltsamste Schmerz Ströme von Tränen aus seinen Augen trieb, »ändere dein Wort, sage mir etwas Gutes, Liebes!«

»Ach, was hülfe es dir, wenn ich dich und mich betröge«, versetzte sie, auch weinend, und drückte seine Hand mit der zärtlichsten Gebärde gegen ihre Brust.

»Du beharrst bei deinem Entschlusse?«

»O, daß ich dein Herz quälen muß!« rief sie, indem sie aufstand, und nach dem Hause ging. Er machte eine Bewegung, ihr zu fol-

gen, sie winkte, daß er es unterlassen solle. Er schlug die Hände vor das Gesicht, und blieb eine Weile in dieser Stellung. Als er wieder auf sah, war er allein. Er riß eine Blume vom Stengel und warf sie wild weg. Die Sonne schickte ihre letzten glühenden Lichter über die Hügel; er blickte starr hinein, bis er es vor Schmerz nicht mehr ertragen konnte. Gebendet, taumelnd machte er sich auf den Weg, der zu den Hügeln führte. »So muß dieser Tag enden, so!« rief er laut vor sich hin, und lachte und schluchzte, daß die Begegnenden ihm scheu auswichen.

Sechstes Kapitel

Zwischen den Felsen, an Steinbrüchen und Abgründen vorbei, irrte sein Fuß, und es war ihm gleichgültig, wohin er gelangen möchte. Da er des Weges nicht achtete, so war er bald von dem gebahnten Pfade abgekommen, und mußte sich durch Dornen und Schlinggewächse auf steilen Klippenstegen weiterarbeiten. Die Anstrengung, welche ihm dies ver-

ursachte, die Pein, welche seine Hände von den scharfen Dornen verspürten, brachte ihn wieder zum Gefühle seiner selbst, die wildflutenden Gedanken fingen an zu ebbem, er war fähig, einen reinen Schmerz über Corneliens Verlust zu empfinden.

Auf einer Höhe angelangt, wo niedriges Brombeergebüsch den Überblick über einen beträchtlichen Raum gestattete, hörte er von weitem ein Geräusch, welches wie Pferdegalopp klang. Obgleich es ihm unmöglich schien, daß jemand auf solchen Felsen reiten könne, so mußte er sich doch bald davon überzeugen, denn aus dem gegenüberliegenden Dickicht drang der Kopf eines Rosses hervor, welches der Reiter zu gefährlichen Sprüngen durch diese Einöde anspornte. Wie erschrak Hermann, als er in dem tollkühnen Reiter Ferdinand erkannte. Er rief ihm zu, zu halten; der Knabe aber, als er Hermanns Stimme hörte und ihn sah, schien nur noch verwegener zu werden, denn er drückte dem Tiere beide Sporen in die Seiten, daß es in gewaltigem Satze vorwärts schoß, nach der Gegend zu, wo Hermann stand. Es war grau-

evoll anzusehn, wie die geängstigte Kreatur, schäumend vor Furcht, und doch grausam vorwärts genötigt, über die nach allen Seiten hin tief zerrißne Klippenhöhe setzte, stolperte, stürzte, und halb schon am Boden liegend, sich immer wieder emporraffte. Endlich an einem senkrecht hinuntergehenden Abhange glitt das Pferd aus, und schoß in die Tiefe. Hermann schloß entsetzt die Augen, und meinte, da er sie wieder auftat, Ferdinands Leiche unten zwischen dem spitzigen Gestein erblicken zu müssen; zu seinem Erstaunen aber sah er diesen unversehrt aus der Tiefe heraufklettern, während das Pferd unten lag und ächzte. Wahrscheinlich hatten ihn, bügellos geworden, die Gesträuche im Falle aufgehalten, während das Roß, in seiner stärkeren Last von nichts gehemmt, unaufhaltsam hinabstürzte.

Ohne seines beschädigten Tiers zu achten, trat der Knabe mit funkelnden Augen auf Hermann zu. »Du bist bei ihr gewesen? Nicht? Warst du nicht bei ihr? Ihr seid einig!« rief er mit von Zorn erstickter Stimme.

»Beruhige dich«, versetzte Hermann, »kei-

ner von uns wird sie haben, sie entzieht sich uns beiden.«

»Du lügst!« rief Ferdinand. »Habe ich je zu ihr gedurft? Schreckte sie mich nicht immer von den Hügeln mit einem Blicke zurück, vor dem keiner standhalten kann? Mit dem Blicke aus den großen, glänzenden Augen, die ich blindküssen möchte, daß sie sich von mir leiten lassen müßte, wohin ich wollte. Aber du sollst das nicht so ungestraft tun, du sollst sie nicht haben, und müßte ich dir's in deinem Blute verbieten.«

»Dazu kann Rat werden«, versetzte Hermann mit kaltem Spott. »Ich habe ein Paar gezogner Lütticher Pistolen zu Hause. Komm mit, wir wollen laden, das Maß nehmen, und wer den andern totschießt, der nehme Corne-lien hin.«

»Sacht!« rief Ferdinand, indem er sich einige Schritte zurückzog. »Mit dir mich zu schießen, ist mein einziger Wunsch, aber erst will ich es vom alten Kammerjäger lernen, den ich hier im Gebirg ausfindig machte, und wann ich ein Kartenblatt im Fallen treffe, dann sollst du mir schon Rede stehn.«

»Recht«, sagte Hermann, »du bist ein echter Kaufmannssohn, willst eine sichere Spekulation auch auf deines Gegners Tod machen. Nun so lerne das Schießen von deinem alten Kammerjäger, und wenn du es kannst, wollen wir uns weitersprechen.«

Er ging. Der Knabe blieb auf den Felsen zurück und überließ sich ganz der Raserei wütender Eifersucht. Mehrere Tage lang blieb er unsichtbar.

Hermann kam in später Nacht erst wieder heim. Er warf sich auf sein Lager, drückte das Haupt in die Kissen, und versuchte zu schlafen, jedoch vergebens.

Welche traurige Tage er nach diesem verlebte, wird jeder mitzufühlen wissen, der die Gewalt reiner Empfindung kennt. Kein wildes Verlangen zog ihn nach Cornelien, es war das lauterste Bewußtsein, daß er in ihr einen Halt für sein zerstreutes, zweckloses Leben finden werde, und darin war er nun so schmerzlich, und wie es schien, für immer gestört. Was sie zu ihrem Verhalten bewege, war ihm unerklärlich. Er suchte nach geheimen Gründen, und der offenbare, welcher

vielleicht alles aufgehehlt hätte, blieb ihm verhüllt.

Den Oheim sprach er nur noch einmal an der Hügelgruft der Tante. Der alte Mann war über den eigenmächtigen Schritt Hermanns sehr verdrießlich, und seine Stimmung mochte durch die Besorgnis über das wilde Herumtreiben Ferdinands nur noch übler geworden sein. Er barg dem Neffen seine Erbitterung nicht, und dieser hatte alle Selbstbeherrschung, welche ihm die Rücksicht auf Alter und Verhältnis zur Pflicht machte, nötig, um nicht einen schlimmen Auftritt herbeizuführen.

»Du hast das gute Kind erschreckt, das war nicht recht, nicht löblich!« rief der Oheim. »Vor meinem unsinnigen Knaben habe ich sie geborgen, nun kommt ein anderer Störenfried, der auf ihre Ruhe einstürmt! Wie kannst du dich rechtfertigen, ja, wie willst du dich nur entschuldigen?«

»Sie kennen meine Absichten«, versetzte Hermann gelassen, »und in ihnen liegt meine Rechtfertigung.«

»Und warst du der Mann, sie zu realisie-

ren?« fragte der Oheim. »Weißt du, wer du bist, wem du angehörst? Hast du eine Familie? Es besteht alles in der Welt nur durch Ordnung, Häuslichkeit, Bürgertugend; wer dagegen angeht, ist mir verhaßt, er sei, wer er wolle. Mit Ehren habe ich mein Haus aufgebaut, zu dem ich Cornelien rechne, unsern Kreis hat nie eine vornehme Sünde, nie die Leichtfertigkeit eines großen Herrn befleckt; still und fleißig, mäßig und nüchtern haben wir unsre Tage hingearbeitet, das Unsrige vermehrt. In diesem Lebensgange will ich, bis ich hier an der Seite meiner guten Frau ruhe, verbleiben, und bin entschlossen, von dem, was mir lieb ist, alle Abenteurer, Müßiggänger und Blendlinge fernzuhalten, deren Nähe uns andern doch nur Schaden, Auflösung und Elend aller Art bringt.«

»Ihre Vorwürfe sind zum Teil ungerecht, zum Teil verstehe ich sie nicht einmal«, erwiderte Hermann.

»Wohl dir, wenn du mich nicht verstehst; lies die Briefftasche, da wirst du erfahren, was ich meine!« rief der Oheim, und stieg in sein Wägelchen, welches die Burschen herange-

fahren hatten. Das Wägelchen setzte sich in Bewegung, ohne daß der Oheim zu Hermann ein Wort des Abschieds gesprochen hätte.

Dieser blieb auf einem Steine sitzen, und sah in dumpfer Betäubung den Arbeitern zu, welche das Grabgewölbe austieften. Sein Herz zerrissen tausend widrige Empfindungen, daß alles, was so freundlich sich anzulassen geschienen hatte, nun so hart sich löste.

Er fühlte seine Schulter angerührt und wendete sich. Theophilie stand hinter ihm. »Es ist sonst meine Art nicht, diese Region zu besuchen«, sagte sie, »aber da ich vom Tale aus Sie hier so traurig sitzen sah, und den Wortwechsel mit dem Oheim gehört hatte, so trieb mich die Neugierde her. Was hat es mit ihm gegeben?«

»Er beschalt mich ohne Grund, und hielt eine Lobrede der Bürgertugend, von der ich die Veranlassung bei dieser Gelegenheit, und an diesem Orte nicht einzusehen vermag«, sagte Hermann.

»Bürgertugend!« rief Theophilie spöttisch. »Und fühlt er sich denn so sicher, der ehrenfeste, tugendbelobte Bürgersmann? Es ist ein

eignes Gefühl, eine frohe Genugtuung, seinen Feind in der Gewalt zu haben. Denn es kostet mich nur *ein* Wort, so fällt dieser aufgespreizte Bürgerstolz, dieses Prunken mit unbefleckter Häuslichkeit zusammen, wie ein Kartenhaus.«

Sie wollte sich rasch entfernen, und schien zu bereuen, was sie gesagt hatte. Hermann hielt sie zurück. »Abermals vernehme ich Reden aus Ihrem Munde, welche mir in Zusammenhang mit Entdeckungen der Mitternacht zu stehn scheinen«, sagte er. »Entweder lehren Sie mich diese vergessen, oder geben Sie mir das volle, wenn auch schreckliche Licht.«

Sie stutzte. Er erzählte ihr, was er in tiefer Nacht von ihren unbewußt plaudernden Lippen erhorcht hatte. Ihre leichtfertige Natur brach in ein herzliches Gelächter aus. »Nun«, rief sie, »da sieht man, daß es sogar gefährlich ist, einen Mann im Sarge neben sich liegen zu haben! Was für schönes Zeug hätten Sie da von mir erfahren können! Also ich spreche im Schläfe, das ist etwas, was ich noch nicht wußte, und was mich bestimmen wird, in Zu-

kunft beim Schlafengehn ein Papagenoschloß auf den Mund zu legen, denn nicht immer möchte man so diskrete Wandnachbarn haben.«

Er unterbrach diese Reden mit heftig eindringenden Erkundigungen. »Lassen Sie es doch gut sein«, versetzte sie, »begnügen Sie sich mit dem, was Sie hörten.«

»Nein!« rief er. »Es ist unsre Natur, daß wir alles zu ergründen streben bis auf den letzten Schauer des Abgrunds. Es betrifft meine Familie, Sie sind mir die Aufschlüsse, welche ich begehre, schuldig.«

»Ungestümer Mensch! Hätten Sie meinen Schlaf nicht belauscht, so erführen Sie doch nichts. – Hören Sie denn; die Arbeiter haben Feierabend gemacht, wir sind allein. Ihr Oheim tut nicht wohl, sich an dieser Stelle mit seiner Familienehre zu brüsten, und lächerlich ist es, daß er hier, hier oben ein Monument ehelicher Liebe und Treue mit so vielem Aufwande in Erz und Marmor prunken lassen will, denn hier, gerade hier war es, wo die zärtliche Gattin in linder lauer Mondnacht mit meinem Bruder die ersten leiden-

schaftlichen Schwüre wechselte, und deshalb hatte die Frau den Ort so lieb; er erinnerte sie an die glühende Stunde, welche die verbotne Wonne ihres sonst armen und traurigen Lebens schuf.«

Hermann lag mit dem Gesichte auf der Lehne des Stuhls. Theophilie fuhr fort: »Die Tante hatte in halber Kindheit den Oheim heiraten müssen. Sie war ein lebhaftes Mädchen voll Feuer und Einbildungskraft gewesen. Nun, was einem solchen Geschöpfe dieser Herr Gemahl bieten konnte, vermögen Sie so einzusehn. Sie hat mir nachmals, als ich ihre und ihres Verhältnisses Vertraute geworden war, gestanden, daß sie unter den Comptoirbüchern und Zählbrettern des rechnenden Eheherrn oft dem Selbstmorde nahe gewesen sei. Mein Bruder trat mit Ihrem Oheim in Verbindung, er bemerkte die junge, in ihrem Darben anziehende Frau, und von dem Augenblicke an war die Sache zwischen ihnen entschieden. Ihm widerstand zu seiner Zeit kein weibliches Herz, er gab ihren Lippen freilich eine andre Speise als der gute Kommerzienrat, und rührend ist mir gewe-

sen, wie sie mir noch auf ihrem Sterbebet-
te, ungeachtet aller Gewissensskrupel, die ich
ihr nicht ausreden konnte, klagte, sie werde,
wenn sie noch einmal anfinde zu leben, dieser
Liebe sich dennoch wieder ergeben müssen.

Mein Bruder widmete ihr die heftigste Lei-
denschaft; es war das letzte Auflodern seiner
Natur, die sich noch einmal in ihrer ganzen
Flammenpracht zeigen wollte, bevor sie er-
losch. Er dachte auf Entführung, sie sollte
sich scheiden lassen, und als diese Wünsche
an den Bedenken der Tante, welche ihren
Ruf über alles schätzte, scheiterten, stürmte
er seinen Kummer und Verdruß in der un-
bändigsten Verschwendung aus. Der Oheim
mochte mit stiller Schadenfreude zusehn, wie
mein Bruder sich ihm rücksichtslos in den ge-
fährlichsten Verschreibungen hingab, er wuß-
te nicht, welch eine Unruhe es war, die seinen
Schuldner trieb, die unerschwinglichsten Zin-
sen zuzusagen, und wie der Graf sich denn
doch anderweit im Hause des Bürgers ent-
schädigte.

So gewann Ihr Oheim Geld und Land, und
verlor die Frau. Mir, die ich ihn seit dem

Beginne dieser Dinge herzlich haßte, war es recht erquicklich, zu sehen, wie der Mann, welcher sonst das Gräschen wachsen hörte und die Sonnenstäubchen zählte, in betreff der nächsten Angelegenheiten taub und blind war. Seine Neigung zu der Tante wuchs, je weiter diese in ihrem Herzen von ihm hinwegtrat, wobei er, echt spießbürgerlich, auf alle die Zeichen der Entfremdung, welche einem kundigen Auge nur zu offenbar waren, durchaus nicht achtete, sondern vermutlich meinte, sie müsse ihn, weil sie sein angetrautes Weib sei, auch lieben. Als nun endlich nach langem Hoffen und Harren ein Söhnlein erschien, da war des Familienglücks kein Maß und Ziel. Es kommt alles zu seinem Gleichgewichte, und zu seiner Vergeltung; diese Erfahrung tröstet einen, wenn man dem Verlaufe der Sachen in der Welt zusehn muß, ohne glücklich geworden zu sein. Meinen Bruder richtete die Torheit für die schöne Kaufmannsfrau vollends zugrunde, und sein Verderber handelte sich von ihm die Schande ein. Denn selbst die Zession, womit Ihr Oheim unsre Verwandten ängstiget, ist doch

nur ein Denkmal der Unehre. Julius wollte auf sein Kind, auf das Kind seiner heimlichen Entzückungen, die Ansprüche auf die Ständesherrschaft übertragen, und deshalb stellte er jene Akte dem Titularvater aus.«

Hermann fuhr heftig auf. »Das ist nicht wahr!« rief er, sich selbst vergessend, aus.

»Ei, ei, mein Herr«, versetzte Theophilie, »eine Lügnerin nannte mich bis jetzt noch niemand. Ich versichre Sie, Ihr Oheim hat so wenig Anteil an seinem sogenannten Sohne Ferdinand, als ich an den Bergwerken von Peru. Wollen Sie mir nicht glauben, so lesen Sie die Liebesbriefe meines Bruders und Ihrer Tante, welche sich in meinem Gewahrsam befinden, und alles, was ich Ihnen erzählen mußte, mit vielen schwärmerischen Ausrufungen bestätigen. Sind Sie noch so jung, zu glauben, daß ein Paar Verliebter sich auf die Länge damit begnügt, in den Mond zu sehen, oder Vergißmeinnicht am Bache zu pflücken?«

»Die Briefe!« rief Hermann. »Das also waren die Briefe, wovon die unglückliche Frau im Försterhause auf ihrem Krankenlager so

ängstlich phantasierte! Ich bitte Sie um alles in der Welt, vernichten Sie diese Urkunden der sträflichsten Verirrung, lassen Sie sich von Ihrer Leidenschaftlichkeit gegen meinen Oheim nicht hinreißen, und schonen Sie das Andenken Ihres Bruders, einer Frau, welche Sie ja selbst Ihre Freundin nannten!«

Sie wollte sich seinem Andringen entziehen, und meinte, es sei immer gut, die Waffen in der Hand zu behalten. Allein er ließ nicht ab, er wußte so gutmütig zu flehen, und ihr Herz, welches im Grunde nicht schlecht war, so in Bewegung zu setzen, daß sie endlich mit dem Ausrufe: »Sie sind ein Narr!« nachgab. Er durfte sie in ihre Wohnung begleiten, wo beide ein Kaminfeuer entzündeten, und mehrere Pakete Briefe und Billette auf buntem oder goldgerändertem Papier, aus welchem Locken, getrocknete Blumen und Bandschleifen in nicht geringer Anzahl herausfielen, den Flammen opferten. Als das erste Paket verbrannt war, hatte zwar Theophilie Reue verspürt, und die übrigen vor der Vernichtung bewahren wollen, allein sein Eifer siegte über sie, und da er von ihr zuletzt nach manchem

weigernden Worte das feierliche Versprechen erhielt, nie ihre Kunde von diesen geheimen Sünden gegen den Oheim benutzen zu wollen, so schien dessen Ruhe wenigstens für diese Welt gesichert zu sein.

Siebentes Kapitel

Hermanns erster Gang nach der Rückkehr in die Stadt war zu Wilhelmi. In seinem Quartiere hörte er, daß der Freund zur Meyer in das Haus gezogen sei. Dort vernahm er von einem Bedienten einen abermals erfolgten Wechsel der Wohnung. Bestürzt meinte er schon, daß sich auch hier unangenehme Dinge ereignet haben möchten, als er Madame Meyer im Gespräch mit einigen Handelsleuten die Treppe herabkommen sah. Es wurden Bestellungen gegeben, und die Dame schien in diese Geschäfte so vertieft zu sein, daß sie selbst der Anwesenheit Hermanns eben keine Aufmerksamkeit widmete. Sie rief ihm flüchtig die jetzige Wohnung Wilhelms zu, und sagte bescheiden errötend, daß unter den ein-

getretenen Verhältnissen eine kurze Trennung schicklich gewesen wäre, und daß ihm der Freund viel zu erzählen haben würde.

Im neuen Quartiere fand er Wilhelmi ebenfalls nicht. Um die Zeit hinzubringen, begab er sich nach einem öffentlichen Garten, wo er hoffen durfte, Bekannte zu treffen. Einer derselben, ein Hausfreund der Madame Meyer, und einer der Spottvögel, nahm ihn sogleich beiseite, und fragte ihn, ob er die Neuigkeit des Tages schon kenne? Ohne seine Antwort zu erwarten, fuhr er fort: »Saturn und Pallas sind in Konjunktion getreten, Wilhelmi und die Meyer haben sich verlobt.«

Nichts hätte ihn mehr überraschen können, als diese Nachricht, die bei Wilhelmis kittelndem Sinne und der von Madame Meyer oft ausgesprochenen Ehescheue auch wirklich sehr auffallend war. Er fragte den Spötter nach der Zeit und dem Einhergange dieses Vorfalles, worauf er eine Stadt- und Tagesgeschichte zu hören bekam, von welcher wir freilich nicht wissen, wieviel davon der Wahrheit und wieviel der Lästung angehörte.

»Unsre Freunde«, berichtete der Spötter,

»sind unter lauter Kunstbestrebungen auf den Weg der Natur geraten. Schon lange hatten wir eine Annäherung zwischen beiden bemerkt; die Vereinigung der Hälften des Sankt Stephansbildes mochte die der Herzen gewaltsam nach sich ziehn, aber den eigentlichen Ausschlag gab doch ein verfehltes Fest zu Ehren des byzantinischen Stils.«

»Wie soll ich das verstehn?« fragte Hermann.

»Sie wissen«, versetzte der Spötter, »daß die Meyer mit fester Treue an jenen langen spinnenbeinigen Gestalten, an den gebräunten Schwarten und glitzernden Goldgründen hangengeblieben ist, welche die übrige Welt nun auch schon wieder zu ermüden beginnen. Das wissen Sie aber nicht, und wir wußten es auch nicht, daß sie im stillen beschlossen hatte, das Ihrige werktätig zur Auferweckung dieses kindlichen Stils beizutragen.

Eines Tages, kurz nach Ihrer Abreise, erhielten die nächsten Freunde des Hauses Einladungen zu einem Frühstücke. Sie waren nicht förmlich, sondern der eine sollte dem andern wissen lassen, daß, wenn man sich

von ohngefähr zu der und der Stunde einfände, man willkommen sein würde. Wir schlossen aus diesen Anstalten zu einer Vereinigung durch Zufall, daß etwas Besondres im Werke sein müsse, und verfehlten nicht, uns sämtlich einzustellen.

In einem Vorgemache trafen wir Wilhelmi, der uns unter allerhand Gesprächen dort zurückhielt, dann wie zufällig die Thür öffnete, und uns in die Kapelle führte, wo uns denn durch Zufall der Anblick eines lebenden Bildes ward. Die Meyer stand nämlich, durch Diadem, gescheiteltes Haar und altdeutsches Gewand der heiligen Elisabeth verähnlicht, in einer Blende, zu welcher Stufen emporführten, und reichte aus einem Korbe, den ein schöner Knabe ihr vorhielt, Semmeln und Wecken an arme Leute, welche von den Stufen oder von dem Fußboden der Kapelle in mannigfaltigen Stellungen zu ihr emporsah. Einige Dienstmägde in ansprechender Kleidung vollendeten die Gruppe, welche wirklich ein recht artiges Tableau bildete. Die Zofen verrieten durch ihr Blinzeln, daß sie uns wohl bemerkten, während die Meyer mit niederge-

schlagenen Wimpern tat, als habe sie unser leises Eintreten nicht wahrgenommen, und durch Wählen und Verwerfen der Eßwaren im Korbe die armen Leute in ihren Stellungen festzuhalten wußte.

Endlich mußte man uns aber doch sehen, und nun löste sich das lebende Bild schnell auf. Die heilige Elisabeth kam, anscheinend überrascht, von den Stufen herab, bewillkommte uns höflichst, der Junge mit dem Brotkorbe lief davon, ihm folgten die armen Leute, und auch die Dienstmägde verloren sich still durch Seitentüren.

Man servierte uns hierauf in der Kapelle Schokolade und Likör, doch wußte die Meyer das Gespräch durchaus in einer religiösgemütvollen Schwingung zu erhalten, wobei ihr Wilhelmi trefflich sekundierte. Nur die Vertrautesten des Hauses waren eingeladen worden; die Gesellschaft betrug nicht über zehn Personen.

Wie gewöhnlich, wurde nur von Kunst gesprochen. Die Meyer äußerte fromm-seufzend den oft vorgetragenen Wunsch, daß die Maler sich doch nur alle erst zu jener ältesten kind-

lichsten Auffassung zurückwenden möchten, durch welche allein das Höchste und Tiefste darzustellen sei.

Das letztere wurde ihr zwar in diesem zu gefälliger Nachgiebigkeit eingewöhnten Kreise einstimmig zugestanden, dagegen erhoben sich bescheidne Zweifel, ob jene alte Kunst mit Glück wieder heraufzubeschwören sei. ›Man hat doch nun einmal Jahrhunderte hindurch seinen Blick für die menschliche Gestalt, wie sie ist, und für die übrigen Dinge, wie sie wirklich erscheinen, geöffnet‹, sagten einige. ›Wie sollte man also die Augen wieder verschließen können, und den Menschen zumuten dürfen, anstatt der Muskel eine Linie, gewissermaßen eine Chiffre anstatt des verständlich ausgeschriebnen Worts anzunehmen‹.

Da diese Sätze, welche in mannigfachen Nutzenwendungen erläutert wurden, den gesunden Menschenverstand für sich hatten, so trieben sie unsre gute Wirtin etwas in die Enge.

Sie warf einen ängstlichen Blick auf Wilhelmi, der denn auch die Stimme erhob und

sich also vernehmen ließ:

›Die Kunst‹, sagte er, ›sieht wohl nie die Dinge, wie sie sind, hat sie nie so gesehn, und noch weniger in ihrer Reinheit jemals versucht, sie so nachzubilden. Wollte man dies annehmen, so käme man auf jenes System von der Nachahmung der Natur zurück, welches denn wieder *den* Gemälden den höchsten Wert beilegen würde, in welchen sich die getreueste Abschrift der menschlichen Haut mit allen Haaren, Mälern, Warzen und Schrun-den zeigt. Diese Wahnmeinungen sind aber abgetan, und man braucht sie kaum noch zu bestreiten.‹

›Aber was sieht denn die Kunst, und was versucht sie darzustellen?‹ fragte jemand.

›Den Geist in der Natur‹, versetzte Wilhelmi, ›oder vielmehr *die* Form, welche der jedesmaligen Evolution des Geistes draußen in der Welt der Erscheinungen entspricht. Die Kunst ist geistiger Abkunft, sie erscheint immer im Gefolge irgendeiner großen religiösen, philosophischen oder poetischen Bewegung, selten mit ihr zugleich, meistens etwas nach ihr. So schuf Phidias in seinem

erhaben-strengen Stile gewissermaßen noch einmal die ernstesten Betrachtungen des Tha-les und der Pythagoräer aus, welche dieser Kunstepoche vorangegangen waren, so waren die späteren schönen und anmutigen Werke Nachklänge der allgemeinen Geistesblüte der Griechen, in welcher die reichste Mannigfaltigkeit nur die einfachste Harmonie umklei-dete.

Und um nun auf unsre byzantinischen Bil-der zu kommen, so sehe ich in ihren steifen, schmalen, langen Gestalten, in ihrer symme-trischen Anordnung keinesweges eine so un-schuldige Kindlichkeit, die nicht weiß, was sie will und erstreben möchte. Vielmehr er-scheint mir hier auf der Holztafel und in Far-ben dieselbe Richtung, welche sich kurz zuvor auf dem reingeistigen Felde der Scholastik veroffenbart hatte. Das Christentum hatte die Welt von Grund aus umgekehrt, und der menschlichen Seele ein Gebiet eröffnet, auf welchem sie sich nur tappend bewegte. Durch die Scholastik suchte sie sich zu orientieren, das schwankende Göttliche auf die Festig-keit des Begriffs zu bringen, das unerklärbar-

Eine durch die Entgegensetzungen dem Dialektik dem Verstande anzunähern. Die erste Kunstform, welche nach der Scholastik, und zum Teil noch gleichzeitig mit den späteren Entwicklungen derselben durch Occam, auftrat, zeigt nun alle diese Elemente vereinigt, und zugleich das Ehrwürdige, wie das Subtile und Dürftige jener Richtung. Ganz bewußt, mathematisch-streng, nicht etwa schwachgemütlich bildet der Kirchenglaube die Grundlage der Werke, von diesem gehn sie aus; in der Steifheit und Magerkeit der Formen erscheint der Begriff, und in der symmetrischen Anordnung die Dialektik, kurz jene Bilder sind nichts als gemalte Scholastik.

Diese verfiel, der Glaube verlor von seiner Strenge, der Geist suchte in Freiheit sein Ziel, und konnte auf diesem Wege der ganzen Fülle der Realitäten nicht entbehren. Wieder treu diesem Vorgange schreitet die Kunst *der* Periode nach, von welcher Cimabue und Giotto die Anführer sind. Das Strengkirchliche tritt mehr und mehr zurück, Maria wird ein schönes, wunderbares Weib, Christus ein begeisterter Lehrer, statt der symmetrischen bildet

sich die dramatische Gruppe aus, und wenn die Maler nun allerdings Muskeln statt der parallelen und triangulären Linien malen, so sind es doch Muskeln in Handlung, mithin nur Träger einer geistigen Bewegung. Auch hier ist es nicht die sinnliche Natur, welche gesucht wird, sondern der Geist spiegelt in ihr, welche alle Bilder wiedergibt, nur seine eigne Emanzipation ab.

Jene Periode erreicht ihren Gipfel und stirbt darauf in kranken Zuckungen nach und nach ab. Die Symptome des Verfalls sind trockne Empirie, wollüstiger Materialismus, kokettierende Selbstsucht. Alle diese Übel hat die Kunst mitgelitten.

Wir sind nun auf dem Punkte angelangt, wo wir uns von geistiger Schwelgerei übersättigt fühlen, das heftigste Bedürfnis nach einem Obersten, Leitenden empfinden, und uns selbst einen gewissen Schematismus gefallen lassen würden, wenn er nur dahin führte, in unsre Unordnung Ordnung zu bringen. Ich frage: Liegen einer solchen Stimmung die freien, sinnlichglänzenden Kunstwerke nahe? Wird uns aus den fliegenden Gewändern,

aus dem gefälligen Faltenwurfe, und den runden Gliedern und Formen nicht immer eine gewisse Leere und Kälte entgegenhauen? Wird unser nach der Einheit der Regel schmachtender Geist nicht eine innigere Wahlverwandtschaft mit den alten strengen, symbolischen Bildern empfinden? – Und in diesem Sinne muß ich unsrer Freundin vollkommen recht geben, und wenigstens meistens auch so viel behaupten, daß wenn in unsrer Zeit eine eigentlich große Kunst entstände (was ich aber aus vielen Gründen für mehr als zweifelhaft halte) diese mit der sogenannten byzantinischen eine starke Ähnlichkeit haben müßte.<

Diese Rede, welche manchen Widerspruch fand, wurde von Wilhelmi mit so geschickten und glänzenden Wendungen verfochten, daß er endlich alle Opponenten zum Schweigen brachte. Die Meyer genoß ihren Triumph, und holte leise ein paar uns noch unbekannte Täflein herbei, von welchen allerhand heilige Gestalten, so schmal, als man sie nur verlangen konnte, auf Goldgründen die Beschauer ansah. Eine allgemeine Erbauung

griff um sich; man fragte die Besitzerin, aus welchem Kloster diese Schätze herrührten, welche jeder anwesende Kenner unbedenklich dem dreizehnten Jahrhundert zuschrieb.

Unsre Wirtin lächelte und sagte: ›Freund Wilhelmi zweifelt an dem Aufblühn einer großen Kunst unter uns, so viel ist aber gewiß, daß es Gemüter heutzutage gibt, in welchen die ganze Begeisterung jener alten Meister schlummert. Ja, meine Freunde, diese Tafeln, von welchen Sie glauben, sie seien ein halbes Jahrtausend alt, sind vor noch nicht zwei Monaten, und hier in meinem Hause gemalt.‹

Sie weidete sich an dem Erstaunen der Gesellschaft, und fuhr fort: ›Ich halte einen frommen Jüngling bei mir verborgen, welcher diese Bilder verfertigt hat. Durch Zufall machte ich seine Bekanntschaft, und fühlte mich verpflichtet, ihm fortzuhelfen, da ich sah, daß der Geist der Väter auf ihm ruhe. Noch mehreres als dieses hat er bereits geliefert. Ich sehe Ihr Erstaunen über das wundersame Talent, und da wir so freundlich beisammen sind, so erlauben Sie mir, ihn un-

ter Ihnen einzuführen, Ihrer Huld und Gunst ihn zu vertrauen. Gewiß, Sie werden ihn lieben und fördern, wie ich. Gegenwärtig malt er an einem Heilande, mit mystisch geschlitzten Augen, welcher die Welt segnet, überaus ähnlich einem lieben Bilde, dessen ich mich aus einer böhmischen Kirche erinnere. Wenn es Ihnen ebenso viele Freude macht, wie mir, das stille Weben des Genius zu belauschen, so folgen Sie mir zu jenem Schiebefensterchen, durch welches ich oft stundenlang, von ihm unbemerkt, in seine stille Werkstatt blicke, und meinem Angelo (denn so nenne ich ihn wegen seines engelreinen Gemüts) zusehe. <

Wir erhoben uns, und zufällig war ich in dem Zuge nach dem Schiebefenster der vorderste. Ich schob sacht das Vorhängelchen von den Scheiben hinweg, und sah in die Werkstatt des jungen Byzantiners. Hier bekam ich aber etwas zu schauen, worauf ich keinesweges gefaßt war, und welches mir zugleich bewies, daß unsre Zeit wenigstens noch zwischen der Sehnsucht nach dem Symbolischen und dem Verlangen nach sinnlicher Naturwahrheit sich schwankend mitteninne

hält. In der Werkstatt lag nämlich auf einem dunkelroten Teppich, der über ein Ruhebett gebreitet war, ein schönes Mädchen, in dem Zustande, wie sie Gott der Herr erschaffen, und in der Stellung der Danae oder Leda; denn der Einzelheiten erinnere ich mich so genau nicht mehr. Der Byzantiner stand neben ihr, mit Kohle und Malerstock bewaffnet, und rückte an ihren Gliedmaßen, um die Stellung noch natürlicher zu machen.

Ich hütete mich wohl, meine Überraschung laut werden zu lassen, sondern trat, nachdem ich einige Sekunden dieser keinesweges un erfreulichen Anschauung genossen, still zurück. Nach mir gelangte ein Pietist zum Schiebefenster, welcher in ein Gebetbuch geschrieben hatte, er bezeuge mit seiner Hand, daß der Herr an ihm ein Zeichen gesetzt habe. Dieser sagte auch kein Wort, sondern seufzte nur nachdrücklich, und zog dann den Kopf, scheinbar nicht ohne Widerstreben, hinweg. Bis dahin war alles leidlich gegangen; nun aber wollte eine alte Dame das Weben des Genius sehen, legte Augen und Nase dicht an das Glas, fuhr aber dann mit einem fürchter-

lich zu nennenden Geschrei zurück. Dies hörten der Byzantiner und die Nackte; sie sahen die fremden Zuschauer hinter den Glasscheiben. Rot und sprachlos stand der junge Mann da, stampfte mit den Füßen, und hielt den Malerstock gleichsam drohend in die Luft; das arme Geschöpf schlüpfte hinter die Staffelei, welche sie nicht ganz verdeckte.

Die Wirkung dieses so ganz unerwarteten Ereignisses war außerordentlich. Wir jüngeren Leute sahen verlegen vor uns hin, und taten, als ob wir uns schämten, der Pietist faltete die Hände und blickte gen Himmel, die alte Dame eiferte gegen die Meyer, welche, durch einen flüchtigen Blick in die Werkstatt auch von dem Unheil in Kenntniss gesetzt, wie vernichtet dastand, und sich auf Wilhelmi lehnte. Umsonst war dessen Trostspruch, daß es ja nur ein Modell sei, sie flüsterte ihm unter zornigen Tränen zu, er solle den sittenlosen Heuchler auf der Stelle aus dem Hause schaffen. Einige junge Mädchen, welche sich im Zuge verspätet hatten, und nun neugierig herandrängen wollten, wurden von der alten Dame mit der Eröffnung, daß eine Fledermaus

dort umherschwirre, die sich ihnen leicht in die Haare setzen könne, zurückgehalten.

Nachdem Wilhelmi seinen strengen Auftrag in der Stille ausgeführt hatte, und wir wieder zu unsern Sesseln in der Kunstkapelle gelangt waren, fühlten wir wohl, daß fernere gesellschaftliche Freuden schwerlich geraten möchten, und wollten uns in schicklicher Weise entfernen. Leider aber hatte die Meyer einen fremden durchreisenden berühmten Künstler auf ihren Byzantiner bitten lassen, zu dessen Veröffentlichung und Ruhm der Tag ausdrücklich von ihr bestimmt worden war. Dies erfuhren wir durch einige Reden Wilhelmis, als wir der beim Abschiede empfangnen Einladung uns entziehen wollten. Unter solchen Umständen wäre ein Außenbleiben unhöflich gewesen, und so stellten wir uns denn sämtlich, mit Ausnahme der alten Dame, am Abend wieder ein, obgleich mir von einem Tage, der so quer begonnen hatte, nichts Gutes ahnte, und die verstörten Augen der Wirtin zu erkennen gaben, daß ihr die härteste Strafe lieber gewesen sein würde, als eine zierliche, im heiligen Geiste der

Kunst versammelte Gesellschaft.

Wir kamen in Zimmern zusammen, wo wir früher nie waren empfangen worden, weit von der Kapelle und von den Sammlungen der alten Periode. Papiertapeten bekleideten die Wände, gleichgültige elegante Meubles standen umher. Nur *ein* Gemälde war vorhanden, das Bildnis des seligen Meyer, im braunen Frack, von Weitsch gemalt. Es hing über dem Sofa; wie ich hörte, hatte der verstorbne Eheherr diese Gemächer bewohnt.

Das Gespräch lahmt, und wurde eigentlich nur von dem fremden Künstler im Gange erhalten, den ein Kreis andächtiger Verehrer umgab. Er erzählte viel von seinen Reisen, von seinen Bekanntschaften mit Kaisern und Königen, wobei eine angenehme Selbstgefälligkeit zum Vorschein kam, die unter uns, wie Sie wissen, nie ihre Wirkung verfehlt. Seine beiden Knaben, junge mutwillige Eulenspiegel, trieben sich umher und verübten allerhand Possen, welche die Zeit hinbringen halfen. Zuletzt, und ziemlich spät, erschien unser Dichter, welcher sein neuerdings bedeutend angeschwollnes Manuskript mitbrachte

und nach kurzer Weigerung sich bereitwillig finden ließ, daraus die zuletzt ausgearbeiteten Kapitel vorzutragen.

Nun war er aber leider an die Darstellung des fünfzehnten Jahrhunderts geraten und hatte diesem wegen seiner Wichtigkeit die gründlichste Durchführung gewidmet. Besonders erschöpfend handelte er die Frage ab, ob die Kunst jener Zeiten noch eine religiöse zu nennen sei? und hatte das Für und Wider nach allen Richtungen hin in seinen Versen versammelt.

Die Terzinen wälzten sich wie ein endlos flutender Strom daher, eine Stunde nach der andern schlug, und noch war kein Ziel der Sache abzusehn. Ich betrachtete zu meiner Unterhaltung die Gesellschaft ringsumher, und sah die verschiedenartigsten Versuche, sich durch tiefes Atemholen, Rücken auf dem Stuhle, Spielen mit den Uhrketten usw. munter zu erhalten.

Nur die Höllenstrafen sind ewig, jede Vorlesung aber hört denn doch endlich auf. Der Kunstdichter schloß und trocknete sich den Schweiß ab, wir durften uns von unsern Stüh-

len erheben und die abwesenden Lebensgeister wieder herbeirufen; die Meyer aber, welche vielleicht allein an dieser poetischen Leistung Behagen gefunden hatte, weil dieselbe sie über einen lästigen Abend hinwegbrachte, nötigte mit artiger Verbeugung in ein Nebenzimmer, wo uns eine kalte Kollation erwarten sollte.

Ich hatte die Knaben des fremden Künstlers nach der ersten Lesestunde in das Nebenzimmer schleichen sehn, und die Glücklichen beneidet, welche dort ruhig auf einem Sofa die Vorlesung verschlummern durften. Nicht ahnete ich, daß sie weit verhängnisvollere Absichten im Schilde führten und wirklich durchsetzten.

Als wir nämlich das Nebenzimmer betraten, und die Wirtin uns mit dem verbindlichen: ›Wenn es Ihnen gefällig wäre ...‹ zu Tische nötigte, sahen wir zwar diesen, weißgedeckt, von Lampen beleuchtet, auch darauf verschiedene Schüsseln, Assietten und Fruchtkörbe, alle diese Eßgeschirre aber durchaus leer und ihres Inhalts beraubt. Die Urheber des Raubes konnten nicht lange zweifelhaft

bleiben, denn die beiden Knaben standen am Tische, beschäftigt, die letzten Reste der Konfekte und Früchte zu verzehren. Von den Salaten, Fleischschnitten und Cremes war keine Spur mehr zu erblicken. Sie hatten der Tat auch kein Hehl, denn auf die zornige Frage des Vaters, wie sie sich das hätten unterstehen können, versetzten sie unbefangen, daß nach ihrer Meinung diese Sachen zum Essen hingesetzt worden, und daß sie hungrig gewesen wären. Unglaublich würde Ihnen diese Aufzehrung eines Abendessens für zwölf Personen durch zwei Knaben klingen, wenn Ihnen nicht die Frugalität unsrer Genüsse bekannt wäre.

Die arme Meyer dauerte mich. Es war viel zu spät, um noch einen Ersatz des verschwundenen Abendessens herbeischaffen zu können. Sie wollte über den Vorfall scherzen, aber es gelang ihr übel. Die Gesellschaft gab ihr die Versicherung, daß niemand Appetit verspüre, aber wer hätte dieser Behauptung nach so langwierigem Vorlesen Glauben geschenkt?

Der Künstler, welcher die nächste Ver-

pflichtung hatte, die Anwesenden für die durch die Gefräßigkeit seiner Knaben erlittne Einbuße zu entschädigen, fand sich am ersten zurecht und sagte: ›Wir haben hier leider erlebt, wie die Natur, aller Ästhetik spottend, in roher Weise ihren Weg geht. Angenehmer ist es, zu sehn, wie sie sich dem Zwange zum Trotz, den ihr Narren antun wollen, unaufhaltsam die Bahn bricht, und eine solche Erfahrung habe ich heute hier gemacht. Ich fand ein junges Talent, welches man von seinem Ziele abzuleiten gedachte, und welches sich dennoch zu *dem* machen wird, was es ist.

Als ich in den Morgenstunden aus den Fenstern meines Gasthofs sah, hörte ich unten auf der Straße ein lautes Schluchzen. Ein junger Mensch stand vor der Pforte des Hauses und ließ einem Kummer, der auch halb wie Zorn aussah, auf solche ungezähmte Weise freien Lauf, ohne der Umstehenden zu achten. Die prächtige Gesichtsbildung des Jünglings, seine hohe Stirn, gebogne Nase, und das reich wallende Haupthaar zogen mich an, ich ging hinunter, und fragte nach der Ursache seiner Tränen. Anfangs wollte er mir

nicht Rede stehn; ich ließ jedoch nicht ab, nahm ihn mit auf mein Zimmer und brachte ihn dort zum Geständnis. Er sei ein armer Junge ohne Eltern und Beschützer, erzählte er. Von Kindheit an habe er die größte Lust zum Zeichnen gehabt, und alles nachgeahmt, was ihm zu Gesicht gekommen, Bäume, Tiere, Soldaten. Niemand aber sei ihm behülflich gewesen, daß er etwas lernen könne. Endlich habe sich eine reiche Dame seiner angenommen; nun sei er in ihrem Hause untergekommen, wo er aber verborgen habe leben müssen. Die Dame habe ihm gesagt, er werde ein großer Mann werden, wenn er sich ganz nach gewissen Bildern richte, die sie ihm denn auch gezeigt habe.

Der Jüngling nannte diese Bilder in seiner Natursprache Herrgötter mit Eidechsenleibern, und ich wußte bald, woran ich war. Er beschrieb mir seine Pein, welche er empfunden, da er diese Mißgestalten nachbilden müssen, in so rührenden Wendungen, daß mein Anteil immer höher stieg.

Indessen, sagte er, habe er doch gemerkt, daß jene Herrgötter menschliche Körper vor-

stellen sollten, und da sei das brennendste Verlangen in ihm erregt, einen wirklichen natürlichen Leib in seiner wahren Gestalt zu erblicken. Zufällig habe er gehört, daß es Personen beider Geschlechter gebe, die sich wohl zu solchem Zwecke den Malern darliehen, und nun habe er nicht eher geruht, bis er des ersehnten Anblicks theilhaftig geworden sei. Da habe er denn etwas zu sehen bekommen, worüber nichts in der Welt gehe; jegliches so ebenmäßig, fein, rund und doch straff. All sein Taschengeld habe er nun auf Modelle verwendet, deren verschiedene Stellungen er in seinen heimlichsten Stunden, selig vor Vergnügen, abgezeichnet habe. Heute sei er mit einer wahren Wollust bemüht gewesen, die Glieder und Formen eines wunderschönen Mädchens auf das Papier zu übertragen, als er wahrgenommen, daß man ihn belausche. Es sei hierauf ein großer Lärm im Hause entstanden, und die Dame habe ihm, als einem schlechten liederlichen Menschen die Türe weisen lassen. Außer sich vor Ärger und Beschämung sei er nach dem Gasthofs gelaufen, um sein Brot anderweit zu verdienen, sei

es auch durch Laufen und Packentragen für die Reisenden.

Ich wollte den Namen jener guten Törin wissen, welcher es unbekannt zu sein scheint, daß man, um Menschen zu malen, ihre Gestalt kennenlernen muß; mein junger Exilierter weigerte sich aber, da er aus meinen Worten abnahm, wie ich über den Vorfall denke, sie zu nennen, die immer, so fügte er hinzu, seine Wohltäterin bleibe. Durch diesen Beweis von Zartsinn wurde er mir noch lieber.

Ich ließ ihn seine Zeichnungen bringen, und hatte über ein urkräftiges Talent zu erstaunen, welches in Gefahr gewesen war, durch verrückte Modetorheit, wenn nicht erstickt, doch aufgehalten zu werden. Roh und unfertig waren diese Sachen, das ist richtig, aber aus jedem Punkte, aus jeder Linie leuchtete ein so tiefer Sinn für die Natur, ein so reines Schönheitsgefühl hervor, daß ich wahrhaft in Erstaunen gesetzt ward.

Es versteht sich, daß ich ihn nicht hierlasse, sondern mit mir nehme, obgleich ich voraussehe, daß er mich in kurzem überholen wird. – Wissen Sie vielleicht mir die alter-

tümelnde Beschützerin zu nennen? Denn ich muß ihr doch danken, daß ihre Kenntnis von dem Studiengange eines Malers mir zu dieser Bekanntschaft verholfen hat.«

Achtes Kapitel

»Die letzte Frage und Aufforderung hörte die Meyer nicht mehr. Sie hatte sich schon während der Erzählung, sobald deren traurige Beziehung klar ward, hochrot, eine Unpäßlichkeit vorschützend, still entfernt.

Unsre Gesichter können Sie sich denken. Der gute Künstler war ganz verwundert, daß seiner Geschichte nichts als ein dumpfes Schweigen folgte. Beim Nachhausegehn fragte er mich, ob er gegen jemand verstoßen habe, worauf ich ihm versetzte, der ganze Tag sei nur *ein* Verstoß gewesen.

Kurz nach diesem unglücklichen Ausgange byzantinischer Bestrebungen schickten die Meyer und Wilhelmi Verlobungskarten umher. Wir erfuhren, daß Wilhelmi nach ihrem Rückzuge aus der Gesellschaft ihr gefolgt sei,

und sie auf dem Sofa liegend, erschöpft und weinend, gefunden habe. Sein Herz war gegen die Leidende übergegangen, aus sanften Tröstungen hatte sich bald eine zärtliche Erklärung entwickelt. Da sie, zu beständigem Wittum entschlossen, dieser widerstanden hatte, soll er auf eine kluge Weise haben einfließen lassen, daß ein kunstkundiger Gemahl ihr gesagt haben würde, die Maler ständen nun einmal von nackten Mädchen nicht ab, und wer solches nicht ertragen könne, der müsse sie nicht in das Haus nehmen.

Da hat die Meyer auf einmal die ganze Mißlichkeit ihrer Stellung erkannt, hat eingesehen, daß eine gelehrte Frau, welche sich behaupten will, durchaus eines Gatten bedarf, der seine Schulen durchgemacht hat; und aus diesen Gefühlen und Erwägungen ist das Bündnis erwachsen, worüber die Stadt beinahe eine ganze Woche zu reden hatte, welches aber jetzt über andre Dinge von Belang schon wieder vergessen worden ist.«

Nur ungerne hörte Hermann diese Erzählung mit an, welche ihm zwei Personen, denen er zugetan war, in einem lächerlichen

Lichte zeigte; indessen konnte er der unermüdlichen Zunge des Spötters nicht entrinnen. – »Wie sie bemüht sind, sich alles zu zersprechen, damit nur gar nichts übrigbleibe, woran Liebe und Verehrung haften kann!« rief er, als er allein war, aus. »Dieser Mensch nennt sich einen Freund des Hauses und scheut sich nicht, mit der giftigsten Lästung über die Herrin des Hauses herzufallen!«

Er hatte vergessen, daß ein geheimer Hohn die Lebensluft der guten Gesellschaft ist, weil nur durch ihn das Gleichgewicht bewahrt wird, dessen sich jedes Mitglied bewußt sein muß, um zur Unterhaltung beizutragen.

Nach manchen vergeblichen Gängen traf er endlich seinen Freund Wilhelmi, und wünschte ihm herzlich Glück. Mußte er auch über dessen Emphase lächeln, womit Wilhelmi lauter Eigenschaften an seiner Verlobten hervorhob, welche diese wirklich nicht in ausnehmendem Grade besaß, so war in dessen Äußerungen doch so viel Empfundnes, so fühlte der Freund doch so tief das Glück, einem einsamen Leben zu entrinnen, daß er

sich wahrhaft über dessen Schicksal freuen konnte. Selbst das Äußere Wilhelms hatte der Bräutigamsstand verwandelt, seine Wangen waren röter geworden, seine Augen lebhafter, und er sah wieder wie ein stattlicher Mann in den besten Jahren aus.

Auch Madame Meyer fand er vorteilhaft verändert. Sie war stiller und sinnender, trug sich nicht mehr so viel vor, redete auch mehr von den gewöhnlichen Dingen des Lebens, als von der Kunst. Die Kapelle und die altertümlichen Sammlungen waren geschlossen. Sie empfing ihre Freunde wirklich in den Zimmern, die der Spötter beschrieben hatte. Der Kreis ihrer Gesellschaft hatte sich verengt, und sie bekannte unsrem Freunde in einer traulichen Stunde, daß sie sich dabei wohler fühle.

Dagegen sagte Wilhelmi, daß er nur die Hochzeit abwarten wolle, um dann die Vereinigung seiner Sammlungen mit denen seiner Frau vorzunehmen, und in das ganze Besitztum eine systematische Ordnung zu bringen. Er fügte triumphierend hinzu, daß diese verbundenen Schätze von der Art sein würden,

um auch noch neben den Sammlungen des Staats die Aufmerksamkeit der Kenner und Liebhaber zu erregen.

»Dein gutes Geschick hat freundlich für dich gesorgt«, versetzte Hermann. »Du wolltest Direktor des Nationalmuseums werden, worin du manchen Verdruß und Zwang würdest zu erdulden gehabt haben. Anstatt dessen macht dich die Liebe zum Kustos eines Privatkabinetts, mit dem du wirst schalten können, wie du magst.«

War es ihm von Herzen lieb, das Los seiner Freunde auf so zuverlässige Art gesichert zu sehn, so konnte er sich doch eines stillen Neides nicht erwehren. »Der Misanthrop, der Grillenhaftige wird ohne sein Zutun, aller Wahrscheinlichkeit zuwider, in den Hafen geführt, während ich, der ich das Glück einfach und gerades Weges suche, plan- und bahnlos mich von meinem Ziele fortschleudern lassen muß!« rief er. »Wo ist da noch Zusammenhang in der Welt, wenn Launen und Seltsamkeiten das Gute und Zweckmäßige gebären, dem wirklichsten Bedürfnisse aber sich grausam die Erfüllung versagt?«

Er fühlte lauter Widersprüche in seinem Schicksale, und ein unbestimmtes Grauen vor der nächsten Zukunft überschlich ihn. Um Schutz gegen sich und seine Gedanken zu finden, nahm er die Bibel zur Hand, welche aber hier, wie in jedem Falle einer aus dem Stegreife mit ihr gesuchten Bekanntschaft, dieselbe ablehnte und dem heftig Andringenden ein hartes, undeutsames Antlitz zeigte.

Von Johannem und Medon hörte er wenig. Sie hatte sich seit einiger Zeit fast ganz zurückgezogen und selbst den Umgang mit Madame Meyer aufgegeben: Er war, wie man sagte, von seinem Plane, zu reisen, abgegangen, und sollte sehr ernsthaft an einer staatswirtschaftlichen Schrift arbeiten. Hermann schob seinen Besuch von Tage zu Tage auf, obgleich ihn eine tiefe Sympathie zu dem unglücklichen schönen Wesen hinschmeicheln wollte.

Das Museum war jetzt der Sammelpunkt der feinen Welt geworden. Eines Tages traf Hermann dort den Prinzen, welchem er in Medons Hause vorgestellt worden war, den Erzähler des Mondscheinmärchens. Er war

so gefällig, sich seiner zu erinnern, und freute sich, ihn wiederzusehn. »Man wollte hier wissen«, sagte der Prinz, »Sie würden nicht zurückkehren. Sie wären der Associé Ihres Oheims in seinem Geschäfte geworden.« – »Die Welt«, versetzte Hermann, »hat einen entschiednen Hang, uns Dinge anzudichten, welche gewöhnlich dem, was wir eigentlich tun und begehren, schnurstracks entgegen sind.«

»Das ist wahr«, erwiderte der Prinz. »Hierin zeigen sich die Menschen wahrhaft erfindungsreich, und aus den gewöhnlichsten Köpfen entspringen nicht selten die sinnreichsten Mythen. So hat man mich zum Beispiel – und ich wüßte durchaus nicht zu sagen, wodurch ich die Veranlassung gegeben hätte – zu einem begeisterten Verehrer oder gar Protektor der bildenden Künste gemacht, während ich mir bewußt bin, für sie eigentlich kein Auge zu besitzen. Das Lustigste bei solchen Gesellschaftsfabeln ist, daß man unversehens und unwillkürlich aus einem Objekte derselben, zu ihrem Subjekte und Helden wird. Nach und nach versammelte sich

um mich allerhand Gemaltes und Plastisches, ich übernahm das Patronat eines Vereins, und gehöre zu den fleißigsten Besuchern dieser Säle, obgleich ich, die Wahrheit zu gestehn, mehr der Menschen, welche sich hier einfinden, als der Gemälde wegen komme.«

»Gnädigster Prinz«, sagte Hermann höflich, »Sie werden heute auf Ihre eignen Unkosten zum Märchendichter.«

»O nein«, erwiderte der Prinz, »und ich schätze mich deshalb nicht geringer, weil ich der Mode meine Neigung versage. Ein lebendiges Interesse kann nur an einer Sache sich entzünden, welche in der Gegenwart kräftig wurzelt. Nun aber sehe ich an den Handlungen der Zeitgenossen durchaus nichts für das Auge, mithin auch nichts für den Pinsel oder Meißel. Wo die Kanonen und die taktischen Bewegungen das Schicksal der Reiche entscheiden, gibt es keine Heldengruppen, wo die Predigt im Gottesdienste das Wort führt, keine Erscheinungen, wo die Leute bis zu den Schustern und Schneidern hinunter den Frack tragen, kein Genre. Was soll also entstehen? Entweder ein geschmackvoller Eklek-

tizismus, welcher niemals eine Epoche macht, oder ein romantisches Unbestimmtes; Versuche, der Poesie nachzutreten, die in wenigen Jahren schon, wenn gewisse momentane Stimmungen vorübergegangen sein werden, unverständlich sein müssen.

Man darf sich ja nicht durch die jetzige allgemeine Neigung zu diesen Dingen täuschen lassen. Ein Unterschied der modernen Zeit von der griechischen besteht darin, daß unter uns Neueren das wahrhaft geniale Schöne fast immer im Gegensatze zu der herrschenden Stimmung erwächst, welche dagegen ihrerseits das als vorhanden zu präkonisieren pflegt, woran es ihr eben ganz gebricht. Dagegen ging in jener glücklichen griechischen Periode das besondere Genie der Künstler aus dem allgemeinen Talente der Nation hervor. Um an einem Beispiele meine Meinung klarzumachen, so glaubten wir an Klopstocks Oden, Bardieten und an den Nachahmungen derselben eine große vaterländische Poesie zu besitzen, und doch waren diese frostigen Exerzitien am allerfernsten von einer solchen. Nur *eine* Entwicklung der Schön-

heit sehe ich noch vor uns, nämlich die poetische; in der Dichtkunst hat, wie ich glaube, Deutschland den Gipfel noch nicht erreicht.«

»Diese Meinung ist für die Poeten der Gegenwart sehr tröstlich«, sagte Hermann, »um so tröstlicher, als viele Stimmen das dichterische Element der Zeit ganz leugnen wollen.«

»Ich rede nicht von einem einzelnen, nicht von Individuen«, erwiderte der Prinz. »Urteile über Personen und Werke, deren Zeitgenosse man ist, sind meistens sehr mißlich. Meine Hoffnung bezieht sich auf etwas Allgemeines. Nun ist es wohl klar, daß eine Periode, in welcher alle Schätze des Geistes gewaltsam aufgeregt worden sind, so daß sie gleichsam in das Freie fielen, von selbst einen Fähigen hervorrufen muß, welcher sich dieses Reichthums bemächtigen wird. Diesem wird gerade der Mangel an äußerem plastischen Leben höchst förderlich sein, da unsrer Stimmung die deskriptive Poesie immer langweilig erscheint, und die Dichter dieser Jahrhunderte mit Glück nur das Innerliche, die bewegenden Ursachen der Dinge ergriffen haben.«

Hermann hatte nur aus schuldiger Rück-

sicht dem letzten Teile dieser Auseinandersetzung zugehört, denn eine unerwartete Erscheinung wendete seine Gedanken von den Reden des Prinzen ab. Zu der Flügeltüre des Saals, in welchem sie standen, trat nämlich herein, abenteuerlich aufgeputzt, im bunten Gewande, eine Gestalt, in welcher er nach kurzem Besinnen Flämmchen erkannte.

Flatternde Bänder zierten Achseln und Schulter, Schmelzbesatz säumte Busen und Leib, das kurze Röckchen war zackig ausgeschnitten, darunter sahen rotflammige Strümpfe und goldne Schuhe hervor. Die schönen nackten Arme umschlossen an den Gelenken Korallenschnüre, ein safrangelbes Bindentuch, welches sich durch ihre Locken zog, vollendete den fremdartigen Anblick.

Sie betrat den Saal mehr schwebend, als gehend, spielte mit einem Elfenbeinstäbchen, warf es empor, und fing es mit reizender Beugung des Arms wieder auf.

Ihr nach drang ein Schwarm verwunderlich-geschmückter junger Herrn; eine ältliche korpulente Figur mit kahlem Haupte, die Brille vor den Augen, bewegte

sich mühsam hinterher. Flämmchen scherzte und schäkerte mit ihrer Begleitung, der ganze Zug rauschte an den Wänden umher, und auf die Gemälde wurde wenig geachtet. Es war das Bild einer leichtfüßigen Nymphe, welche Satyrn und Faunen umspringen, und der Silen mit Anstrengung folgt.

»Was ist Ihnen?« fragte der Prinz Hermann, welcher starr nach Flämmchen hinsah. Dieser versetzte, daß er ein Frauenzimmer bemerke, welches er früher sehr wohl gekannt habe.

»Ach, unsre herkulanische Tänzerin und junge gnädige Frau dort«, sagte der Prinz, der nun erst auf den Zug aufmerksam wurde. »Ja, ich erinnre mich, von Ihrer Mentor-schaft gehört und herzlich darüber gelacht zu haben. Nun, Ihre Erziehungsplane sind nicht geglückt, anstatt eines Kunstprodukts hat Natur das wundersamste, entzückendste Geschöpf ausgebildet. Ich behaupte, wer sie tanzen gesehn, kann nie wieder ganz unglücklich werden. Wäre ich ein Freund von Paradoxen, so würde ich sagen: Sie tanzt Geschichte, Fabel, Religion, ihre begeisterten Wendungen

und Stellungen weihen uns in die geheimsten Dinge ein. Unter uns muß ich Ihnen gestehen, daß jenes Märchen, mit welchem ich in Medons Hause so viel Glück machte, nur der schwache Nachhall einer Pantomime war, durch die sie an einem unvergeßlichen Mondayabend meine Sinne außer Fassung gesetzt hatte!«

»Verzeihen Sie meinem Erstaunen, gnädigster Prinz«, rief Hermann, »wenn ich unbescheiden werde, und mir eine Frage erlaube! Sie sprachen das Wort: Frau, aus. In welcher Verbindung steht dasselbe hier?«

Der Prinz lachte und versetzte: »In der natürlichsten von der Welt. Der närrische Domherr, mit dem wir manchen Scherz getrieben haben, entführte sie, um sie, es koste, was es wolle, zu seiner Frau zu machen, von der abgeschmacktesten Theorie beherrscht, die ihm ein Schalk in den Kopf gesetzt hatte. Die Heirat kam wirklich in reißender Schnelligkeit zustande, und kurz darauf starb der Domherr, völlig beruhigt, wie man sagt, über seine Fortdauer nach dem Tode. Das junge Witwenkind lebt nun, wenn sie nicht, wie jetzt, zu

kurzem Besuche nach der Stadt kommt, auf der Villa ihres Eheherrn, wo sich die albernsten Verhältnisse angesponnen haben.«

Er verbeugte sich gegen Hermann, und ging zu Flämmchen, die ihn mit zierlicher Begrüßung empfing. Der Prinz deutete nach Hermann hinüber, Flämmchen erblickte diesen, und die hellste Freude loderte über ihr Antlitz. Er, etwas Auffallendes an diesem öffentlichen Orte besorgend, trat rasch durch eine Kommunikationstüre in einen Vorraum zurück. Die Treppe hinuntergehend, flüchtete er sich zu den Antiken und Vasen, welche man in den Gemächern des Erdgeschosses aufgestellt hatte. Hier war es menschenleer. Er schritt hin und her und überlegte, wie und wo er seinen ehemaligen Schützling am besten sprechen möchte, als aus einem Seitenkabinette Flämmchen hereinflog. Mit dem Rufe: »Liebster! Bester! Einziger!« hing sie ihm am Halse und die leidenschaftlichsten Küsse brannten auf seinen Lippen.

»Habe ich dich endlich wieder!« rief sie, indem sie ihm Augen und Stirn küßte. »Nun aber werde ich dich nicht lassen, nun sollst

du mein werden, sie mögen tun, was sie wollen.«

Hermann war in großer Verlegenheit, jeden Augenblick fürchtete er, Zeugen dieser befremdlichen Szene eintreten zu sehn. Er suchte sich ihren Armen zu entwinden; sie hielt ihn aber fest, und rief: »Sei doch nur auf diese wenigen Augenblicke mein Freund, mein Geliebter, nicht lange wird die Wonne dauern, das abgeschmackte Volk oben, dem ich davongelaufen bin, wird bald kommen, mich zu suchen. Laß deine arme Flamme die kurze Zeit an dir glühen; ach, du weißt es freilich nicht, wie einem Mädchen zumute ist, die nicht an Gott und Teufel, nicht an Himmel und Hölle, sondern nur an ihren Liebsten, an das süße Fleisch und Blut glaubt! Siehst du, ich bin erwachsen, ich spreche im Zusammenhange, das rührt daher, weil ich kein Kind mehr bin.«

»Beruhige dich, mein Flämmchen«, sagte Hermann, »erzähle mir ordentlich, wie es dir gegangen ist, ich hörte Dinge, die mir unglaublich vorkamen.«

»Etwa, daß ich Witwe bin?« versetzte sie,

überlaut lachend. »Ja, ich bin eine, und müßte eigentlich Schwarz tragen, denn der Domherr ist erst seit sechs Wochen tot, aber ich traure in Rot und Gelb, wie die Bäume, wenn die Blätter abfallen. Setze dich in den Großvaterstuhl, frage, und ich will Antwort geben.«

Sie drückte ihn in einen antiken Lehnssessel, hockte sich vor ihm nieder, und lehnte ihr Haupt an sein Knie. »Wie hat sich deine Heirat so rasch gemacht? Wer sind deine Begleiter? Wer nimmt sich deiner an?« fragte er.

»Der Domherr bat mich inständig darum, die Alte redete mir so lange zu, daß ich es ihm zu Gefallen tat, und dann tat ich es auch, um dich zu ärgern, weil du mich so ganz vergessen hattest. Denn ich wußte doch, daß es dir leid sein würde, wenn du mich als Frau fändest. Die Jungen mit den hohen Halsbinden und Backenbärten machen meinen Viehstall aus, sie haben sich alle in mich verliebt, und müssen sich gefallen lassen, was ich mit ihnen vornehme; den Dicken nennen sie den Kurator. Die Verwandten meines Mannes haben ihn angestellt, mich zu beaufsichtigen;

die Alte sagt, ich sei guter Hoffnung, ich wüßte zwar nicht, wie es zugegangen sein sollte, aber die Verwandten sind doch bange, daß ihnen die Erbschaft entgehn möchte, und darum muß er mich bewachen. Nun ist es ein himmlischer Spaß, daß der dicke Sünder sich auch in mich vernarrt hat. Er schleicht mir nach, seufzt und stöhnt; ich könnte ihn weit führen, wenn ich nicht auf Tugend hielte. Die Alte nimmt sich meiner in Treuen an, sie spricht oft dummes Zeug, ich glaube, das alte Weib ist zuweilen etwas verrückt, aber ich könnte doch ohne das gute Tier nicht leben. Nun habe ich dir auf alles geantwortet, jetzt tue auch mir so auf meine Frage: Wirst du deine Flamme in ihrem Häuslein besuchen, und bald?«

»Liebes Herz«, sagte Hermann, »das kann ich dir nicht gewiß versprechen. Ich habe noch manches hier abzutun, auch führst du allem Anscheine nach eine sonderbare Wirtschaft, zu welcher ich eben nicht passen würde.«

»Nicht? Nicht?« rief sie mit dem wilden Ausdrücke, welcher ihn erschreckt hatte, als

er sie zum ersten Male in der Höhle traf. Blitzschnell hatte sie einen Dolch aus dem Busen gerissen, und die Spitze würde in ihrer Brust gesessen haben, hätte er nicht ihren erhobnen Arm festgehalten.

»Was wolltest du tun, wahnsinniges Kind?« fragte er entsetzt. »Mich erstechen«, sagte sie gleichgültig. »Du bist, wie du warst, Holz und Stein, was soll Flämmchen auf der Welt?«

»Ich will ja zu dir kommen!« rief er bestürzt. – »Bald?« – Er bejahte. »So schwöre mir's zu den Füßen dieser Liebesgöttin.« Er tat, was sie begehrte, um sie nur zufriedenzustellen.

Ihr Schwarm drang herein, sie suchend. Flämmchen trat ihnen mit komischer Würde entgegen und sagte: »Dieser ist ein alter Bekannter von mir, und wenn der einmal zu mir kommt, habt ihr euch alle zum Hause hinauszuscheren, mit Ausnahme des Dicken, der ein vernünftiger Mann ist und eine anständige Gesellschaft für ihn.« Sie ging, ohne nach Hermann sich weiter umzublicken, oder ihm Lebewohl zu sagen.

Neuntes Kapitel

Was er in den folgenden Tagen von der Lebensweise Flämmchens hörte, war das Ausschweifendste von der Welt. Sie hatte wirklich in ihrem einsamen Landhause eine Art von Hof oder Menagerie, wie man es nennen will, versammelt, bestehend aus den wildesten jungen Leuten der Residenz, die, durch den Ruf ihrer Schönheit angelockt, dorthin geströmt waren. Mit ihnen wurden die tollsten Streiche verübt, zuweilen toste dieses wütende Heer bei Nacht auf schnellen Pferden unter entsetzlichem Geschrei durch die Gegend, so daß die Landleute in ihren stillen Hütten sich vor dem Unwesen segneten, oder man sprengte falsche Nachrichten von Räuberbanden und Unglücksfällen aus, welche Scharwachen und Beamte aufregten, so daß sich auch schon die Polizei hier in das Mittel hatte legen wollen, jedoch höheren Ortes bedeutet worden war, solches zu unterlassen, da sich denn doch alles außer dem Bereiche eigentlicher Vergehungen hielt.

Am brausendsten aber schäumte Flämm-

chens üppige Lebenskraft im Tanze aus. Täglich war Ball bei ihr, wozu man freilich die Damen unter den Hausmädchen und den Bauerdirnen der Nachbarschaft suchen mußte, denn anständige Familien wollten ihre Töchter zu diesen Vergnügungen nicht abordnen. Wer Flämmchen tanzen gesehen, sprach darüber, wie der Prinz; einstimmig erklärte man, daß keine Beschreibung den Zauber dieser Anschauung wiedergeben könne.

Die Seitenverwandten des Domherrn, lüftern nach dem Besitze der beträchtlichen Erbschaft, und erschreckt durch die Angabe von Flämmchens Zustande, welcher, wenn er gegründet war, ihnen ihre Aussicht entzog, hatten in dieses Gewirre jenen ältlichen Mann als Aufseher gesendet.

War Flämmchens Angabe über ihn richtig, so konnte freilich sein Amt nicht wohl schlechter versehen sein.

Zum Teil hörte Hermann diese Dinge aus Flämmchens Munde selbst, welcher er eine Zusammenkunft in ihrem Gasthofs nicht hatte abschlagen können. Dort, den Kopf an seine Brust gelehnt, ihn mit beiden Armen um-

klammernd, tat sie ihm Entdeckungen, welche man von einem so leichtfertig erscheinenden Wesen nicht hätte erwarten sollen. Es waren abgebrochne Schmerzensteine, nur der Ahnung verständlich, in geordneten Worten kaum auszusprechen, am wenigsten auf dem Papiere. Der Naturgeist zuckte hier gleichsam in seiner ganzen neckischen Ungebundenheit unter seiner menschlichen Hülle, All und Individuum lagen miteinander im Streite, und aus ihrem Ringen entsprangen die Zuckungen, welche äußerlich wie Possen aussah.

Merkwürdig waren ihm besonders ihre Geständnisse, wie sich die unbesieglige Lust zum Tanze in ihr entwickelt habe.

»Als du mich in die grüne Einöde zu der Alten gebracht hattest, wurde ich von einer unsäglichen Angst befallen«, sagte sie. »Die Berge und Felsen wuchsen mir in der Brust, die Zweige der Bäume wanden sich durch meinen Kopf und peitschten, vom Sturme geschüttelt, mir das arme Hirn wund, ich fühlte in mir die Kräuter und Moose stechend sprießen, und mir war, als flösse ich auseinan-

der, dahin nach weiten kahlen Eisfeldern und dorthin nach blutroten Granatenbüschen. Ich wollte mir Luft machen in Worten, aber die Zunge versagte mir den Dienst, ich wollte es abzeichnen, mein Elend, an hoher Steinwand, aber die Hand sank lahm herunter, da merkte ich, daß meine Füße sich zu regen begannen, daß meine Arme folgten, der Leib in sanften Drehungen sich schwang, Erlösung zu finden von dem Inneren, Großen, Entsetzlichen; ach wie süß schlummerte ich nach dieser Anstrengung ein, Fels, Berg, Baum und Kraut standen wieder außer mir, der Mond wurde mein bester Freund! Das ist nun der Tanz, den ich nicht lassen kann, der mich mir selbst wiedergibt, wenn der Weltgraus mich überwinden und in mir einziehen will. Könntest du mich lieben, und immer bei mir sein, so wäre alles gut, dann hätte ich eine Stütze und würde auch aufhören zu tanzen; leider wird es nicht so gut werden.«

Sie nahm ihm noch einmal das Versprechen ab, sie recht bald zu besuchen, was er ihr nun um so lieber gab, als er einsah, daß sie in ihrem wilden Treiben dem Verderben zu-

eile, und hoffen durfte, durch seine Anwesenheit auf der Villa vielleicht manches ordnen und schlichten zu können. Dies sollte den Abschluß der Verwicklungen bilden, welche sein Leben, wie er sich überzeugte, seit einigen Jahren unnütz aufgesponnen hatten. Er hatte die Freiheit von bürgerlichen Verhältnissen gesucht, und nicht bedacht, daß eine solche eigentlich ganz in das Leere führe. Er hatte überall auf die gutmütigste Weise geholfen, und die Welt war indessen unbekümmert um ihn ihren selbstischen Gang weitergeschritten. Sein Vermögen erschöpfte der unüberlegte Ankauf im Badischen; er konnte in Not geraten.

Alles drängte ihn zu einer vernünftigen Entsagung, zu einer bescheidenen Rückkehr. Nach mancher Träne bitteren Unmuts, die er verweinte, beschloß er, die Verhältnisse wieder aufzunehmen, auf welche er so stolz herabgesehen hatte, und die Vorbereitung zu einem Staatsamte aufs neue zu beginnen, die ihm früher so unleidlich geworden war. Wilhelmi, dem er seinen Vorsatz mitteilte, lobte ihn sehr, und bestärkte ihn darin. Durch

dessen eifrige Bemühung wurde er des ferneren Grundeigentums entledigt, freilich mit großer Einbuße, indessen zog er so viel aus diesem Handel noch heraus, daß er sich eine Zeitlang allenfalls damit hinhalten konnte.

Wilhelmi tröstete ihn, wenn er ihn schwermütig sah, und seine Klagen über die verlorenen Jahre hörte. »Was ist es weiter?« rief er. »Du hast eine Weile vagabundiert, das wird dir doch zugute kommen. Viel besser ist es so, als wenn du dich, wie ich, zu früh gefesselt hättest. Die Jugend soll verschwärmt werden, manches ist gewiß an dir hängen und kleben geblieben, wovon du jetzt selbst nichts ahnest.«

»Ich will es wünschen«, versetzte Hermann, »wenn ich es gleich nicht zu hoffen wage. Der Reichtum eines sogenannten bewegten Lebens ist wohl nur täuschend. Von *einem* Punkte aus soll der Mensch erwerben. Wer zerstreut, von der Mannigfaltigkeit Resultate begehrt, kommt mir wie einer vor, der mit verdecktem Teller in einer gemischten Gesellschaft sammeln geht; die Summe pflegt nicht groß zu sein, wenn der Teller abgehoben

wird.«

Er mietete ein stilles Quartier in der entlegensten Gegend der Stadt, schaffte sich juristische Bücher an und tat die nötigen Schritte, seine bürgerliche Laufbahn wieder zu betreten. So gewann es den Anschein, als solle der Strom seines Daseins, wie der so vieler, nach kurzem mutigem Laufe im Sande der Gewöhnlichkeit auslöschen.

Zehntes Kapitel

Die Sozietät pflegt sich für unangreifbar zu halten, schon die leiseste Verletzung des Persönlichen erscheint wie ein Attentat. Dann bricht plötzlich etwas ganz Unerwartetes, Niebefürchtetes in diese Kreise ein, alle Bande sind auf einmal zersprengt, und eine Geisterfurcht ergreift die Menschen.

Von solchen Gefühlen wurde Hermann bestürmt, als Wilhelmi eines Abends atemlos auf seine Klause mit der Nachricht trat, daß Medon verhaftet worden sei. Über den Grund dieses erschreckenden Vorfalles konnte

er nichts Näheres angeben, nur so viel wußte er, daß derselbe mit den Untersuchungen gegen die Demagogen zusammenhänge.

Hermann eilte in der Hoffnung, daß ein falsches aberwitziges Gerücht den Freund betrogen habe, nach Medons Wohnung. Leider fand er hier die Sache nur zu wahr. Er hatte Mühe, in das Haus zu kommen, welches scharf bewacht war. Auf dem Flur standen Koffer und allerhand Reisegepäck; durch eine Glastüre blickte er in das Zimmer, worin er so manche lehrreiche Stunde erlebt hatte; Medon, dem vorderhand nur Hausarrest gegeben worden war, saß darin auf dem Sofa, sah blaß und angegriffen aus. Der Gerichtsbeamte stand neben ihm und schien ihn zu verhören. In andern Zimmern wurde versiegelt.

Von den Hausleuten, die sehr verwirrt und bestürzt waren, konnte er nichts Genaues herausbringen. Nur so viel wußten sie, daß man Anstalten zu einer Reise gemacht habe, daß aber mitten in denselben der Gerichtsbeamte plötzlich mit einem jungen Menschen von wildem Ansehen erschienen sei, welcher

auf Medon zuschreitend, und ihn scharf ins Auge fassend, gerufen: »Dieser ist es, welcher in Zürich uns vom Männerbunde erzählte!« worauf der Beamte Medon in Haft genommen habe.

Ängstlich fragte er nach Johannes. Ihr Kammermädchen entdeckte ihm weinend, daß die gnädige Frau heimlich in großer Eile abgereist sei, noch ehe die Verhaftung stattgefunden habe. Sie habe an verschiedenen Reden, die zwischen dem Herrn und der Frau vorgefallen seien, gemerkt, daß letztere mit dem Herrn verreisen sollen und sich dessen geweigert habe. Mit Tränen in den Augen habe darauf ihre Gebieterin sie bei ihrer Treue beschworen, ihr einen Wagen nach entgegengesetzter Richtung zu verschaffen, was denn auch von ihr geschehen sei. Die gnädige Frau habe den Wagen nach einem abgelegnen Sträßchen bestellen lassen, wo sie, kaum mit den nötigsten Sachen versehen, eingestiegen und in schnellster Eile fortgefahren sei. Sie habe die arme gnädige Frau begleiten wollen, sei aber von ihr mit den Worten, daß sie fortan nur Gott zum Begleiter haben wolle, zu-

rückgewiesen worden.

Schmerz und Wehmut zerrissen Hermanns Brust. Aus dem Hin- und Herreden der Leute konnte er abnehmen, daß die leidenschaftlichen Vorfälle zwischen den Gatten die Veranlassung zu Medons Unglück mochten gegeben haben. Das geängstigte Mädchen hatte davon überall geplaudert, um sich Luft zu machen, dadurch hatte aller Wahrscheinlichkeit nach der Beamte Kunde von diesen Dingen erhalten. Denn gleich nach der Flucht Johanas war ein subalternen Agent der öffentlichen Macht unter einem Vorwande im Hause erschienen, hatte verschiedene Fragen getan, und das aufgeschichtete Reisegepäck achtsam betrachtet. Unmittelbar nach seiner Entfernung aber erfolgte das, was alle in Schreck versetzte.

Der Beamte erschien, und bat Hermann höflich, sich zu entfernen. Dringend verlangte dieser, zu Medon gelassen zu werden. Nach einigem Zaudern wurde ihm eine kurze Unterredung zugestanden. Mit einer furchtbaren Empfindung betrat er das Zimmer. Medon hielt den Kopf in der Hand gestützt, und be-

merkte den Eintretenden nicht. Leise sagte Hermann, an der Türe stehenbleibend: »Ich bin gekommen, Sie zu fragen, ob ich Ihnen in irgend etwas nützlich sein kann?« Medon sah empor, versetzte kein Wort, sondern winkte ihm schweigend, daß er ihn verlassen möge. Hermann konnte den Blick seines Auges nicht ertragen, es lag darin der gläserne Ausdruck der Verzweiflung, einer völlig zerstörten Seele.

Draußen fragte er den Beamten, ob für Johann etwas zu fürchten sei? was dieser mit Bestimmtheit verneinte. Er wollte über Medons Schicksal einiges erfahren; hier versagte jener aber alle Aufklärungen und rief: »Glauben Sie mir, daß die Erfüllung meiner Pflicht mir schwer genug geworden ist, und daß ich viel darum gäbe, einen Irrtum, vielleicht mit strenger Rüge, büßen zu müssen, als leider die von mir nach und nach geahnete schlimme Wahrheit bestätigt zu sehn.«

Es war Nacht geworden. Er begab sich zur Meyer, wo er Wilhelmi noch vermutete, um mit diesem zu beraten. Eine Menge von Männern und Frauen war dort versammelt, wel-

che die Bestürzung über diese Vorgänge zusammengeführt hatte. Über den eigentlichen Zusammenhang war der Schleier des Rätsels gebreitet, die wildesten Gerüchte kreuzten sich. Wie sollte man es sich auch erklären, daß ein Mann, den Angesehensten des Staats nahestehend, ein Mann von den loyalsten Gesinnungen, ein ganz anderer, ein Feind des Staats gewesen, oder noch sein sollte? Man hoffte ein Mißverständnis, man glaubte, binnen kurzem diese Schatten, welche die geachtetste Persönlichkeit der Stadt jetzt verdunkelten, schwinden zu sehn. Nur Wilhelmi rief: »Ich wünsche es, aber es wird nicht so werden, er ist ein Catilina, und zwar ein gefährlicherer als der römische, weil er keine Laster hat.«

Die gute Seite der Menschen zeigte sich bei dieser Gelegenheit. Alle sprachen ihr innigstes Bedauern über die unglückliche Johanna aus, welche man sich bei Nacht, umherirrend auf öden, bösen Wegen dachte; die Spötter erklärten sich zu jeder Hülfe bereit, Madame Meyer war außer sich. Man besprach, ob man einen Boten mit Briefen schicklichen Inhalts

ihr nachsenden solle, oder ob es nicht besser sei, wenn ein Freund selbst dieses Geschäft übernehme.

Hermann erklärte sich zu letzterem bereit. Er gedachte seiner Versprechungen, er fühlte, daß er nicht ohne Schuld der Vernachlässigung gegen die Geflüchtete sei, und gutzumachen habe; stärker aber, als diese Erwägung der Pflicht trieb ihn das heißeste Mitleid der Armen nach.

Man freute sich über seinen Entschluß, die Meyer und Wilhelmi packten eilig verschiedene Reisenotwendigkeiten zusammen, und so fuhr unser Freund nach Mitternacht mit raschen Postpferden davon, begleitet von den besten Wünschen der ganzen Gesellschaft, welche bis zu seiner Abreise vereinigt geblieben war.

Eilftes Kapitel

Von dem Kammermädchen war ihm die Richtung angegeben worden, welche Johanna genommen hatte; es war zufälligerweise diesel-

be Straße, an welcher in der Entfernung von zwei Tagereisen Flämmchens Landhaus lag. Nur die Verzweiflung konnte Johann auf diesen Weg getrieben haben, er führte, fortgesetzt, nach dem Schlosse des Herzogs, und vor der Rückkehr zu ihrem Bruder und seiner Gemahlin hatte sie stets den größten Widerwillen gezeigt. Bei der Abreise war ausgemacht worden, daß Hermann ihr zwar in nichts hemmend entgetreten, jedoch ihr die liebevollste und dringendste Einladung zu der Meyer überbringen solle. Man meinte, daß sie in deren Hause, wohlberaten von aufrichtigen Freunden, am leichtesten die schwere Zeit überwinden werde, welche ihr bevorstand. Die Meyer hatte in ihrem gutmütigen Eifer noch vor der Abreise Hermanns die Auswahl der Zimmer getroffen, welche die Freundin aufnehmen sollten. Es waren die schönsten und stillsten des Hauses. Hermann nahm sich vor, Johann mit allen Gründen, die ihm zu Gebote standen, zur Wahl dieses Asyls zu vermögen, da er von einem Zusammentreffen mit der Herzogin bei dem so entgegengesetzten Charakter beider Frauen wenig Gu-

tes hoffen durfte.

Er war mehrere Stationen gefahren, ohne eine Spur von ihr anzutreffen. Schon glaubte er, daß sie ihren Entschluß geändert habe, und von dieser Straße abgewichen sei, als er in einem Landstädtchen, welches er um die Mitte des folgenden Tages erreichte, plötzlich die verlangten Nachrichten bekam. Der Wirt erzählte ihm, daß die Dame, welche er zu suchen scheine, abends zuvor angekommen sei, sehr unruhig getan, und von ihrem Fuhrmanne verlangt habe, weitergefahren zu werden. Dieser habe die Müdigkeit seiner Pferde als Weigerungsgrund angegeben, und sich, aller Versprechungen ungeachtet, nicht dazu verstehen wollen. Die Dame, welche durchaus fort gewollt, sei in großer Bekümmernis gewesen, da sich keine Post am Orte befände. Sie sei schluchzend auf ihrem Zimmer hin und her gegangen, als plötzlich ein Wagen vor dem Hause gehalten habe, umgeben von einer Menge junger Herrn zu Pferde, die ein großes Geschrei vollführt und einem bildschönen Frauenzimmer in bunter Tracht herausgeholfen hätten. Das Frauenzimmer habe

durch Zufall von dem Leidwesen der Dame erfahren, sich gleich zu ihr führen lassen, und sie mit der zierlichsten Höflichkeit gebeten, einen Platz in ihrem Wagen anzunehmen, in dem sie, wenn sie befehle, bis an das Ende der Welt fahren könne. Anfangs sei die Dame das nicht willens gewesen, da aber das Frauenzimmer nicht abgelassen habe, endlich ihr zu Füßen gesunken sei, und ihr Knie umfaßt habe, so sei die Dame mit den Worten: »Du arges Kind, wohin führst du mich?« in den Wagen gestiegen, auf dessen Rücksitze das Frauenzimmer Platz genommen habe, ungeachtet der wiederholten Bitten der Dame, sich doch neben sie zu setzen.

Der Wirt erzählte noch, daß beim Abfahren der Zug der jungen Herrn mit lautem Geräusche sich habe anschließen wollen, auf einen ängstlichen Blick der Dame nach diesem Schwarme hin, habe aber das Frauenzimmer sich emporgerichtet und ihren Begleitern in gebieterischer Stellung zugerufen: »Zurück, ihr Tiere!« Hierauf seien die jungen Leute, gehorsam diesem Befehle, geblieben, die Nacht sei von ihnen unter tausend Eulen-

spiegeleien hingebraucht worden, und erst am Morgen habe sich das Rudel in Bewegung gesetzt.

Nicht ohne Unruhe hörte Hermann diese Erzählung. Daß das junge Frauenzimmer Flämmchen gewesen sei, stand außer Zweifel, und daß Johannes in ihrer Gesellschaft so manches begegnen könne, was diese verletzen mußte, hatte er zu besorgen. Alles das spornte ihn zur größten Eile an; er gab doppelte Trinkgelder, der Wagen flog nur über die tennengrade Chaussee, und so erreichte er noch vor Sonnenuntergang die Gegend, in welcher Flämmchens Haus, eine Viertelstunde von der Heerstraße hinter Birken- und Tannenwäldchen lag.

Sie kam ihm im Garten entgegen, durch welchen man zu dem Hause gelangte. »Habe ich es nun recht gemacht«, rief sie, »die Schöne, Prächtige bei mir in Sicherheit zu bringen? Ich bin doch das gutherzigste Geschöpf von der Welt, euch beide bei mir zu beherbergen, denn daß du nachsetzen würdest, konnte ich mir wohl denken.«

»Wo ist Johanna?« fragte er. »Droben auf ih-

rem Zimmer, das deinige ist daneben«, versetzte Flämmchen und sprang fort, um sie von der Ankunft des Freundes zu benachrichtigen. Nach einigen Gängen, die er durch den Garten machte, erschien Johanna, Flämmchen an der Hand, welche neben der vollen, schlanken, hohen Gestalt wie ein Kind aussah. Er nahte sich der verehrten Frau, und beugte sich in tiefer Rührung über ihre Hand. »Können Sie mir vergeben?« fragte er leise.

»Es würde mir unaussprechlich wehe getan haben, wenn ich Sie nicht wiedergesehen hätte«, versetzte sie sanft. »Doch nun ist es ja gut, Sie sind wieder da, und nehmen durch Ihre Ankunft einen Teil meiner Leiden mir vom Herzen.«

Sie standen, gegeneinander geneigt, die Hände vereinigt, Auge in Auge, und es würde schwer sein, von dem Zuge, der ihre Seelen jetzt bewegte, Rechenschaft zu geben. Flämmchen hob sich auf die Füße, faßte ihr Gewand mit anmutiger Gebärde, und begann in lieblichen Kreisen die Gruppe zu umschweben. Immer weiter wurden diese Kreise; endlich berührten sie ein Gebüsch, hinter dem

die Tänzerin verschwand.

Er fragte Johannes, wie es ihr hier gefalle, und wie lange sie an diesem Orte zu weilen gedenke? Sie versetzte, daß er ihren Entschluß am folgenden Tage vernehmen solle, und daß sie dabei auf seine Hülfe rechne.

»Das wundersame Kind, bei dem Sie mich finden«, sagte sie, »hat mich fast gezwungen, ihren Wagen und ihr Haus anzunehmen. Sie scheint von der Gewalt plötzlicher Eindrücke abhängig zu sein, und der, welchen ich auf sie gemacht, muß mit großer Stärke gewirkt haben, denn sie klammerte sich so fest an mich, daß ich mich kaum ihr entwinden konnte. Im Wagen setzte sie sich mir gegenüber, um mich immer betrachten zu können, wie sie sagte.«

Hermann, der unter diesen und andern Gesprächen mit seiner Freundin durch den Garten ging, mußte sich im stillen bekennen, daß Flämmchen so unrecht nicht habe. Wenn Mißgeschicke gewöhnlichen Menschen leicht etwas Widerliches geben, so verschönen sie dagegen den Ausdruck höherer Naturen und breiten auch über die Gestalt einen Zauber der Verklärung. Johanna schritt neben ihm

wie eine tragische Königin; selbst die Marmorblässe ihrer Wangen erhöhte den Reiz, der von ihr ausging.

Vor dem Hause entließ sie ihn, und wünschte ihm gute Nacht, da sie den Abend allein zuzubringen wünsche. Flämmchen stand in der Türe, kniete vor ihr nieder, und fragte: »Darf ich dich bedienen?« – »Wenn es dir Freude macht, so tue es immerhin«, versetzte Johanna.

Nachdem er seine Sachen auf dem ihm angewiesenen Zimmer hatte ablegen lassen, trieb es ihn wieder in das Freie. Nur durch eine Tür von Johannen geschieden, ohne bei ihr sein zu dürfen, war er von einer Unruhe überfallen worden, welche ihn zwischen den vier Wänden nicht litt.

Ein lauter fröhlicher Gesang zog ihn nach einem entlegneren Teile des Gartens. Das lustige Lied erscholl aus einem geräumigen Gewächshause, hinter dessen großen Glasfenstern er bei dem ungewissen Lichte des Abends noch eben die Sänger erkennen konnte. Die jungen Leute waren es, Flämmchens Gefolge. Sie hüpfen zwischen den Palmen,

Pisangs und Geranien wie verrückt umher, und mancher Topf fiel von seinem Brette. Der beleibte Mann, welchen Flämmchen den Kurator genannt hatte, saß ärgerlich unter einem Kaktus, und schien sich dieser Gesellschaft zu schämen, besonders als er Hermanns ansichtig wurde. Er machte seine jungen Genossen auf den Fremden aufmerksam, worauf der ganze Schwarm an die Scheiben sprang, und Hermann mit possierlichen Gebärden anstarrte. Dieser hielt es der Höflichkeit angemessen, dem ältlichen Manne einige Worte zu sagen, konnte aber seine Absicht nicht erfüllen, weil er die Türe des Gewächshauses verschlossen fand.

Als er noch vergeblich klinkte, hörte er hinter sich gehn. Er wandte sich um, und sah die Alte mit einem großen Korbe voll Eßwaren herbeikommen. Ihre Züge waren noch schärfer geworden, ihre Farbe hatte sich tiefer gebräunt. Ein buntes wollnes Tuch, welches sie um das Haupt trug, gab ihr ein ausländisches Ansehen. »Seid mir gegrüßt«, sagte sie mit der rauhen Stimme, an welche er sich von dem westfälischen Walde her erinnerte. »Ja,

ja, was einmal sich getroffen hat, kommt immer wieder zusammen.«

»Was tust du hier?« fragte Hermann.

»Ich will die Menagerie füttern«, erwiderte die Alte, öffnete die Türe des Gewächshauses und schob den Eßkorb hinein, über dessen Inhalt die jungen Leute gierig herfielen. »Dürfen wir nicht heraus?« fragte einer. »Nein«, antwortete die Alte, »bis auf weiteren Befehl bleiben die Tiere eingesperrt. Nur der Dicke soll in Freiheit gesetzt werden, und dem Herrn Gesellschaft leisten.«

Auf diese Worte kam der Kurator heraus, und sagte zu Hermann mit anständiger Verbeugung: »Rechnen Sie mir es nicht zu, mein Herr, daß Sie mich unter so lächerlichen und fast unschicklichen Umständen kennenlernen. Ich bin wirklich ein ganz geachteter Geschäftsmann, und werde von vielen angesehenen Familien mit ihrem Vertrauen beehrt. Das junge eingesperrte Gesindel zwang mich, so sehr ich mich auch dagegen sträubte, mit in den Käfig zu gehn, worin ich denn bei ihren Possen, ohne Speise und Trank, diesen ganzen Tag habe versitzen müssen.«

Auf nähere Erkundigung vernahm Hermann, daß Flämmchen sehr in Zorn geraten sei, als der Schwarm ihrer unreifen Verehrer ungeachtet des Gebots, mehrere Tage lang fernzubleiben, sich dennoch bei dem Landhause wieder gezeigt habe. Mit dem Rufe: »Ich habe jetzt Besuch, der für euch zu gut ist!« sei darauf die Einsperrung im Gewächshause anbefohlen und auch sogleich vollzogen worden, denn die jungen Leute täten alles, was sie wolle.

Die Alte verschloß das Gewächshaus, und Hermann ging zwischen ihr und dem Kurator nach der Villa zurück. »Ist es wahr«, fragte er den Kurator lateinisch, um von der Alten nicht verstanden zu werden, »daß Sie sich hier als Curator ventris aufhalten?«

»Leider«, versetzte der Kurator seufzend in derselben Sprache. »Es ist die Torheit der jetzigen reichen und vornehmen Leute, alles delikate anfassend zu wollen. Die junge Witwe hat sich für schwanger erklärt, oder vielmehr, das alte Weib hat dies ausgesprengt, möglicherweise in betrügerischer Absicht, weil, wenn ein Erbe erscheint, die Mutter dessel-

ben noch lange Jahre hindurch den Nießbrauch aller dieser Besitzungen behält. Statt nun schlechtweg eine Hebamme zur Untersuchung abzuschicken, bin ich erwählt worden, den Lebenswandel des Flämmchens zu beobachten, weil man durchaus mit Zartheit in der Sache verfahren wollte. Was diese aber bewirken soll, ist mir unbegreiflich. Das Flämmchen lebt, wie es mag, und es fehlt mir an allen gesetzlichen Mitteln, dagegen hindernd einzuschreiten, so daß ungeachtet meiner Anwesenheit dennoch jeder Unterschleif geschehen kann. Aber man ist abhängig und muß sich daher auch den Grillen seiner Klienten fügen. Das Verzweifeltste bei der Sache ist, daß ich selbst von der Unwahrheit jener Angabe überzeugt bin, und nichtsdestoweniger glaube, die Spitzbübin, welche uns da begleitet, wird ihre Künste in das Werk zu richten wissen, wie *sie* es denn auch wahrscheinlich gewesen ist, welche den seligen Domherrn mit dem Mädchen zusammenkuppelte.«

Die Alte, welche bis jetzt still vor sich hin gegangen war, blieb stehn, warf auf bei-

de einen höhnischen Blick und murmelte: »Sprecht ihr nur lateinisch; das Kind ist auf der Reise nach Deutschland, und wird zur rechten Zeit ankommen.«

Das Landhaus war hell erleuchtet, auf allen Gängen, in jedem Vorsaale und Zimmer brannten Lampen und Lichter. »Diese Verschwendung findet hier beständig statt«, sagte der Kurator, »denn Flämmchen fürchtet sich vor dem Dunkel, und läßt daher, sobald der Abend einbricht, die Finsternis aus jedem Winkel jagen. Besonders empfindet sie ein Grauen vor den Hinterzimmern des Gebäudes, in deren einem noch die Leiche des seligen Domherrn einbalsamiert und unbedeckt steht. Der Gute hatte im Testamente anbefohlen, ihn in Spiritus zu setzen, um sich physisch bis in die spätesten Zeiten erhalten zu wissen. Da nun diese ungereimte Verfügung nicht wohl auszuführen war, so wählte man jene annähernde Art der Bewahrung, und wird die Leiche beisetzen, sobald in dem dazu bestimmten Gartentempel die nötigen Vorkehrungen getroffen sein werden.«

»In der Tat«, rief Hermann, »es kommt mir

hier so vor, als ob ich mich in einem Irrenhause befände.«

»Ja«, versetzte der Kurator, »es weht in dieser Luft etwas Ansteckendes, ich bin oft für meinen Verstand hier besorgt, um so mehr, als ich das gefährliche Beispiel vor mir habe, daß Menschen auch ohne denselben fertig zu werden wissen.«

Flämmchen zog beide hüpfend nach einem strahlend hellen Zimmer, in welchem ein runder Tisch gedeckt stand. Gute Speisen waren aufgetragen, feine Weine fehlten nicht. »Nun eßt, was euch beliebt«, rief sie, »es ist mir nichts Langweiligeres, als die Reihenfolge der Gerichte zu halten, das kommt mir vor, als wenn man nach einer Karte spazieren gehen wollte.« Mit diesen Worten verzehrte sie einige Früchte und Konfekte, die zum Nachtische gehörten, und ließ diesem Genusse Fische und Fleischspeisen folgen.

Der Kurator, welcher keinen Blick von ihr verwandte, suchte sich dennoch im Gleichgewichte zu erhalten, und begann, allerhand Geschäftsverhältnisse zu erzählen, welche sämtlich seine rechtschaffne und edle Gesin-

nung bewahrheiten sollten. Die Erinnerung an seine Tugend rührte ihn so, daß er häufige Tränen vergoß. Flämmchen, welche ihn beständig auslachte, versicherte ihn zu öfterem, er sei dennoch ein abgefeymter Vogel, und flüsterte Hermann zu: »Jetzt will ich den Hanswurst fortschaffen.« Mit einem Sprunge war sie auf seinem Schoße, küßte ihn, und rief schmeichelnd: »Sprich, mein Liebster, wie hast du es angefangen, so brav und gut zu werden?« – Der Kurator war unfähig, etwas zu erwidern, seine Augen starrten das schöne Kind an, sein Mund war durch die Küsse in den Zustand versetzt worden, welchen man die Sperre nennt; so gewährte er einen überaus lächerlichen Anblick. Flämmchen stieß, wie von ungefähr an das Glas, welches er, mit Burgunder gefüllt, in der Hand hielt; es entsank ihm, und die rote Flut strömte über den Tisch. »O weh!« rief Flämmchen, »da verdirbt er mir das feine Gedeck, hurtig in die Küche, und Salz geholt!« – Verlegen, ohne aufzusehn, schlich der bestürzte Geschäftsmann fort, und Flämmchen schloß hinter ihm die Türe ab.

Hermann sagte, als er mit ihr allein war: »Wie magst du nur dieses wilde, leichtfertige Treiben rechtfertigen? Geh doch endlich in dich, und bedenke, daß du durch dein unschickliches Benehmen dich selbst aus den Kreisen vernünftiger Menschen bannst. Ich nehme herzlichen Anteil an dir, aber wie soll ich ihn betätigen, wenn solche Streiche beständig allem Rate, jeder Warnung entgegen-treten? Zu spät, wenn ein aufgegebener Ruf, ein siecher Körper dich elend gemacht haben werden, wirst du Reue empfinden, dann bin ich vielleicht dir fern, und niemand steht bei dir, der auf deine Seufzer hört. Versprich mir, Flämmchen, deine Lebensweise zu ändern, entferne vor allen Dingen diese sittenlosen jungen Leute, welche sich wenig für deine Gesellschaft ziemen, und schicke die böse Alte fort, von der ich nichts Gutes glaube.«

Noch mehrere wohlgemeinte Ermahnungen fügte unser Freund hinzu, und hatte dessen nicht acht, daß Flämmchen während seiner Rede leise weg und hinter einen Ofenschirm geschlichen war. Er schmeichelte sich, daß er Eindruck auf sie gemacht habe, daß sie

ihre Beschämung hinter dem Schirme verbergen wolle, als dieser umgeworfen wurde, und Flämmchen, ihr Tagesgewand über den Arm gehängt, im leichtesten Nachtröckchen sich zeigte, welches den Glanz der Achseln und des Busens unverhüllt ließ, und kaum bis an die Knie hinabreichte.

»Ungezogenheit über Ungezogenheit!« rief er.

»Es ist Schlafenszeit«, sagte sie gähmend, »und ich konnte deine Predigt nicht besser benutzen, als mich während derselben zu entkleiden. Ihr müßt die Flamme flackern lassen, wie sie mag. Gute Nacht.«

Sie wandte sich, und wies ihm, durch eine Tapetentüre entschlüpfend, den gewölbten Nacken und die runde, zierliche Wade.

Draußen sang sie folgendes Lied:

Wer mir sagte, wo das Mädchen
Ihres Auges Blick gewonnen!
O verkündet, wo das Fädchen
Ihres Leibes ward gesponnen?

Ach, zerging' ich in die Lüfte,
In die leichten, in die warmen!

Durch die Wälder, durch die Klüfte
Schwebt' ich dann mit freien Armen!

Er hob den Ofenschirm auf. Eine große tragische Maske war in demselben eingestickt. Sein Traum im Försterhause, welcher ihm das umfallende Medusenhaupt, und Flämmchen dahinter hervorspringend gezeigt hatte, trat ihm wieder vor die Erinnerung. Die Maske mit ihren starren, furchtbaren Zügen und toten Augenhöhlen konnte wenigstens für ein Analogon jenes erstarrten Antlitzes gelten. Noch näher aber dem Traume kam seine Stimmung, in welcher üppige und grauenhafte Bilder durcheinanderschwankten.

Zwölftes Kapitel

Am folgenden Morgen wurde er zu Johannem berufen. Sie machte ihm ihren Entschluß bekannt, das Verlangen der Herzogin erfüllen, und den einsamen Aufenthalt, welchen ihr diese in ihrem Briefe bezeichnet hatte, annehmen zu wollen. Hermann wurde ersucht,

dies dem Bruder und der Schwägerin zu melden. »Also werden Sie doch noch Ihren Auftrag ausrichten«, sagte Johanna schmerzlich lächelnd. »Sie vermitteln meine Rückkehr, nachdem jeder Gedanke daran Ihnen und mir verschwunden war. So geht es oft im Leben. Wir glauben uns von manchen Anforderungen, von diesem und jenem Verhältnisse weit, weit entfernt zu haben, und unerwartet fühlen wir uns in längst abgeschüttelten Banden gefesselt.«

Hermann erlaubte sich, manches gegen diesen Plan einzuwenden, der ihm durchaus unheilsam zu sein schien. Er sprach den Wunsch der Meyer aus, und fügte hinzu, daß wenn sie auch diesem sich abgeneigt zeigen möchte, ein Leben und Wohnen unter gleichgültigen, fremden Menschen in ihrer Lage gewiß doch noch dem Drucke widerstrebender Umgebungen vorzuziehn sei.

Johanna versetzte: »Zu meiner Freundin kann ich mich nicht begeben. Bei manchen Schicksalen ist Entfernung, Veränderung von Luft und Boden unerlaßlich. Wie sollte ich es ertragen, da, wo ich unaussprechlich gelit-

ten, noch einmal in der Erinnerung alle Qualen nachzuleben? Was mich bei dem Herzoge und seiner Gemahlin erwartet, weiß ich recht wohl. Waren wir doch schon in jenen früheren Tagen einander unverstündlich! Er ist mehr ein Begriff, als ein Mensch, und *sie* hat, ungeachtet aller Güte, etwas unendlich Peinliches in ihrem Wesen. Ich mochte tun, was ich wollte, für mich sein, oder in Gesellschaft, lesen oder frische Luft schöpfen, so hatte ich beziehungsweise Reden über weibliche Genialität, Gelehrsamkeit und dergleichen anzuhören. Daneben glaubte sie denn, und glaubt es noch in ihrem Briefe, mich zu lieben, während sie doch immer nur mit dem ganzen Dünkel solcher wohlwollenden Quälgeister eine anmaßliche Vormundschaft über mich hat ausüben wollen.«

»Und dennoch? ...«

»Und dennoch. – Ich sehe voraus, wie man mich beobachten, bemitleiden, und auf die beste Manier von der Welt nach und nach einzwängen wird, und dennoch wähle ich diesen Kerker. Soll uns das Bittere süß schmecken? Ist eine Eigenschaft des Jochs nicht

die Schwere? Ich habe gefehlt, nicht wie meine Verwandten meinen, aber ich irrte, indem ich wähnte, uns Frauen der neueren Zeit sei die Begeisterung erlaubt, sei es erlaubt, auf den Schwingen der Begeisterung dem Manne entgegenzuschweben, der unsrer wert ist. Wir sind Geschöpfe der Familie, auf sie sind wir gepflanzt, und so ist es nur ein gerechter Gang meines Lebens, wenn ich nun dem mich demütig ergebe, was mir die Familie bedeutet, wenn ich alles geruhig erdulde, was auf diesem Boden drückend und feindlich für mich emporsteigt.«

Da er sie fest bestimmt sah, so ließ er von weiterem Zureden ab und entwarf den Brief an die Herzogin. Johanna überlas ihn und strich daraus alles weg, was ein Lob ihrer Person enthielt. Nachdem die von ihr gebilligte Abfassung zustande gekommen war, wurde ein reitender Bote damit nach dem Schlosse des Herzogs gesendet, der die Antwort zurückbringen sollte. Diese wollte Johanna auf dem Landhause erwarten.

In diesem wurde es nun sehr lebendig. Johanna hatte ausdrücklich befohlen, daß um

ihretwillen kein Zwang eintreten solle, indem sie sich schon zurückziehen wissen werde, wenn das Getöse ihr beschwerlich falle. Es waren daher auch die jungen Leute in Freiheit gesetzt worden, die es nun an Lärmen und Unruhe nicht fehlen ließen. Von den Beschäftigungen, womit sie ihren Tag hinbrachten, führen wir nur beispielsweise an, daß einer derselben auf nichts bedacht war, als vom Morgen bis zum Abend seinen Backenbart in Ordnung zu halten, und daß ein anderer in einem mitgebrachten blechernen Reisekomfort fortwährend Beefsteaks briet, welche er dann zum Fenster hinauswarf.

Hermann konnte daher Flämmchen eigentlich nicht unrecht geben, als sie auf seine wiederholte Ermahnung, sich dieser Umgebung zu entäußern, versetzte: »Warum schiltst du mich? Andre halten sich zur Gesellschaft Hündchen und Äffchen, wogegen ich einen Widerwillen habe; ich halte mir diese, die aus guter Familie und nicht so unreinlich sind, wie jene Geschöpfe.«

Zu den possenhaften Bewohnern paßte die Örtlichkeit vollkommen. Die Villa war der

treue Abdruck des Sinns, wodurch der Domherr sein Leben zersplittert hatte. Daß nichts an seiner Stelle stand, die Stühle fast überall in ungerader Zahl vorhanden waren, Schränke und Sofas häufig schief gerichtet mitten in den Zimmern angetroffen wurden, konnte auf Flämmchens Rechnung kommen, welche behauptete, das Geräte sei da, sich umherstoßen zu lassen. Allein so manches andre bezeichnete das Gehäuse, welches der verstorbene Besitzer selbst um sich geschaffen hatte. So war die Bibliothek, wenn man einen Haufen willkürlich zusammengeraffter Bücher mit diesem Namen belegen will, unmittelbar an der Küche, ja fast in derselben angebracht, weil der Domherr sich eine Zeitlang eingebildet hatte, der Dampf der Speise stärke, als eine Art leichter olympischer Nahrung den Geist beim Studieren. Rosenkreuzerische Symbole fanden sich neben schlüpfrigen Bade- und Toilettenszenen, ein astronomisches Kabinett wies bei näherer Untersuchung nur pappene Fernröhre und Quadranten auf. Der Verstorbene war nämlich, gerade als Maler und Schnitzler die entspre-

chende Verzierung des Raums vollendet hatten, seiner schnell entstandnen Liebhaberei zu den Sternen wieder überdrüssig geworden, und hatte sich nun begnügt, die Instrumente und Vorrichtungen selbst nur als theatrale Requisiten hinzuzufügen.

Einmal besah Hermann, der hier viel müßige Stunden hatte, um die Zeit hinzubringen, die Naturalien, welche in einem kleinen Kämmerchen aufbewahrt wurden. Ausgestopfte Tiere, neuseeländische Waffen, Wal-fischrippen, Erze, Konchylien waren über-, unter-, nebeneinander gestopft; man konnte sich zwischen dem Gerülle kaum durchwinden. Große chinesische Figuren standen in den Ecken, und wiegten wie Denker, bedächtig die Porzellanhäupter. Hermann öffnete eine Türe, und betrat ein angrenzendes dunkles Gemach, in dem seine Fußtritte wiederhallten. Hier die eigentlichen Schätze vermutend, ließ er sich Licht bringen, und erstaunte nicht wenig, als er sich in einem ganz leeren, blau angestrichnen, großen, saalartigen Zimmer sah, in welches kein Tagesstrahl dringen konnte, weil demselben die Fenster

fehlten. Er erkundigte sich bei dem Bedienten, wozu dieser leere Raum diene, und weshalb man nicht hier, wo Platz genug vorhanden sei, die Sammlung aufgestellt habe? Der Bediente versetzte, daß die beiden Gemächer eine Allegorie darstellen sollten, das kleine mit seinem Inhalte bedeute die Mannigfaltigkeit der Natur, und das große, leere, blaue, die Ewigkeit, zu welcher die Natur hinführe; so habe es der selige Herr erfunden und ausgedacht. Ein Vorhang an der Hinterwand reizte Hermanns Neugier. »Dahinter«, sagte der Bediente auf seine Frage, »sollte der liebe Gott angebracht werden, aber der selige Herr ist darüber gestorben, und nun haben wir ihn selbst dort als Mumie vorderhand beigesetzt, weil kein andres Gefäß dafür übrig war.« – Er zog an einer Schnur, der Vorhang flog zurück, und Hermann erblickte auf einem Stufengerüste in der Nische einen Sarkophag in ägyptischem Geschmack. Ohne sich durch seinen Ruf, daß er nach dem Anblicke nicht verlange, irremachen zu lassen, hob der Bediente in seinem Eifer, dem Fremden die größte Seltenheit des Hauses zu zeigen, den Deckel ab, und

Hermann mußte mit Widerwillen eine eingetrocknete menschliche Gestalt, von weißem Faltengewande bekleidet, wahrnehmen, welcher die Kunst diesen kümmerlichen Scheinbestand gesichert hatte. Er wandte sich nach kurzem Hinblick ab, zur Verwundrung des Bedienten, welcher diesen Abscheu nicht begreifen konnte, und seinerseits die größte Zufriedenheit über den so wohl erhaltenen seligen Herrn aussprach.

Der Gedanke, mit einem Leichname unter Dach zu sein, war nicht angenehm. Die albernen Einrichtungen und Zusammenstellungen des Hauses verwundeten Sinn und Auge. Das Getöse, welches die jungen Leute machten, war oft unleidlich. Eine große Menge hinterlaßner Kanarienvögel, für welche Tierart der Domherr eine besondere Vorliebe gehabt hatte, warf in dieses Wirrsal die schmetternden, ohrzerreißenden Töne. Wollte er dem Schwindel draußen entgehn, so schreckte ihn der vernachlässigte Garten, in welchem allerorten wilde Ranken und Sprossen überwucherten, wieder in das Haus zurück.

Flämmchen sah er wenig. Sie fuhr in der

Nachbarschaft umher, eine große Ballgesellschaft zusammenzubitten. »Gebt acht«, hatte sie beim Einsteigen gesagt, »wenn ich nur selbst komme und ihnen das Wort gönne, so fliegen alle alten und jungen Gänse in meinen Stall.«

Die braune Zigeunerin umschlich ihn mit sonderbaren Blicken. Noch immer sah er sie Kräuter sammeln, welche sie aber jetzt zu eignen Heilzwecken verwendete. Sie machte nun selbst den Arzt, täglich kamen Leute aus der Gegend zu ihr; man hielt sie für eine Wundertäterin, und ihr Ruf stieg um so höher, als sie nie Bezahlung nahm. Sie schien unsrem Freunde etwas vertrauen zu wollen, denn sie machte sich oft ein Gewerbe bei ihm, und sah ihn dann so eigen an, daß ihm in ihrer Nähe wunderbar zumute ward. Er wünschte sehnlich die Rückkehr des Boten herbei, denn er wollte nur Johannem zum Wagen führen, um dann sogleich in die selbstgewählten Beschränkungen einzutreten, da er doch wohl einsah, daß er keinen Einfluß auf Flämmchen habe.

Dreizehntes Kapitel

Nur wenn er sich bewußt ward, daß er Johannas Wandnachbar sei, oder wenn er bei ihr verweilen durfte, empfand er eine Beruhigung in diesem Treiben. Er war viel bei ihr, aber doch nicht so oft, als er wünschte. Eine Zärtlichkeit ohne Leidenschaft trieb ihn gegen sie, er begriff nicht, wie er nach ihrer Abreise sich werde zu fassen imstande sein, und doch konnte er Corneliens zu gleicher Zeit gedenken, lebhaft und schmerzlich nach ihrem, ihm für immer entzogenen Besitze verlangen. Er wollte sich Vorwürfe über diese Doppelempfindung machen, die seinem Verstande zweideutig erschien, aber es stellte sich keine Reue ein, sein Gefühl blieb unversehrt. Er war ein Fremdling in seinem eignen Herzen geworden.

Es gibt nicht Erquickenderes, als den Anblick einer großen vornehmen Seele, welche das Unglück als etwas ihr Gehöriges, als das heilige ihr von den obern Mächten verliehene Eigentum nimmt und hinnimmt, während kleine Gemüter sich gegen dieses Erbteil uns-

res Lebens unter Winseln und Wehklagen fruchtlos sperren. Johanna war ruhig, selbst heiter. Sie verhehlte gegen Hermann nicht, daß ihr Los ihr für immer zerstört zu sein scheine, »aber«, setzte sie hinzu, »wie unendlich wohler ist mir jetzt, wo ich die Brandstätte überschaue, als damals, wo ich noch mit Rauch und Flammen unselig kämpfte!«

Über die Geheimnisse ihrer unglücklichen Ehe, über Medons Charakter, und die plötzliche Wendung seines Schicksals beobachtete sie ein strenges Stillschweigen. Einmal hatte Hermann versucht, von weitem und in der bescheidensten Weise ihre Lippen über diese Dinge aufzuschließen, war aber mit den Worten, daß man von unheilbaren Schäden nicht reden müsse, zurückgewiesen worden. Alle diese sonderbaren Verwicklungen blieben ihm also tief zugehüllt, und er brachte von denselben nur in Erfahrung, was die Gerüchte aus der Hauptstadt meldeten, aus welcher ihm während dieser Tage mehrere Briefe zukamen. Sie sprachen von einer großen Verschwörung, welche auf den Umsturz des Thrones und auf Fürstenmord berechnet ge-

wesen sei. Die bedeutendsten Männer seien in das Komplott verflochten, selbst Staatsminister bezeichne die öffentliche Stimme wenigstens als entfernte Teilnehmer.

Einen dieser Briefe, den ihm Madame Meyer geschrieben, mußte er Johannem, wiewohl er es ungern tat, zum Lesen geben, da er mehreres für sie insbesondere enthielt. Nachdem sie ihn durchgelesen, sagte sie: »Es steht besser und schlimmer, als diese Zeilen berichten.«

Sehr wohltuend war das Verhältniß, in welches sie sich zu den Umgebungen gesetzt hatte. Zuvörderst war in den Zimmern, welche sie innehatte, unter ihren und Hermanns Händen Ordnung und Ebenmaß entstanden, alles Anstößige hatte sich aus denselben still verloren, manches würdige Kunstwerk, welches der Domherr denn doch auch mit vielem Tande zufällig hin und wieder erworben, war ihr von Flämmchen und der Dienerschaft, als müsse dieses so sein, zugebracht worden. So hatten ihre Gemächer bald das Ansehen einer schönen Insel inmitten eines wüsten Meeres von Unsinn.

Von dem Getöse, welches unsrem Freunde so beschwerlich fiel, schien sie nichts zu vernehmen. Als ihr Hermann seine Bewundrung über dieses gleichmütige Erdulden aussprach, erwiderte sie: »Ich habe mir vorgenommen, nicht danach hinzuhören, und so gelingt es mir auch. Man sagt, daß die Bewohner einer Mühle sich an deren Klappern gewöhnen können, daß sie sogar aus dem Schlummer erwachen, wenn die lärmenden Räder gehemmt werden, und die hiesigen Töne sind doch noch nicht so laut und schlimm, als Mühlengeräusch.«

Trat sie aus ihren Zimmern, so verwandelte sich vor ihrer Erscheinung alles, was der Verwandlung fähig war. Die jungen Leute ließen von den Albernheiten ab, nahten ihr bescheiden und waren auf eine Zeitlang anständig und gesittet. Die Diener und Mägde, welche sich in dieser aufgelösten Wirtschaft ein gemeines lautes Wesen angenommen hatten, gingen, still, mit niedergeschlagenen Augen, ihre Wege, und widersprachen, wie sie sonst pflegten, den erteilten Befehlen nicht; Flämmchen endlich trocknete Tränen, welche

ein ihr ewig Versagtes beweinten.

Zum zweiten Male in kurzer Zeit erblickte Hermann die Wirkungen der Weiblichkeit über eine rohe Welt. Wie Cornelia dort über die Hirten, so herrschte hier Johanna über die Barbaren, welche die Verfeinerung unserer Zeiten wieder erzeugt hat. Auch sie wußte, wie Cornelia, nichts von ihrer Macht. Sie ordnete selbst kleine gemeinschaftliche Vergnügungen an, nahm an Spazierfahrten und Wasserpartien teil, und schien sich einfach und natürlich zu dieser Gesellschaft zu rechnen, von welcher sie ein unermeßlicher Abstand trennte.

Das ist die heilige Gewalt der Frauen, welche sie zu Priesterinnen, Heerführerinnen und Königinnen kraftvoll aufstrebender Völker macht, und der sich zu keiner Zeit jemand ohne seinen Schaden entzieht.

Vierzehntes Kapitel

Flöten, Geigen und Bässe ertönten im Ballsaale, welchen Flämmchen so hell hatte be-

leuchten lassen, daß der Glanz den Augen fast empfindlich ward. Eine zahlreiche Gesellschaft war versammelt, deren Kommen die Vorhersagung des wilden Kindes bestätigte. Man war nur stark genug gewesen, früheren geschriebnen Einladungen zu widerstehn, sobald die mutwillige Festgeberin sich in Person zeigte, und einige schmeichelnde Worte verwendete, schwanden die Bedenken; alle Väter und Mütter sagten sich und ihre Töchter zu, vielleicht zum Teil auch aus Neugier, die berühmte unglückliche Frau kennenzulernen, deren Anwesenheit auf dem Landhause schnell in der Nachbarschaft kund geworden war.

Johanna hatte von Hermann ausdrücklich verlangt, daß er am Feste teilnehmen solle. Auch sie erschien, geschmückt und strahlend, und versagte sich den ruhigeren Tänzen nicht. Als Hermann sie in der Polonaise führte, flüsterte sie ihm zu: »Alles in diesem Landhause ist zu ertragen, nur die empfindsame Zudringlichkeit des Kurators nicht. Er hat mich mit seinen Anträgen, mir helfen und beistehn zu wollen, diese Tage her sehr gepei-

nigt, wenn er mir nur heute fernbleibt!«

Wirklich hatte Hermann bemerkt, daß der Kurator Johann, sobald sie sich öffentlich zeigte, nicht aus den Augen ließ, und allen ihren Schritten folgte. Flämmchen schien bei ihm außer Gunst gekommen zu sein.

Auch an diesem Abende zeigte sich die Beifruung des Verehrers. Er nahm während einer Pause des Tanzes Hermann beiseite und sagte: »Welche Erscheinung! Wie wert, daß man sich der Frau annehme! O Freund, lassen Sie uns für die Herrliche sorgen, stehen wir nicht ab, bis wir sie vermögen, in ihre Verhältnisse zurückzukehren! Ganz gewiß beruht Medons Schicksal auf einem Irrtume, bald wird er seine Freiheit wiedererlangen, welche Schmach dann für die Gattin, den Gatten zur Zeit der Not verlassen zu haben! Nein, helfen Sie mir, eine gestörte Ehe herzustellen, leiten wir die verirrte Frau in die Arme des Mannes zurück!«

»Ich dünkte, man überließe den Personen, gegen welche man Verehrung fühlt, selbst ihr Los zu bestimmen«, sagte Hermann mit Empfindlichkeit. Der Gedanke, Johann und Me-

don wieder beisammen zu wissen, den der Kurator in ihm angeregt hatte, war ihm äußerst unangenehm. Dieser machte sich an Johann, und es verdroß Hermann, daß sie ihm freundlicher, als er es wünschte, und wollte, zu begegnen schien. Er trank mehr Wein, als er sonst pflegte, und suchte seine Aufregung in raschen Walzern mit muntern, schönen Mädchen zu vergessen.

Mitternacht war vorüber. Er setzte sich in ein Nebenzimmer und sah in die Nacht hinaus. Das ganze Gefühl seiner ersten Jugend, welches er immer gegen das Ende von Bällen gehabt, kam über ihn. Wie die Töne des Tanzes gegen die große stille Nacht draußen in buntem Gewimmel ankämpften, und doch ihren Tod schon in sich trugen, so erschien ihm das ganze Dasein im kurzen schönen Kriege gegen das Unendliche, Farben- und Formlose befangen.

Johanna hatte sich zurückgezogen. Er machte sich Vorwürfe, auch nur in Gedanken ihr gezürnt zu haben. Morgen mußte der Bote vom Schlosse des Herzogs zurückkehren, wie nahe stand die traurige Trennung be-

vor! Sehnsucht und tiefe unbezwingliche Liebe trieben ihn zur Türe ihres Zimmers.

»Kann ich Sie noch sprechen, Johanna?« flüsterte er. Sie öffnete und sagte: »Welch ein später Besuch! Was führt Sie zu mir?«

»Schmerz, Wehmut, Johanna. Wir gehen morgen auseinander, und wann sehn wir uns wieder? Tief verbergen Sie Ihre Leiden, und gönnen dem Freunde nicht den Trost, sie mit Ihnen teilen zu dürfen.«

Sie reichte ihm die Hand und sagte: »Keiner soll mir helfen, wenn ich der Hülfe bedarf, als Sie. In aller Not und Trauer will ich ewig nach Ihnen schauen. Wir sind verbunden; was kann uns scheiden? Rollt die Liebe auf den Rädern des Wagens davon?«

Er hielt ihre Hand fest und fragte leise: »Lieben Sie mich, Johanna?«

»Von Herzen«, versetzte sie. »Soll denn nur das Blut, und immer nur das Blut Geschwister schaffen? Darf nie das Gemüt in freier schöner Wahl das reinste Band knüpfen? Nein, ich werde den Glauben nicht aufgeben, daß solche Neigungen möglich sind. Vom ersten Augenblicke, da ich Sie sah, sind Sie mir

wie ein Bruder erschienen; lassen Sie mich Ihre Schwester bedeuten! Und zum Angedenken dieser Stunde und meines Bekenntnisses empfangen Sie das beste, was eine Frau darbieten kann.«

Sie schlang ihren Arm um seinen Nacken und die schönen unentweihten Lippen berührten die seinigen. Sanft sich emporrichtend, sagte sie: »Wer würde, das sehend, nicht rufen, es sei Leidenschaft, Frevel! Und doch, wie fern bin ich von allem ungestümen Wesen! Wie ruhig könnte ich Sie in den Armen einer andern sehn! So wenig reichen unsre Begriffe an die Geheimnisse des Herzens.«

Zitternd, sprachlos, ging er durch die erleuchteten Gänge. Noch klang die Musik in rauschenden Weisen. Wie hätte er zu schlummern vermocht! Über alles Hoffen hinaus war ihm sein Leben erhöht! An seiner Brust hatte die Königliche geruht; er erlag fast unter der Bürde eines fremden, unbegreiflichen Glücks.

Ohne Absicht klinkte er an einer Türe. Sie tat sich auf, und da er in dem dunkeln Raume an eine Tapete rührte, so sah er sich, da dieselbe gewichen war, unverhofft in

dem großen, blauen Zimmer, welches er schon kannte, und zu dem dieser zweite, verborgne Eingang führte.

Die Alte saß auf einem bunten Teppich am Fußboden und hatte zwei Flaschen neben sich stehn. Aus einer füllte sie sich ein großes Kelchglas bei Hermanns Eintreten, und leerte es auf einen Zug aus. »Das ist schön«, rief sie, »daß Ihr mich besucht! Ich liebe den Lärmen nicht, und habe mich hieher in die blaue Ewigkeit zurückgezogen, um meinen Genuß in der Stille zu finden, aber die Gesellschaft eines Mannes, wir Ihr seid, soll mir ein köstliches Zugemüse zum Weine sein.«

In seiner Stimmung widerlich durch ihren Anblick gestört, wollte er das Zimmer verlassen. Sie trat ihm aber rasch in den Weg, und sagte: »Nein, mein Herr, so kommt Ihr nicht fort. Ist es recht, undankbar gegen gute Gesinnungen zu sein? Nicht wahr, Ihr habt Euch heute so hoch erhoben im Fluge mit dem Paradiesvogel, daß Ihr das, was unter Euch zappelt, gar nicht mehr wahrnehmt? Nun, nur Geduld, auch wir sinnen auf Euer Vergnügen, wir wissen nur noch nicht, wie es auszufüh-

ren.«

Ihre Augen funkelten, ihre Lippen lallten, sie glich einer Hexe. Hermann, welcher den Zustand sah, in den sie der Genuß des Weins versetzt hatte, tat sich, um einen verdrießlichen Auftritt zu meiden, Zwang an, und sagte: »Ich kann recht gern bei dir verweilen, wenn dir das einen Gefallen erzeigt.«

»So spricht Ihr vernünftig«, erwiderte die Alte, trug den Teppich zur Schwelle der Türe, und setzte sich dort nieder, ihm den Ausgang versperrend.

»Es gibt gar kein größeres Unglück«, sagte sie, indem sie fortfuhr, zu trinken, »als eine Wissenschaft mit sich umherzuschleppen, die dann im Grabe mit einem verfault. Dem Arzte sagte ich sie, der wollte sie nicht glauben und lachte mich aus, darnach verlor ich das Zutraun, und erst Ihr habt es wieder in mir erweckt. Warum? weiß ich selbst nicht; Ihr scheltet mich aus, und macht Euch aus dem Flämmchen nichts, eigentlich müßte ich Euch hassen, aber ich tue es nicht, der Teufel muß mir die Freundschaft für Euch angetan haben.«

»Was soll das? Was hast du mir zu entdecken?« fragte Hermann verwirrt.

»Die Heimlichkeiten der Bahre!« kreischte die Alte, und leerte das Kelchglas. »Genieße das Leben, junges Blut, stampfe die Erde im Tanze, schlürfe das Öl und Feuer der Traube, bette dich auf den Hüften des Mädchens, denn wenn du im Sarge dich streckst, so wird es anders, greulich und fürchterlich. Die einen sagen, es sei aus mit dem letzten Hauche, das ist nicht wahr, die andern glauben, frei und ledig fliege die Seele vom Kote zum Himmel, das ist auch nicht wahr, die einen lügen, wie die andern, ich weiß es besser; Leben und Tod sind nicht geschieden, wie Schwarz und Weiß; ein entsetzliches Grau steht dazwischen, die Verwesung. Da fühlt sich das modernde Fleisch noch als Fleisch, da möchte das Blut, das in Klumpen und Wasser auseinanderrannte, noch beisammenbleiben und vermag es nicht, da brennt in schaudervollem Schmerze das Auge, dem die Säfte vertrocknen. O welches Wort nennete diese Pein! Welcher Jammer reichte an solche Verwüstung! Warum soll ich allein diese

Furcht tragen, an welcher das Menschengeschlecht umkäme, wenn sie die Wahrheit erführen? Einer wenigstens muß mit mir zittern und beben, und der eine sei du!«

»Wahnwitzige, schweige!« rief Hermann, dem bei diesen Reden das Zimmer sich umdrehte.

»Wahnwitzig? – Ich bin die Prophetin, du höre mir zu! Ich weiß es, denn ich habe es erfahren. Schon hatten sie mich ins Leichentuch gelegt, die Kerzen brannten zu meinem Haupte, die schwarzen Männer wurden bestellt, und ich konnte mich nicht regen und rühren. Alles begann in meinem Leibe vorzugehen, buchstäblich, wie ich es Euch gemeldet, und die Würmer rüsteten ihre Zähne zum Nagen. Ich war nicht lebendig und ich war nicht tot, ich war zwischen beiden. So wäre es dann fortgegangen, Schritt vor Schritt, bis dahin, wo die arme in eins gefügte Kreatur, zerrissen, zersplissen, in der Luft stürmet und weht, als Erde friert, klebt und starrt, auf den feurigen Zungen der Flammen hüpfet und lodert, und immer noch von sich weiß, und wieder zu sich kommen möchte, aber nicht kann.

Hast du das klägliche Ächzen nicht gehört in der Natur? Es ist der Hülfesruf der verworsten Seelen, die so umherflattern. Und mit andern Worten haben das die Priester schon gesagt, wenn sie vom Fegfeuer sprachen. Mich aber gelüstete nicht nach diesem; in der letzten Angst rief ich den Starken zum Beistande, und der erhörte mich. Er fachte das Lebenslicht in mir an, daß es Herr wurde über das Elend und die faulen Dünfte; da konnte ich die Finger regen und bald darauf die Hand. Die Leute sahen es, sprengten mir flüssige Geister in das Antlitz, und sagten darnach: »Diese ist von den Toten erstanden.«

Sie strich ihre schwarzen Haare und hing sie sich wie Schlangen um das Haupt. »Sage mir, wer bist du. Unheimliche, und woher stammst du?« fragte Hermann, dem die wilden Reden durch Mark und Bein dröhnten.

»Ich bin eine Nonne aus Spanien«, versetzte die Alte, gierig trinkend. »Ich betete öfter als die andern alle zur Jungfrau Maria und den Heiligen, war über die Maßen fromm. Keine Übung konnte mir streng genug sein, die erste war ich auf und die letzte von dem

Chore. Sie nannten mich die Begnadigte, und ich stand in hohen Ehren weit und breit umher. Da brach der Krieg herein, unser Kloster wurde von den fremden Scharen erstürmt. Durch Rauch und Flammen, bei dem Zetergeschrei der Schwestern, welche mit zerrißnem Schleier die Gänge hinabirrten, drang der schöne Pole zu mir, ergriff mich und schleppete mich in die Kirche. Dort auf dem Altare, unter dem Bilde derer, welche wir die Mutter Gottes hießen, bezwang er mich, ungerührt von meinem Weinen und Flehen. Ich schickte die jammervollsten Bitten in den Schmerzen der Wollust empor zu dem Bilde, mir zu helfen, und meinen himmlischen Brautkranz zu schützen; aber es war umsonst, und ich lag da, vernichtet und mir selbst ein Ekel. Da erkannte ich, daß die Heiligen von Holz seien, und der Himmel ein Rauch und verfluchte Gott noch an der nämlichen Stätte. Folgte nach diesem dem Polen, und lebte mit ihm in verschiedenen Landen in großer brünstiger Herrlichkeit. Das Kind aber, so ich von ihm empfangen, trug ich aus in der Verachtung Gottes, immer in mich hineinsprechend:

›Wachse du Frucht meines Schoßes ohne ihn, der da ist das uralte Nichts.« Und da es zur Welt kam, hatte es sich nicht, wie die andern Kinder, welche weinen, wenn sie geboren werden, nein, es hat gelacht und der Wehmutter ein Gesicht geschnitten, als sie es in ihren Händen auffing.

Aber ich war unselig ohne Gott, denn der Mensch muß einen Herrn haben. Wie ich diesen gefunden in den Ketten der Zerstörung, sagte ich schon; Er, der Starke, Dunkle, ist mein König und Gebieter worden, der mich in alle Wege leitet. Ihr seht mich zweifelnd an, und schüttelt das Haupt, weil ich im Walde vom Kreuz zu Euch gesprochen, und von Himmel und Hölle, weil ich mich nach wie vor eine gute Christin nenne. Das ist eben seine Güte und Großmut; er erlaubt es uns, damit uns die Menschen nicht steinigen, er rät uns selbst, die Larve zu tragen, und ist zufrieden mit unsres Herzens stillem verschwiegenem Dienste. Und ich sage Euch, es gibt mehrere dieser Art außer mir. Aber horch, ich höre das Flämmchen, sie soll uns den Tod und die Auferstehung tanzen.«

Die Alte richtete sich auf, wankte in eine Ecke, kniete dort nieder, stemmte die Arme in die Seite, und hob an, ein Lied zu singen, welches Hermann, der, sobald die Türe frei geworden war, hatte entfliehn wollen, mit magischer Gewalt zurückhielt. Bei seinen Tönen trat Flämmchen ein, im vollen, üppigen Putze, schritt, ohne selbst Hermanns zu achten, wie gefesselt und bezwungen auf die Alte zu, senkte vor ihr das Haupt, und bewegte sich dann nach dem Takte der Melodie rund im Kreise um ihn.

Die Worte des Liedes waren wieder aus der fremden Sprache, welche Hermann nicht verstand, aber Melodie und Ausdruck gaben den klaren Sinn. Tief und wehmutsvoll klangen die ersten Strophen, ein Schmerz, der keine Grenzen und keinen Namen hat, zitterte in ihnen, aber gehalten und bewußt. Auf einmal fielen in einem ganz wunderbaren, raschen Tempo wirbelnde, schneidende Töne ein, und zuletzt sprudelte daraus ein Gewimmel von Lauten hervor, als wollten Rhythmus, Worte, Musik einander aufheben und vernichten, ohne daß gleichwohl die dämonische Harmonie

in diesem Aufruhre aller Takt- und Tongesetze unterging.

Angemessen dem Liede waren die Tanzbewegungen Flämmchens. Das Haupt gesenkt, die Arme schlaff am Leibe niederhangend, den Leib matt in den Hüften wiegend, setzte sie die kleinen, wie durch Starrsucht gefesselten Schritte, lieblich immer, aber träge in die Runde. Es war mehr ein Schleichen, als ein Gehn, die Augen hielt sie halbgeschlossen, die Lippen waren wie von Erschöpfung geöffnet. So gab sie das Bild einer sterbenden Magdalena, an deren süßen Fleische schon der grimmige Freudenhasser nagt. Bald ging dieses Schleichen in ein völliges Stocken über, kaum merklich waren noch die Bewegungen, sie erstarrte endlich, sich auf die Knie niederlassend, zu einer Gestalt von Stein, durch deren Adern und Fibern es nur noch wie ein unseliges Rieseln und Wirbeln lief. Der Anblick dieses schönen Mädchenkörpers, seiner leisen, zuckenden Regungen war unbeschreiblich rührend, die Augen tat sie auf, und warf auf Hermann einen erloschnen Blick, vor dem er gleichwohl die sei-

nigen senken mußte. Denn es rief aus demselben wie mit schluchzendem Munde: »Erlöse mich, o du mein Geliebter, aus den Krallen der zerwühlenden Elemente!« So blieb sie einige Sekunden haften, dann aber warfen die raschen schneidenden Strophen der Alten den Aufruhr auch in ihre Glieder. Sie erhob die Arme, sie richtete sich auf ihre Füße, vorwärts und rückwärts flog der Leib, von den geschwungnen Schenkeln bewegt; immer wilder, zerbrochener wurde dieser rasende Tanz, die Glieder schienen sich voneinander zu lösen und dahin und dorthin zu zerflattern, endlich schwebte das lemurische Gebilde hauchartig in den Lüften, denn kaum den Fußboden noch berührten die Spitzen der Zehen. Die Kreise hatte das tanzende Schattenähnliche aufgegeben, in einer geraden Linie schwebte es gegen den Sarkophag in der Nische, von welcher die Alte den Vorhang hinweggezogen hatte, und zitterte dann mit ängstlichem Wenden von seinem Mumieninhalte zurück. Nachdem dieses Hinan- und Zurückschweben einige Male stattgefunden hatte, verklang das Lied der Alten.

Welches Ende das geisterhafte Schauspiel genommen, hat Hermann nie erzählen können. Er hatte, als er das gespenstische Schweben eine Zeitlang angeschaut, vor dem verwirrenden Anblicke die Augen geschlossen, und sich mit abgekehrtem Gesichte wider die Wand gelehnt. Da er sich umwendete, war er allein.

Noch immer rauschten die Weisen des Balls fort, noch immer hüpfen unfern fröhliche Menschen, und hier waren ihm Offenbarungen des Grabes geworden! Die Menschen, welche Zauberstätten betreten, deren Augen und Ohren in das Wesen und Weben solcher Orte verstrickt werden, büßen Sinn und Willen ein, die überwältigte Seele lebt Jahre in Augenblicken, das Fernste, Unglaublichste tritt ihr als Wahrheit nahe, die Wirklichkeit hat keine Macht mehr auf sie. In solcher Verfassung war Hermann. Seinen durch Tanz und Wein aufgeregten Geist hatten im Verlauf einer Stunde die fremdesten Gegensätze berührt. Das edelste Menschliche hatte ihm in tiefster Brust mit Liebesarmen geschmeichelt, höllischer Spuk war dieser Selig-

keit in aller Pracht des Abgrunds gefolgt. In den Haushalt der Engel und in den der Teufel hatte sein erblindendes Auge schauen müssen, leider fehlte ihm die Festigkeit des Dante, welcher einst die Last solcher Gesichte unverzagt zu ertragen wußte.

Ohne zu wissen, was er tat, hob er jetzt selbst den Deckel des Sarkophages ab, und starrte gedankenlos die trocknen Züge der Mumie an. Eine Weile hatte er so gestanden, als durch die Türe, die nach dem Naturalienkabinette führte, der Kurator eintrat. »Ich bringe eine gute Neuigkeit«, sagte dieser. »Johanna verlangt noch nach Ihnen, zu so später, oder so früher Stunde, denn es geht auf zwei Uhr, kann diese Bestellung nur das Beste bedeuten. Gewiß ist in ihr der einzige richtige Entschluß, den sie fassen konnte, aufgekeimt, und Sie sollen ihr denselben ausführen helfen. Gehen Sie schnell zu ihr.«

Hermann ging. Draußen auf dem Gange verließ ihn jener. Der Ball hatte aufgehört, unten fuhren die Wagen ab. Die Alte sah er umhertaumeln und auf den Vorsälen die Lichter und Lampen auslöschen. Als er bei

ihr vorbeiging, lachte sie ihn an, und rief: »Ihr schleicht noch zu Eurem hohen Lieb? Nun, eine glückselige Nacht!«

Er öffnete sacht Johannas Zimmer. Es war dunkel, der Duft süßen Räucherwerks floß ihm entgegen. Er meinte, sich geirrt zu haben, trat einen Augenblick auf den Gang zurück, und sah die Türe an. Aber das war seine, das war Johannas Türe! Er tastete im Zimmer nach einem Stuhle, setzt sich auf denselben, und wollte erwarten, daß seine Freundin mit Licht komme.

Da hörte er leise die Vorhänge des Betts rauschen. Was er noch von Besinnung gehabt hatte, schwand. Er wankte der Gegend zu, von welcher das Rauschen vernommen worden war. »Johanna?« fragte er glühend, bebend. »Ja«, antwortete es kaum hörbar unter innigem Weinen. Ein Busen und Leib, dessen Berührung die Glut des Fiebers in ihm entzündete, drängte sich aus den Kissen ihm entgegen. Weiche Arme umschlangen ihn, er sank auf das Lager, welches ihn erwartete, und die Wogen des höchsten Genusses schlugen über ihm zusammen.

Fünfte Kapitel

Man hat den Maler gelobt, welcher, die Grenzen seiner Kunst erwägend, auf dem »Opfer der Iphigenia« dem Vater Agamemnon das Haupt verhüllte. Zu diesem oft angeführten Beispiele müssen auch wir unsre Zuflucht nehmen, wenn wir bekennen, daß unsre Feder die Empfindungen nicht schildern mag, welche Hermanns Brust zerrissen, als der Tag in sein Gemach schien. Es gibt ein Bewußtsein, von welchem kein menschliches Wort das Genügende aussagen kann. Ach, und dennoch sind die Dinge möglich, die so wütende Schmerzen in uns hervorrufen, und werden uns Armen auferlegt!

Im tiefsten Dunkel war er nach seinem Lager zurückgekehrt. Aus unerquicklichem Schlummer mit dem Morgenrote emporfahrend, wollte er sich überreden, das Erlebte sei nur ein lasterhafter Traum gewesen. Aber da brannten und schmerzten seine wunden Lippen noch von wilden Küssen, da fehlte seinem Finger der goldne Ring, den er zu tragen pflegte, und der ihm unter reizenden Liebess-

pielen entschmeichelt und abgestreift worden war.

Er war unglücklich, ganz unglücklich. Ein Heiligtum war geschändet, ein Götterbild von seinem hohen Stande schmäählich in den Kot gestürzt worden. Er ging in den Garten, die Bäume schienen ihm falbe Asche statt des Laubes auf ihren Zweigen zu tragen, Luft und Sonne waren ihm zuwider. In die Laube, worin er sich niedergesetzt, flog ein Vögelchen und sah ihn unschuldig-neugierig an. »Willst du meiner spotten?« rief er und schlug nach dem Tiere.

Im Garten, wie im Hause war alles still. Die jungen Leute, die Diener verschliefen ihre Anstrengungen. Flämmchen war nicht zu sehen.

Die Alte kam, ein dampfendes Getränk auf silbernem Teller tragend, und sagte feierlich – höhnisch: »Ich bringe Euch Stärkung, Ihr muntren Ritter. Seht Ihr wohl? Nun habt Ihr doch getan, was der Starke, Dunkle mir versprochen hatte. Ihr lagt so recht der Tugend im Schoße, nicht wahr?«

»Fort, du Scheußliche!« rief Hermann, und

schleuderte heftig die Alte zurück, daß die Tasse auf den Boden fiel und das Getränk verschüttet wurde. »Ei behüte und bewahre, laßt nur meine Knochen ganz!« murrte sie und schlich davon.

Ein Reiter sprengte an das Gittertor, in welchem Hermann den nach dem Schlosse des Herzogs gesendeten Boten erkannte. Er zog einen paketartigen Brief aus der Tasche und sagte: »Ich bringe Antwort.« – »Gebt sie an die gnädige Frau ab«, versetzte Hermann.

Er zitterte, Johannes zu sehn. Er schauderte vor dem Gedanken, ihr Zimmer zu betreten, auf dessen Schwelle sich die Erinnerungen der Nacht mit Furienantlitzen lagerten. Die Vernichtung wäre ihm willkommen gewesen.

Ein Knabe kam und sagte: »Sie werden im Birkenholze erwartet.« Bewußtlos schwankte er hin; Johanna trat ihm dort entgegen und rief: »Ich selbst in schlimmer Lage, soll noch andern helfen. Medon, seiner Haft entwichen, ist hier in unsrer Nähe, spricht mich um Rat an. Sie ließ ich holen, um Schutz und Beistand bei diesem unseligen Wiedersehen

zu haben, da ich doch schwächer bin, als ich meinte.«

Eine Gestalt im Mantel näherte sich, schlug die Verhüllung zurück und Medons bleiches, verwildertes Antlitz wurde sichtbar. Er stürzte vor Johannes nieder. »Vergeben Sie mir alles, was ich an Ihnen getan!« war sein erstes Wort.

»Stehen Sie auf, Medon«, versetzte Johanna. »Sie sind unglücklich; wie vermöchte ich, Ihnen zu zürnen? Wir Frauen haben die Eigenheit, selbst unsre Irrtümer zu lieben, in diesem Worte werden Sie eine Beruhigung über mich und mein Gefühl für Sie jetzt und künftig finden. Es war ein Irrtum, daß ich Sie liebte, aber ich habe Sie geliebt; vor dieser Wahrheit zerschmilzt alles Bittere und Zürnende.«

Der Unglückliche brach in ein unendliches Weinen aus. »Ist keine Hoffnung, daß wir uns je wiedersehen?« fragte er leise.

»Keine«, versetzte sie. »Ich habe abgeschlossen mit Ihnen und mir. Ich könnte noch für Sie dulden und leiden, aber nicht mehr mit Ihnen leben.«

»So höre denn, daß in diesem Augenblicke, der mich auf ewig von dir scheidet, mein Herz sich für ewig an dich knüpft!« rief Medon mit aller Glut der heftigsten Leidenschaft. »Ja, nun, da ich dich einbüße, sehe ich, was ich verscherzt habe! Diese Anmut und Hoheit konnte mein sein und ich Sinnloser warf sie hin um Nichtiges!«

»Enden wir«, sagte Johanna, »auch mich verläßt die Kraft. Gehen Sie aus Europa; meine Briefe, welche ich Ihnen nach Ihrem verborgnen Aufenthalte senden werde, öffnen Ihnen durch Freunde die Mittel und die Wege. Hier nehmen Sie die Hälfte dessen, was ich besitze. Sie dürfen nicht Mangel leiden. Und nun gehn Sie, daß Sie kein Späher ausforscht. Fassen Sie sich. Die Verzweiflung ist für schwache Seelen.«

Er bedeckte ihre Hand mit inbrünstigen Küssen, dann verschwand er zwischen den Bäumen. Johanna wandte sich zu Hermann und sagte zu ihm mit der himmlischen Ruhe und Klarheit, welche ihre Worte an Medon durchleuchtet hatte: »Auch wir scheiden. Die Herzogin schreibt mir, daß sie bei ihrem An-

erbieten, mich wieder aufnehmen zu wollen, beharre. Mein Wagen ist bestellt. Dieses Paket sendet sie für Sie. Leben Sie wohl. Ich fühle keine Reue, daß sich mein Wesen Ihnen in schrankenloser Zärtlichkeit ergab. Vielleicht löset das Leben, gewiß der Tod dieses schöne Rätsel des Gemüts; die selige Nacht, in der es aufblühte, gehört uns beiden zu unveräußerlichem Eigentume.«

Hermann war unvermögend, zu antworten. Er sank auf eine Steinbank, als sie ging. Die Welt wankte vor seinem Geiste in ihren Grundfesten. »Erhalte mir das Licht im Haupte, du heilige Macht da droben!« rief er, und rang die Hände. »Diese war Johanna, die Reine, die Unbefleckte! Sie lächelte und redete auch noch ganz so, wie mein lieber hoher Engel von ehemdem.«

Er erbrach das Paket. Die der Herzogin einst anvertraute Briefftasche, das geheimnisvolle Vermächtnis seines Vaters, war in demselben. Folgende Zeilen hatte die Herzogin in französischer Sprache dazu geschrieben:

»Mir ist hinterbracht worden, wel-

che Unsittlichkeit Sie auf unsrem Schlosse sich erlauben zu dürfen meinten. In dem durch Ihr Verhalten mir aufgeregten Gefühle bin ich außerstande, länger, was Ihnen gehört, zu bewahren, und entlaste mich durch die Rücksendung der bisher geübten Pflicht.«

»Recht so!« rief Hermann und lachte ingrimmig. »Unsre Sünden werden uns zu Tugenden, und um das Unschuldige verwerfen uns die Menschen. Es ist nur eine kleine Zugabe zu großem Elend. Venus Urania ist bei Nacht nichts als die Hetäre Kallipygos, aber wenn die Sonne wieder scheint, stellt sich die Göttin in Worten und Mienen unverletzt her. Schein und Schaum die Welt und die Wahrheit, oder umgekehrt: Schein und Schaum das allein Wahre! Nun wäre ich ja wohl auf dieser hohen Schule der Folterkünste, aus welchen böse Geister das Leben wirken, genugsam vorbereitet, zu erfahren, was die Lippen meines alten Vaters mit in das Grab genommen haben.«

Er öffnete das Portefeuille und las den Inhalt.

* * *

Wenn es erlaubt ist, bei einem Werke des Orts und der Stunde, welche ihm das Dasein gaben, zu gedenken, so sei dem Verfasser gegönnt, ein solches Taufzeugnis hier niederzuschreiben. Wunderbar übereinstimmend war der Boden aller Verhältnisse, auf welchem das gegenwärtige Buch dieser Denkwürdigkeiten wuchs, mit dem Inhalte desselben. Denn seltsame Ereignisse mußten beschrieben, die unvereinbarsten Gegensätze in den Schicksalen der Personen, welche uns beschäftigen, dargelegt werden. Und heimatlos war der Verfasser zu der Zeit, zwischen zwei Städten flüchtig hin und her geschleudert, in ein labyrinthisches Geschäft mit Menschen und Dingen verstrickt, an welchen selbst die Götter ihre Meister finden könnten. Was Wunder, daß diese grause Harmonie der Äußerlichkeiten und Stimmungen mit seiner Aufgabe ihn oft fürchten machte, letztere werde ungelöst in jenen Knäuel der

Umgebung sich verlieren.

Da tat ihm ein ehrwürdiger, geistlicher Freund die stille Arbeitszelle in dem aufgehobnen Kloster hinter ruhig – säuselnden Bäumen und friedlich – dunkeln Bachwellen auf. Für diese Freistatt sei dem guten Abte Beda der Dank auch hier bezeugt, dessen ihn mein Mund schon oft versichert hat. Der Liebesdienst wurde zur rechten Zeit erwiesen, und war daher wie alles, was zur rechten Zeit kommt, ein unschätzbbarer.

Achtes Buch

**Korrespondenz mit
dem Arzte. 1835**

*Between the acting of a dreadful
thing,
And the first motion, all the inte-
rim is
Like a phantasma, or a hideous
dream.*

Brutus in »Julius Cäsar«

I. Der Herausgeber an den Arzt

Sie erinnern sich vielleicht kaum noch unserer Zusammenkunft in *, wo ich Sie inmitten der damals Ihnen kurz zuvor untergebenen Anstalten und im Feuer einer frischen, mannigfaltig wirkenden Tätigkeit traf. Der Umfang dieser Geschäfte, welche Ihnen neu waren, der Lebensatem, den die große Stadt dem wissenschaftlichen Manne zuhauchte, und dessen Macht sich noch nicht durch Gewöhnung abgeschwächt hatte, mochte in Ihnen eine erhöhte Stimmung hervorgerufen haben. Unsre Unterhaltung war die inhaltreichste. Mit schlagenden Worten gaben Sie mir in der Kürze den deutlichsten Begriff von dem Stande Ihrer Wissenschaft in der Gegenwart.

Ich würde mich, wie ich schon andeutete, vermutlich sehr irren, wenn ich glauben wollte, daß meine Person und Erscheinung in Ihnen einen Eindruck zurückgelassen hätte, nur von fern demjenigen gleichkommend,

welchen ich mit mir fortnehmen durfte. Es ist mir so angeboren, bedeutenden Menschen gegenüber mich still zu verhalten, da ich es für einen größeren Vorteil erachte, ihnen zuzuhören, als mich selbst vorzutragen.

Dennoch wage ich, als seien wir einander Freunde und Vertraute geworden, Sie um eine Gefälligkeit anzusprechen und zwar um eine große. Es gibt Dienste, welche so sehr in einem allgemeinen Interesse erbeten werden dürfen, daß deren Leistung auch gegen den ganz Fremden vielleicht kaum mit Recht zu versagen ist.

Lassen Sie mich Ihnen bekennen, daß mich nicht der Anteil an Ihrem Institute, und nicht Ihr öffentlicher Ruf mich zu Ihnen trieb, sondern daß ich aus einem mehr persönlichen Beweggrunde kam. Nahe hatten Sie einem Teile der Personen aus den höchsten Ständen und der mittleren Schicht der Gesellschaft gestanden, deren Schicksale sich eine Zeitlang auf eigne Weise berührten und durchkreuzten. Sie waren in der Verkettung der Leidenschaften und Umstände durch Rat und Tat, in Liebe und Widerwillen selbst han-

delnd gewesen.

Durch Zufall auf die Betrachtung jener aristokratisch-bürgerlichen, politisch-sentimentalen Haus- und Herzensereignisse geführt, durch Neigung bei der Betrachtung festgehalten, wünschte ich den Mann kennenzulernen, welcher in diesen Dingen – verzeihen Sie mir den Ausdruck – hin und wieder den Mephistopheles gespielt hatte.

Nun war aber Ihre Erscheinung ganz verschieden von meinen Gedanken. Ich bemerkte nach den ersten Reden, welche wir wechselten, daß Ihre Seele eine philosophisch-religiöse Färbung erhalten hatte, die zu meinem Bilde von Ihnen nicht paßte. Überrascht durch diese Entdeckung vermochte ich daher auch nicht, das Gespräch auf jene Begebenheiten zu lenken, die mich so sehr beschäftigten, und es entspann sich die Unterredung allgemeinen Inhalts, welche, so anziehend sie auch für mich war, dennoch meinen Wünschen widerstritt.

Denn zwölf Jahre bin ich den Lebensvorfällen *der* Menschen, welche, wie wir alle, als

duldende Epigonen den von einer früheren Zeit uns hinterlassnen Kelch auskosten mußten, aufmerksam gefolgt, ich habe niedergeschrieben, was ich von ihnen erkundete, und mich bestrebt, die verborgnen Fäden nach den bekannten Tatsachen ergänzend darzulegen. Wie weit mir dieses Werk gelungen, vermag ich zwar nicht zu entscheiden, gewiß aber ist es, daß die Bücher dieser Geschichten, teils im Plane bedacht, teils in der Anlage entworfen, und teils in der Ausführung vollendet, einen großen Abschnitt meines eignen Lebens hindurch mir unausgesetzt – treue Begleiter waren.

Jetzt sind die Entwicklungen nach tiefem Dunkel tröstlich erfolgt. Fröhliche Kinder umspielen die Knie derer, welche einst unrettbar verzweifeln zu müssen schienen, leidende Seelen haben sich in edler Tätigkeit erholt, nur die starren, eigentlich schon im Leben toten Naturen, nur einige lieblichwilde Auswürflinge geheimer Sünde oder gottschändender Vermischung umhüllt das Schweigen des Gewölbes, oder deckt die grüne Erde, welche alles zuletzt mütterlich ver-

hüllt.

Aber eine düstre Zwischenzeit trat diesen heitern Ausgängen vor. Am Schlusse meines Werks fühle ich mich unfähig, jenen wesentlichen Teil desselben zu liefern. Alles war damals verdeckt, entweder von den Vorhängen des Krankenbettes, oder von dem Siegel der Beichte, oder von der Scham der sich selbst zerwühlenden Brust. Die Geretteten bewahren ihre Erinnerungen zu heilsamer Scheue vor den Ungeheuern, welche unser Dasein umlagern, aber sie reden nicht davon, sie entziehen sich der Mitteilung über diese Gemüts- und Geistesnächte, wenigstens gegen mich.

Das neunte und letzte Buch, das Buch der Entwicklungen, ist geschrieben, und ich würde allenfalls auch das achte zusammenphantasieren können. Aber etwas Halbrichtiges würde mir selbst am wenigsten genügen. Gerade für diese Zwischenzeit wäre mir diplomatische Treue höchst erwünscht. Ich habe oft die Feder schon angesetzt, aber sie unwillig immer wieder weggelegt.

So müßten die »Epigonen« vielleicht ein im Wichtigsten verstümmeltes Bruchstück blei-

ben, wenn Sie, mein Herr, sich nicht helfend in das Mittel schlagen wollen. Sie waren in jener Zeit den Leidenden nahe; es ist unmöglich, daß Ihnen verborgen blieb, was mir zu entziffern nicht gelingen will. Ich weiß nicht, ob ich recht tue, es gibt vielleicht eine Leidenschaft für die Wahrheit, die wir gleich den andern bezwingen sollten. Wenn dem so ist, so kann *ich* wenigstens ihrer nicht Meister werden, und ich bitte, ja ich beschwöre Sie, meinem Drange nachzugeben, mir Ihre Kunde von dem Verlaufe der beiden Jahre, welche ich meine, und die Sie kennen, nicht vorzuenthalten.

Schreiben Sie mir, was das Gewissen der Herzogin bedrückte? welches Unglück auf der Ehe Johannens gelastet? was beide Frauen nervensiech machte? welche Antriebe den Herzog so unvermutet dahin brachten, alle seine Güter dem Widersacher abzutreten?

Mit *einem* Worte: Lösen Sie mich auf einige Zeit in der Autorschaft ab, und übernehmen Sie die Redaktion des vorletzten Buchs, es sei, in welcher Form Sie wollen.

II. Der Arzt an den Herausgeber

Drei Briefe, jeder spätere immer noch dringender, als sein Vorgänger, liegen auf meinem Pulte. Daß mich Ihr Ansinnen überraschen mußte, haben Sie selbst wohl vorausgesehen, daß ich mir Zeit nehmen würde, Ihnen zu antworten, war natürlich. Geschäfte und Pflichten mancher Art haben das Ihrige dazu beigetragen, diesen Brief länger zu verzögern, als ich wollte.

Ich soll zum Memoiristen werden, ich, der Arzt, der alle Hände voll zu tun hat, seine Patienten wahrzunehmen, die Aufsicht über die Anstalt zu üben, Ministerialberichte zu verfassen, Doktoranden und Pharmazeuten zu prüfen? Zum Memoiristen über Personen, die mir so nahestehn, ja zum Teil über mich selbst und über eine Zeit, an die ich nicht gern zurückdenke? Dilettieren soll ich in einem Fache, während ich allenfalls in dem andern mein Zeichen aufweisen kann? Es müßte sonderbar zugehn, wenn Sie mich über-

redeten, aber verschwören will ich es nicht, denn der Anblick eines Feldes, welches uns versagt worden ist, wie Sie ihn mir öffnen, hat etwas Lockendes, und reizt uns, wie der Rachen der Klapperschlange den Vogel anzieht.

Vor allen Dingen, ehe ich mich entschließe, muß ich die Bücher in Händen haben, deren Sie erwähnen. Mich verlangt, zu erfahren, wie Sie uns, die wir an keinen Beobachter dachten, abzuschildern vermochten, und darnach will ich sehn, was zu tun ist.

III. Derselbe an Denselben

Ihre Hefte haben die sonderbarste Nachwirkung in mir zurückgelassen. Soll ich mich eines Gleichnisses bedienen, so möchte ich sagen: Die Bienen arbeiten in ihrem Stocke, tragen Honig ein, halten in den Zellen ihre kleinen Kriege ab, und meinen, das alles für sich in völligster Abgeschlossenheit zu tun. Aber der Korb hat an der Rückseite ein Glasfenster und einen Schieber. Diesen öffnet dann und

wann der Lauscher und lugt in das stille Getreibe. So haben Sie uns verstohlen betrachtet, freilich mit Vorsicht; sonst würden wir die Scheiben zu verkleben gewußt haben.

Die Tatsachen sind ziemlich richtig, soweit dies bei einer Erzählung, welche Rücksichten zu nehmen hatte, überhaupt möglich war. Die Psychologie ist so, so. Hin und wieder ging es wohl anders in uns zu, als Sie geahnet haben, wenigstens in mir.

Am wahrsten sind die Figuren, welche die Menge vermutlich für Erfindungen halten wird: Die Alte, der Domherr, Flämmchen. Es ist zu loben, daß Sie diesen Blasen der von Grund aus umgerüttelten Zeit nichts hinzugefügt, noch ihnen etwas abgenommen haben.

Sie klagen sich der Leidenschaft für die Wahrheit an. Lassen Sie sich denn die Wahrheit gefallen, daß ich mich bei Empfang Ihres ersten Briefs wirklich Ihrer und unsrer Unterredung nicht erinnerte. In meinem Zimmer drängen sich der Menschen viele. Auf mein Fach, und wenn ich sonst noch ein Buch zur Hand nehme, auf die Engländer

mich beschränkend, kannte und kenne ich Ihre Schriften nicht. Es ist besser, daß ich als Fremder Ihnen gegenüber trete, und daß unsere Bekanntschaft auf eine solide Art vermittelt wird, als daß ich mich gegen Sie mit faden Komplimenten abfinde, die in der Regel nachmals sich auf die eine oder andre Art bestrafen.

Der Zeitabschnitt, in welchen unsere Entwicklungskrankheiten fielen, denn so möchte ich die Geschehnisse, welche uns betrafen, nennen, war vor vielen geeignet, ein deutsches Sitten- und Charakterbild hervorzubringen. Es war Friede im Lande geworden, die alten Verhältnisse schienen hergestellt, das Neue war auch in seinen Rechten anerkannt, alle Bestrebungen hatten eine feste, naive Färbung, während die neuesten Weltereignisse jegliche Richtung an sich selbst irre gemacht und in das Unsichere getrieben haben.

Die Gefühle und Stimmungen jener Periode – der letzten acht oder neun Jahre vor der Julirevolution – liegen fast schon als mythische Vergangenheit hinter uns. Der Adel suchte sich mittelalterlich zu restaurieren,

das Geld glaubte treuherzig, wenn es nur den privilegierten Ständen den Garaus machte, so werde die Welt den harten Talern gehören, der Demagogismus wollte studentenhaft die Festung stürmen, die Staatsmänner meinten nach Ideen regieren zu können, es gab Schriftsteller, welche mit großer Macht die Einbildungskraft beherrschten; ein Denker stand unter seiner weit sich breiten Schule und katastrierte den Geist. Was ist von allem dem übriggeblieben? Die französische Thronveränderung hat abermals das Antlitz der Welt verändert, und sowenig ich in weichliche Klagen über dieses Ereignis und seine Folgen auszubrechen geneigt bin, so muß ich doch sagen, daß die Jahre, welche ihr vorangingen, an geistigem Gehalt und an einer gewissen Dichtigkeit des Daseins die Gegenwart übertrafen.

Man könnte Ihnen also Dank wissen, daß Sie es unternommen, ein Zeugnis jener verschwundenen Zeit aufzustellen. Aber zwei Fragen möchte ich an Sie richten.

Wenn Sie die Neigung so unwiderstehlich zur Betrachtung der menschlichen Schicksale

treibt, warum schreiben Sie nicht lieber Geschichte selbst? Da hätten Sie die volle Traube am Stocke vor sich, und könnten uns einen gesunden reinen Wein zubereiten, während Sie in *der* Sphäre, welche Sie wählten, notwendig mischen müssen, und also auch nur einen Zwittertrank hervorbringen.

Die zweite Frage ist: Was soll das Publikum mit diesen Büchern anfangen? Die Hauptperson wird die Menschen schwerlich interessieren, da sie keine »Tendenzen« hat. Und was ist daran wichtig, daß ein Bürger mit einem Fürsten über dessen Güter prozessierte, daß wir ein Caroussel veranstalteten, daß es in den Häusern des Mittelstandes noch hin und wieder häuslich herging, daß an unsrem Sitze der Intelligenz allerhand Liebhabereien und Theoriawirtschaften getrieben wurden?

Meine Meinung über den Wert dieser Zustände habe ich oben angedeutet, aber sie ist nicht die Meinung der Menge. Sie wird auf solche Geringfügigkeiten mißschätzend herabsehen.

N.S. Auf einige Fehler:

... quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura ...

muß ich Sie doch aufmerksam machen.

Hermann will als Neunjähriger die Einverleibung seiner Vaterstadt Bremen in das französische Kaiserreich erlebt, und als Siebenzehnjähriger in den Donnern von Lützen gestanden haben. Da aber jenes Ereignis im Jahre 1810 stattfand, und die Schlacht von Lützen nur drei Jahre später vorfiel, so widerspricht seine Rede aller Chronologie.

Der Jude aus Hameln, der falsche Demagoge, behauptet, von *neununddreißig* Tyrannen verfolgt zu werden, was nach der deutschen Verfassung völlig unmöglich ist.

Der Amtmann vom Falkenstein tritt schon im ersten Teile als Jagdgenosse Hermanns auf, und doch wird im zweiten so getan, als ob der Held erst bei dem Caroussel die Bekanntschaft dieses Mannes gemacht habe.

Die Interpunktion und Orthographie steht nicht recht fest.

Es sind mir sogar Grammaticalia aufgestoßen, die freilich wohl mehr dem Abschrei-

ber zur Last fallen; denn von Ihnen setze ich voraus, daß Sie ihren Schulkursus durchgemacht haben. Ob aber alle Leser, und besonders diejenigen, welche sich Kritiker nennen, diesen guten Glauben teilen werden, steht dahin.

IV. Der Herausgeber an den Arzt

Ich bin an der Elbe geboren, und erinnere mich aus meinen Kinderjahren einer großen Überschwemmung dieses Stroms. Weit über die Ufer, ja über die niedrigeren Dämme hin, wogte die graugelbliche Wassermasse mit weißkräuselnden Wellenhauptern, Landstraßen und Fluren waren verschwunden, nur in der Ferne deuteten Turmspitzen und Waldsäume das Feste noch an. Man führte mich auf die Brücke, von welcher man in dieses wogende Getöse hinabsah, und meine Begleiter forderten mich auf, über das große Naturschauspiel zu erstaunen. Ich aber konnte

an dem wüsten Einerlei, an dem Unabsehlichen, Nichtzuunterscheidenden keine Größe entdecken, und blieb in meiner Seele ganz ungerührt. Die andern schalten mich verstockt, fanden aber gleichwohl auf meine Frage: ob Millionen Tonnen Wassers, zusammengegossen, eben mehr wären, als Wasser? nichts zu erwidern. Gleich darnach reiste ich in unser Oberland, in den Harz, welcher einen Teil der Fluten aus seinen von Schnee und Regengüssen geschwellten Wässern dem Strome zugesendet hatte. Wild und hastig stürzten die Flüsse, Flößchen und Bäche dem ebenen Lande zu, aber jedes Bette hatte seine eigentümliche Gestalt, die Wände faßten noch das Gerinne, welches hier rasch und tosend fortschoß, dort sich um Baumstücke oder Felsblöcke brausend wirbelte, und jegliche dieser schäumenden Adern gewissermaßen zu einer lebendigen Person machte. Hier ward nun mein Entzücken laut, ich konnte mich nicht satt sehen an diesem Toben und Wesen, und sagte, das sei das wahre, große Naturschauspiel, wenn die Kräfte so besonders und für sich aufträten, und doch so innig zu-

sammenhängen. Denn Seitenspalten und Nebenkanäle verknüpften diese Söhne des Gebirgs, die Elementargeister reichten einander die silberweißen Arme.

Die Knabenerinnerung soll eine parabolische Antwort sein auf die Frage, warum ich statt der Familiengeschichten nicht Welt- und Zeitgeschichte geschrieben habe, und warum ich sie vermutlich niemals schreiben werde. Mir erscheint *ihr* Geist nur in großen Männern, nur die Anschauung eines solchen vermöchte mir den Sinn für irgendeine Periode aufzuschließen. Wir besitzen aber keinen, haben seit Friedrich keinen besessen. Napoleon schien sich eine Zeitlang dazu anzulassen, aber es fehlte ihm die letzte Weihe, das organisierende Genie. Er hat nicht einmal vermocht, einen originalen französischen Staat zu schaffen, seine Institutionen sind schon jetzt veraltet. Im Laufe der Jahrhunderte wird *er* nur wie ein Attila und Alarich, die Vorläufer Karls des Großen, dastehn, und diesen zweiten Karl, diesen Erneuer des mürbe gewordenen Weltstoffs werden unsre Augen leider nicht mehr erblicken. Was ist also das

politische Leben unsrer Zeit? Eine große, weite, wüste Überschwemmung, worin eine Welle sich zwar über die andre erhebt, aber gleich darauf von ihrer Nachfolgerin wieder umgestürzt und zerschlagen wird. Ich kann daran nichts Schönes erblicken. Leider haben die Beherrschten mehr Geist als die Herrscher, deshalb vermag nicht *einer* dieser feste Gestalt zu gewinnen, und jener sind viele, so daß sie sich gegenseitig aufheben.

Ich fühle mich daher immer versucht, von der Ebne, in welcher diese Wogen als Revolutionen, Thronstreitigkeiten, Kongresse und Interventionszüge sich brausend mischen, aufwärts nach dem Gebirge emporzusteigen, welches durch seine hinabgesendeten einzelnen Fluten jene allgemeine Wasserwüste erschafft. Nie sind die Individuen bedeutender gewesen, als gerade in unsern Tagen, auch der Letzte fühlt das Flußbette seines Innern von großen Einflüssen gespeist. Dort also, auf entlegner Höhe, an grüner Waldsenkung, zwischen einsamen Felsen, im Rücken der politischen Ebne, wachsen und springen *meine* Geschichten. Jeder Mensch ist in Haus und

Hof, bei Frau und Kindern, am Busen der Geliebten, hinter dem Geschäftstische und im Studierstübchen eine historische Natur geworden, deren Begebenheiten, wenn wir nur das Ahnungsvermögen dafür besitzen, uns anziehend und fesseln müssen.

In diesem Sinne reicht die Gegenwart oder die jüngste Vergangenheit dem, welchem das besondere, gegliederte Leben mehr gilt, als der unentschiedne Strudel, in welchen die verschiedenen Strömungen der Lebenstätigkeiten endlich zusammenrinnen, wenn sie in den Konflikten des Öffentlichen einander begegnen, des Stoffes die Fülle dar, und es ist nicht nötig, in die Zeiten der Kreuzzüge, oder der Jesuitenherrschaft, oder des Dreißigjährigen Kriegs zurückgehn, um bedeutsame Anschauungen zu gewinnen.

Man hat unsre Tage mit denen der Völkerwanderung verglichen. Das Römische Reich zerfiel in jenen, und die Germanen traten an dessen Stelle. Auch wir hatten so ein Römisches Reich an der Autokratie der Fürsten oder gewisser allgemeiner Begriffe. Beides neigt sich zu seinem Untergange, und die In-

dividualitäten in ihrer schrankenlosen Entbindung stehn als die Germanen der Gegenwart da. Noch haben sie nur zerstört, nicht das geringste Neue ist von ihnen bisher erfunden und gebildet worden. Mein Sinn, in welchem etwas Dichterisches sich nicht austilgen lassen will, neigt sich mit Wehmut und Trauer dem Verfallenden zu, denn die Musen sind Töchter der Erinnerung; aber eine Tatsache läßt sich nicht ableugnen, nicht verschweigen.

V. Derselbe an Denselben

Nachschrift um Nachschrift. Dieser Brief soll nämlich eine sein.

Daß Hermann bei seiner Rede an die Herzogin im Feuer der Emphase sich an der Chronologie versündigt, und daß der falsche Demagoge behauptet hat, von neununddreißig Tyrannen verfolgt zu werden, ist historische Tatsache, welche mir der Held noch vor wenigen Wochen bestätigte. Dagegen ließ sich also nichts machen.

In betreff des Amtmanns vom Falkenstein bin ich unschuldig. Sie haben die Bleistiftkorrektur an der Seite übersehen, nach welcher der Satz so lautet:

»Unter den Hausbeamten, welche bei diesen Zurüstungen mitwirkten, bemerkte er wieder seinen Jagdgenossen, den Amtmann vom Falkenstein, einen Mann von unangenehmen Manieren, dessen Wesen etwas Aufdringliches hatte. Hermann erfuhr usw.«

Sollten Setzer und Korrektor gleichfalls den Bleistift übersehen, so diene dieser Brief zur dereinstigen Berichtigung.

Über Orthographie und Interpunktion hege ich meine Grillen. Alles in der Welt hat sein individuelles Leben bis zu den Buchstaben, bis zum Kolon, bis zum Punkte hinunter. Inkonsequenzen machen erst das Dasein aus; warum mißgönnt man es den kleinen Schelmen, zuweilen außer der strengen Regel der Feder zu entschlüpfen, und sich auch wohl einmal in krauser Willkür zu emanzi-

pieren. Ein Komma will sich in der Spalte des Kiels bilden, plötzlich aber überkommt den Narren ein Stolz, und zum Semikolon avanciert, erscheint er auf dem Papiere. Im Gegenteil: Ein großer Buchstabe bekehrt sich, da es eben noch Zeit ist, vom Hochmut, und siehe, als demütigfrommer kleiner steht er da. Zusammensetzungen geraten in Zank und Hader, häuslichen Zwist, flugs rücken sie auseinander, wie grollende Eheleute, um vielleicht auf der nächsten Seite schon wieder in der schönsten Eintracht verbunden zu sein. Das spitzige, giftige ß stößt das gute, runde s über den Haufen, und was dergleichen Vorfälle mehr sind, von denen Adelung und Wolke nichts gewußt haben.

Eigentliche Grammaticalia begehe ich wohl nicht, da ich, wie Sie richtig vermuten, in meiner Jugend eine gelehrte Schule besucht habe, überdies aber auch nachmals mich immer mit Lesen und Schreiben beschäftigte. Sollte der Kopist dergleichen gemacht haben, und der Korrektor sie stehenlassen, so wäre das freilich schlimm für den Stil, aber ich glaube nicht, daß es mir bei den Lesern scha-

den würde.

Die meisten Autoren tragen sich mit dem Gedanken, der Leser nehme das Buch zur Hand, um sich zu belehren, oder doch etwas Neues zu erfahren. Grundfalsch! Der wahre Leser greift danach mit dem Gefühle des Patronats; der Schriftsteller ist sein Klient, und in je traurigeren Umständen dieser sich befindet, je kläglicher die Rede ist, die er an ihn hält oder schreibt, desto größeren Eindruck macht er auf den guten Patron.

Daher kommt das wunderbare Glück der ganz erbärmlichen Schriften. Bei ihnen bleibt der Leser im steten, ihm so wohltuenden Genusse des Mitleids gegen das menschliche Elend.

VI. Derselbe an Denselben

Doch von den Minutien zum Ernste zurück.

Lassen wir das Publikum! – Es gibt kein Publikum mehr. Dieses Wort setzt eine Anzahl empfänglicher Hörer voraus. Wer hört nun noch, und wer will empfangen? Leicht ist

es, hierüber verdrießlich zu werden und zu schelten, schwerer, das Phänomen in seinem Ursprunge zu begreifen, in seinen Folgen mit Gleichmut zu erdulden.

Und doch entspringt die scheinbare Gefühllosigkeit der jetzigen Menschen für Schönes, Geistiges nur aus der von mir in meinem vorletzten Briefe erwähnten Überfülle der Geister. Jeder ist von einem unbekanntem Etwas überschattet, welches die Seelen erhebt und gänzlich beschäftigt, alle haben eine große Aufgabe in sich zu verarbeiten, keiner ist müßig. So sehe ich Zeit und Zeitgenossen, entgegenstehend manchen in den Büchern der »Epigonen« verlautbarten Stimmen, an. Wie sollen sie fähig sein, zu nehmen, da sie schon mehr haben, als sie bewältigen können?

Die Literatur ist eine Literatur der Einsamen geworden. Der sinnende und bildende Geist wird von einer ewigen Notwendigkeit getrieben, sich zu offenbaren, und zur Vollständigkeit dieser Offenbarung gehört die äußere Erscheinung. Man schreibt daher und läßt drucken, nach wie vor, ohne die Aussicht der Vorgänger zu haben, gelesen zu werden.

Anfangs und in der Jugend bereitet dieses Verhältnis bittere Schmerzen; es ist so traurig, sich mit einer Welt von Anschauungen, Gedanken und Empfindungen in der Wüste zu sehn, allmählich beruhigt sich das Gemüt, und endlich kann in der durchgeprüften Seele das Bewußtsein einer glorreichen Dunkelheit entstehen, welches so unzerstörbar schön ist, daß man es mit nichts vertauschen möchte. Oder ist es nicht besser, unter Reichen als Wohlhabender zu verschwinden, denn unter Bettlern mit seinem Etwas sich hervorzutun?

Ich schrieb den »Merlin« und wußte sein Schicksal vorher, nämlich, daß man seiner nicht achten werde. Glauben Sie, daß mich dieses Wissen niedergeschlagen hat? Keine der Entzückungen, aus welchen jenes Gedicht entsprang, hat es auch nur im mindesten getrübt. So habe ich an den Büchern der »Epigonen« gearbeitet, ohne irgend etwas davon zu erwarten, was man Wirkung nennen könnte. Und dennoch sind mir die Stunden, Tage und Wochen, welche ich ihnen widmete, unverfinsterte, liebe Erinnerungen.

Die Pfade zum Heldentume sind immer

steil, die Pfade zu dem, welches ich meine, vielleicht die steilsten. Zart und weich soll der sein, der sie wandelt, und doch auch wieder die Kraft des Ajax haben, um die himmelansteigenden Felsen zu bewältigen. Den noch gelingt es wohl, emporzuklimmen, wenn wir nur verstehn, uns mit dem Blute unsrer Sohlen auf den Absätzen der Klippen neben den furchtbaren Tiefen festzuleimen.

Lassen wir also das Publikum und helfen Sie mir nur, wie ich gebeten, mein Werk vollenden.

VII. Der Arzt an den Herausgeber

Niemals bin ich in der Stärke Materialist gewesen, wie Sie angenommen haben. Darin muß ich zuvörderst Ihre Geschichten berichtigen.

Religion wird einem jeden angeboren, und nach meiner Meinung ist der Vorwurf, daß man keine habe, womit die frommen Seelen

sehr freigebig zu sein pflegen, der schwärzeste, welcher einem Menschen nur gemacht werden kann, denn er wirft ihn zu den Tieren hinab. So hatte ich früh beim Abdämpfen und Präzipitieren, bei dem Öffnen und Zerschneiden der Leichen gefühlt, daß ein Etwas vorhanden sei, welches im Feuer des Schmelzofens sich nicht fangen lasse, vor keinem Agens niederfalle, dem Messer und der Sonde immerdar entfliehe. Dieses Etwas trieb doch nun aber unleugbar Gestein und Metall, Blatt und Blume hervor, und figurierte »das kleine Königreich, Mensch genannt«. Wer durfte mir verwehren, es Gott zu nennen?

Aber dem Arzte wird es schwer, über dieses Eine und Einfache zur Wärme zu gelangen. Er ist seiner ganzen Stellung nach auf Betrachtung der Mannigfaltigkeit verwiesen, er darf darin nicht nachlassen, wenn er nicht sehr bald zurückgehn will, und so pflegt es denn zu kommen, daß der Mehrzahl meiner Standesgenossen der den Erscheinungen untergebreitete Urgrund, das Heilige, das Impponderabelste, etwas Theoretisches wird, an

dessen Vorhandensein zwar keiner zweifelt, mit welchem aber gleichwohl wenige eine Beziehung anzuknüpfen vermögen.

An dieser Beziehung mangelte es auch mir. Mein Gott war der des Amsterdamer Philosophen, der mit einer intellektualen Liebe von Anfang an sich selbst, aber sonst nichts andres Liebende. Er ließ mich gehen, ich ließ ihn meinerseits wieder seine unendlichen Kreise in sich beschreiben. Zuweilen stieg wohl eine Ahnung in mir auf, daß wir einander noch einmal begegnen würden, aber sie hatte weder Form noch Farbe, und war mir gleichgültig. Gegen alle Vermittlung durch die Kirche verspürte ich aber den entschiedensten Widerwillen.

Was mich auf das Schloß des Herzogs brachte, mich dort einige Jahre festhielt, wird man aus Ihren Geschichten herauslesen können. Es gibt Dinge, über welche der Mann, auch wenn sie abgetan sind, gegen den Mann sich auszusprechen, immer Scheu empfindet. Der Gemahlin des Herzogs an einem fremden Orte, durch welchen sie reiste, in einer leichten Unpäßlichkeit genaht, entschied sich

mein Lebensgang zur Nachfolge in die einsame Gegend, wobei ich mir vorsagte, daß Beweggründe des Interesses meinen Entschluß rechtfertigten.

Leidenschaften, besonders unerwidert – verzehrende, löschen immer auf eine Zeitlang Gott und Himmel in uns aus. Der Ferne schwebte nur noch wie ein leichtes blaßes Wölkchen an meinem Horizonte, und verbarg sich wohl auch ganz hinter den schwarzen Dunstschichten, welche die Luft oft genug trübten. Byron ward mein Prophet, mein Evangelium. Ein glühendgeistiges Verlangen in mir blieb ungestillt, die Folge davon war, daß, wenn ich auch dem da droben nichts anhaben konnte, ich doch gegen seine irdischen Gefäße, die Seelen, eine Nichtachtung faßte.

Doch ich sehe, daß ich schon in das hineingeraten bin, wovor ich mich hüten wollte, nämlich in das Erzählen. Noch zwar betrifft alles nur mich, nun aber verschlingen sich meine Begebenheiten in die anderer Personen, und die erste Bedingung wäre, deren Einwilligung zu weiteren Berichten zu erhalten.

Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich schon an die Herzogin und an Johann geschrieben, den Damen Ihr Werk übersandt, und die Entschließung auf die Bitte des Autors anheimgestellt habe.

Warten wir denn ab, wie weibliches Gefühl sich in diesem Falle benehmen wird. Darauf müssen wir wohl beide submittieren.

VIII. Derselbe an Denselben

Hier die Antwort der Herzogin und Johannens. Ihr Wunsch ist erfüllt, freilich mit Widerstreben, indessen haben Sie Ihren Willen, den die Schriftsteller überhaupt in der Regel durchzusetzen wissen. Schon bin ich selbst mitten in den Kreis dieser Memoiren gerückt, und werde Ihnen wohl nicht widerstehen können, wenn Sie fernere Berichte verlangen.

Bekennnisse der Herzogin

Sind wir Frauen denn nur auf der Welt, um zu leiden? Im stillen, frommen Kreise meiner

Zöglinge, durch den Sarg des Gemahls von einer früheren unruhigen Zeit geschieden, ausgesöhnt mit der Schwägerin, wird mein Auge in Regionen zurückgenötigt, worin alles schwankte, gährte und schien. Mit Erschrecken sehe ich, daß ein Fremder, in welchem ich zuletzt diese Fähigkeit vermutet hätte, meinen Schritten unbemerkt folgte, meine Gesinnungen erriet, und Schwächen auffand, wo ich nur Tugenden zu haben glaubte.

Ich kann nicht umkehren auf einen andern Ausgangspunkt, muß des Weges wandern, der mir allein gerecht ist. Möglich, daß ich zu manchen Zielen auf demselben nicht gelange, aber soll ich das Erreichbare aus dem Auge verlieren, und mich abmühen, das, was mir doch versagt bleiben wird, mir scheinbar anzueignen?

Die Orientalen halten es für Sünde, das Bild einer Person zu malen. Es ist gewiß auch unrecht, das geheime Leben anderer so schwarz auf weiß zu töten, denn was bleibt davon auf dem Wege vom Kopfe durch den Arm in die Feder übrig? Nur in einem liebevollen Geiste können die Buchstaben wieder

Leben gewinnen, und das Beste wird immer sein, was er zwischen den Zeilen liest.

Eins tröstet mich: meine Grundempfindung, daß wir nicht oft genug an uns erinnert werden können. Und eine solche Erinnerung war mir das Buch. Zugleich lehrte es mich, wie seltsam unerwartet oft das im Leben eintritt, was kurz zuvor als eine Täuschung sich hingestellt hatte.

Ich verzeihe dem Verfasser. Er ist offenbar zu dieser Arbeit genötigt worden, nicht leichtsinnig, nicht willkürlich hat er sie unternommen. Wenn er von seiner Leidenschaft für die Wahrheit gegen Sie redet, so hat er gewiß recht. Dieser Affekt bemächtigte sich vieler Menschen, leider, daß er mit Schonung und Rücksichtnehmen selten zu vereinigen ist.

Lassen Sie mir nur einige Tage Zeit. Ich muß den unerwarteten Fall erst überdenken. Als der Autor an mich schrieb, war sein Begehren so dunkel und unbestimmt gefaßt, daß ich nicht wußte, was er meinte, und am allerwenigsten auf eine Produktion vorbereitet war, wie die ist, welche ich nun kenne.

*

Daß jemand ein Werk, woran er jahrelang geschrieben, dem Feuer preisgeben werde, weil andre sich dadurch unangenehm berührt fühlen, wäre grausam, nur zu denken. Die »Epigonen« werden also unvernichtet bleiben, sie werden ihren Gang über Straße und Markt nehmen. Sollen nun die Zeiten, welche freilich nur wir allein kennen, durch Erdichtungen entstellt werden? Soll unser Bild gerade in der wichtigsten Krisis unsres Lebens undeutlich und verworren der Menge entgegenschwanken, deren Bekanntschaft wir jetzt notgedrungen machen müssen?

Ich sehe schon, ich werde dem Zwange unterliegen, der meine stockende Feder bedrängt.

*

Nun ja, auch ich habe gefehlt, auch mich bewahrte eine klösterliche Erziehung und das innigste Grausen vor dem Schlimmen, nicht ganz unverletzt. Eine Täuschung war es von Hermann, daß ich anders, als mit freundlichen Gedanken bei ihm geweilt, solange er

unter uns auf dem Schlosse war, aber in den Dünsten solcher Einbildungen schreitet schon das Böse heran.

Großer Gott, wie soll es eine arme Frau anfangen, ihr Innres vor andern zu enthüllen? Aber ich sehe diese gezwungne Konfession als die letzte mir vom Himmel auferlegte Buße an, dafür, daß ein Hauch sich über den Spiegel meiner Seele breiten durfte, und deshalb will ich mich ihr auch nicht entziehn.

Als Hermann uns verlassen hatte, glaubte ich, die frohsten Tage im Nachgenusse der letzten schönen Stunde erleben zu dürfen. Das Dokument, welches uns in unserm Eigentume schirmen sollte, war gefunden und durch ihn, der mir so manchen Beistand geleistet hatte. Immer stand er vor mir, wie er freudeleuchtend das Pergament emporhielt, meine Gedanken ruhten an ihm, wie an einer festen Säule.

Aber es war kaum eine Woche vergangen, als mich dieser Trost nicht mehr befriedigte. Eine Unruhe ergriff mich, von der ich mir keine Rechenschaft geben konnte, es fehlte mir, was ich nicht zu nennen wußte, mein Sinnen

schweifte über Buch und Stickerei hinaus, wenn ich sie, um mich auf etwas zu heften, zur Hand nahm. Dem Gemahle, welchem ich doch vor allem Zutraun über jedes Begegnis meiner Seele schuldig war, verbarg ich diese peinigende Zerstreutheit, und zwang mich, in seiner Gegenwart so zu erscheinen, wie sonst. Wie tief wucherte schon das Unkraut in mir!

Am bedrücktesten fühlte ich mich des Abends – sonst meine liebste Tageszeit! Die Nacht, welche früher die Ruhe Gottes über mich gebracht hatte, schien mich nun in ein Unendliches, Wüstes zu führen, vor dessen hohlbrausenden Wogen meine Seele erzitterte. Ich schlummerte zwar auch jetzt nie ohne Gebet ein, aber die Worte desselben regten mich zu wehmütigen Tränen auf. Es gemahnte mich, als könne ich mir selbst während des Dunkels abhandenkommen, als könne der Mensch verwandelt, schlimm aufstehn, der sich gut und unschuldig niedergelegt habe.

Eines Tages sagte ich plötzlich unversehens laut für mich hin: »Es ist ja natürlich, daß ich ihn vermisse, war er doch beständig um uns! Warum soll man sich nicht an einen

Freund gewöhnen können.« Ich erschrak heftig, da ich diese Worte gesprochen hatte.

Mein Zustand war sehr schlimm. Nach und nach hatte sich aus dem Gefühle des Zwangs, welches mir die Gegenwart des Herzogs einflößte, eine stille Furcht, aus der Furcht eine Abneigung entwickelt. Ich rechtete, ich harderte mit ihm, ich meinte, er vernachlässige mich, und wenn er mich aufsuchte, so bestrebte ich mich eher, ihn zu vermeiden. Der Herzog war unglücklich, ohne daß es mich schmerzte, seine stillen Blicke fragten mich, was er mir getan habe? Ich schlug die meinen nieder, um nur nicht aus der Verschanzung des Trotzes und der Hartnäckigkeit, in welcher ich nun schon eingewohnt war, gelockt zu werden.

Von Franklin hatte ich gelesen, daß er die ihm obliegenden Pflichten nicht auf das Geratewohl hin erfüllt, sondern über seine Sittlichkeit förmlich Buch gehalten habe. Ich beschloß, etwas Ähnliches bei mir einzurichten. Vielfach war ich angesprochen, als Hausfrau, als Erzieherin, als Armenpflegerin. Ich legte mir ein Heft mit verschiedenen Rubriken

an, in welchem ich abends vor dem Schlafen die Werke des folgenden Tages einzeln verzeichnete. Auf der Gegenseite sollten die Unterlassungen als Debet diesem Kredit gegenüber eingeschrieben werden. Eine Kolumne war den allgemeinen menschlichen und christlichen Tugenden, der Sanftmut, Bescheidenheit, Verträglichkeit usw. gewidmet.

Gewissenhaft besorgte ich eine Zeitlang diese moralische Rechnungsführung. Da es mir Ernst war, der Öde meines Zustandes zu entrinnen, da ich nicht feierte, und lieber zuviel als zuwenig mir auferlegte, auch seit meiner Jugend die höchste Achtung vor allen ausdrücklichen Verpflichtungen hegte, so füllten sich die Spalten meines Buchs ziemlich an; immer geringer wurden die Rückstände, je weiter ich in der Übung der guten Werke vorrückte, und nach Verlauf eines Monats war ein beträchtlicher Überschuß aus der Bilanz ersichtlich.

Diese Beschäftigungen und die damit nicht selten verknüpfte körperliche Bewegung machten mich ruhiger. Mein Schlaf wur-

de wieder erquickend und ich hielt mich für hergestellt. Meine Gedanken an den Abwesenden waren, oder schienen in den Hintergrund gedrängt, das Behagen der Häuslichkeit war mir zwar noch nicht zurückgekehrt, die Stunden, welche ich mit dem Herzoge zubrachte, behielten etwas Formelles, indessen setzte mich dies nicht in Erstaunen. Schon früh hatte ich mich mit der Vorstellung vertraut gemacht, daß der eigentliche Atem des Lebens doch nur die Pflicht sei, welche man mit Überwindung übe, und daß der Mensch gegen nichts vorsichtiger sein müsse, als gegen das Glück. Hatte ich nun früher mir oft im stillen gesagt, daß mir das Dasein ohne den Gemahl zur Einöde werden, daß ich seinen Verlust nicht überstehn, daß ein Ersatz für ihn mir undenkbar sein würde, so mußte die jetzige etwas kältere Empfindung mir als offener Gewinn erscheinen. Nun fühlte ich, daß ein stilles Zurückziehn mich nicht zerstöre, daß er, eingeordnet in den ganzen Zusammenhang meines Lebens, zwar darin eine hohe, vorzügliche Stelle einnehme, aber doch nicht Grundfläche und Spitze

der Pyramide ausmache. Über diese Entdeckung jauchzte ich, und glaubte, durch sie eine Bürgschaft unantastbaren Seelenfriedens erhalten zu haben.

Wie täuschte ich mich, wie fern war ich vom Ziele, da ich es schon mit den Händen zu fassen meinte!

Ich litt, obgleich ich sonst gesund war, seit einiger Zeit an einer erhöhten Reizbarkeit der Nerven, welche sich besonders dadurch äußerte, daß mir unwillkürlich Phantasmen vor die Augen traten. Diese blieben zwar nur einen Moment sichtbar, während der kurzen Dauer desselben hatten sie aber die ganze sinnliche Deutlichkeit wirklicher Gegenstände. So sah ich nicht selten ferne Gegenden, in welchen ich einst gewesen war; abwesende Personen, besonders Verstorbne zeigten sich mir in schnell vorüberschwebenden Schattenbildern. Ein eigentümlicher Zug dieser Wahngesichte war, daß keine Neigung sie hervorrief. Nur Gleichgültiges erschien, oft das, woran ich seit Jahren nicht gedacht hatte. Der Arzt verordnete mir allerhand Mittel, welche aber nichts halfen, im Gegenteil meine

Konstitution noch mehr aufregten. Ach, leider wird es nur zu sehr verkannt, daß die Krankheiten, wenigstens ein Teil derselben, weit mehr sittlicher als sinnlicher Natur sind, und daß daher in vielen Fällen Tränke und Pulver wenig nützen können!

Eines Abends kam ich aus einem benachbarten Dorfe zurück, wohin ich zu Fuß gegangen war, um Kranke zu besuchen. Ich wollte das Schloß noch bei guter Zeit erreichen, in welches andre Hülfbedürftige bestellt worden waren. Nur ein Bedienter folgte mir. Ich ging etwas rasch, und wählte, um früher nach Hause zu kommen, den Weg über den dem Schlosse gegenüberliegenden Hügel, obgleich derselbe an der einen Seite durch Dornen und Steilheit etwas beschwerlich war. Vom frühen Morgen an war ich tätig gewesen, es hatten sich gerade recht viele Pflichten und Geschäfte an diesem Tage zusammengedrängt, und ich dachte nicht ohne Selbstzufriedenheit daran, wie mancherlei ich werde zu Buche tragen können.

Auf einmal war es mir oben auf dem Hügel, als wenn sich um meine Füße unsicht-

bare Schlingen legten, oder als ob ich an einen Stein stieße, der zugleich meine Schritte gewaltsam hemmte. Ich kann diese Empfindung durchaus nicht genauer beschreiben; sie war zwischen Schmerz und Lähmung, und am nächsten komme ich ihr in Worten, wenn ich sage: Sie hatte Ähnlichkeit mit dem Gefühle des sogenannten Einschlafens der Gliedmaßen. Ich war unfähig, weiterzugehen, meinte zu fallen, und wußte doch, daß ich mich werde aufrecht halten können. In dem nämlichen Augenblicke erhob sich die Gestalt des Abwesenden aus dem Boden, deutlich, daß mir die Knöpfe an seinem Kleide erkennbar wurden, neigte sich gegen mich, legte – mit welcher Scham schreibe ich dieses nieder! – seinen Arm um meinen Leib, und zog mich an seine Brust. Mich verließen die Sinne, und als ich von einem ohnmachtähnlichen Zustande erwachte, fand ich mich auf einer Rasenbank sitzend wieder, von dem zitternden Bedienten gestützt, der mir stotternd und totenbleich erzählte, daß ich plötzlich wie vor einem entsetzlichen Schrecknisse gestarrt, dann gewankt und einen angstvol-

len Schrei ausgestoßen habe.

Meine Verfassung war fürchterlich. Messer durchschnitten mir die Brust. Die Sünde hatte sich mir unversehens in nackter Abscheulichkeit gezeigt.

Da war nun keine Zeit zu verlieren, um zu retten, was sich noch retten ließ. Ich blickte umher, und sah, daß mich nichts vor dem Gedankenfrevel geschirmt hatte, weder die Ehe, noch die guten Werke. Die Kirche allein war der Felsen, an welchen ich mein irrschwankendes Schifflein noch knüpfen konnte. Nach einer qualenvollen Nacht, nach einem durchweinten Tage entdeckte ich mich in später Abendstunde unsrem Geistlichen, und soll ich es gestehen? das verzweifelnde Herz trug sich mit der verstohlnen Erwartung, er werde mich nicht so strafbar finden, als ich mich selbst. Aber ich hatte mich getäuscht. Ein strenges Gericht ließ er über mich ergehen. In schrecklichen Zügen, in drohenden Beispielen machte er mir anschaulich, daß die Kluft von der Tugend zu der ersten Abweichung von ihr sehr groß, der Raum zwischen dieser und den letzten Tiefen des Las-

ters aber unendlich klein sei. Er führte mir die Wahrheit, daß der Körper nie, sondern immer nur die Seele sündige, in ihrer ganzen Strenge vor das Gemüt, und nannte zur Bezeichnung meines Zustandes ein Wort, welches meine Ohren nie zu hören geglaubt hatten.

Düstere, aber heilsame Tage folgten. Ich ergab mich ganz seiner Führung. Der Arzt, so mancher Freund, der Herzog selbst wollten hemmend dazwischentreten; Gott schenkte mir die Standhaftigkeit, ihre Angriffe zurückzuweisen. Hier galt es das Ewige, da durfte keine Menschenfurcht zu Rate gezogen werden.

Das erste, was der Geistliche vornahm, war, daß er meine moralischen Rechenbücher zerriß. Er untersagte mir die guten Werke, mit denen ich mich gegen Gott auszulösen gewöhnt hatte. Dergleichen, erklärte er mir, sei völlig unnütz, und führe immer nur zu verkapptem Hochmuth. Dagegen legte er mir die strengsten Andachtsübungen und eine völlige Versenkung in Gott und die göttlichen Dinge auf. Oft meinte ich, daß ich in diesem Rin-

gen nach dem Unsichtbaren erlahmen werde, aber wundersam stärken die Leiden der Heiligung; wenn unsre Wangen auch darüber bleich werden, so wächst doch freudige Gesundheit durch sie um das Herz. Nach und nach erwarb ich, sagen darf ich es, Fertigkeit im Büßen.

Man wollte mich zerstreun, ich versetzte, daß mir die Sammlung notwendiger zu sein scheine. Erheitrungen sollten mir bereitet werden, mir, die ich von meiner immer wachsenden Heiterkeit schon andern hätte mitteilen können. Diese konnten keine Anfechtungen zerstören. Der Herzog begann, gewiß in guter Absicht, mir unmutig zu begegnen, ich opferte gern den Frieden des Hauses auf dem Altare meines Gottes.

Nachmals gab es noch *einen* gewaltsamen Krampf in dem schwachen Geschöpfe, der zuletzt in eine Krankheit sich auflöste. Von dieser erstanden, war ich geheilt in jedem Sinne des Worts. Der Weg war mir jetzt ganz gebahnt, von welchem mich auch die schwersten Unglücksfälle nicht haben abbringen können.

Wem kein so reicher Geist gegeben worden ist, daß ihm nur das verworrne Mancherlei des Lebens Beschäftigung gewährt, wer an einfachen Wahrheiten und Grundsätzen die Nahrung seines Innern findet, der soll erziehn. Denn dieses Geschäft besteht nur darin, daß man den jungen Seelen eine Ausstattung schlichter Begriffe mitgibt, mit denen sie durch das Irrgewinde des Markts sich helfen sollen, so gut es gelingen mag. Diese in geduldiger Treue immer zu wiederholen und einzuprägen, habe ich meine jungen Mädchen um mich versammelt.

Ich unterrichte und bilde sie, nicht als ob ich damit etwas Verdienstliches zu vollbringen meinte, sondern weil ich eben dazu passe, und an den Ort gestellt worden bin, wo diese Pflicht geleistet werden sollte.

Johannas Bekenntnis

Von dem kriegerischen Schauspieler, welches die Menge der Fürsten und Prinzen unglaublich glänzend machte, mit dem Generale zurückgekehrt, fand ich Ihren Brief und die Bü-

cher, welche die Herzogin inzwischen gelesen, und mir übersendet hatte. Also so haben wir ausgesehen? Sonderbar, daß man von seinem inneren Antlitze keinen Begriff hat, wie oft man sich dies auch einbilden mag. Oder vielmehr die Sache steht so: Wir wissen um unsre Verhältnisse, Stimmungen, Irrtümer und Schwächen recht wohl, aber sie im Spiegel zu erblicken, ist schauderhaft.

Anfangs war ich auf den Autor bitterböse, und keinesweges gemeint, mich, wie die Herzogin, der durch ihn von Gott mir verhängten Buße zu unterwerfen. Auch der General wollte nichts von Nachgiebigkeit gegen den im stillen an uns herangeschlichenen Memoiristen wissen. Als wir aber die Sache näher bedachten, sahen wir ein, daß meine Geschichte Frauen und Mädchen, in deren Hände unsre Denkwürdigkeiten doch auch wohl gelangen mögen, zur Lehre dienen kann, und daß, wenn auch alle Beispiele die Wiederholung der Irrtümer nie verhüten, die Irrenden doch an meinem Falle zu ihrem Troste erkennen werden, wie das Gemüt uns in großes Leid bringt, die Arme unsres Schutzgeistes aber

stark genug sind, uns aus demselben emporzuziehn.

Da käme ich nun in das Fach der Herzogin und wollte auch erziehn. Aber freilich beruht mein Unterricht auf andern Voraussetzungen. Die Stille, Liebe meint, so sehr die Demut ihr auch gebietet, ihre ganze Wirksamkeit vor der Welt als zweifelhaft darzustellen, insgeheim denn doch, daß ihre moralisch-religiösen Vorschriften die jungen Seelen vor dem Strudel bewahren werden. Ich habe dagegen die Überzeugung, daß gerade die edelsten Naturen unsres Geschlechts unbedingt tiefen Verwicklungen dahingegeben sind, welche keine Regel der Klugheit, kein Präservativ der Sitte, und keine Andachtsübung aufhält. Viele gehn in denselben unter, wenige werden gerettet. Zu diesen gehöre ich, und wenn auch die Art meiner Herstellung sich nicht bei jeder Unglücklichen wiederholen wird, so lehrt sie wenigstens, daß das Leben selbst aus seiner Fülle den Stab wachsen macht, welchen die Dressur der Pensionsanstalt nicht darreicht.

Dies will ich erzählen, schlicht, einfach,

kurz; zu ausgeführter, oder gar kunstreicher Behandlung habe ich weder die Lust, noch das Geschick, noch die Zeit.

Die Stellung der Frauen in der Gegenwart ist sonderbar. Was hat unsre Mütter beschäftigt, ihren Geist und ihr Gemüt ausgefüllt? Das Haus oder die Gesellschaft. Die Ruhigen wandten sich jenem, die Lebhafteren dieser zu. Nun gibt es aber keine Häuslichkeit mehr im alten Sinne, und aus der Gesellschaft ist der feine Zauber längst verschwunden, durch dessen Verwaltung wir die Priesterinnen und Fürstinnen der Salons wurden. Unser Platz in der Welt ist also leer oder anderweitig besetzt, wie man dieses Mißverhältnis ausdrücken will. Wenn wir uns auch vor der durch die Saint-Simonisten uns zugeordneten Emanzipation schönstens bedanken wollen, so läßt sich doch ahnen, daß unser Zustand bedeutenden Veränderungen entgegengeht.

Der Autor hat der Wahrheit gemäß erzählt, daß *mich* schon als Mädchen auf dem Schlosse meines Vaters das Gefühl eines Vaterlandes mächtig bewegte. Die Natur mußte vielleicht so bei mir verfahren, mir Ersatz durch

eine allgemeine Empfindung geben, weil mir der Segen einer gesetzlichen Geburt, mir eine Mutter vorenthalten worden war.

Madame de Staël – wenn ich nicht irre – hat einmal gesagt, daß in Zeiten, wo man auch den Frauen die Köpfe abschlage, ihnen notwendig erlaubt sein müsse, sich um die Politik zu bekümmern. So schlimm steht es nun bei uns nicht. Aber da wir durch die Staatsumwälzungen unser Vermögen einbüßen, uns mit den Männern versetzen lassen müssen und Söhne für den Krieg gebären, so scheint uns weder das Recht noch die Veranlassung zu fehlen, an allen den öffentlichen Dingen teilzunehmen, durch welche auch uns Freude und Entsagung, das Lachen und die Träne bereitet wird.

Diese Vorstellungen bewohnten wie in der Knospe den Kopf des jungen Mädchens, es sprach sich und andern dieselben nicht aus. Die Frau, welche Schritte in die Dreißig getan hat, wird wohl davon reden, und eingestehn dürfen, daß sie von jeher sie gehabt.

Nun aber ist es eine eigne Sache um dieses Vaterland. Wir sind und bleiben denn doch ar-

me Gefühlswesen, bei welchen der Weg zum Haupte immer und ewig durch das Herz geht. Wenn die Trommel gerührt wird, wenn sie dahinziehn in langen Reihen, und die Fahnen den Tüchern, und die Tücher den Fahnen Abschied zuwinken, und nun der Busen um Reich und Thron, und zugleich um das Schicksal der Lieben bangt, dann die herrlichen, freudigen Kampfes- und Siegesnachrichten erschallen, jeder in diesem Sturme sich zum Außerordentlichen gehoben fühlt, ach und endlich bei dem Friedensheimzuge die Freunde uns die teuersten Güter erobert dahergetragen bringen – dann weiß eine Frau, daß auch sie in ihrer schwachen, furchtsamen Seele eine Empfindung beherbergt, welche über die Spindel und das Nähzeug hinausreicht, dann dürfen wir uns *eines* Geschlechts mit der Mutter der Gracchen, und den Weibern der Numantiner rühmen. Oder auch dann kann unser Geist bewegt und erregt sein, wenn kluge, weltgestaltende Männer im Schweigen des Kabinetts mit der stillen Feder, oder der feinen gewinnenden Rede Bündnisse stiften, Provinzen erwerben,

die Entschlüsse so leise vorbereiten, welche nachher den Erdkreis erschüttern und die Menschen in Staunen und Verwundrung setzen. Da wissen wir wohl bei uns die Gegner zu friedlicher Annäherung zu versammeln, Geheimnisse zu empfangen und zu bewahren.

Aber wie wird es im Frieden, im gleichgültigen Gange des Alltags? Statt der Heldentaten Manoeuvres, statt des regsamen Spiels seltener Kräfte ein stockendes Schleichen im Geleise trockner herkömmlicher Tätigkeit. Was soll denn nun die Frau beginnen, welcher die Kleinigkeiten nicht genügen, auf die wir dann einzig und allein angewiesen sind? Da müßte sie etwa Dichterin, Schriftstellerin, Kunstkennerin werden. Aber wenn die arme Seele zu der Einsicht gelangt ist, daß die Lieder ihrer Schwestern am Parnaß nüchtern und dünn erklingen, daß die Bücher der Weiber aus den abgetragenen Gedanken der Männer bestehn, daß sie vor den Bildern und Statuen doch auch nur diesen bevorzugten Geschöpfen nachsprechen, wenn sie also zu allen derartigen Zeitvertreiben weder Lust noch Belieben trägt, womit wird sie dann ihre verlan-

gende, glühende Brust ausfüllen?

Ich hatte nach dem Tode meines Vaters schlimme Tage auf dem Schlosse. Gute Menschen walteten dort, aber unsre Seelen waren zu verschieden. Der Herzog war früh gewissen Personen in die Hände gefallen, welche ihm die größten Vorstellungen von der Würde des Adels beigebracht und ihm die Heiligkeit der Pflicht, alles an die Herstellung dieses Standes zu setzen, eingeschärft hatten. Diese Begriffe regierten ihn mit unumschränkter Macht, er hatte für nichts andres Raum in sich. In den Militärdienst eines kleineren Staates eingetreten, war er rasch von Stufe zu Stufe gestiegen, hatte auch an einigen Vorfällen des großen Kampfs auf der deutschen Seite teilgenommen, aber ohne Liebe und Wärme für die Sache, welche ihn nur insofern interessierte, als er von ihrem Siege den Triumph der Aristokratie hoffte. Meine gute Schwägerin war in Paris erzogen worden, und hatte Deutschland erst nach dem Untergange unsres großen Feindes kennengelernt.

Ich, voll von den Eindrücken einer unbe-

schreiblichen Zeit, mochte meinen nächsten Umgebungen wohl wie eine Närrin vorkommen, welche sich abmühte, Schattenbilder der Wirklichkeit unterzuschieben. Der ganze Enthusiasmus eines zwanzigjährigen Mädchens war eins geworden mit dem Enthusiasmus eines Volks, diesen Gewinn festzuhalten, das herrliche Gedächtnis mir nicht zu einem Traume verdämmern zu lassen, war die Aufgabe meines Lebens. Ich baute mir ein kleines Museum aus Erinnerungszeichen und Bildnissen der Feldherrn zusammen, sang meine lieben Schlacht- und Kampflieder am Fortepiano, steuerte von meinen schmalen Mitteln, soviel ich nur entbehren konnte, an die Vereine, welche sich überall zur Unterstützung der Invaliden gebildet hatten.

Man stutzte, verstand mich nicht, lächelte über mich. Ich ließ mich das nicht anfechten. Aber freilich fühlte ich nur zu bald, daß ich mit dem, was mir das liebste war, mich in einer völligen Einsamkeit befinde, und dieses Bewußtsein fiel mit um so größerer Schwere auf mich, als es die nächsten waren, die es mir bereiteten, und als ich voraussah, daß

bald mein ganzer Zustand in dem Hause, welches doch auch als *mein* Vaterhaus gelten sollte, unterhöhlt sein würde. Ich versank in eine Schwermut, die mich auch wohl zuweilen ungerecht gegen das Gute machte, welches mich umgab. Wenigstens muß ich jetzt über manches lächeln, was mich damals gegen die liebenswürdige Frau einnahm, mit der ich nun so verträglich leben kann. Sie hatte z.B. eine ängstliche Sorgfalt für ihre Gesundheit, scheute den Zug, den Tau, und was dergleichen mehr ist. Als ich mich einst hierüber im entgegengesetzten Sinne vernehmen ließ, stellte sie mir sehr beredt die Pflicht dar, welche jeder habe, auf solche Weise über sich zu wachen. Ich fand diese bewußte Ansicht von der Sache nur noch egoistischer und schwächer, und hatte doch unrecht. Denn wie verderben wir uns und andern durch üble Laune die Tage, und wie selten entspringt sie aus geistigen Ursachen, wie viel öfter aus kleinen Indispositionen, welche meistens durch Regime zu meiden wären! Wie hindern oder zerstören Krankheiten das Glück ganzer Familien! Was begünstigt überhaupt

mehr die Entwicklung eines harmonischen Lebensgangs, als das leichte, reine Gefühl, welches nur die Blüte vollkommener körperlicher Wohlfahrt sein kann?

In jenen Stimmungen und Verstimmungen lernte ich nun Medon kennen, welcher auf das Schloß kam, mir die erste Nachricht von dem Auffinden der teuren Reste des erschlagenen Freundes zu überbringen. Es wird nicht von mir erwartet werden, daß ich die Geschichte unsrer Herzen, oder vielmehr des meinigen, denn das seine hatte leider keinen Anteil daran, novellistisch erzähle. Nur das muß ich sagen, daß die Herzogin unrecht hatte, wenn sie in ihrem Briefe behauptete, die Sympathie des Mißvergnügens habe uns zusammengeführt.

Nein, es war etwas andres, etwas Höheres von meiner Seite. Medon gehörte zu den geistigen Ruinen, aber zu den mit aller Pracht üppiger Vegetation bewachsenen. Soll es denn einer arglosen Frau ewig verdacht werden, wenn sie der Duft und Glanz solcher Stauden und Blumen anzieht, wenn sie in ihrer Gutmütigkeit nicht zu ahnen vermag, daß unter

diesen Reichtümern und Schönheiten der Abgrund laure? Sein Name war mit Auszeichnung im Kriege genannt worden, das mußte ihm wohl zur Empfehlung bei mir gereichen, er brachte mir eine Nachricht, worin für mich ein trüber Trost über einen ungeheuren Verlust lag, wie konnte mein Herz noch einen Rückhalt gegen ihn haben? Endlich, ich fand nach langem Darben jemand wieder, mit dem ich meine Sprache reden durfte.

Ich habe beinahe zwei Jahre hindurch den Namen dieses Mannes getragen, und wer wird mir daher glauben, daß ich über seine frühere Geschichte, über seinen Charakter und seine Grundsätze nur Vermutungen zu geben weiß? Das allein ist mir bekannt, daß ich durch ihn eine Zeitlang sehr elend geworden bin.

Er war aus Franken gebürtig und von einem ehemaligen Jesuiten erzogen worden. Dieser Lehrer hatte ihm die ganze verschlagne Festigkeit seines Ordens zu eigen gemacht, und ihm in jungen Jahren schon den Grundsatz eingepflicht, daß der Zweck die Mittel heilige. Als Jüngling muß ihm etwas

Schreckliches begegnet sein; ich ahne, daß er eine Geliebte aus Unvorsichtigkeit getödet hat. Ein solches Mißgeschick mag auf den Menschen die zerstörendste Wirkung äußern. Denn ein Verbrechen läßt sich durch Reue und Buße sühnen, aber wo findet *der* Beruhigung, welcher als blindes Werkzeug geheimer, gräßlicher Mächte sein Teuerstes vernichtete? Die Sonne geht einer so belasteten Seele unter, und Frostnacht breitet über sie erstarrende Schatten aus.

Er hat mehrere Monate in Wäldern und Felsklüften, dem Wilde gleich, verlebt, wie er mir selbst gestand. Welche Gedanken da sich seiner bemächtigt, weiß nur der finstre Geist des Felsens und des Waldes. Als der große Ruf der Freiheit durch Deutschland erscholl, klammerte er sich an die Hoffnung eines einigen Vaterlandes an, und diese ward nun der Gott seines Busens. Seine tollkühne Tapferkeit im Kriege entsprang wohl aus dem Wunsche, zu sterben. Der Tod ward ihm nicht und auch das einige Vaterland blieb nach dem Frieden aus. Ein tiefer Haß gegen alles Bestehende, worin er nur das Hemmnis einer

besseren Ordnung der Dinge erblickte, bemächtigte sich seiner, um so gefährlicher und hartnäckiger, als dieser Gesinnung jede Leidenschaftlichkeit abging. Viele sind in jenen Tagen gegen Fürsten und Machthaber stürmisch und drangvoll zu Felde gezogen, sie trugen das Panier ihrer Vorsätze im Antlitz; Medon schien dagegen mit allen Einrichtungen der Gewalt zufrieden zu sein. Er gehörte zu den kalten Fanatikern. Diese vermögen, wenn die Umstände sie begünstigen, etwas auszurichten. Denn die Dinge, welche auf solchen Gefilden erstrebt werden, entstehen nicht durch die Begeisterung, sondern durch den Kalkül.

Eine kurze Zeit hat er sich in dem damals aufkommenden geheimen Bundeswesen versucht. Wie diese unzulänglichen Intrigen nach Jahren entdeckt wurden und zum Schreck vieler, dem im öffentlichen Ansehen fest wurzelnden Manne das Gebäude seines künstlich-errungenen Zustandes zertrümmerten, ist in den Büchern unsrer Geschichte erzählt. Lange wirkte dieser Sturz im gesellschaftlichen Leben der großen Stadt

nach; niemand hielt sich im Verkehr mit andern mehr sicher.

Ein Geist, wie Medon, mußte aber sehr bald einsehen, daß sich mit Studenten nichts durchsetzen läßt, und daß überhaupt Verschwörungen nie die Beschaffenheit der Dinge, sondern immer nur ihre Oberfläche, und auch diese meistens nur vorübergehend ändern. Er gab daher alles derartige Tun und Treiben auf, sagte sich von den Häuptern und Gliedern los, und folgte dem Strome, mit welchem zu schiffen jeder gute ruhige Bürger verpflichtet ist. Sein Name, seine Kenntnisse, seine Persönlichkeit führten ihn in vorteilhafter Art bei den Machthabern ein; es dauerte nicht lange, so war der Grund zu der glänzenden Existenz gelegt, welche unser Autor beschrieben hat.

Indem ich nun darangehen soll, die Fäden, welche das Gewebe seiner Handlungsweise zusammensetzen halfen, aufzudrehen, fehlen mir fast die Worte, um das Verhältnis von Kette und Einschlag richtig darzustellen. Ein Wahn, ein Irrstreben der schlimmsten Art entbehrt vielleicht schon seiner Natur

nach der eigentlichen Gestalt, des dichten Zusammenhangs, welchen ihm die schildernde Feder gibt. Nur in Träumen und abgerissen-flatternden Momenten mag der so arg Fehlende sich seines Systems bewußt werden. Ich bitte daher den Schatten des Dahingegangenen zum voraus um Verzeihung, wenn die Armut der Sprache mich zu bestimmteren Ausdrücken zwingt, als wie sie der Sache eigentlich gemäß sind.

In den Geschichten der Revolutionen, namentlich in denen der französischen wird zuweilen das Wort: Pessimismus, gebraucht. Es bedeutet das Streben der Faktionen, durch künstliche Hervorbringung eines aller-schlechtesten Zustandes die Menschen in eine Wut zu stürzen, welche sie blindlings den Planen der Bösen zutreibt. Die Mittel, deren man sich bei diesem furchtbaren Verfahren bedient, sind mannigfaltig, jedoch laufen die meisten darauf hinaus, daß man entweder die Gegner zu unbedachten Schritten zu bringen weiß, oder selbst den Schein feindlicher Operationen erzeugt, oder durch gemachten Mangel der ersten Lebensbedürfnisse Kum-

mer und Not unter die Menschen wirft.

Ich weiß nicht anders mich auszudrücken, als: Medon hatte sich vorgesetzt, ein Pessimist in deutschem Sinne zu sein. Voll von dem ätzenden Gefühle, daß die öffentlichen Einrichtungen Deutschlands im Widerspruche mit einer schönen, freien, großen Entwicklung seien, hielt er dafür, daß der Weg zu einer Erneuerung unsres Lebens durch das Labyrinth einer vollkommnen Anarchie gehe, und daß dahin nur eine Zersetzung aller moralischen Bande, welche uns zusammenhalten, die er aber für morsch ansah, führen könne. Ob er allein, von jeder Verbindung mit andern gesondert, in dieser entsetzlichen Täuschung einen abenteuerlichen Plan ausgesonnen hat, ob mehrere Teilnehmer einer solchen Verkehrtheit gewesen sind, ich weiß es nicht. So viel ist mir aber klar geworden, daß seine Ratschläge, seine Einwirkungen auf hochstehende Personen verwendet wurden, um unheilvolle Maßregeln hervorzubringen, welche unsre allerdings zweideutigen Verhältnisse in eine nur noch tiefere Zweideutigkeit und Halbheit senken sollten, Maßregeln, welche

er mit großem Geschicke und vielem Scheine als nützliche, kluge, billige, darzustellen wußte. Und in dieser Absicht regte er auch besonders junge Leute auf, sich zu überheben, die ihnen gezogenen Schranken zu verkennen, natürliche, ihnen gemäße Lebenslose mißzuschätzen, so sich innerlich zugrunde zu richten, und sich zu einem gärenden Stoffe der Zeit zuzubereiten. Das war endlich der Grund, warum er Hermann in so törichte Pfade verlockte. Auch *er* sollte ein Opfer dieser Künste werden, die Herde der Mißvergnügten, Zerstörten mehren.

Ach, mir entsinkt die Feder! Ich habe das dunkle Bild entworfen, erlaßt mir, es auszumalen! Nur so viel noch. Seine eignen Andeutungen und einige Blätter, welche er mir in ausforschender Absicht, wie ein Spiel des Witzes, übergab, liehen mir die Züge dar. Die Schrift war nach Art und in der Form des »Fürsten« abgefaßt, und hieß: »Das Volk«. Er hatte, wie Machiavell, darin eine finstre Theorie nach allen Richtungen kapitelweise behandelt. Genug! Genug! –

O, und doch ist das Schlimmste noch zurück! – Wirst du es denn glauben, junge arglose Seele, die du diese Bekenntnisse liesest, daß wir unsre Brust, heißer Liebe voll, an die Brust eines Mannes legen, und daß er, kalt berechnend, während der Umarmung uns zu einem Hebel in dem Getriebe seiner Entwürfe, zu einem Werkzeuge ausersehen kann? Es ist fürchterlich, sich an dem Gefühle einer Frau zu versündigen, denn der Frevler tötet darin ihren Gott! – Tausendmal ist es gesagt worden: Wir haben nichts als die Liebe, aber es geht damit, wie mit allen uralten Wahrheiten; niemand achtet ihrer.

Zwar merkte ich an Medon, als es ihm gelungen war, mein Herz zu überwältigen, oft eine gewisse Unruhe, ein Zerstreutsein, was wie Kälte aussah, aber ich schob diese Dinge auf Verwicklungen, aus früherer Zeit herrührend, auf das Unbehagen, welches auch ihm das Haus des Herzogs erregte, auf momentane Stimmungen, auf das Gefühl des Nichtbefriedigtseins endlich, wovon ausgezeichne-

te Menschen immer von Zeit zu Zeit heimgesucht werden. Wie hätte ich in meiner Hingebung und bräutlichen Trunkenheit die Wahrheit ahnen können? Aber als wir die Ringe gewechselt hatten, als ich sein Haus theilte, und nun Einrichtungen getroffen wurden, welche auf die Absicht einer Sonderung aller Lebensverhältnisse schließen machten, als er sein Zutraun still und höflich zurückzog, die Zeichen und Beweise freundlicher Neigung immer sparsamer und erzwungener wurden, überhaupt unsre Ehe nach und nach die Gestalt eines gewöhnlichen Konvenienz-bündnisses unter abgeflachten Personen der höchsten Stände annahm, ohne daß von meiner Seite diese Wandlung durch etwas andres verschuldet war, als durch wachsende Innigkeit, und steigende Sehnsucht, im Hause mein Alles zu finden, da befiel mich ein Grauen, ich fing an zu argwöhnen, daß ich schwer hintergangen sei, und fühlte die Nothwendigkeit, einem schlimmen Geheimnisse auf die Spur zu kommen.

Was mich am meisten erschreckte, war die Art, wie Medon sich gegen mich vor andern

benahm. Unsre Zimmer hatten sich nach und nach mit den bekanntesten Personen der Hauptstadt gefüllt, ein glänzender Kreis umgab uns, der mir wohlwollend und achtungsvoll begegnete. Medon erschöpfte sich vor diesen Zeugen in Aufmerksamkeiten gegen mich. Aber sobald die Menschen uns verließen, sobald die Kerzen ausgelöscht wurden, verschwand auch er, und barg sich in seinen Gemächern.

Ich hatte mir anfangs vorgenommen, ihn zu beobachten, insgeheim zu forschen und den Falten seiner Seele nachzuspüren. Bald aber verwarf ich diese kleinlichen Mittel als meiner unwürdig, und erkannte, auf welche Weise es sich einzig und allein für mich ziemte, in dieser Sache zu verfahren. Eines Tages, da ich mich ruhig genug glaubte, erklärte ich Medon zwar mit zitternder Stimme, aber durchaus fest und gesammelt in mir, daß mich sein Wesen befremde, daß es nicht das eines Gatten sei, und daß er mir die Wahrheit zu sagen habe, welche ich sofort, ganz, im unumwundensten Geständnisse von ihm verlange.

Die Kraft der Unschuld und des Rechts muß wohl sehr groß sein, da sie selbst das schwache Weib zur Meisterin des starken Mannes macht. Medon, der sonst jeglichem standhalten konnte, ward durch meine Anrede überwunden. Zwar versuchte er, mir in ausweichenden Antworten zu entgehn, als ich ihm aber erklärte, daß ich diese verwerfe, vielmehr fordre, er solle seine Pflicht erfüllen, und als meine Augen, welchen die himmlischen Helfer in dieser schweren Stunde weichliche Tränen fernhielten, nicht abließen, ihm, der unruhig hin und her ging, zu folgen, so brach seine Fassung zusammen. Er stürzte mir zu Füßen, barg die errötenden Wangen in meinen Händen, und stammelte, so demütig niedergebeugt, seine Bekenntnisse. Er gestand mir, daß er mich nie geliebt habe, daß er überhaupt keine Frau werde lieben können, weil sein Haupt gänzlich von dem öffentlichen Interesse eingenommen sei, daß er allerhand Plane mit den Menschen verfolge, daß er aber eingesehen habe, wie niemand selbständig auf viele wirken könne, der nicht ein Haus mache, weil jeder ledige Mann über

kurz oder lang aus dem Mittelpunkte der Beziehungen an die Peripherie gerate, zum Anhang fremder Verhältnisse werde.

»Unglücklicher!« rief ich vorahnend aus, »und deshalb bedurfstest du einer Frau, um deren Sofa sich die Gäste versammeln sollten, die ihnen den Tee einzuschenken bestimmt war, du mußttest eine Wirtin für dein Intrigenstück haben. Und so hast du kalt und lauernd mit meinem Herzen gespielt, betrügerischen Glimmer für mein reines Gold gezahlt, welches ich dir aus überströmender Fülle verschwenderisch hinschüttete! Hast mich mir selbst entfremdet, nicht aus Leidenschaft, nein, wie der Vogelsteller mit süßgiftigem Tone die Nachtigall aus ihrer grünen Laubzelle in seine Netze lockt!«

Er konnte nichts erwidern und nickte nur seine schweigende Bejahung, dann ging er still und gebückt, ohne die Augen vor mir aufzuschlagen. Bald erhielt ich einige Zeilen von ihm, worin er mir sagte, daß, nach dem, was ich nun wisse, er keine Macht mehr über mich haben wolle, und daß es von mir abhänge, unser Verhältnis aufzulösen.

Ich antwortete ihm darauf, daß man die Frauen in Europa nicht so von Tag zu Tage nehme und entlasse, daß ich überlegen und zu seiner Zeit das Nötige beschließen werde, daß aber vorderhand unsre Scheinehe fort-dauern müsse.

Diese Entdeckungen waren kurz vor Hermanns Ankunft geschehen. Es hatte sich eine dunkle Nacht über mich und mein Leben ausgebreitet. Seine Erscheinung war der erste Lichtstrahl in dieser Finsternis, sie gab mir wieder die Möglichkeit einer Hoffnung, einer Zukunft. Ich glaube, daß ich nur durch ihn die Stärke zu dem Entschlusse gewonnen habe, den ich nachmals ausführte, als Medon bei der herannahenden Gefahr mich in seine Irrbahn wieder mit fortreißen wollte; mein Geschick nämlich von dem seinigen durch rasche Flucht für immer abzusondern.

Hier schließe ich. So kann eine Frau für die edelsten Regungen büßen. Und von solchem Falle kann sie wieder erstehn.

In der freudigen Rührung, die mich immer ergreift, wenn ich meines gewendeten Schicksals denke, werde auch dem Verirrten ein ent-

schuldiges Wort nachgerufen. Er schläft fern in dem fremden Lande, jenseits des Weltmeeres. Klima und Kummer zehrten ihn dort auf, nachdem seine phantastischen Verbrechen hier gescheitert waren. Er hat schwer gefehlt, es ist wahr. So übel stehn unsre Angelegenheiten nicht, wie er sich einbildete, und seine Denkungsweise war übler, als das Übelste. Aber man erwäge, daß vieles bei uns zusammentrifft, gerade die lebendigen, strebsamen Geister in unheilbaren Trübsinn zu versenken, aus welchem denn auch wohl Frevel der seltensten Art hervorgehen können.

IX. Der Herausgeber an den Arzt

Sie haben mir durch die Mitteilung der beiden Bekenntnisse große Freude bereitet. Diese Frauen stellen gewissermaßen die Pole der weiblichen Natur dar. Die eine zieht sich keusch in ihr Innerliches zurück und steigert sich bis zu einer krankhaften Zartheit,

welche freilich die nächsten Verhältnisse zerstört, ihre Umgebungen unglücklich macht. Die andre, mit heitern Sinnen gegen die Welt gewendet, wird Patriotin aus Lebhaftigkeit. Besonders anmutig erscheint mir Johanna, und es ist gar lieb und schön, wie sie das scheinbar der Frau ganz Widerstrebende in ihrer weichen Brust verarbeitet. Amor, mit den Waffen des Mars spielend, ist ein reizendes Bild, und ähnlich dem Eindrucke, den diese Zusammenstellung erregt, ist die Empfindung, die man hat, wenn man ihre weißen, feinen, schmalen Hände (bekanntlich die schönsten, welche Gott je in seiner besten Laune einer Frau gegeben) mit den strengen, geschichtlichen, politischen Begriffen gebaren sieht. Daß sie eine Zeitlang ein Opfer ihrer geistigen Weite und Freiheit werden konnte, ist ebenso tragisch, als anziehend.

Der Briefwechsel, wenn er ein wahrer ist, vertritt die Stelle des Gesprächs, und dieses besteht aus Rede und Gegenrede. Lassen Sie mich Ihnen also erzählen, was Sie, damals von * entfernt, nicht so genau wissen können; wie nämlich Johanna sich herstellte.

Der Krieg ist nicht so schlimm, als seine Folgen es sind. Man könnte, wenn man Lust an auffallenden Reden hat, sagen: der Krieg mordet erst im Frieden. Außerordentliche Kräfte ruft er hervor, und in denen, welche die Kugel des Feindes nicht trifft, regt er unendliche Erwartungen an. Wie sollten diese auch geringer sein, da jeder ein Unendliches, das Leben, auf das Spiel zu setzen gewohnt war? Nun können aber jene Erwartungen auch nicht im entferntesten befriedigt werden; der schleppende Gang der wieder eintretenden Gewöhnlichkeit hemmt die Seelen und ist doch nicht imstande, sie zu fesseln, dadurch entsteht in feurigen Geistern eine Art von Verzweiflung ohne Gegenstand, welche manchen hinrafft, ohne daß sich eine äußere Ursache entdecken läßt. So viel ist gewiß, die eigentlichen Helden einer denkwürdigen Periode überleben sie selten lange.

Zu den Opfern des Krieges im Frieden gehörte unser alter würdiger Freund, der General. Auf seinem Rosse, kühner Reiter, verwegener Reiterführer, war ihm das Leben in jenen unruhigen Zeiten ein tägliches Glückss-

piel gewesen. Wo sich ein Widerstand gegen den Unterdrücker auftat, hatte sein Degen geblitzt, so gingen ihm zehn Jahre in der beständigen Abwechselung der Schlachten und Belagerungen, der Nacht- und Tagemärsche hin. Seine Locken waren sparsam geworden und erbleicht, aber seine Augen scharf geblieben, als die letzten Donner des großen Völkergewitters in Paris verhallten.

Nun kehrte er zurück, Lorbeeren auf dem Haupte, Orden auf der Brust, im Munde des Volks als einer der unermüdlichsten Streiter hoch emporgetragen. Aber wie es zu gehn pflegt, die Menge vergißt sehr bald ihre Begeisterung und erinnert sich derselben erst wieder bei dem Leichenbegängnisse, und die Machthaber werden von großen Verdiensten, die nicht ganz in der Stille geblieben sind, immer nur belästigt. Man lobte ihn, ließ es an leeren Auszeichnungen nicht fehlen, in den wesentlichen Dingen aber fing man binnen kurzem an, ihn zu vernachlässigen. Er wurde so umhergestoßen, wo es eigentlich nichts zu tun gab, endlich schob man ihn sacht beiseite.

Der alte feurige Mann wurde nicht sobald dieser gesetzlichen Unbilden inne, als ihn ein tiefer Verdruß ergriff. Zu stolz, sich zu beschweren, schlang er den Ingrimme hinunter, und zehrte dadurch nur noch mehr an seiner Seele. Von Stufe zu Stufe im Mißmuth versinkend, hatte er zuletzt weder Hoffnung, noch Aussicht vor sich, und fühlte diesen trostlosen Zustand um so herber, als ein beschäftigtes, zerstreutes Leben ihm die allgemeinen Hülfsmittel, wodurch sich sonst der geschlagne Mensch aufrichtet, nicht zugänglich gemacht hatte.

Er verzagte an sich und an dem Vaterlande, und war in dieser trüben Stimmung im Begriff, seinen Abschied zu fordern, und die reinerhaltne, tapfre Kraft als Mietling irgendwo zu vergeuden.

Damals kamen Johanna und die Herzogin nach der Hauptstadt, von Ihnen zur Heilung bedenklicher Nervenleiden dorthin gesendet. Nur mit Widerstreben hatte Johanna Ihrem Befehle gehorcht, sie scheute sich, den Ort aufs neue zu betreten, der so manche traurige Erinnerung in ihr weckte. Sie mied Gesell-

schaften, und konnte selbst von dem Anblicke ehemaliger Freunde schmerzlich berührt werden. Die Herzogin hielt sich ebenso zurückgezogen, man sah beide Frauen nur auf einsamen Spaziergängen, doch auch dort von dem Auge der Neugier beobachtet.

Eines Tages konnte ihnen der General, der auch fern von den Menschen zu wandern liebte, einen Dienst leisten. Er empfing den artigen Dank der Damen und versetzte, Johanna scharf ins Auge fassend, daß, wenn ihm Dank für die unbedeutende Gefälligkeit werden solle, er ihn nur darin zu finden wünsche, daß er sie nicht zum letzten Male gesehen habe. Er sprach dies mit der Galanterie eines alten Manns, aber kurz, trocken, soldatisch. Sie, der alle solche Töne zum Herzen dringen, antwortete ebenso entschieden, er möge nur kommen, sie werde sich nicht vor ihm verleugnen lassen.

Dem ersten Besuche folgte der zweite, diesem der dritte usw. Aus kurzen Zusammenkünften wurden lange, aus Gesprächen allgemeinen Inhalts vertrauliche Unterredungen. Sie kam dem feurigen Greise mit der Unbe-

fangenheit einer Tochter entgegen, er lebte in ihr, in ihrem adlichen, glänzenden Wesen ein neues Leben. Dennoch blieb er seinem Vorsatze getreu, und entdeckte ihr in einer hingebungsvollen Stunde, daß er entschlossen sei, dem Vaterlande den Rücken zu wenden.

Als sie das Nähere von ihm erfahren, und gehört hat, wie dieser edle Charakter mit sich, seiner Jugend und seinen Erinnerungen uneins zu werden im Begriff stehe, ist sie in eine große Bestürzung verfallen, und weder Bitten, noch Tränen sind gespart worden, den verehrten Helden von seinem Vorsatze abzubringen.

Er bleibt indessen fest, und fragt bitter, was ihn denn eigentlich in diesem Staate halten solle, wo man seiner nicht mehr bedürfe? – »Ihre Taten, Ihre Ehre, Sie selbst«, versetzte Johanna.

»Die Taten sind getan, meine Ehre nehme ich überall mit hin, und was mich selbst betrifft, so weiß ich kaum, wenn ich die jetzigen Emporkömmlinge betrachte, ob ich der nämliche noch bin, von dem man einmal geredet

hat.« –

Er geht bis zur Türe, dann wendet er sich, und sagt mit niedergeschlagenen Augen, aber festem Tone: »Es gibt ein einziges, was mich an diesen undankbaren Boden fesseln könnte, und das wäre, wenn Sie, Johanna, sich entschließen möchten, die Tage eines alten Soldaten zu teilen. Meine Seele würde dann eine Beruhigung finden, und die Ungerechtigkeiten zu ertragen vermögen, unter welchen sie jetzt daniedersinkt.« – Ohne eine Antwort abzuwarten, verläßt er rasch das Zimmer.

Am andern Morgen empfängt er einen Brief von ihr, worin sie ihm sagt, daß sie keine Leidenschaft für ihn empfinde, aber ihm herzlich ergeben sei, daß sie überhaupt vielleicht nicht mehr in *dem* Sinne zu lieben imstande sei, wie die Welt dieses Wort nehme, am wenigsten einen Jüngling, daß ihr ganzes Wesen vielmehr seine Erfüllung nur in einem zweiten, reichen, gehaltvollen, durchgeprüften Leben finden könne. Wenn ihm diese Geständnisse genügten, so sei sie die Seine, sobald eine natürliche Lösung ihres früheren Verhältnisses eintrete, denn zu öffentlichen

Schritten gegen Medon könne sie sich nicht verstehen. Vor allen Dingen aber habe er zu bleiben und zu haften am Herde seiner Väter und Fürsten.

Der alte Held war übergelukkig durch diese Zeilen. Er eilte zu ihr, versicherte ihr, daß sie ihm sein Dasein zurückgegeben habe, und daß er nicht mehr an seinen Vagabunden-Einfall denke. Sie habe über die Gestaltung der Zukunft allein zu bestimmen.

Hierauf haben beide die Entwicklung der Dinge ruhig abgewartet. Medons Tod machte endlich Johannes frei, und nachdem die Erschütterung, welche dieses Begebnis in ihr erregen mußte, überstanden war, reichte sie dem Generale ihre Hand.

Ihre Seele wurde dadurch völlig hergestellt, ihr Schicksal gesichert. Kein schönerer Anblick, als die beiden hohen Gestalten, die eine unter dem Schnee des Alters blühend, die andre in reifer Fülle prangend, nebeneinander zu sehen. Die liebenswürdige Patriotin hat als Frau ihre Lebensaufgabe gelöst; indem sie einem verdienten Feldherrn häusliches Behagen gab, erhielt sie ihn bei seiner

Pflicht, und leistete dadurch dem Gemeinwesen selbst einen Dienst. Er, sobald er nur wieder fröhlicher und mittheilender wurde, auch von neuem bemerkt, erlebte es, daß man ihn bei einigen Gelegenheiten, die dem Kriege ähnlich sahen, und wo »die hohlen Namen und die Figuranten« es nicht tun wollten, hervorsuchen mußte. Die Scham, welche zuweilen die Menschen ergreift, wenn sie ihrer Verschuldungen sich bewußt werden, brachte es hierauf dahin, daß seine Stellung in der ehrenvollsten Weise geordnet wurde. An seiner Gemahlin hängt er mit der eifersüchtigen Zärtlichkeit eines Liebhabers, und daß an der Seite einer schönen vielumworbnen Frau seine Empfindung etwas von der des Danville hat gibt dem Bündnisse nur noch einen Reiz mehr.

Nun aber möchte ich von Ihnen wieder allerhand wissen. Ich müßte mich sehr täuschen, oder Sie denken über den Geistlichen und dessen Verfahren etwas anders, als die gute, fromme Herzogin. Wie erklären Sie ihre

Phantasmen, besonders das auf dem Hügel? Was vermochte sie, an Hermann den harten Brief zu schreiben?

Ließen Sie sich zugleich bewegen, in die Geschichte des Herzogs und Hermanns einzugehen, auch über sich das Nötige beizubringen, so rundeten sich diese Mitteilungen allgemach aus. Die Flut der Offenherzigkeit ist einmal hereingebrochen, das Dämmen hilft doch nichts mehr, lassen Sie sie ungehindert und ganz strömen.

X. Der Arzt an den Herausgeber

Ja freilich habe ich eine von der Verehrung unsrer lieben Kränklichen verschiedene Meinung über den saubern Heiligen und Priester, der die arme Frau beinahe in das Erbbegräbnis geliefert hätte. Zuvörderst muß ich über ihn anführen, daß der lose Vogel keinesweges so frisch, wie ein neugebornes Kind nach Rom gelangte, was man aus seiner Erzählung

von dem hölzernen Hergottswunder, erlebt im Kloster, man weiß selbst nicht recht, wo? heraushören soll. Vielmehr hatte derselbe zu seiner Zeit, wie man zu sagen pflegt, nichts verbrennen lassen, und die Ehemänner wußten von ihm zu erzählen. Dazwischen war denn allerhand Ästhetik getrieben worden, so daß der ganze Kerl nicht viel über fünfundsiebzig Pfund wog, als er durch die Porta del Popolo seinen Einzug hielt. Dort über den Sieben Hügeln vollendete der Katholizismus, was die Liederlichkeit angefangen hatte, und brachte ihn einer Nervenschwindsucht nahe, vor welcher ihn ein wackrer deutscher Arzt nur mit Mühe durch die sorgfältigste Kur bewahrte. Sein Geist aber ging unrettbar unter in leistenartigen und sozusagen klebrigen Begriffen. Ob er ein elfenbeinernes Christusbild in einem groben hölzernen Futterale entdeckt, oder dies dem Hermann nur vorgelogen hat, um seine sogenannte Bekehrung nazarenisch aufzustutzen, weiß ich nicht; ich würde mich aber jedenfalls schämen, von einer solchen groben Handgreiflichkeit meine Wiedergeburt zu datieren.

Mir ist alle bewußte und sich vortragende Religiösität in der Gegenwart ein Greuel, denn sie tritt, wo sie sich zeigt, aus dem Rahmen der Kirche, welcher sie angehören will. Sie entbehrt sonach des einzigen Zusammenhangs, durch welchen sie sich als echt beglaubigen könnte. Es gab oder es gibt wenigstens jetzt durchaus keine andre aufrichtig – fromme Menschen, als die es unwillkürlich, und ohne viel Wesen davon zu machen, sind. Wie mich der Anblick des Siechlings, der sich denn auch, um die Sache bis zur Spitze zu treiben, die Tonsur hatte scheren lassen, anwiderte, da ich das Schloß betrat! – Ich erwartete gleich wenig Gutes von ihm.

Dieser unglückselige Mensch hatte sich nach und nach gewöhnt, alles in der Welt unter der Verknüpfung von Schuld und Buße anzusehen, und sich so die große, grenzenlose Mannigfaltigkeit, welche durchaus verlangt, daß man vieles mit leichtem Blicke als gleichgültig und läßlich betrachte, in einen grauen, ekelhaften Brei zusammengerührt, von dem zu dieser Stunde eine Kelle voll als Schuld, und zu der nächsten eine zweite als Buße ein-

zunehmen sei. Die natürlichen Folgen, die zufälligen Ereignisse waren für ihn nicht mehr vorhanden, in jedem Zahn- und Kopfschmerz sah er ein göttliches Strafgericht.

Daß ein solcher devoter Taugenichts bei Gelegenheit, wenn es eben an Sünde gebricht, auch wohl darauf ausgehen kann, selbige künstlich zu verfertigen, um wieder Stoff für die Pönitenzmühle zu liefern, haben Sie in seinem Verhalten gegen Hermann, was ziemlich nach Kupperei schmeckt, richtig geschildert, obgleich Sie sonst den Patron viel zu milde behandeln.

Ihm fiel die arme Schwache in die Krallen, als sie sich mit ihren erträumten Gewissenslasten im stillen plagte. Bei Durchlesung und Vergleichung der beiden Bekenntnisse habe ich gefühlt, daß eine, um mich *des* Ausdrucks zu bedienen, *robuste* Sittlichkeit diejenige ist, welche uns zu unsrer und anderer Freude durch das Leben geleitet. Auch die Tugend kann kränkeln, scheinbar in ihrer höchsten Blüte vorhanden sein, gleichwohl aber das Geschöpf von einem Irrtume in den andern jagen. Was ist es mehr, daß ei-

ne junge verheiratete Frau einige Augenblicke an einen jungen Mann mit größerem Interesse denkt, als an den Gemahl, und wie bald heilen Entfernung, Pflicht und Verhältnisse solche leichte Seelenwunden aus! Sie zu einem Gegenstande ängstlicher Betrachtung machen, heißt aber, nach und nach dahin arbeiten, unter lauter Pflichterfüllungen, guten Werken und Andachtsübungen Gatten und Haus aufzugeben.

Doch trägt die Hauptschuld an der ganzen Wendung der Dinge der neophytische Priester. Wäre er, wie ein unschuldiger Mann und Diener Gottes es gethan hätte, tröstend und beruhigend zu der schönen Selbstquälerin getreten, so würde sie sich in seinem Zuspruche bald ausgeheilt haben. So aber stürzte er sich auf ihr wundes Gemüt, wie der Geier auf die Beute, und es ist nicht zu beschreiben, mit welcher kasuistischen Grausamkeit er ihr Inneres zerlegt, der fiebernden Einbildungskraft Schrecknisse aus dem ganzen Gebiete der Möglichkeit vorgeführt, und sie so völlig mit sich uneins, verworren und elend gemacht hat.

Unsre Bestürzung können Sie sich denken. Ohne daß irgend etwas vorgefallen war, floh uns, verbarg sich vor uns die geliebte Herrin, welche als belebende Sonne unsern Kreis erwärmt hatte. Das ganze Hauswesen des Schlosses neigte sich einer Auflösung entgegen, denn die Frau bleibt ja immer und ewig die innerste Seele aller der gemütlich-traulichen Beziehungen, welche verschiedene Menschen zwischen vier Mauern zusammenhalten. Der Jammer des Herzogs war groß. Die Liebe zu seiner Gemahlin war vielleicht der einzige recht menschliche Punkt an ihm, da er sonst freilich wohl nur aus Aristokratie und Repräsentation bestand. Nun behandelte ihn diese angebetete Frau mit Kälte, die zuletzt in einen unverhüllten finstern Widerwillen ausging. Nach und nach konnte ich mir aus einzelnen Symptomen wohl zusammensetzen, daß der junge Fremde an den Gewissenskrupeln der Herzogin schuld sein möge, und in einer unvorsichtigen Stunde, in der guten Absicht, mit dem Gemahle einen vernünftigen Heilplan festzusetzen, entdeckte ich ihm meine Vermutung, welcher ich je-

doch die Beteuerung hinzufügte, daß ich fest, wie von meinem Leben, von der völligen Vorwurfslosigkeit der Büßenden überzeugt sei, und das Ganze nur für eine Folge überstrenger Begriffe halte. Ich hatte aber diese Mitteilung zu bereuen. Denn er, nach seiner Sinnesweise vermutlich unfähig, eine Pein um nichts zu begreifen, ließ mich durch seine schwermütigen Blicke, seine verfallenden Züge, seine gebeugte Haltung schließen, daß er mehr, daß er wahre Fehlritte argwöhnte.

Alle Versuche, die Schmarotzerpflanze von dem schönen, schlanken Stamme, an welchem sie sich festgesogen, abzureißen, wurden mit konvulsivischer Heftigkeit zurückgewiesen. Meine Mittel nahm die Kranke, aber was konnten *die* helfen? Das beste wäre gewesen, dem geschäftigen Seelsorger eine Dosis Bilsenkraut einzugeben, wozu ich nicht selten, Gott verzeihe mir die Sünde! bei mir die stille Anwendung verspürte. Denn wer mir an das Heiligste und Wunderbarste, an den menschlichen Leib, die frevelnde Hand legt, der greift als Feind in des Arztes Gebiet, den hasse ich bis in den Tod.

Da nun aber eine Vergiftung sich doch für mich nicht wohl schickte, so ersann ich ein andres, nämlich ein Abführungsmittel. Es war mir bekannt, daß der Oberhirt der Diözese, seine und seiner Kirche Stellung mit Klarheit überschauend, und wohl wissend, daß dem Katholizismus nur noch durch eine heitre Verständigkeit zu helfen ist, trübluche Fanatiker durchaus nicht liebte, und alle Versuche, eine gemachte Devotion und Rigorosität früherer Zeiten wieder hervorzubringen, bei jeder Gelegenheit streng zurückgewiesen hatte. Hierauf mich verlassend, und mit raschem Entschluß meinen Polacken besteigend, war ich nach einem tollen schweißtriefenden Ritte in der Metropole. Im Offiziate angelangt, ließ ich mich zu einem der ehrwürdigen Herrn führen, von dessen derbem naturfrischem Wesen ich viel gehört hatte.

Ich fand ihn, seltsam genug, in einer kahlen Arbeitszelle, die kurze Pfeife im Munde, hinter der Flasche und dem grünen Weinrömer, Akten lesend. »Wundern Sie sich nicht«, rief er mir mit heisrem Lachen entgegen, indem er eine dicke Rauchwolke von sich

blies, und den Römer füllte, »mich unter solchem Rüstzeuge zu finden! Den Arbeitern im Weinberge des Herrn wird oft schwach zumute, und sie bedürfen dann leiblicher Erstärkung.«

Ich versetzte, daß gerade diese Umgebung mir Mut mache, mein Anliegen vorzutragen, weil ich ihn für einen von denen halte, welche den Herrn in Freudigkeit suchten; eröffnete ihm darauf, ich sei Doktor und der Leibarzt der Herzogin von *. Die Dame kranke, meine Kur könne aber nicht anschlagen, weil ein anderer, ein Seelendoktor entgegenoperiere. Wie es nun ein Gesetz der Stereometrie sei, daß, wo *ein* Körper, sich kein zweiter befinden könne, so gelte ein Ähnliches auch in der Medizin, und deshalb wolle ich ihn, als Beisitzer der höchsten geistlichen Behörde, um abhülfliche Maßnahmen angehen.

Das Sokratesgesicht verzog sich wieder zu einem faunischen Lachen, er schürzte seine Nasenflügel empor und fragte ungefähr mit den Worten des Patriarchen im »Nathan« (obgleich diesem im Gemüte ganz unähnlich): »Ist solches ein Problema, oder ein wirklicher

Casus?«

Ich erzählte ihm darauf, was ich wußte, und wie ich nun aus dem Memoire ersehe, die Sache bis auf Nebenumstände ziemlich richtig und vollständig.

Der alte rechtschaffne Mann, dessen treuer Wandel nach den Geboten Gottes und nach dem Beispiele der Heiligen allgemein bekannt war, ließ mich kaum zu Ende reden, warf seine kurze Pfeife auf den Boden, daß der Kopf zerbrach, und rief in Selbstvergesessenheit: »Den soll ja der Teufel holen!« Darauf sich kreuzigend und den verpönten Fluch mit üblichem Spruche bereuend, fügte er hinzu: »Zu solcher Sünde hat mich der Zorneifer fortgerissen. Doch nur Geduld, es ist gerade eine Stelle in der wilden Eifel offen, wo er unter den Haferbauern seine Künste versuchen mag. Ihr Herzog hat ihn zwar zu seinem Hauskaplane gemacht, da er aber zugleich die Pfarrei des Orts versieht, so ist er unsrer Gewalt unterworfen. Er soll in Bälde versetzt werden.«

Nach einigen Gesprächen wurde ich mit dem derben Alten ganz vertraut. »Diese neu-

modischen, aufgespreizten Überläufer geben uns viel zu tun«, sagte er. »Sie wollen uns Alten vorbeirennen, es immer besser machen, als gut, damit nur ja niemand an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung zweifle, und bringen solchergestalt manche Unruhe zuwege. Sie laufen umher, stänkern, rühren den Dreck, mengen allerhand Subtilitäten in das Dogma, verfälschen dadurch selbiges, und verführen eine Quälerei und Deutelei, davon unsre Kirche gar nichts weiß, noch wissen will. Wir müssen jetzt dahin streben. Geistliche zu bekommen, die alert, aufgeweckt, sich helfen können, und nicht, wie leider Gottes bis jetzt der Fall war, als Dummerjahne neben den protestantischen Predigern stehn.«

Ich konnte mein Erstaunen über diese Freimütigkeit nicht bergen und er fuhr fort: »Das ist auch so ein alter abgenutzter geistlicher Kniff, über alles hinter dem Berge zu halten, was vor jedermanns Augen offen daliegt. Ich für meine Person habe ihn in den Winkel geworfen, weil ich festiglich an den ewigen Bestand meiner Kirche glaube, ohne diese Gaukeleien.«

Schon nach acht Tagen kam der Versetzungsbefehl aus dem Offizialate, der zwar große Bestürzung erregte, dem aber nach dem Grundsätze der Obedienz nicht widerstrebt werden mochte.

Die Herzogin konnte dem Gewissensschärfer doch nicht auf sein Dörflein folgen, er mußte sich also damit begnügen, eine ausgearbeitete Heilsordnung zu hinterlassen, und wir sahen dem abziehenden Sykophanten mit stillem Jubel nach.

Bei diesem Siege hätte ich mich beruhigen, ich hätte der Kraft der Zeit vertrauen und erwarten sollen, daß, wenn auch unsre Freundin nach der Entfernung des Priesters fortfuhr, zu beten und sich zu kasteien, diese Exaltation ohne einen immer gegenwärtigen Schürer und Anbläser allgemach erlöschen würde, zumal da der Nachfolger des Geistlichen ein durchaus mäßiger heiter denkender Mann war.

Allein auch mich riß die Ungeduld, die uns allen jetzt so eigen ist, fort. Ich wollte das Übel mit Stumpf und Stiel ausrotten, und muß mich nun leider selbst eines recht tö-

richten Streichs anklagen. Wie man Sturzbäder anwendet, um durch Erschütterung des ganzen Organismus eine Hauptkrisis zu bewirken, so wollte ich in diesem Falle von einem moralischen Sturzbade Gebrauch machen, durch welches ich zugleich das Luftbild, welches die Phantasie meiner Herrin quälte, auszulöschen, und der entnervenden Irrwirkung des Priesters entgegenzutreten hoffte.

Ich ließ also – um kurz zu sein, denn warum soll ich etwas Schlimmes weitläufig hin und her wenden? – die Herzogin durch dritte glaubwürdige Hand wissen, daß der junge Mann, den wir auf dem Schlosse beherbergt, eigentlich ein ziemlich lockrer Gesell gewesen sei, der ein verkleidetes Mädchen, mit welchem er schon eine Zeitlang gelebt, hier unter uns bei sich gehabt habe.

So weit kann man, in Mißstimmungen und Willkürlichkeiten verloren, von der graden Bahn abkommen.

Der Erfolg meiner Torheit war keinesweges der beabsichtigte, sondern ein sehr trauriger. Ich wurde zur Herzogin berufen, welche, ausgestreckt auf dem Sofa, im furchtbarsten

Krampfe lag. Nachdem die verzweifeltsten Mittel diesen gebrochen, entwickelten sich intermittierende Zufälle, welche monatelang anhielten, und das zarte Gebilde zu vernichten drohten. Mein Zustand war schrecklich. Ich rannte wie rasend durch Felder und Wälder, verweinte meine Nächte, verfluchte mich und meinen Unsinn. Die Schlaflosigkeiten, woran ich noch jetzt periodenweise leide, sind Nachwehen jener trauervollen Zeit. In einem freien Zwischenraume schrieb die Herzogin den Brief an Hermann und sandte ihm die Briefftasche zurück.

Über das Phantasma auf dem Hügel habe ich selbst meine eignen Gedanken gehabt. So viel ist gewiß, es war der Hügel und die Stelle auf demselben, wo der Pfaff sich bestrebt hatte, in Hermann den Gedanken an einen Übertritt zur katholischen Kirche mit listigen Entzückungen zu erregen, und wo nachmals der Mordanfall auf den Oheim geschehen war.

Empfängt die Erde einen Eindruck vom Frevel, daß der Ort, wo ein solcher gesch-

ah, vergiftet wird, und in einem dazu disponierten Gemüte Gedanken, die vom Rechten abirren, hervorzurufen vermag? Seelisches und Körperliches stehn im engsten ununterscheidbarsten Zusammenhange, Körper und Außenwelt wirken auf die Seele, trübe Luft, Steinkohlendämpfe erzeugen Niedergeschlagenheit und Mißmut, Sonnenschein, Gebirgsatmosphäre, Heiterkeit und Energie des Geistes.

Ist es nun so ungereimt, anzunehmen, daß jene Wirkung, wie jede vollkommne, eine Wechselwirkung sei, daß auch die Seele ihrerseits, als höchst durchdringendes Fluidum, auf die Außenwelt Einfluß übe, und in ihren stärksten Äußerungen den Boden, diesen analog, zu imprägnieren vermöge? Ja, wenn man konsequent denken, nicht bei Halbheiten stehnbleiben will, so kann man eigentlich nichts andres annehmen. Freilich dürfte man jetzt nur erst als Hypothese hinwerfen, daß der gute Mensch die Luft und den Boden gesund mache, der böse und die böse Tat dagegen die Stelle verpeste, so daß den Tugendhaften dort ein Schauder, den Schwa-

chen ein Gelüst zum Unerlaubten anwandle. Noch klingt dies barock und aberwitzig, nach hundert Jahren gehört es vielleicht zu den trivial gewordenen Sätzen.

Sie haben schon im zweiten Buche des Volksglaubens erwähnt, welcher diese Dinge für wahr hält. Er spricht überall etwas Ähnliches aus. Wo ein Mord geschah, hat niemand sich gern angesiedelt, ist leicht wieder etwas Übles vorgefallen. Hebel singt vom dem Platze, wo der Michel, der vom bösen Jäger den Karfunkel empfangt, sich den Hals abschnitt:

's isch Plätzli näumen, es goht nit Ege
no Pflug druf,
Hurst an Hurst scho hundert Johr und
giftigi Chrüter,
's singt kei Trostle drinn, kei Summer-
vögeli bsuecht sie,
breiti Dosche hüete dört e zeichnete
Chörper.

Der Volksglaube ist aber für die Erkenntnis der natürlichen Dinge eine sehr wichtige Quelle, denn er ist das Unisono derjenigen Menschen, welche Augen und Ohren

für sie haben, und nicht mit Reflexionen ihnen beikommen wollen. Es tut mir leid, daß ich bei einem Manne, der außer den fünf Sinnen noch einen sechsten hatte, den alten Heim meine ich, unterlassen habe, nachzufragen, ob er in den Zimmern der verschiedenen Menschen, welche er behandelte, nicht schon durch den Geruch ihre Individualitäten und Charaktere gewittert hat?

In den Tagen, da die Herzogin noch immer heftig, wenngleich mit der Aussicht der Herstellung, an ihren Krämpfen litt, kam Johanna auf das Schloß. Sie hatte, da sie von dem Siechtum der Schwägerin vernommen, es sich als eine besondere Gunst erbeten, ihr zur Pflege dienen zu dürfen, und deshalb das einsame, ihr vorläufig zur Wohnung angewiesene Landhaus verlassen. Die Herzogin nahm das Anerbieten an, vielleicht mit von der religiösen Vorstellung bestimmt, daß es eine gottgefällige Schickung sei, so wider Willen und Gemüt eine ihr eigentlich unangenehme Frau täglich um sich zu sehen. In-

dessen wurde aus dieser künstlichen Empfindung bald eine wahre. Johanna, durch das Unglück um vieles sanfter geworden, schien wirklich zu fühlen, daß es nicht heilsam gewesen sei, sich so eigne Wege gesucht zu haben; auch sie büßte, aber auf ihre Weise, stolz und herrlich auch in der Demut. Ihr Benehmen gegen die kranke Schwägerin war musterhaft, nichts Feineres, Edleres, Leiseres konnte man sehn. Diese dagegen wurde hier zum ersten Male wieder von etwas schönem Menschlichen berührt, und unbewußt mag sie empfunden haben, daß die Segnungen des Gemüths doch tiefer und gründlicher heilen, als die Rezepte eines Priesters. Aus der Pflicht, Johannem bei sich zu haben, wurde nach und nach eine Freude, und da sie erfuhr, jene sei wirklich verheiratet gewesen, so fiel die letzte Scheidewand zwischen den beiden Frauen nieder. Ich aber sah, daß innerlich gute Menschen sich von dem Boden des Hauses und der Familie nie für immer entfernen, sondern nach den schwersten Irrungen auf demselben wieder zusammentreffen.

Leider hatte ich an Johannem bald eine

zweite Kranke. Kräftige Naturen täuschen sich über sich selbst; die ersten Zeiten nach einem großen Schlage können selbst den Schein erhöhter Gesundheit tragen, aber die Wirkungen bleiben dennoch nicht aus. Sobald das Übel der Herzogin gelinder wurde und die Tätigkeit der Pflegerin nicht mehr unausgesetzt in Anspruch nahm, sank diese zusammen, ihre Gestalt verfiel, nur ihre Augen bekamen ein noch durchsichtigeres Feuer, was mich aber freilich um so ängstlicher machte. Ein tiefer Harm zehrte an ihr, daß sie um ihre Jugendblüte, um die Krone und das Herz ihrer heiligsten Empfindungen nichtswürdig hatte betrogen werden können.

Die folgenden Geschichten will ich Ihnen ohne Vorrede und Kommentar übersenden.

XI. Geschichte des Herzogs

Der deutsche Adel war, seitdem die mittleren Stände einen Drang verspürten, sich durch Geist und Tüchtigkeit hervorzutun, in eine gefährliche Stellung geraten. Der Ent-

wickelung männlicher Energie sind Hindernisse förderlich; das Verdienst kann nur auf rauhen Bahnen sich seine Pfade suchen. In dieser Hinsicht steht nun der Bürger, wenn er nur einigermaßen erträgliche Verhältnisse für sich hat, bevorzugt da, während es in den höchsten Ständen schon einer außerordentlichen Kraft bedarf, um nicht in dem schwächenden Elemente gar zu leichter und geebener Tage unterzugehen.

Der deutsche Adel empfand weit mehr, als daß er sich dessen bewußt geworden wäre, die Schwierigkeit seiner Lage, geraume Zeit vor der Revolution, welche zuletzt die tiefe Verderbnis aller gesellschaftlichen Einrichtungen an den Tag legte. Es entstand daher in denjenigen seiner Glieder, welche nicht fähig waren, durch Talent und hervorstechende Begabung die verhängnisvolle Last einer privilegierten Geburt gründlich auszugleichen, ein Streben, durch allerhand Scheinmittel die gefährdete Existenz für sich und die Nachkommen zu retten.

Hier boten sich nun zunächst die von den Ahnen ererbten Besitztümer nach einer Sei-

te, und die Illusionen eines vornehm gleichenden Lebens nach der andern dar. So fest, wie in diesem Stande, hatte sich nirgendwo der Begriff unveräußerlichen Eigentums ausgebildet, gleich eisernen Klammern hielten es fideikommissarische Bestimmungen, Familienstatute, Lebensnexus umwunden; die Scholle um jeden Preis zu erhalten, wo möglich zu mehren, war also das Dichten und Trachten vieler Edelleute, was nun freilich in seinem Gefolge Geiz, Habsucht, selbst Unredlichkeit haben konnte.

Die Leichtereren und Lebhafteren gingen dagegen einen entgegengesetzten Weg. Sie wußten oder fühlten, daß der Bürger ihnen noch lange nicht zu den Spieltischen der Fürsten, in das Boudoir hochgeborener Schönheiten, in alle Konvenienzen eines dem Vergnügen und dem persönlichen Selbstgenusse gewidmeten Lebens werde folgen können, daß auch solche flitternde, schimmernde Bestandteile ihnen ein eigentümliches, und wie es ihnen schien, den Plebejern unantastbares Dasein zu erschaffen vermöchten. Sie schritten daher von ihren Gütern zu den Hoflagern,

Bädern, Sammelpunkten der eleganten Welt, schwebten wie beflügelte Götter oder Halbgötter durch die Reihen der niedern Menschen, traten auch wohl auf deren Köpfe.

Beide irrten, denn weder kann der Schein ein Leben erbauen, noch soll derjenige sparen und geizen, der ohne sein Zutun schon mehr überkommen hat, als andre.

Oft wechselten jene krankhaften Richtungen in den Geschlechtsfolgen ab; nach dem harten, ängstlichen Vater kam wohl der weiche, alles durchkostende Sohn.

Gegenwärtig hat der Adel eigentlich gar kein Prinzip. Die Standesvorrechte in Masse wirklich noch einmal aufbieten zu wollen, ist eine Hoffnung, die kaum dem Kühnsten schmeicheln möchte, das Eigentum geht von Hand zu Hand; die Flatterien des hohen Tons sind aber meistens auch verwischt. In manchen Edelleuten, deren Sinne diese Prosa nicht genügen will, hat sich daher ein mythisch-poetisches Gefühl abgelagert, welches, über die nächste Vergangenheit zurückgreifend, entlegne Zeiten mit ihrer Treue, Frömmigkeit, mit ihrem Rittermuth wieder-

gebären möchte, der Seele eine gewisse Erhebung gibt, freilich aber ohne allen Gegenstand ist.

In der Familie des Herzogs hatten sich während eines Zeitraums von fünfzig Jahren alle drei Stimmungen und Gesinnungen erzeugt. Der Großvater war ein Mann gewesen, welcher im Notfall auf Feldern und Wiesen selbst mit Hand anlegte, wenn es eben fehlte; er trug das gröbste Tuch, und saß am liebsten mit Verwaltern und Bauern in Wirtschaftsgesprächen zusammen. Die Grundstücke zu verbessern, durch Ankäufe abzurunden, und außer dem Liegenden noch ein beträchtliches Geldkapital zu hinterlassen, dies waren seine einzigen Lebenszwecke. Um sie zu erreichen, speiste er von Zinn, und versagte sich jeden Genuß. Noch zeigte man im Schlosse den Hut, den er dreißig Jahre lang getragen hatte. Er war zwar nicht, wie der in der Fabel, siebenmal verändert worden, aber durch Stutzen und Beschneiden von der ansehnlichen Größe eines dreieckigen bis zu der winzigen Gestalt einer sogenannten Lampe zusammengeschrumpft.

Der Sohn vereinigte nun das gerade Gegenteil aller dieser Eigenschaften in sich. Prachtliebend, empfindsam, phantasievoll, gereichte er seinem Vater, sobald diese Seiten sich zu entwickeln begannen, auch nicht einen Augenblick zur Freude. Gern hätte er ihn enterbt, wenn er nur gedurft, allein er mußte ihn sogar seines eignen Weges gehen lassen, da Graf Heinrich mit der erlangten Mündigkeit Herr eines ansehnlichen mütterlichen Erbtheils wurde. Er vermählte sich früh mit einem reizenden Fräulein, welcher aber der Gatte wenig zustatten kam, denn dieser reiste auch nach seiner Heirat viel allein, und hielt sich durch die Bande der Ehe in seinen Freuden nicht gehemmt. Zärtliche, an Schwärmerei grenzende Freundschaften schmückten sein Leben, bei den Weibern hatte er ein fabelhaftes Glück, eine zahlreiche Nachkommenschaft war die Frucht so mannigfacher Begegnungen. Um diese kümmerte er sich nicht. Was ihn bewogen, Johannem nach dem Tode seiner Gemahlin ausnahmsweise auf das Schloß bringen zu lassen, und sie halb und halb anzuerkennen, hat man nie erfahren.

In dem Ernste des Enkels glaubte der Großvater eine Spur seines Charakters zu entdecken, und tröstete sich daran über den Leichtsinn des Sohns. Er hatte ihn beständig um sich, und man vermutete, daß er ihn besonders bedacht haben würde, wäre er nicht vom Tode überrascht worden.

Wie dieser Enkel sich ausgebildet, erzählen Ihre Bücher. Das aber konnten sie nicht erzählen, und würden sie auch nie erzählen können, wie er ein Opfer der Schuld seiner Alvordern wurde. Nur ich weiß es. Ich habe keine Verpflichtung, ein Geheimnis daraus zu machen, und die Frauen, um derenwillen ich vielleicht schweigen müßte, werden, wenn ich mich irgendein wenig auf die weibliche Natur verstehe, keinen Blick in die gedruckten Memoiren werfen, nachdem sie schreibend dazu beigesteuert haben. Was aber über alles: Ich glaube, daß ich von Ihrer Leidenschaft für die Wahrheit durch Sie etwas angesteckt worden bin.

In den Tagen, wo ich zwischen zwei Krankenbetten, dem der Herzogin und Johannas meine Sorgen zu teilen hatte, nahm der Pro-

zeß über die Standesherrschaft eine besonders lebhaftere Wendung. Es sollte zur Vorlegung des Adelsbriefs geschritten werden, und ich saß im Archiv, davon eine Kopie für den Herzog zu fertigen, welche er zurückbehalten wollte.

Nach Wilhelmis Abgange und bei noch fort-dauerndem Mangel eines tüchtigen Stellvertreters verrichtete ich manche Geschäfte, die ein Nichtjurist allenfalls besorgen konnte. Da hörte ich einen lebhaften Wortwechsel in einem Seitenkabinette, und sah nach einigen Sekunden den Herzog mit dem Amtmann vom Falkenstein heraustreten. Letzterer sah sehr erhitzt aus, und rief: »So wollen mich der gnädige Herr wirklich fortjagen?«

»Bedienen Sie sich anständigerer Ausdrücke, solange Sie noch in meinen Diensten sind«, versetzte der Herzog, welcher seine Fassung ziemlich beibehielt. »Übrigens sehen Sie selbst wohl ein, daß in einer wohlgeordneten Wirtschaft der Herr zu befehlen und der Untergeordnete zu gehorchen hat, und daß, wo sich die Sache umdrehen will, man schleunig Einhalt tun muß.«

Der Amtmann warf einen höhnischen Blick auf meine Arbeit, murmelte: »Ich werde dazu gezwungen« – und verließ das Gewölbe. Ich fragte den Herzog, was vorgefallen sei, und erfuhr, daß er den Trotz und die Willkür dieses bösen Alten nicht länger dulden könne. Er schein es darauf anzulegen, die Autorität der Herrschaft zu untergraben, und habe neuerdings in der Administration des Falkensteins Anordnungen getroffen, die im graden Widerspruche mit den Verfügungen des Herzogs ständen. Darüber zur Rede gestellt, sei nicht einmal eine Entschuldigung erfolgt, vielmehr das freche Erwidern, daß es so besser sei, worauf der Herzog ihm den Dienst gekündigt habe.

Auch mir war das gemeine Wesen dieses Menschen, welches sich in der letzteren Zeit, und besonders, seitdem der Rechtsstreit über die Herrschaft anhängig war, immer mehr gesteigert hatte, sehr auffallend gewesen. Er tadelte laut seine Gebieter, hielt sich über sie auf, klatschte und verklatschte, benahm sich überhaupt so, als könne er hier schalten und walten, wie er wolle.

»Das ist die Frucht davon, wenn die Leute zu sehr sich einnisten«, sagte der Herzog. – »Dieser Reinhard war schon bei meinem Großvater, und dessen rechte Hand. Nun muß ich zu einem Schritte gegen ihn übergehen, der mir leid tut, aber nicht abzuwenden ist. Der alte Erich wurde in seiner Heftigkeit beinahe zum Mörder und irrt vielleicht unter Räufern umher, und was soll der Amtmann beginnen, wenn ich ihn, wie ich muß, forttreibe? Man wechsle auch mit den Menschen, wie mit den Kleidern, es wird viele Unbequemlichkeit dadurch erspart.«

Er sah das Diplom an und fuhr mit einem trüben Lächeln fort: »Auf welchem schwachen Grunde die Pfeiler unsres Daseins stehn! Dieses schlechte und dünne Pergament wäre denn nun die letzte Bürgschaft eines erträglichen Lebens, nachdem so manches sich in meiner Häuslichkeit verändert hat, und dieses Schloß zum Siechenhofe geworden ist.«

Einige Wochen vergingen, und des Vorfalls, der uns unbedeutend schien, wurde nicht weiter gedacht.

Mein Schreck war groß, als eines Abends spät der Herzog auf mein Zimmer geeilt kam, blaß, mit verwandeltem Antlitz, bebenden Gliedern. Sprachlos reichte er mir einen geöffneten Brief hin, und sank, sich in seinen Mantel hüllend, auf einen Sessel.

Der Brief war von Hermanns Oheim und enthielt eine Nachricht, die allerdings den Festesten erschüttern konnte. Der Gegner schrieb, der Amtmann sei bei ihm gewesen, und habe ihm in betreff der Adelsurkunde, von welcher das Schicksal der zwischen ihnen schwebenden Sache abhänge, eine unerwartete Nachricht gegeben. Jene Urkunde sei nämlich verfälscht und vom Amtmann selbst auf unablässiges Bitten, Dringen und Befehlen des Großvaters, welcher sich den Prätendenten der jüngeren Linie gegenüber in großer Verlegenheit gefühlt, unter genauer Beobachtung der Kurialien und mit treuer Nachmalung der Kanzeleischrift angefertigt worden. Künstlich vergilbte Dinte sei von einem Chemiker leicht zu beschaffen gewesen, auch habe es nicht schwergehalten, dem Pergamente selbst die Farbe des Alters zu leihen.

Man habe einen geschickten Stempelschneider für eine große Summe gewonnen, das kaiserliche Insiegel vorhandnen Mustern in Metall nachzustechen.

Zu solchem Frevel habe der Amtmann sich nur erst dann verstehen wollen, als ihm vom Großvater ein eigenhändiges untersiegeltes Bekenntnis über den ganzen Einhergang ausgestellt und überliefert worden sei. Mit diesem Reverse sei ihm das Schicksal des Hauses in die Hände gegeben worden, und er habe in der Stunde, da er dem Herrn zuliebe so schwer sein Gewissen belastet, geschworen, dies nicht umsonst tun, vielmehr, wenn man ihm einmal nur im entferntesten Sinne schnöde begegne, alsobald das Amt der Rache ausüben zu wollen.

Der Oheim schrieb, daß der Amtmann alle diese Entdeckungen ihm in einem äußerst gereizten Zustande getan habe, und daß von ihm keine Rücksicht auf diese Aussage eines entlaufenen Dieners genommen worden wäre, wenn nicht der ihm gleichfalls überreichte Revers des Großvaters den schlagenden Beweis der Wahrheit geliefert hätte.

Dieser Revers lag in beglaubigter Abschrift bei, und enthielt leider die Bestätigung des schmachvollen Ereignisses.

Wer hätte dies ahnen können? Ich starrte den Herzog an, er mich, wir fanden beide keinen Rat in uns. Der Oheim hatte seinem Schreiben die Bemerkung hinzugefügt, daß er aus Schonung diese Mitteilung zuvor privatim gemacht habe, und vor Gericht dieselbe nur dann benutzen werde, wenn der Herzog auch jetzt einen gütlichen Ausweg in der Sache verschmähe.

Der Herzog lag stumm und wie ein Toter im Sessel. Da mich sein Schweigen ängstigte, fragte ich ihn, was er auf die letzte Andeutung beschließen wolle? Er erwiderte mit tonloser Stimme: »Nichts! Wir sind verloren und haben keine Beschlüsse mehr zu fassen. Nur für die Herzogin muß gesorgt werden, das ist das einzige, was noch geschehen kann.«

Da ich ihn in den folgenden Tagen ganz zerschmettert und fassungslos sah, (von der Echtheit des Reverses hatten wir uns inzwischen durch die Vorlegung des Originals notgedrungen überzeugen müssen) suchte ich

ihn mit allerhand Trostgründen aufzurichten, und stellte ihm vor, daß, wenn auch aus den zutage gekommenen Umständen der nicht adliche Stand der Ahnin beinahe zur Gewißheit erhelle, doch es noch immer sehr zweifelhaft bleibe, ob der Richter die Rechtsbeständigkeit des Übertrags reiner Familienrechte auf einen Fremden, Bürgerlichen aussprechen werde.

Er versetzte, daß mein Zuspruch den Punkt nicht treffe. Scheinbar habe das Schicksal die Lösung des Knotens vorbereitet, um unter der Hülle dieser Anstalten einen viel festeren und härteren zu schürzen.

Ich merkte, daß die Gefahr, seine Besitzungen einzubüßen, ihn weniger drücke, als ein andres, nagendes Gefühl. Er war im innersten Mittelpunkte seiner Empfindungen geknickt, zerbrochen. Das Falsum des Vorfahren hatte den Begriff, den er von sich hatte, vernichtet. Die reine Abstammung, auf welche er, wie das Hermelin auf die unbefleckte Weiße seines Pelzes, gehalten, war besudelt durch den Fehltritt, wozu die Angst zu verlieren, einen geizigen Alten fortgerissen hatte.

Seine Tage schienen ihm an ihrer Quelle vergiftet zu sein, und seine Vorstellungen nahmen die krankhafte Verderbnis an, zu welcher es in der körperlichen Sphäre ein Gegenbild in dem scheußlichen Übel gibt, welches ich nicht nennen mag.

Ich versuchte, den irregehenden Gedanken die natürlichen Wege zu eröffnen, und sagte, daß ja ein jeder der Sohn seiner Taten sei, nur *sein* Bündel zu tragen, nur seine Schuld zu verantworten habe. Allein diese geistige Krankheitsform, welche man Aristokratismus nennt, nimmt solche Mittel nicht an, man kann sie nur aus sich selbst durch Illusionen heilen, welche mir nicht zur Hand waren.

Nach und nach rang sich der Herzog zu einer kalten Fassung empor. Er verlangte von mir die Entfernung der Frauen, wenn deren Umstände diese tunlich machten, da er allein zu sein wünsche, und die geschäftlichen Anordnungen, welche nun bevorständen, auch nur in der Einsamkeit treffen könne. Sein Wunsch stimmte mit meinen Ansichten überein. Welche üble Wirkung mußte die Verwick-

lung der Hausgeschicke auf die langsam genesende Herzogin machen, wenn sie davon, wie doch bei ihrer Anwesenheit kaum zu vermeiden war, Kunde bekam! Ich brauchte daher den Vorwand, daß zu ihrer völligen Herstellung nichts kräftiger wirken werde, als eine magnetische Behandlung, und sandte beide Damen, diese scheinbar einzuleiten, nach der Hauptstadt. Mancher Widerstand war zu besiegen gewesen, insbesondere bei Johanna, welche ich zuletzt nur dadurch zur Abreise bestimmte, daß sie einsehen mußte, wie die Schwägerin ohne sie in der großen Stadt ganz verlassen sein werde. Mein Ernst war es nicht mit dem Magnetismus, gegen welchen ich vielmehr von jeher gewesen bin, da er den Organismus nur noch tiefer zerrüttet. Ich empfahl die beiden Leidenden in die Obhut eines dortigen Freundes, auf welchen ich mich, wie auf mein zweites ärztliches Ich verlassen konnte. Diesem band ich ein, daß er meine Heilmethode, als Vorbereitung zu jener mystischen, verfolgen, und so ohne Streichen und Manipulieren den Zweck zu erreichen sich bestreben solle.

Nun waren wir Männer allein, verkümmert, auf dem Schlosse, welches sonst von freundlicher Geselligkeit eine so angenehme Belebung empfangen hatte. Der Herzog schien ruhig zu sein, er erklärte verschiedentlich, daß ich recht gehabt, daß jeder nur für sich und seine Handlungen einzustehen verpflichtet sei, daß die Vergehungen dritter Personen in den Augen der Vernünftigen unsrer Ehre nicht schaden könnten, und was dergleichen mehr war. Allein mir wurde nicht wohl bei diesem Gleichmute, der offenbar sich als erkünstelt zeigte.

Der Kaufmann hatte seine Anträge gemacht, welche dahin gingen, daß der Herzog die Güter auf den Todesfall abtreten, bei seinen Lebzeiten aber den Nießbrauch behalten solle. Letztres und ein bedeutendes Wittum für die Herzogin sollten den Kaufpreis bilden. Unter diesen Bedingungen war die Zurücknahme der Klage, die Ausantwortung des Reverses und die Geheimhaltung der ganzen Sache andererseits versprochen worden.

Der Herzog hatte sich nicht einen Augenblick bedacht, den entscheidenden Federzug

unter die ihm vorgelegte Abtretungsurkunde, welche die gedachten Punkte enthielt, zu setzen. Als ich ihm über diesen eiligen Schritt Vorstellungen machte, sagte er: »Wollten Sie, daß der Krämer den Namen derer von * an den Pranger schlage? Wäre ich nicht gebrandmarkt? Besteht die Welt aus Vernünftigen? Zudem, ich habe keine Leibeserben, und so möge denn unser altes Geschlecht in diesen gepriesenen jüngsten Tagen erlöschen.«

Ich sah ihn ernst und nachdenklich, oft in später Nachtstunde, durch die Gänge des Schlosses wandern. Er stand vor den Türen, den Geräten, den Wappenschildern still, und musterte sie mit zerstörten Blicken. Am längsten pflegte er im Ahnensaale zu verweilen, wo er manches an den Familienbildern ausbessern, die durch Staub und Alter verdunkelten reinigen ließ. Das Bild des Großvaters wurde herabgenommen und beiseite geschafft, das seinige an die leer gewordne Stelle befördert.

Wo es nur irgend geschehn konnte, brachte er das Gespräch auf den Selbstmord, gegen den er sich mit der größten Lebhaftigkeit er-

klärte.

Alles, was über diesen Gegenstand Verwerfendes von jeher gesagt worden ist, trug er in den mannigfaltigsten Wendungen vor, und hob bei diesen Gelegenheiten besonders das Unanständige eines solchen Lebensabschlusses heraus, welcher in den meisten Fällen eine Menge von verletzenden Nachforschungen und das widerwärtigste Getümmel erzeuge.

Er sprach leider zu oft davon, als daß ich nicht die Absicht hätte durchschimmern sehen, und nicht um so besorgter werden sollen. Das Leben mußte ihm, wie er nun einmal war, unter den jetzigen Umständen eine Last sein, das erkannte ich wohl. Dennoch sträubt sich unser modernes Gefühl hartnäckig gegen den Entschluß, sie freiwillig abzulegen.

In meinen trüben Ahnungen wurde ich nur noch mehr befestigt, als ich eines Tages bei einem Gange durch die Bibliothek ein toxikologisches Werk aufgeschlagen fand. Der Leser hatte gerade bei der Seite innegehalten, welche von jenem mit grauenvoller Raschheit spurlos wirkenden Gifte, von der Blausäure, handelte.

Da der Herzog nun fast gleichzeitig über plötzliche Anwandlungen von Schwindel zu klagen begann, und seine Ahnung aussprach, daß er vielleicht einmal plötzlich am Schlagfluß sterben werde, (zu dem seine Konstitution sich durchaus nicht hinneigte); so wußte ich, daß er zu enden entschlossen sei, wie er gelebt hatte, nämlich ohne Verstoß gegen die äußere Sitte, in der Weise, die ihm für einen vornehmen Mann die schickliche bedünkte. Mich erschreckte, mich bekümmerte diese finstre Absicht, und dennoch war bei seinem Charakter keine Hoffnung vorhanden, sie zu wenden.

XII. Auch eine Bekehrungsgeschichte

Mich machten alle diese Vorfälle, Mißgeschicke, Krankheiten sehr unglücklich. Das Feuer einer verbotnen Leidenschaft hatte mich unter Menschen getrieben, die sich nun allgemach von mir und voneinander ablöseten.

Alles Behagen um mich her war dahin. Meine Zeit schien in dieser Einöde ohne Frucht vergangen zu sein und die Beziehungen des Lebens kamen mir wie kurze Fäden vor, die man mit Mühe von einem verworrenen Knäuel abwickelt. Meinen Kranken widmete ich zwar eine pflichtgemäße Sorgfalt, aber ohne Freude am Berufe zu haben. Das eigentliche Leiden der Welt schien mir dem Arzte so unerreichbar zu sein, daß seine ganze Beschäftigung mir kleinlich und nutzlos vorkam. Wie sich das Leben vor meinen Augen zersetzte, so bröckelte mir auch die Wissenschaft auseinander und wurde ein lockres Aggregat problematischer Einzelheiten, welchen der eigentliche Mittelpunkt fehlte.

Auch mich warfen die Anstrengungen und Gemütsbewegungen, verbunden mit einer starken Erkältung, die ich mir bei einem nächtlichen Ritte zuzog, auf das Lager. Ein starkes Fieber hielt mich drei Wochen lang zwischen glühenden Phantasien gefangen, und möchte leicht einen gefährlichen, nervösen Charakter angenommen haben, wären meine Eingeweide nicht frei von jeder Indige-

stion gewesen.

Als ich erstand, war ich wie neugeboren, ich hatte das Gefühl eines Kindes, dem jeder Gegenstand tausend frische unabgenutzte Seiten zeigt, in den unbedeutendsten Dingen erkannte ich ein Glück, der Gruß eines Bekannten, seine Frage, wie es mir gehe? konnte mir auf einen ganzen Tag Freude machen.

So lebte ich einige Wochen für mich hin, mit Eifer meine Berufsgeschäfte treibend, und mich um die Wirrsale der Welt wenig kümmernd. Da wurde mir eines Tages, es war gerade um zwölf Uhr mittags, die wunderbarste innere Erfahrung. Sie kam ungesucht, unvorbereitet, wohl recht, wie das Höchste erscheinen muß.

Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, will gestehn, daß auch nachmals mein Innres voll Schlacken geblieben ist, aber ich kann, wie Cromwell, von mir behaupten, daß ich einmal im Stande der Gnade gewesen bin, und deshalb nicht verlorengehn werde.

Ich wanderte für mich eine grade, keinesweges zur Erhebung stimmende Landstraße hin, ruhig, ohne Bewegung des Gemüts, nur

an eine ganz gewöhnliche Tagesobliegenheit denkend. Da, auf einmal, fühlte ich in mir die Existenz Gottes, und seine unmittelbarste Gegenwart in mir, so daß ich nun ganz bestimmt wußte: Er ist. Und zwar nicht als Begriff, Idee, sondern sein Dasein ist ein reelles. Der Sitz dieser Empfindung war der ganze Mensch zwar, jedoch hauptsächlich und vorzugsweise das Herz, in welchem sich dieselbe wie ein sanftes Wirbeln gestaltete, welches das Herz zugleich in den Mittelpunkt des Weltalls rückte, und es auf einen Zug begreifen lehrte, in welchen Gesetzen der Unschuld, Schönheit und Güte dieses ungeheure Ganze erbaut worden sei. Damals wußte ich auch sofort, daß wir nie Gott anschauen werden, daß vielmehr die Seligkeit darin bestehen soll einen solchen Moment für immer zu haben, und daß dann Gott, wie ein ewiges Pulsieren der Heiligkeit, in uns die Stelle des fleischlichen Herzens einnehmen wird. Alles dieses war keine Phantasie, keine Spekulation, sondern eine fast sinnliche Gewißheit. Es dauerte nur wenige Sekunden, auch kann ich den Moment nicht näher beschreiben, denn es

würde doch nur auf schmückende Armseligkeiten hinauslaufen. Dantes Worte kommen ihm noch am nächsten, wenn er singt:

All' alta fantasia qui mancò possa;
Ma già volgeva il mio disiro, e' l velle,
Siccome ruota, che igualmente è mossa,
L'amor, che muove 'l Sole e l'altre stelle.

Doch klingen auch sie nur wie Lallen von hoher Musik. Das Ganze aber war ein Gemütswunder, welches sich nachmals nicht hat wiederholen wollen, mir jedoch auch in seiner einzelnen und einzigen Erscheinung zur Beruhigung über einen höheren Zusammenhang der Dinge vollkommen genügt. Bin ich Ihnen in meinem Wesen umgestimmt erschienen, so ist es die Nachwirkung dieses Augenblicks gewesen.

Als ich nach Hause kam, fand ich den Ruf zur Vorsteherschaft über die großen Anstalten in der Hauptstadt, mir höchst unerwartet und überraschend, da ich nicht geglaubt hatte, daß meinem Wirken anderwärts Aufmerksamkeit zuteil geworden wäre. Mein Entschluß konnte nicht zweifelhaft sein. Hier

traf eine äußere Gunst genau mit einem inneren Glücke zusammen. Meine Verhältnisse hatten sich ausgelebt, und ich erkannte, daß es für mich an der Zeit sei, in neue, bedeutendere Kreise überzugehen.

Man hatte mir den Auftrag erteilt, nach England und Frankreich zu reisen, dort verschiedene Beobachtungen zugunsten des Instituts anzustellen. So kam es, daß ich erst nach geraumer Zeit in * anlangte, wo ich denn die Frauen geheilt antraf, Johannes durch den alten, würdigen Kriegshelden, die Herzogin durch ihre jungen Mädchen.

Daß auch bei dieser das Herz, freilich in sehr zarter Weise, die Herstellung vermittelt hat, ist Ihnen vielleicht nicht so bemerklich geworden. Der junge Lehrer, welcher nach dem Tode der Vorsteherin für die hut- und mütterlose Pension, welche er nicht gern untergehen lassen wollte, ihren Schutz anflehte, wirkte durch seine Persönlichkeit wohl bedeutend auf ihren Entschluß, sich der Mädchen anzunehmen, die den Stamm aller nachherigen Zöglinge bildeten. Er gehört zu den jungfräulichen Männern, ist schamhaft, ver-

schwiegen, bescheiden wie keiner. Nun wohnt er schon seit längerer Zeit im Hause der Herzogin, und man kann diese Neigung, obschon sie ganz unschuldig ist, und nur die Farbe des Dienstverhältnisses trägt, worin er zu ihr steht, kaum noch Freundschaft nennen. Ich hatte meine törichte Leidenschaft längst besiegt, und mochte daher dieses Wirken der Natur unbefangnen Sinnes anschauen. Freilich wurde mir dabei ihre Ironie klar, welche nirgends ausbleibt, und hier durch ein eheähnliches Verhältnis für Übertreibungen der Sitte und Sittlichkeit das Gleichgewicht herzustellen gesucht hat. Denn jenes Verhältnis war nach so vielen Gewissenszweifeln, Büßungen und Gebeten dennoch schon bei Lebzeiten des Herzogs eingeschritten.

*

Der Arzt hat eine große Aufgabe in der Gegenwart zu lösen. Krankheiten, besonders die Nervenübel, wozu seit einer Reihe von Jahren das Menschengeschlecht vorzugsweise disponiert ist, sind das moderne Fatum. Was in frischeren, kürzer angebundnen Zeiten sich mit

einem Dolchstoße, mit andern raschen Taten der Leidenschaft Luft machte, oder hinter die Mauern des Klosters flüchtete, das nagt jetzt inmitten scheinbar erträglicher Zustände langsam an sich, untergräbt sich von innen aus, zehrt unbemerkt an seinen edelsten Lebenskräften, bis denn jene Leiden fertig und ausgebildet dastehn.

Zwischen diese verlarvten Schicksale ist nun der Arzt gestellt. Er muß, will er seinen Beruf mit Weisheit erfüllen, ein Eingeweihter sein, Gott und die Welt im Busen tragen, er muß gewissermaßen das Amt eines Priesters und Hierophanten üben. Mittel und Wege hat er aufzufinden, wozu ihm die *materia medica* keine Anleitung gibt.

Unsrer Wissenschaft steht überhaupt eine Umbildung bevor, und wenn es erlaubt ist, der Entwicklung der Dinge vorzugreifen, so möchte ich sagen: Wir werden uns der antiken Richtung wieder näher anschließen. Lange genug haben wir mit Pulvern und Pillen die Natur zu zwingen gewähnt, oder den lebendigen Leib an das Kreuz des Systems geschlagen, in Zukunft werden wir mehr be-

obachten. Selbst der Auswuchs der jetzigen Heilkunde, die Homöopathie, deutet schon diesen richtigeren Weg an, wenn sie verschmäht, die sogenannten inneren Ursachen analysierend sich zur Anschauung zu bringen, in welcher isolierten Analysis auch eigentlich nichts mehr vorhanden ist, was dem Arzte einen Fingerzeig geben könnte.

XIII. Hermann

So bewegte sich die Welt, worin unser Freund eine Zeitlang einheimisch und tätig gewesen war, gänzlich umgestaltet, in Erbaun und Verfall, Trost und Verzweiflung auf und ab, ohne daß er selbst von diesen Ereignissen etwas verstanden, oder an ihnen teilgenommen hätte. Mit schwerem Finger hatte ihn das Schicksal berührt, an ihm ein Zeichen gesetzt, welche Gefahren unsre Zeit den Jünglingen bereitet, die mit Empfindung und Geist ausgerüstet, ungebunden dahinleben zu können meinen.

Nach der Rückkehr von meiner Reise war

mein erster Gang zu Wilhelmi, den ich, durchaus verwandelt, das zweite Kind auf dem Schoße haltend, neben seiner munteren, artigen Frau antraf. Von den Gemälden und sonstigen Seltenheiten, als deren eifrige Sammlerin die nunmehrige Madame Wilhelmi bekannt gewesen war, erblickte ich nichts, vielmehr sah ich nur eine gewöhnliche elegante Einrichtung. Da meine Augen die verschwundenen Schätze suchten, erriet mich Wilhelmi, und ich wurde als alter Freund gleich in einen Ehekrieg eingeweiht. Die Kunstkennerin hatte seit ihrer Vermählung allen Geschmack an den Antiquitäten verloren, sie, Wilhelmis Einreden ungeachtet, nach entlegnen Kammern verwiesen, und wollte dieses ganze Besitztum gern losschlagen, wozu aber der Gatte seine Zustimmung beharrlich versagte. Seine Neigung war die nämliche geblieben. Er suchte die verwiesenen Lieblinge in den engen Räumen so gut als möglich unterzubringen.

Alles dieses erfuhr ich in der ersten halben Stunde durch halb ernste, halb scherzhafte Gespräche, welche jedoch von vollkommener

gegenseitiger Zufriedenheit zeugten.

Bald wurde aber die häusliche Szene durch eine Figur gestört, bei deren Erscheinung die Gatten mitleidig und betrübt ihre Blicke niederschlugen. Der Eintretende wollte sich, da er einen Fremden sah, alsobald entfernen, Wilhelmi hielt ihn indessen zurück, führte ihn mir entgegen, und sagte:

»Erkenne ihn nur, Hermann, es ist unser alter Freund, der Doktor.«

Hermann gab mir die Hand, lächelte mich wie ein Kind an, und sagte: »Hippokrates war der berühmteste griechische Arzt, von der Insel Kos gebürtig, und brachte zuerst die Lehre von den kritischen Tagen auf.« – Dann setzte er sich neben Wilhelms Frau, und warf von Zeit zu Zeit historische oder philosophische Bemerkungen hin, welche alle richtig waren, nur freilich nicht die mindeste Beziehung zu der Umgebung hatten.

Es ist schrecklich, unvorbereitet den Tod eines Bekannten zu erfahren, aber es erschüttert Mark und Bein, ihn plötzlich lebendig, so wiederzusehn.

Niemand hatte mir noch etwas von dieser

traurigen Veränderung gesagt. Ich war meiner ganzen ärztlichen Fassung benötigt, um nicht in Tränen bei dem Anblicke des Unglücklichen auszubrechen, der mit blassem Antlitze, erloschnen Augen und einem steten Lächeln, sonst aber unentstellt, dasaß.

Unter einem Vorwande nahm ich Wilhelmi beiseite und begehrte draußen Aufschluß von ihm. Ich hörte darauf die Begebenheiten, welche nun, da ich Ihre Bücher gelesen, mir nicht mehr dunkel sind, damals aber mir völlig rätselhaft vorkommen mußten.

Wilhelmi erzählte mir, daß Hermann mit den Gebärden eines Verzweifelnden von Flämmchens Landhause fortgestürmt sei. Die Landleute hätten ihn in der Gegend mit zerrißnen Kleidern, scheu wie das Wild ihnen ausweichend, umherirren gesehn.

»Wir Zurückgebliebenen«, sagte er, »die wir erfuhren, daß Johanna nach dem Schlosse abgereiset war, wurden über das Ausbleiben Hermanns sehr bestürzt. Ich schrieb an ihn, und da der Brief unbestellt wieder in meine Hände gelangte, so reiste ich selbst nach der Gegend, wo ich denn jene Vorfälle hörte.

Er war verschwunden, trat jedoch nach mehreren Monaten, während welcher Korrespondenz, Nachfrage, öffentliche Bekanntmachungen vergeblich angewendet worden waren, seinen Aufenthaltsort zu ermitteln, eines Abends, da es dämmerte, in mein Zimmer, fiel mir weinend um den Hals, sagte, daß er da und dort gewesen sei, aber nirgends Ruhe finde, daß ich ihm ein Plätzchen bei mir gönnen möge, wo er sterben könne.

Meinen Schreck werden Sie ermessen. Ich sprach mit meiner Frau, die sich kaum zusammennehmen konnte, da sie ihn so außer sich sah, und verstört. Wir brachten ihn darauf in einem stillen Gartenzimmer bei uns unter, baten ihn, sich zu schonen, seine Sinne zu sammeln, dann werde sich ja alles finden, was auch vorgefallen sein möge.

Er ließ sich diese Obsorge gefallen, und saß einige Tage vor sich hin. Als ich glaubte, er sei so weit beruhigt, daß man mit ihm reden könne, suchte ich zu erforschen, was sein Inneres so gewaltsam aufgereggt hatte. Ich bekam jedoch keine andern Antworten von ihm, als, daß er der verworfenste aller Menschen sei,

daß nichts auf Erden sich mit seinem Elen-
de vergleichen lasse; ob ich den Ödipus ken-
ne? – Da ich sah, daß ihn mein Andringen
schwer leiden machte, so gab ich es auf und
habe auch nachmals nicht versucht, sein Ge-
heimnis zu entdecken.

Nur so viel ist mir aus unwillkürlichen
Äußerungen klargeworden, daß das Bewußt-
sein einer Schuld, die furchtbar gewesen sein
muß, seine Brust zerfrißt, daß sich auf dem
Landhause Flämmchens das Schlimme bege-
ben haben mag, und daß dieses wahrschein-
lich einen Zusammenhang mit dem Inhalte
der Briefftasche hat, welche ihm von seinem
Vater vererbt worden ist.

Ich glaubte, Beschäftigung werde ihn am
ersten wieder zum Gefühle seiner selbst brin-
gen, und äußerte ihm diese Meinung. Er er-
griff sie mit Leidenschaft und rief: ›Du hast
das Wahre getroffen. Beschäftigung mangelt
mir. Gibt es nicht manches, was einem die bö-
sen Träume verscheuchen mag: Philosophie,
Religion, Kunst, Staatswissenschaft? Versu-
chen wir es mit diesen erhabnen Mächten
und Geistern der Zeit, deren einer uns gewiß

hülfreich sein wird!«

Ich hatte leider mit meinem wohlgemeinten Worte nur den Punkt berührt, der die Krisis zum Ausbruch bringen mußte. Es begann eine Zeit, an welche ich mich nicht gern erinnere, denn ich mußte in ihr wahrnehmen, ohne helfen zu können, wie die Seele eines Freundes sich jammervoll auflöste. Er eilte in die Kirchen, schrieb Predigten nach, saß zu den Füßen des Philosophen und las in dessen Büchern bis spät in die Nacht. Er durchstrich die Säle der Galerie; studierte Kunstgeschichte, ging die Staatsmänner seiner Bekanntschaft um praktische Arbeiten an, die sie ihm auch, seinen Zustand bemitleidend, wenigstens zum Schein gewährten. Aber alle diese religiösen, philosophischen, ästhetischen und praktischen Aufspannungen, welche mit einer stürmischen Hast, ja mit Wut betrieben wurden, konnten dem Geängstigten, Versinkenden keinen Anhalt geben. Noch sind Zettel von ihm aus jener Periode übrig, worin er die rührendsten und zerreißensten Klagen dem Papiere vertraut. »Ach«, ruft er in einer dieser Ergießungen aus, »dem befleck-

ten Gemüte steht alles fern! Gott und die Natur, Schönheit und Wahrheit, Staat und Menschenwohl schweben dem ausgeleerten, öden Geiste, wie dünne Schatten vorbei, welche er nicht zu fassen, an denen er sich nicht anzuklammern vermag!«

So sich abarbeitend, die Kräfte gegeneinander treibend, verfiel er nach und nach in den Zustand, wo nun alles ruht und tot ist, den wir trauernd anschauen, worin wir ihn dulgend unter uns wandern lassen, und von dem wohl keine Heilung zu erwarten ist.«

Nachdem Wilhelmi mir diese Eröffnungen gemacht hatte, beobachtete ich den Unglücklichen in allen Stunden, welche meine öffentlichen Geschäfte mir frei ließen. Hier wurde mir die seltenste und bedauernswerteste Geisteskrankheit sichtbar, die ich je wahrgenommen habe.

Hermann war körperlich gesund. Die Blässe seines Antlitzes, die Mattigkeit seiner Augen hinderte nicht, daß alle Lebensfunktionen bei ihm den natürlichen, regelrechten Gang nahmen. Er aß und trank hinreichend, seine Füße trugen ihn auf meilenlan-

gen Wandrungen, die er in der Umgegend anzustellen pflegte, ohne daß bei der Heimkehr eine Erschöpfung an ihm zu verspüren gewesen wäre; er schlummerte tief und ruhig. Auch war er keinesweges wahn- oder blödsinnig; er las viel, hörte Gesprächen von allgemeinerem Interesse gern zu, und ließ seine Bemerkungen vernehmen, die immer verständig, zuweilen scharfsinnig, hin und wieder selbst tief waren. So gab er einst, da wir viel über Schicksal und Selbstbestimmung geredet hatten, den Begriff der Freiheit dahin an, daß sie die Form der Notwendigkeit sei, und führte diesen Satz auf eine Weise durch, welche uns alle in Erstaunen setzte.

Dennoch war er im Kerne des Seins gestört, ja getötet. Das Leben, welches in Freude und Leid, in Begehren und Verabscheuen, in Liebe und Haß, in den Wechselbeziehungen zu unsern Nebenmenschen besteht, war in ihm durch eine schreckliche Erinnerung ausgelöscht. Er weinte und lachte über nichts, ein stehendes gleichgültiges Lächeln machte seine Züge zur Maske. Er wollte nichts, und wendete sich von nichts hinweg, er hatte kei-

nen Freund und keinen Feind, die besondern Verhältnisse anderer waren für ihn so wenig vorhanden, als seine eigenen, mit *einem* Worte: Das Individuum schien in ihm völlig untergegangen zu sein. Nur allgemeine Gedanken und Vorstellungen nahm diese Seele, wie ein leeres Gefäß noch auf, ohne die Federkraft zu besitzen, sie in ihr Eigentum zu verarbeiten, und daraus die Nahrung zu Entschlüssen zu saugen.

So lebte er, scheinbar ein Mensch, aber ohne Anteil, und in der Tat den Kreisen, welche unser Dasein umschließen, entrückt, seine Tage hin. Die Zeit war für ihn keine Zeit, denn er empfand den Wechsel der Begebenheiten nicht, der Ort kein Ort, denn keine Sympathie fesselte ihn mehr an eine Stätte. Es war der Zustand der Pflanze, er vegetierte.

Daß in einer so vernichteten Seele dennoch richtige Anschauungen, ja Ideen einkehren konnten, bestätigte meine alte Überzeugung von der Natur der menschlichen Seele überhaupt. Wir sind weit mehr Depots des geistigen Fluidums, welches durch das Universum

streicht, als daß wir es selbsttätig erzeugten. Auch hier sind die Volksredensarten von den Gedanken, die einem Gott, und denen, die einem der Teufel eingegeben, wohl zu beachten und tiefen Sinnes. Nie hätte ich freilich gewünscht, den Beweis für meine Hypothese durch einen Menschen zu erhalten, dessen Los mir naheging. Meine Abneigung gegen ihn war schon früher verschwunden gewesen, ich hatte mir seine guten Seiten klargemacht, und seine jetzige Krankheit schnitt mir durch das Herz.

Ich sah ein, daß in diesem Falle am allerwenigsten positiv zu verfahren sein werde, daß man treu aufmerkend neben dem Leidenden stehen und irgendein günstiges Ereignis abwarten müsse, was zur Heilung benutzt werden könne. Am erwünschtesten wäre mir gewesen, wenn ich der verborgnen Quelle des Kummers hätte auf die Spur kommen können, allein in dieser Beziehung scheiterten alle meine Versuche. Der Unglückliche verschloß die Ursache seiner Schmerzen in tiefster Brust, und auch die Briefftasche war verschwunden. Wir durchsuchten in seiner Ab-

wesenheit alle Winkel des Zimmers, ließen Schränke und Kommoden öffnen; umsonst! sie war nicht zu finden.

Eine Geschäftsreise führte mich in die Nähe von Flämmchens Landhause. Ich machte einen Abstecher dorthin, weil ich glaubte, ich würde vielleicht da einige Aufklärungen über diese dunkle Geschichte erhalten. Das Haus war unter Sequestration, welche die Verwandten des Domherrn ausgebracht hatten. Das Witwenkind hatte man mit der Alten ausgetrieben, da binnen der gesetzlichen Zeit kein Leibeserbe hatte erscheinen wollen. Neue Leute befanden sich im Hause, welche mir nichts, was mir diente, sagen konnten.

Als ich nach * zurückkehrte, war Johanna an der Hand des Generals soeben aus ihrer Dunkelheit hervorgegangen. Wie sie sich bis dahin fast menschenfurchtlich abgeschlossen hatte, so verspürte sie nun das Bedürfnis, mit ihren alten Freunden aufs neue anzuknüpfen. So besuchte sie denn auch Wilhelms Haus, und erfuhr dort Hermanns Schicksal.

Ihr Mitleid war grenzenlos. Mir machte sie

die bittersten Vorwürfe, daß ich ihr die Sache verborgen, wozu ich meine guten Gründe gehabt hatte. Sie verlangte von mir die Erlaubnis, den Kranken zu sehn, zu sprechen, ich weigerte mich auf das bestimmteste, dieselbe zu erteilen, da alle Aufregungen mir in seinem Zustande bedenklich zu sein schienen.

Indessen, wie die Frauen sind, die zuweilen hartnäckig auf ihrem Sinne bestehn, sie gibt das Vorhaben nicht auf, dessen Ausführung die mächtigsten Gefühle ihrer Brust heischen. Im stillen erforscht sie, daß zu dem Gartenzimmer, worin er wohnt, ein besondrer Zugang über den Hof führt, und macht sich eines Morgens allein und heimlich auf, ihn zu besuchen.

Der Kranke saß, da sie eintrat, mit dem Rücken gegen die Türe gekehrt. Liebreich begrüßt sie ihn, er wendet sich, und starrt, regungslos wie eine Bildsäule, sie an. Sie will ihm die Hand reichen, er aber zieht mit den Worten: »Wir sind nicht in Griechenland, wo die Greuel erlaubt waren!« einen Dolch aus dem Busen, und zückt ihn mit schrecklicher Gebärde auf sie, die vor Entsetzen in die Knie

zu sinken meint. Dann läßt er das Mordgewehr fallen, wirft auf sie einen Blick des Abscheues, der sich tiefer in sie einbohrt, als dem Dolche möglich gewesen wäre, schlägt die Hände vor das Gesicht, stößt ein Jammergeschrei aus, daß Wilhelmi es im Vorderhause hört, und springt an ihr vorbei aus dem Zimmer.

Wilhelmi kam, außer sich vor Bestürzung, zu mir. Wir fanden Johannem ohnmächtig, die uns nur langsam, von der fürchterlichen Szene bis zum Sterben erschüttert, das Vorgefallne entdecken konnte. Wir suchten nach dem Unglücklichen; er war verschwunden. Durch Gärten, an unbewohnten Hintergebäuden vorbei, mußte er seine Flucht genommen haben. Alle Erkundigungen nach ihm an den Toren, in den Umgebungen der Stadt waren fruchtlos.

XIV. Der Herausgeber an den Arzt

So sehen wir die Männer der Nichtigkeit oder dem Tode entgegengehn, denn auch der Oheim seufzt unter der Last seiner Besitztümer die letzten Hauche eines ersterbenden Lebens. Nur die Frauen, die Schwächsten, und die am verlorensten zu sein schießen, sind beschwichtigt.

Eine sentimentale, genußsüchtige Vergangenheit hat heimliche Irrungen aufgehäuft, an welchen die schuldlosen Enkel sich zu plagen haben. Die Verhältnisse sind verschoben, die Menschen voneinander entfernt, sich halb fremd geworden, der Held ist kindisch, und nur die Maschinen des Oheims arbeiten, wie von je, in toter, dumpfer Tätigkeit fort.

Aber die Gegenwart ist im Besitze unendlicher Heilungs- und Herstellungskräfte, und ich wüßte diese unsre brieflichen Unterhaltungen, welche etwas chaotisch sind, wie ihr Gegenstand, die Zeitfolge aufheben, und zuweilen in spätere Tage vorausgreifen, nicht

besser abzuschließen, als mit den Worten Lamartines, wenn er sagt: »Ich sehe kein Zeichen des Verfalls im menschlichen Geiste, kein Symptom der Ermüdung oder Veraltung. Zwar sehe ich morsch gewordne Einrichtungen, die dahinstürzen, aber ich erblicke ein verjüngtes Geschlecht, welches der Atem des Lebens beunruhigt und in jedem Sinne vorwärts stößt. Dieses wird nach einem unbekanntem Plane das unendliche Werk wieder aufbaun, dessen stete Erschaffung und Herstellung Gott dem Menschen anvertraut hat: sein eignes Geschick.«

Neuntes Buch

Cornelie.

1828–1829

Über allem Zauber Liebe!

Erstes Kapitel

Cornelie stützte das Haupt des Oheims. »Ist dir diese Lage recht?« fragte sie ihn mit sanfter Stimme. »Ja, mein liebes Kind«, versetzte der Alte. »Wie wohl tut mir der Atem deiner Sorgfalt! Es ist recht schön von dir, daß du von der grünen Wiese hereingekommen bist, einen hinsterbenden Greis zu pflegen.«

»Du wirst dich erholen, Vater«, sagte Cornelie. »Nein, meine Tochter«, antwortete der Oheim, »wir werden bald voneinandergehn. Ein arbeitsames Leben zehrt auf; es ist ein sonderbares Gefühl, deutlich das Kapital seiner Kräfte überschlagen zu können, aus deren nicht zu berechnendem Reichtume man in der Jugend mit so verschwenderischen Händen schöpfte. Ich habe diese Empfindung jetzt oft.«

Der Dirigent einer Abteilung des Gewerbebetriebs trat ein, um die Meinung des Prinzipals über eine neue Anlage einzuholen. »Verfahren Sie hierin ganz nach eigener Einsicht«, erwiderte der Oheim, nachdem er sich die Sache hatte vortragen lassen. »Sie müssen sich

nach und nach gewöhnen, selbständig zu handeln.«

»Welche Besorgnisse Ihnen auch Ihre Gesundheitsumstände einflößen«, sagte der Mann nicht ohne Rührung, »Besorgnisse, die, will es Gott, sich als ungegründet ausweisen werden, so seien Sie überzeugt, daß Ihre Weisheit unsre unverbrüchliche Richtschnur immerdar bleibt, daß keiner von uns an eine Zukunft nach Ihnen denkt.«

Eine andre Türe ward gewaltsam aufgerissen, Ferdinand stürmte herein, die Jagdtasche an der Seite, die Flinte über den Rücken geworfen. Er warf ein paar Feldhühner Cornelien zu Füßen, und rief: »Da hast du einen Braten in die Küche!« – Dann entfernte er sich ebenso laut, wie er gekommen war, ohne von dem Kranken Notiz zu nehmen. Dieser schickte ihm einen kummervollen Blick nach; der Geschäftsmann sah seufzend vor sich nieder, Cornelia weinte still in einer Ecke des Zimmers. »Fürchten Sie nichts«, sagte der Kommerzienrat zu seinem Freunde. »Ich werde Verfügungen treffen, daß die Schöpfungen unsrer redlichen Mühe, die Anstalten,

zu deren Begründung sich Kenntnisse, Fleiß und gegenseitiges Zutraun so vieler Männer verbinden mußten, nicht zusammenstürzen, wenn zwei Augen sich schließen, daß sie wenigstens nie von den Launen eines unbändigen Jungen abhängen sollen.«

Als jener das Zimmer verlassen hatte, sagte Cornelia: »Er wird gewiß noch anders und besser, Vater.«

»Nein«, erwiderte der Kranke, »ich täusche mich nicht mehr mit leerer Hoffnung. Die wilden, verderbten Neigungen sind zu tief bei ihm eingewurzelt, ich muß ihn aufgeben und seinen Weg ziehen lassen, denn es ist fruchtlos, gegen des Menschen Natur anzugehn. Liederlich wird der Bube nun auch, ich habe das leider erfahren. Großer Gott, wie war es möglich, daß zwei stille, einfache Menschen, wie meine Frau und ich, ein solches unstabiles Wesen erzeugen konnten?«

Cornelia suchte den Leidenden zu beruhigen, und der Abend ging in Gesprächen mit dem Prediger, der sich, als es dunkel geworden war, wie gewöhnlich einfand, friedlich hin.

Der Oheim hatte, als er die Abnahme seiner Kräfte merklicher werden sah, von manchen seiner Eigenheiten abgelassen; sein Wesen war von Tage zu Tage gütiger und milder geworden. Die Geschäfte ruhten schon seit einiger Zeit fast ganz in den Händen der Untergebenen, und wenn ihm auch die Erhaltung des Ganzen am Herzen lag, so nahm er doch an dem Einzelbetriebe und an dem merkantilen Resultate wenig Anteil mehr. Dagegen hatte sich seine Neigung für die Pflanzen zu einer wahren Zärtlichkeit gesteigert, und eine andre Jugendrichtung, die Liebe zur Chemie, stellte sich ebenfalls wieder ein. Dieser verdankte er die erste glückliche Wendung seines Schicksals. Er hatte als junger Mensch eine große Schiffslast für völlig verdorben gehaltenen Ware an sich gebracht, und sie durch eine geschickte Behandlung in verkäuflichen Zustand gesetzt, dadurch aber in wenigen Wochen einen Gewinn von vielen Tausenden gemacht. Nun, in seinen letzten Lebenstagen, saß er wieder, wie damals, sooft es seine Umstände erlaubten, im Laboratorio vor dem Ofen, glühte und schied, ohne einen

weiteren Zweck, als die Vermehrung seiner Kenntnisse dabei zu verfolgen. Besonders eifrig untersuchte er die Mischungen der Bodenfläche seiner Besitzungen, da er, wie er scherzend sagte, doch zu wissen wünsche, welchen Elementen sein Staub sich dermaleinst verbinden werde.

Eines Tages ließ er den Prediger, diesem sehr unerwartet, rufen. Nach einigen vorbereitenden Reden eröffnete er demselben, daß er seinen Umgang und Zuspruch wünsche, da er das Herannahen des Todes fühle. Der Prediger, ein verständiger Mann, welcher einen Rückkehrenden von der konsequentesten Denkkungsart, welcher sich von jeher allem Kirchlichen so ferngehalten, vor sich sah, begriff wohl, daß er auf die gewöhnliche Weise hier nicht einwirken dürfe, daß er vielmehr vor allen Dingen den eigentlichen Zustand des Kranken zu erforschen habe. Er tat daher einige geschickte Fragen, welche den Oheim auch wirklich dahin brachten, sich über sein Innres ohne Rückhalt auszusprechen.

»Zuvörderst muß ich Ihnen versichern«, sagte er, »daß ich mich vor dem Tode durch-

aus nicht fürchte. Nur für den Müßiggänger kann dieser Rechnungsabschluß beschwerlich sein; wer es sich immerdar hat sauer werden lassen, empfindet gewiß endlich ein Bedürfnis, auszuruhen. Weder Gewissensbisse, noch Angst vor dem Unbekannten da drüben treiben mich zu Ihnen. Aber es ist so natürlich, daß, wenn die eine Art der Beziehungen zu verschwinden anfängt, und eine andre beginnt, man sich über diese aufzuklären wünscht. Diese Aufklärung suche ich nicht unter Heulen und Zähnklappern, sondern mit einem stillen Verlangen, dessen Befriedigung mir so das Liebste wäre, was mir hier noch begegnen könnte.«

Der Prediger sah wohl ein, daß eine solche Stimmung mit der eigentlichen christlichen Sehnsucht nichts gemein habe. Gleichwohl durfte er, in seinem Amte angesprochen, sich dem Suchenden nicht versagen. Er wählte daher den Weg der historischen Belehrung, und schlug dem Oheim vor, sich zuvörderst davon zu unterrichten, wie Lehre und Dogma seit ihrem Entstehen von den Menschen aufgefaßt worden seien, und unter ihnen gewirkt

haben.

Dem Oheim war dies ganz genehm, und so brachte denn der Prediger von da an in jeder Woche mehrere Abendstunden bei seinem Patrone zu, ihm aus einem Handbuche der Kirchengeschichte vorlesend und seine Erläuterungen hinzufügend. Mit großem Interesse verfolgte der alte Mann die Entwicklungen der christlichen Kirche, und wies oft mit vielem Scharfsinne die Verwandtschaft unter den verschiedenen Lehrmeinungen und Sekten nach. Sehr bald hatte er ausgefunden, daß das eigentümliche Leben des christlichen Geistes sich in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung erschöpft, und daß alles Spätere doch nur mehr in Wiederholung und Modifikation einer schon früher dagewesenen Entfaltung bestanden habe.

Bei den Gesprächen über diesen Gegenstand erwähnte der Prediger einst des Umstandes, daß sich auch die Versuche der frühesten Häretiker, den göttlichen Geheimnissen auf magische oder sinnliche Weise beizukommen, bis in die jüngsten Zeiten erneuert hätten. »So befand sich hier ganz in der Nä-

he«, sagte er, »vor etwa hundert Jahren eine Gemeinde, welche alle Schwärmereien der Gnostiker und Manichäer in sich vereint wieder aufleben ließ, und ziemlich lange ihr Wesen trieb, bis die herrschende Kirche sie mit solcher Strenge unterdrückte, daß nicht einmal ihr Gedächtnis in den Nachkommen geblieben ist, und auch ich von ihrem Dasein nichts wissen würde, hätte ich nicht ihre Geschichte, von einem Märtyrer der Sekte aufgeschrieben, ganz zufällig unter vergeßnen Papieren gefunden. Woher sie ihre Irrtümer genommen, ist mir dunkel geblieben; aus den Papieren ging so viel hervor, daß die Bekenner jenes Wahns geringe Leute gewesen waren, von denen sich nicht vermuten ließ, daß sie die Sache aus gelehrter Kunde geschöpft haben sollten. Ich bin daher schon auf den Gedanken gekommen, daß sich gewisse Einbildungen immer von Zeit zu Zeit wie Krankheiten von selbst aus dem Leben der Kirche erzeugen, und daß namentlich die böse Täuschung, dem Göttlichen durch geheime Zeichen und eine willkürliche Allegorie beikommen zu können, fortwuchern wird, solange es

ein Christentum gibt.

Auch ihre Begräbnisstätte habe ich vor kurzem entdeckt«, fuhr der Prediger fort. »Sie liegt in einer einsamen wüsten Gegend, und wie durch Instinkt getrieben, haben sie sich ihren Ruheplatz um Trümmer bereitet, die wohl ohne Zweifel dem Heidentume angehören. An den vermorschten hölzernen Kreuzen und Denktafeln, sowie an einigen roh und dürftig zugehauenen Steinen lassen sich noch sonderbare Embleme erkennen, die ohne Zweifel eine mystische Bedeutung hatten. Wenn es Ihnen gelegen ist, so kann ich Sie einmal dorthin begleiten. Die Sache ist immer merkwürdig genug, um eine Spazierfahrt bei schönem Wetter zu verlohnen.«

Der Oheim erklärte sich mit Vergnügen dazu bereit, und man beschloß, den ersten heitern Tag zum Besuche dieses Altertums anzuwenden.

Einmal um jene Zeit sagte der Oheim zum Prediger: »Ich fühle, daß auch das religiöse Organ von Jugend auf geübt sein will, und daß im Alter die Fasern zu zähe werden, um in dieser Hinsicht noch mit Erfolg sich etwas

anzueignen. Aber so viel begreife ich, daß etwas, was die Menschen neunzehn Jahrhunderte hindurch beschäftigt hat, kein Possenspiel sein kann, und Sie mögen daher, wenn wir auseinandergehn, von mir die Hoffnung schöpfen, daß ich vielleicht anderwärts nachholen werde, was ich hier versäumt habe.«

Auch gegen die Katholiken war der Oheim nachgiebiger und freundlicher geworden. Er sah jetzt gelassen zu, wenn sie durch das Haus zur Messe gingen, ja er schenkte dem Altare ihrer Kirche eine neue prächtige Bekleidung, und ließ an die Stelle der messingnen, kostbare silberne Leuchter setzen. Hierüber mußte er selbst lächeln. Scherzend rief er aus: »Im Grunde bleibe ich mir doch treu, ich mache den Schaffner jetzt bei dem lieben Gotte, wie ich ihn lange auf irdische Weise gemacht habe.«

Zweites Kapitel

Nicht lange nachher fuhr der Oheim mit dem Prediger nach dem Kirchhofe der ver-

schollnen Sektierer. Der Weg ging bald von der Landstraße ab, und wurde für die Pferde beschwerlich, da er, ohne in das eigentliche Gebirge zu führen, sich über lauter wellichtes, zerbröckeltes und zerfurchtes Erdreich schwang. Endlich verlief er sich zwischen hohen Lettenwänden, wo allenfalls mit einer schmalen Karre durchzukommen gewesen wäre, der breitspurige Wagen aber bald festsaß. Der Kutscher hielt, und erklärte, nicht weiterfahren zu können. Der Prediger, welcher bei seinen Fußwandlungen nach dem entlegnen Orte auf diesen Umstand nicht geachtet hatte, machte sich laute Vorwürfe über seine Unbedachtsamkeit, der Oheim tröstete ihn indessen, ließ aus Baumzweigen und Wagenkissen eine Tragbahre bereiten, und nahm die Kräfte zweier jungen Bauern, welche in einiger Entfernung vorübergingen, für dieses Transportmittel aus dem Stegreife in Anspruch. So gelangte man denn doch, wenn auch später, als man gewollt, an das Ziel.

Der Ort, auf einer Höhe zwischen heidekrautbewachsenen Hügeln gelegen, war außerordentlich einsam und mußte durch sich

selbst schon Gedanken der Melancholie erwecken. Eine niedrige Mauer, die aber an den meisten Stellen zu Trümmern zerfallen war, umschloß einen runden Platz von mäßigem Umfange. Was der Prediger für die Überbleibsel eines Heidentempels angesehen hatte, war die Substruktion eines kleinen achteckigen Gebäudes, von welcher nur hin und wieder noch einige Steinzacken über der Erdoberfläche emporragten. In der Mitte des inneren Raums nahmen sie eine tiefe Versenkung wahr, in welche ein Bächlein, welches von den Höhen herabkam, und sich unter der Mauer durch Bahn gemacht hatte, sein Wasser ergoß. Um diese Trümmer – der Hünenborn, wie der Prediger sagte, von den Landleuten geheißen – hatte die Sekte ihre Toten rings im Kreise bestattet. Aber die Gräber waren zum größten Teil schon wieder eingesunken, die Kreuze verfault, die Steine lagen umgefallen in aufgerißnen Erdrinnen, oder neigten sich gegeneinander. Über eine ganze Reihe tiefer Höhlungen, durch das Einstürzen mehrerer Gräber entstanden, hatten die Landleute, welche ihren Fußweg nach einem

nahen Walddorfe über die Höhe nahmen, eine Notbrücke von Baumstämmen, Leichensteinen und Kreuzen gemacht, deren sie sich bedienten, wenn Regenwasser diese Senkungen ausfüllte. Alles war an dem verlaßnen Platze eigen, traurig; die Bilder der Vergänglichkeit hatte schon wieder die Hand der Vergangenheit berührt. Der Boden schien nicht die Fruchtbarkeit andrer Orte, wo menschliche Leiber verwesen, zu haben; ein kümmerliches Gras bedeckte spärlich den weißgelblichen Grund, hohe fahle dürre Halmen stachen lang und spitzig aus demselben hervor, sonst zeigte sich weder Baum noch Staude; nur über den sogenannten Hünenborn neigte eine große Trauerweide, deren Stamm aber auch schon im Absterben war, ihre mattgrünlichen Zweige.

Nachdem der Oheim am Arme des Predigers einen Gang zwischen den Gräbern hindurch gemacht und sich an den noch erhaltenen Kreuzen, sowie an einigen Steinen rohe Schlangenzeichen hatte vorzeigen lassen, ruheten beide in dem alten Gemäuer unter der Trauerweide. Der Prediger sprach seine Mei-

nung aus, und behauptete, daß jene Bildwerke genau mit denjenigen übereinstimmten, deren sich in den ältesten Zeiten die Ophiten bedient hätten. »Was mich Wunder nimmt«, sagte der Oheim, »sind die Steine. Sie haben mir erzählt, daß die Sekte nur aus armen Leuten bestanden habe; woher nahmen diese das Geld zu so kostbaren Denkzeichen?« – »Auch mir fiel dieser Umstand auf«, versetzte der Prediger, »bis ich entdeckte, daß in * noch vor hundert Jahren eine Steinmetzenzunft bestanden hat, ähnlich den mittelalterlichen Gilden dieser Art. Wahrscheinlich hat das Geheimnis, welches jene Zunft in ihre Verhandlungen wob, sich mit dem Geheimnisvollen der Sekte, als etwas Wahlverwandtem berührt, Mitglieder des Gewerks mögen zu ihr gehört, oder sich wenigstens zu ihnen hingeneigt, Steine und Arbeit ihren Bestattungen umsonst, oder für die billigsten Preise geliefert haben.«

Der Oheim warf aufmerksame Blicke umher, scharrte mit seinem Stabe in dem harten, steinigten Boden und sagte: »Ich müßte mich sehr trügen, oder das Erdreich hat hier eine

eigentümliche alkalisch-ätzende Beschaffenheit. Die geringe Vegetation und jene gelben Halmen, welche sich immer an Orten derartiger Bodenmischung finden, bringen mich auf diese Vermutung. Ich hätte große Lust, etwas Erde von hier mitzunehmen, und sie zu Hause auszulaugen.«

Einer der jungen Bauern, welcher achtsam zugehört hatte, und endlich begriff, wovon die Rede war, mischte sich in das Gespräch und sagte: »Der Herr hat ganz recht, unser Gerber braucht, um seine Felle gar zu machen, nichts, als diese Erde; sie tut dieselben Dienste, wie Lohe.«

»Es ist schade«, sagte der Oheim, »daß nicht in neuerer Zeit hier jemand bestattet worden ist. Bei der Aufgrabung würden sich gewiß nach dem, was ich höre, merkwürdige Resultate finden.«

»O«, rief der junge Bauer, »davon könnte man die Probe auch zu Gesichte bekommen! Es ist kaum etwas über ein Jahr her, daß hier ein neugebornes Kind verscharrt wurde, und ich weiß noch genau die Stelle, wo dies geschah.«

Ein Verbrechen befürchtend, fuhren beide Männer zusammen; jener aber lachte und sagte: »So schlimm, wie die Herrn glauben mögen, verhält sich die Sache nicht. Ich hatte nahebei im Felde etwas zu tun, da sah ich ein junges Weibsbild mit einer Alten, die im Gesichte ganz gelbbraun war, vorübergehn. Mich konnten sie nicht erblicken, weil ich hinter einem Busche stand, ich aber bemerkte durch die Spalten der Zweige alles sehr wohl. Die Junge, welche bleich, aber bildschön war, ächzte und stöhnte, man konnte ihr anmerken, in welchem Zustande sie war, und daß ihre Stunde sie überfallen hatte. Die Alte führte sie und sprach ihr zu, und beide gingen nach dem Hünenborne. Ich folgte ihnen, und versteckte mich draußen hinter einem Mauerstücke, das Gesicht abgekehrt, da es doch für mich nicht anständig war, in diesen Nöten den Weibern nahezukommen. Nun hörte ich da, wo Sie jetzt sitzen, kläglich stöhnen und wimmern, und nach einer Weile den lauten Schrei ausstoßen: ›Es ist tot!‹ Ich meinte, jetzt sei es an der Zeit, mich auf ziemliche Weise zu nähern, kroch eine Strecke zurück,

richtete mich dann auf, und ging wie von ungefähr auf den Hünenborn zu. Sowie mich die Alte erblickte, winkte sie mir. Sie kniete unter der Trauerweide, und hielt die Junge in den Armen, die matt und kraftlos ausgestreckt lag. Zwischen ihnen lag das neugeborne Kind auf Zweigen des Baums. Die Mutter weinte bitterlich, und blickte zuweilen so nach dem Kinde, daß es mir durch Mark und Bein ging. Die Alte sagte, ich solle es begraben, und wollte es in ihr buntes Kopftuch einwickeln, was aber die andre verbot. Sie sagte, so wie es sei, solle es in die Erde kommen; *die* sei gut und sanft, alles andre taue nichts. Ich höhle hierauf an der Mauer mit meinem Werkzeug eine Grube in der Erde aus, und baute darüber ein kleines Gewölbe von Steinen. Das Frauenzimmer nahm das Kind auf, herzte es, dann gab sie es mir. Sie wollte auch einen goldnen Ring dem Kinde mitgeben, besann sich aber, und sagte seufzend: ›Den will ich doch noch behalten.‹ Hierauf brachte ich das Neugeborne in die kleine Gruft, bedeckte dieselbe mit Schieferplatten und schaufelte Erde darumher, daß alles ei-

ne Festigkeit bekam, und die Tiere den Leichnam nicht herauszerren, oder die Regenwässer mein Gebäude nicht zerstören möchten.«

Nach dieser Erzählung, die der junge Mensch mit einfachem Wesen, in guten schicklichen Worten vorgetragen hatte, schwiegen der Oheim und der Prediger eine geraume Weile. Endlich sagte letzterer: »Ihr habt unrecht getan, Eurem Pfarrer die Sache nicht sogleich anzuzeigen. Wer weiß, welcher Frevel hier dennoch in die Erde versenkt worden ist!«

»Und wo blieben jene Personen?« fragte der Oheim.

»Ich mußte sie nach unsrem Dorfe bringen«, versetzte der junge Bauer. »Dort verweilten sie einige Tage, bis die Junge soweit gestärkt war, fahren zu können. Darauf besorgte ich ihnen eine Fuhre, und sie zogen von dannen, ohne zu sagen, wohin. Von ihren Gesprächen habe ich auch nicht viel verstanden. Sie redeten Deutsch, aber es waren lauter Sachen, die mir unbekannt waren.«

»Wüßtet Ihr wohl die Gruft des Kindes noch zu finden?« fragte der Oheim.

»Ei warum denn nicht!« rief der junge Mensch. »Dort in der Ecke ist sie.«

Wirklich sah man in einem Winkel der zertrümmerten Mauer eine rundlichte Erhöhung von Erde, welche frischer war, als der Boden umher, denn kein Grashalm hatte noch in ihr Wurzel geschlagen.

Da der Oheim seine verlangenden Blicke nach dem Erdhügel warf, und dem jungen Bauer etwas sagen zu wollen schien, woran ihn die Gegenwart seines Freundes hinderte, so rief dieser: »Tun Sie, was Sie nicht lassen können, nur erlauben Sie mir, daß ich mich solange entferne, denn meine Priesterpflicht ist, die Ruhe der Gräber zu schützen, nicht, sie zu stören.«

Er ging. Sobald er den Rücken gewandt hatte, sagte der Oheim zu dem Bauer: »Tue mir den Gefallen und öffne die Gruft, denn ich bin äußerst neugierig, die Einwirkungen dieses Bodens auf den Leichnam zu erfahren.«

Jener hatte Bedenken, die der Oheim indessen zu überwinden wußte. Er trennte mit seinem Grabscheit vorsichtig die Erde von den Steinen, nahm, nachdem sie bloßgelegt

worden waren, den obersten ab, und rief, in die Höhlung blickend, verwundert aus: »Wie das glänzt!«

Der Oheim ließ sich zu dem Platze geleiten. Die Abendsonne warf glühende Strahlen in die kleine Gruft, und bei diesem Scheine nahm er ein wunderbares Schauspiel wahr, in dessen Anblick er lange mit stummem Ergötzen versunken stand. Auf allen Punkten der Wände, welche das Grab umschlossen, war der vom nahen Wasser angegriffne Kalk des Bodens in Kugeln, Zacken, Büscheln und Spitzen hervorgequollen, und bildete mit seinen mannigfaltigen kristallinen Gestalten, welche, tropfenbehangen, im Sonnenlichte farbenreich glänzten, eine funkelnde Zaubergrotte, in deren Mitte die Überbleibsel des Neugeborenen lagen, zum reinlichsten, weißesten Skelette verzehrt, derart, wie man kleine Tierkörper verwandelt wiederfindet, welche die Hand des Naturforschers in einem wimmelnden Ameisenhaufen beisetzte. Alles Fleisch und alle Weichgebilde hatten die Einflüsse dieses Bodens in so kurzer Zeit völlig aufgesogen, nur die zarten Knöchlein

waren bisher nicht zu überwinden gewesen. Auch sie besetzten und umzogen zarte Kristalle, ähnlich dem Flitter und Schmelz, womit die Andacht an heiligen Orten die Gebeine der Märtyrer zu zieren liebt, und so lag das Leuchtende zwischen den leuchtenden Wänden. Der Oheim wollte die Hand nach den von der Natur geweihten Resten ausstrecken, zog sie aber zurück und sagte: »Nein! dies ist zu schön, als daß man es nicht, so wie es ist, lassen müßte.«

Er befahl, den Deckstein wieder aufzulegen, und gebot dem Bauer, noch sorgfältiger, als zuvor geschehen, die Erde umherzuschütten, damit das schöne Phänomen so lange als möglich bewahrt bleibe.

Den Prediger befremdete die Schweigsamkeit des alten Manns auf dem Heimwege. Er war ernst und schien eignen Gedanken nachzuhängen. Endlich sagte er: »Wenn uns die Kirchengeschichte lehrt, daß der Mensch auf dem Wege zum Göttlichen sich fast immer in das Gebiet des Absurden verirrt, so hält die Natur in ihrer regelrechten Tätigkeit zu jeder Zeit die frischesten Wunder in Bereitschaft.

Sie haben mich an einen Ort geführt, wo eine aberwitzige Schlangenbrüderschaft ihre Toten begrub, und an demselben Orte entdeckte ich etwas, was meiner Sinnesart die ihr gemäße religiöse Erhebung gab.«

Er hatte in seiner Bewegung selbst verabsäumt, Erde von jenem Platze mitzunehmen, wie er doch behufs einer chemischen Behandlung zuvor willens gewesen war.

Drittes Kapitel

Es war ihnen aufgefallen, daß Cornelia sich nicht unter der Pforte des Hauses zeigte, dem Oheim töchterlich aus dem Wagen zu helfen, wie sie sonst pflegte, wenn er von seinen kleinen Spazierfahrten zurückkehrte. Unerwartet fand sie der Prediger in seiner Wohnung, und trat erschreckt zurück, da er an ihrem Gesichte Spuren der äußersten Bestürzung wahrnahm.

Sie warf sich ihm mit einem Tone des tiefsten Schmerzes an die Brust, und sagte unter Weinen und Schluchzen, daß sie bei ei-

nem Gange nach der Meierei im Holze jemand angetroffen habe, den sie so wiederzusehn nie vermutend gewesen sei. Auf freundliches Eindringen des Geistlichen erfuhr er, daß dieser Wiedergefundne Hermann sei, der sich ganz anders, wie ehemals, benehme, und auch verändert aussehe.

Das arme Mädchen hatte in ihrer Not nirgendhin mit ihm gewußt, und ihn vorläufig im Hause des Predigers untergebracht. Sie öffnete ein Seitenzimmer, deutete mit abgewandtem Antlitz hinein, der Prediger betrat dasselbe, und erkannte in einem Manne, der früh gealtert war, den Unglücklichen, dessen er sich von seinen früheren Besuchen bei dem Oheim noch wohl erinnerte. Jener las in einer Bibel, die er dort aufgeschlagen gefunden hatte, und begann, sobald er den Prediger wahrnahm, eine Geschichte des Alten Testaments zu erzählen.

Der Prediger, den dieser sonderbare Empfang ganz verwirrt machte, ließ ihn dennoch ausreden, und sagte dann: »Dem mag so sein, aber nun entdecken Sie mir, was Sie uns unerwartet wieder zuführt?« Hermann strich

sich über die Stirn, als müsse er sich erst besinnen, dann versetzte er gleichgültig: »Ich muß doch irgendwo bleiben. Ich bin an vielen Orten, hier und da gewesen, meine Kleider fangen an, abzureißen, ich habe auch wenig Geld mehr. Nun erinnerte ich mich, daß hier herum Verwandte von mir wohnen, deren Verbindlichkeit es nach römischem und deutschem Rechte ist, für einen dürftigen Angehörigen zu sorgen.« Er setzte hierauf, ohne zu stocken, die ganze Lehre von der Alimentationspflicht der Verwandten auseinander, und führte die betreffenden Gesetzstellen mit der größten Sicherheit an. Der Prediger, welcher gar nicht wußte, was er aus diesem Benehmen machen sollte, musterte ihn mit erstaunten Blicken. Der Anzug des Unglücklichen war äußerst sauber, die Wäsche sehr weiß, aber alles bis auf den Faden abgetragen. Die Verwunderung des andern schien ihn wenig zu kümmern; er setzte sich, da der Prediger in seinem Schweigen verharrte, wieder zur Bibel und las darin ruhig weiter.

Cornelie weinte im Nebenzimmer heiße Tränen. »Wie mager seine Hände sind, wie

bleich das Gesicht ist, und an den Schläfen hat er graue Haare!« sagte sie zum Prediger. »Ist es wirklich so, wie ich denke«, fragte sie mit leiser, von innigen Schauern unterbrochener Stimme; »hat er den Verstand verloren?«

»Ich kann mich noch nicht in seinen Zustand finden«, versetzte der Prediger. »Seine Worte zeugen von keiner Verwirrung der Geisteskräfte, aber es ist, als ob ein totes Buch, und nicht ein lebendiger Mensch rede. Machte es denn auf ihn keinen Eindruck, als er dir unvermutet begegnete?«

»Nein«, erwiderte Cornelia. »Ich war, wie vom Schreck gelähmt, als er unter den Bäumen in dieser Gestalt mir entgegentrat. Er aber reichte mir, als sei er täglich mit mir zusammen, freundlich die Hand und bot mir den gewöhnlichen Gruß. So ließ er sich auch von mir willenslos hieherführen.«

»Wir müssen nun überlegen, wohin wir ihn bringen, da er doch hier unmöglich bleiben kann«, sagte der Prediger.

Cornelia wurde blaß, ihre Lippen zuckten, die Tränen, welche schon in den guten treuen

Augen versiegt waren, überströmten wieder ihre Wangen. So stand sie eine Weile schweigend da. Endlich fiel sie dem Prediger zu Füßen, drückte seine Hände flehentlich gegen die zarte Brust und rief: »Stoßen wir ihn nicht hinaus in die Fremde! Ist seine Wandrung zu uns nicht ein Zeichen, daß wir ihn behalten sollen?«

Der Prediger wußte von den Hausgeschichten so viel, daß er das Bedenkliche dieser EntschlieÙung einsah. Er stellte Cornelien vor, wie unangenehm es dem Oheim sein müsse, wenn er erfahre, daß jemand, der ihm zuwider sei, von seinen nächsten Umgebungen beherbergt werde, und wie jede Gemütsbewegung den dünnen Lebensfaden des Greises zerreiÙen könne.

»Das fasse ich wohl«, versetzte Cornelia ruhig, »und dennoch müssen wir unsre Pflicht tun. Er scheint still und sanft zu sein, wir werden ihn hier in der Verborgenheit hüten können, alle Sorgfalt will ich anwenden, daß dem Oheim seine Anwesenheit nicht bekannt werde.«

Der Prediger wollte noch immer nicht nach-

geben. Da rief Cornelia plötzlich mit einer Lebhaftigkeit, die ihn von dem schüchternen, bescheidenen Kinde in Erstaunen setzte: »Wohlan, treiben Sie ihn von Ihrer Schwelle, so nehme ich ihn auf, so soll er in meinem Stübchen wohnen, und ich will mich auf dem Söller betten. Auf die Landstraße lasse ich ihn nicht jagen.«

Der Prediger sann nach, und erklärte sich zuletzt bereit, den Armen wenigstens vorläufig bei sich zu behalten. Dagegen mußte ihm Cornelia die tiefste Verschwiegenheit geloben.

Hermann nahm die Nachricht, daß er bei dem Prediger bleiben solle, wie alles, gleichgültig auf. Sein Wirt beobachtete ihn in den nächsten Tagen sorgfältig, und fand, was wir schon aus der Feder des Arztes über ihn berichtet gelesen haben. Er suchte ihn auf verschiedene Weise anzuregen, ließ sich von ihm im Garten helfen, strebte, durch Gespräche über naturgeschichtliche Gegenstände, in welchem Fache er sich viel versucht hatte, auf seinen Kranken zu wirken, jedoch vergebens. Jener ging auf alles ein, las die Bücher, die

ihm der Prediger hinlegte, und sprach im Zusammenhange über ihren Inhalt, blieb aber in die Lethargie versunken, welche alle seine Seelenkräfte umspinnen hielt.

Vor dem Oheim wurde die Gegenwart des Unglücklichen sorgfältig verborgen. Cornelia war, wenn sie sich allein befand, sehr ernst. Ihr Versprechen, welches sie dem Prediger hatte geben müssen, den Kranken nicht zu besuchen, hielt sie gewissenhaft, nur konnte der Prediger, sooft er abends zum Besuche kam, an ihren ängstlich-fragenden Augen abnehmen, mit welcher Sehnsucht sie den Nachrichten von seinem Hausgenossen entgegenharrte. Diese lauteten freilich nicht tröstlich, und meldeten nur ein trauriges Einerlei.

Um den Oheim vor einer plötzlichen Begegnung zu schützen, waren dem Kranken, der noch immer gern weite Spaziergänge machte, seine Wege vorgeschrieben worden. Er mußte, wenn er frische Luft schöpfen wollte, von den Fabriken abwärts, auf einsamen, wenig betretenen Wiesen sich ergehen, die am Fuße waldiger Hügel lagen. Diese Vorschrift ließ er

sich auch geduldig gefallen, wie er denn überhaupt alles ohne Widerstreben tat, was seine Pfleger ihm geboten. Nur einmal, als man auch jene Erlaubnis noch für gefährlich hielt, und ihn auf das Haus und allenfalls den Garten beschränken wollte, kündigten sich Zeichen einer geheimen innerlichen Wut an, welche die Besorgnis vor einer verhängnisvollen Szene erwecken mußten, und zu einer raschen Aufhebung des Verbots nötigten.

Am folgsamsten war er gegen die Frau des Predigers, welche, eine gute schlichte Matrone, ihn auch sehr zweckmäßig zu behandeln wußte. Während die andern ihn doch mehr oder minder merken ließen, wofür sie ihn hielten, tat diese, als sei sein Zustand nichts Abweichendes, als müsse alles so sein, wie es war.

Es war ihr aufgefallen, daß er von seinem Rocke, welcher, obgleich völlig rein gehalten, doch kaum noch in den Nähten hing, durchaus nicht lassen, ja nicht einmal die Säuberung dieses Kleidungsstücks einem andern übertragen wollte. Jeden Morgen klopfte und bürstete er selbst ihn aus. Irgend et-

was Besondres hierunter ahnend, schlich sie eines Abends spät, da Hermann schon fest schlummerte, in sein Zimmer, nahm den Rock hinweg, und untersuchte ihn. Plötzlich fühlte sie etwas Hartes vorn in der Gegend der Brustteile, trennte an der Stelle das Futter vorsichtig vom Tucho, und zog jene Briefftasche hervor, nach deren Eröffnung eine so unglückliche Wendung in den Schicksalen unsres Freundes eingetreten war. Sie war verschlossen. Der Prediger, welcher herbeigerufen und mit dem Funde bekanntgemacht wurde, wollte sie gewaltsam öffnen, seine Frau war aber dagegen und sagte: »Dies möchte, wenn unser Pflegling es entdeckte, ihn aufbringen; seien wir zufrieden, zu wissen, wo aller Wahrscheinlichkeit nach das Wort des Rätsels steckt, und stellen wir der Zeit die Lösung anheim.« Sie nähte hierauf die Briefftasche wieder ein und tat den Rock an seinen Ort.

Am andern Morgen trat Hermann, den Rock über den Arm gehängt, in ihr Zimmer und erklärte, er werde sich einen neuen machen lassen, dieser sei nachgerade gar zu

schlecht und dünn geworden. »Ich will dir es nur gestehn, Mutter«, fügte er hinzu, »der Rock war mir lieb, weil er so viel mit mir ausgehalten hat, aber es ist etwas damit vorgegangen, und nun mache ich mir auch aus ihm nichts mehr. Hebe ihn wohl auf, meine Geheimnisse sind darin.«

»Wenn dem so ist, mein Freund«, versetzte sie, »so laß uns die Geheimnisse zusammen erwägen. Dergleichen Dinge werden oft besser, wenn vier Augen dar über kommen.«

»Das ist unmöglich«, erwiderte er, entblöbte seine Brust, und ließ sie ein Schlüsselchen sehn, welches er am schwarzen Bande um den Hals trug. »Sieh, dieser Schlüssel ist eigen zu der Briefftasche gemacht, von meinen Vätern – denn du mußt wissen, daß ich deren zwei habe – mir vererbt und doch schließt er nicht mehr dazu. Ich habe es oft versucht, und es wollte immer nicht gehn, auch bin ich überzeugt, daß keine Menschenhand einen dazu verfertigen kann. Also laß du diese Dinge immerhin unter dem Schlosse.«

Er zog sie an sich und flüsterte ihr zu: »Es ist mir recht lieb, daß du mich nicht für ver-

rückt hältst. In meinen guten Tagen traf ich einmal einen Menschen an, den sie in Rußland in die Bergwerke gesetzt hatten, und dem nun Mutter, Vater, Brüder und Braut gleichgültig geworden waren. So ist es mir auch ergangen; muß man deshalb blödsinnig sein?«

Sie erzählte ihrem Manne den Inhalt dieses Gesprächs. Ihm wurde die Sache immer unheimlicher, da sein geordneter einfacher Lebensgang einen so fremdartigen Bestandteil nicht wohl vertragen mochte. Er schrieb unter der Hand an den Arzt und Wilhelmi, von deren früheren Verbindung mit Hermann er allerhand erkundet hatte. Der Arzt antwortete nicht; er war wieder auf einer gelehrten Reise begriffen. Von Wilhelmi liefen dagegen umgehend einige Zeilen voll des regsten Eifers für den kranken, so lange verschollen gewesen, Freund ein. Er versprach seinen Besuch, sobald ihm nur ein abermaliges Kindbette seiner Frau die Reise gestatten möchte.

Viertes Kapitel

Das Familiengrabgewölbe war vollendet. Säulen von grauem Marmor stützten ein ernstes Portal, von dessen Stirnfläche ein freundliches: Willkommen! in großen goldenen Buchstaben leuchtete. Am innern Eingange lehnten zwei Genien sich als träumerische Hüter auf die umgestürzte Fackel, das Gewölbe selbst war einfach aber würdig mit großen Werkstücken ausgesetzt, und empfing durch eine Kuppelöffnung, deren Seitenlücken das stärkste Kristallglas verschloß, ein dämmerndes Licht.

Diese Begräbnisstätte hatte der Oheim mit großen Kosten und vieler Mühe in dem Berge, den seine verstorbne Gattin geliebt, austiefen und schmücken lassen. Je näher er sich selbst so dem Ziele seiner Tage fühlte, desto eifriger wurde sein Bestreben, das Werk noch vollendet, die Asche der ihm so teuren Frau dorthin gebracht zu sehen. Nach seinem Willen sollte der Ort und dessen Umgebung zwar etwas Feierliches, aber nichts Düstres haben. Er ließ den Platz vor dem Gewölbe

mit klarem Kies belegen; Zypressen, Taxus und andres dunkelfarbiges Gesträuch mußte die Umsäumung desselben bilden, Mauerwerk, welches in die Runde geführt ward, war bestimmt, den Vorplatz vor dem Verwaschen und Abschießen durch Regenfluten zu schützen, an dasselbe lehnten sich schönblühende Rankengewächse, damit das Auge nirgends durch tote Massen ermüdet werden möchte. In der Tat bekam die Anlage durch den Kontrast der gediegenen Architektur mit der umgebenden Baum-, Pflanzen- und Blumenwelt einen eignen Reiz, so daß jeder sich gern auf den zu beiden Seiten des Portals zum Verweilen einladenden Steinsitzen niederließ.

Noch ganz zuletzt hatte sich ein bedeutendes Hindernis aufgetan. Der Architekt sah nämlich, als das Gewölbe schon völlig ausgemauert war, daß eine reichliche Flüssigkeit durch den Kalk und Mörtel der Fugen hindurchsinterte und den Raum mit verderblicher Nässe zu erfüllen drohte. Bald hatte er auch die Ursache dieses unwillkommenen Einflusses entdeckt. Oberhalb dem Grabesberge lag nämlich ein beträchtlicher Weiher,

der vermutlich durch geheime, erst durch die Arbeit im Berge eröffnete Kanäle jene Wässer der Gruft zusendete. Wurde diese Gefahr nicht abgewendet, so stand, davon mußte man sich überzeugen, dem Mausoleum eine rasche Zerstörung bevor.

Er machte sogleich dem Oheim die Anzeige, welcher sich auf den Berggipfel tragen ließ, die Gefahr, aber auch die Schwierigkeit, entgegenzuwirken, begriff. Die Wände jenes Weihers bestanden nämlich aus Felsen; zwischen denselben blinkte und rauschte das Wasser, wie in einer großen natürlichen Schale. Ein Durchbruch der Felsen, und eine dadurch zu bildende Abzugsrinne würden so viel Zeit hinweggenommen haben, daß inzwischen wahrscheinlich schon geschehen wäre, was man verhindern wollte.

Davon mußte man also abstehn; auf andre Weise war die Trockenlegung des Weihers zu versuchen. Rasch hatte der Oheim, der in dieser ganzen Angelegenheit mit der schnellen Kühnheit seiner Jugend verfuhr, das entsprechende Mittel gefunden, und zur Ausführung gebracht. Große Züge von Pferden schlepp-

ten auf notdürftig gebahnten Wegen eine gewaltige Dampfmaschine den Berg hinan, rüstige Maurer arbeiteten Tag und Nacht, den Ofen zu errichten, dessen Gluten die ungeheuren Kräfte der Dämpfe entwickeln sollten; sobald er stand, stand auch binnen kurzem die Maschine, ein kräftig wirkendes Pumpen-Saug- und Schöpfwerk, welches in jeder Sekunde mehrere Tonnen Wassers zu entheben vermochte, wurde an den Spiegel des Weihers geführt und mit den Armen der Dampfmaschine in Verbindung gesetzt. Nun glühten die Kohlen des Ofens, nun hoben sich die langen eisernen Arme der Maschine, griffen in die Öhre der Pumpenstengel, trieben die Schöpfräder um. Die abgezogenen Fluten bildeten den Berg hinunter einen Gießbach, und über den wirkenden Kräften ruhte die dichte, schwarze Wolke, welche dergleichen Stätten zyklischer Feuertätigkeit bezeichnet.

Sobald der Grund sichtbar werden würde, sollten Sachverständige prüfen, ob die Quellen zu verstopfen sein möchten. Jedenfalls war vorauszusehn, daß man nach der Seite des Mausoleums zu durch Letten- und Sand-

säcke jede Verbindung mit dessen Wölbung werde aufzuheben vermögen.

Dies wurde für so gewiß gehalten, daß der Oheim, der überhaupt mit krankhafter Ungeduld nach der Beendigung des Werks verlangte, das Austrocknen des Weihers nicht abwarten wollte, um die Beisetzung des Leichnams zu veranstalten. Was ihn in seiner Zuversicht bestärkte, war der Umstand, daß, wie die Wassermasse sich verringerte, auch das Durchsintern bedeutend abnahm, so daß man mit Hülfe einer bleiernen Rinne schon jetzt das Gewölbe entnässen konnte.

Er entwarf daher den Plan zu der Feierlichkeit, die übrigens höchst einfach und schmucklos sein sollte. Seine Geschäftsfreunde und Vorstände hatten sich erboten, den Sarg auf ihren Schultern aus dem Erbbegräbnis der Grafen herabzutragen. Der Prediger sollte mit der Schuljugend folgen, jedoch wegen Länge des Weges auf diesem kein Lied anstimmen. Oben, bei dem Mausoleum wollte der Oheim mit Cornelien und einigen andern jungen Mädchen, deren sich die Verstorbne angenommen hatte, den Zug erwarten. Die

Mädchen hatten einen schönen Psalm eingeübt, mit welchem sie die sterblichen Überreste ihrer Wohltäterin begrüßen wollten; unter diesen ernstesten Tönen sollte der Sarg in der Gruft niedergesetzt werden, und ein kurzes Gebet des Predigers den Schluß der Bestattung machen.

Am Vorabende unterhielt sich der Oheim mit dem Prediger lange über Dinge, auf welche die Umstände wohl führen mußten. »Ich kann ganz genau meine Lebenskraft berechnen«, sagte er, »und sehe voraus, daß ich noch den Winter hindurch vorhalten, und erst im Frühjahre, wo alles Mürbgewordne sich sacht von dannen begibt, abscheiden werde. Es ist mir lieb, daß die Natur sich gegen die Eigentümlichkeit meines Wesens gefällig bezeugt, mich nicht unvermutet aus der Mitte ungeordneter Geschäfte hinwegreißt, sondern mir Zeit läßt, mein Haus als ein ordentlicher Wirt zu bestellen. Dieser Winter ist zur Anfertigung meines Testaments bestimmt, und ich darf Ihnen von dessen Inhalte so viel voraussagen, daß ich damit umgehe, eine Art von Fideikommiß zu errichten, um meinem Soh-

ne die Zerstörung des Werks, welches ich mit meinen Freunden gegründet habe, für immer unmöglich zu machen. Es ist sonderbar, daß man noch in seinen letzten Tagen zu Schritten kommen kann, die man bei andern früher nie billigte. Ich war von jeher der entschiedenste Gegner solcher Tötungen des freien Eigentums, und sehe nun doch ein, daß es Fälle und Verhältnisse gibt, welche dazu gebieterisch nötigen.«

Der Prediger wollte ihm die Todesgedanken ausreden; jener versetzte aber: »Lassen Sie mir doch meinen Kalkül, in dem für mich etwas Angenehmes liegt. Wenn ich sterbe, so wird es sein, wie ein kaufmännischer Jahresabschluß, wie eine gewöhnlich Comptoirhandlung. Alles wird darnach im hergebrachten Geleise bleiben, kein Stuhl braucht deshalb verrückt zu werden.

Wir können uns in Beziehung auf den sonderbaren Akt, der mit nichts, was wir sonst erfahren, Ähnlichkeit hat, von einmal gangbar gewordenen Vorstellungsweisen nicht losreißen, so wenig sie auch auf die Sache passen«, fuhr er fort. »Was heißt das: An der Seite

seiner Gattin im Grabe ruhn? Ist es nur denkbar, ja wäre es nicht die größte Ungereimtheit, anzunehmen, daß mit der Gemeinschaft der Gruft irgendeine Empfindung für die Individuen verbunden sein sollte? Und dennoch muß ich Ihnen gestehen, daß ich voll wahren Entzückens an diese Vereinigung mit meiner Frau denke, und daß ich dann das Bild des süßesten, seligsten Schlummers nicht aus dem Sinne verbannen kann, so sehr mir sonst jede Schwärmerei auch widersteht.«

»Lassen wir, was wir nicht begreifen, auf sich beruhn, es hat wohl immer seinen Wert«, erwiderte der Prediger. »Gewiß ist es menschlicher und natürlicher, fügt sich in den ganzen Zusammenhang unsrer Vorstellungen leichter ein, den Tod nicht so für sich, sondern gewissermaßen als Fortsetzung gewöhnlicher menschlicher Zustände zu betrachten. Und auf diesen Zusammenhang der Vorstellungen kommt doch alles an. Es gibt kein Volk, welches nicht die letzte Rast in Verbindung mit dem menschlichen Geselligkeitstriebe, oder mit den Zuneigungen des Verstorbenen für bestimmte Plätze, da er noch lebte, brächte,

und jenem Triebe und diesen Neigungen eine Schattendauer über das Grab hinaus beilegte. Nur die abgeschwächte Grübelelei, das erkältete Gemüt wird gleichgültig gegen die letzte Wohnung; in den Zeiten der Stärke beherrscht jener freundliche Wahn, wenn man ihn so nennen will, das Volk und jeden einzelnen. Ich halte nun sehr viel von dem Spruche: »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen«, und meine, daß das, was die Menschen im Zustande der physischen und moralischen Gesundheit denken oder auch nur träumen, das uns eigentlich Gemäße sei, womit wir uns zu begnügen haben.«

Ein Geräusch im Nebenzimmer unterbrach diese friedlich-traurigen Gespräche. Die Vorstände der Fabriken traten herein, und an ihren Mienen ließ sich abnehmen, daß etwas Bedeutendes vorgefallen sein mußte. Der Oheim, verwundert über den späten Besuch, fragte nach der Ursache, worauf ihm einer ein großes Schreiben, ohne zu reden, mit bedeutenden Blicken hinreichte. Der Prediger sollte es lesen; er besah Siegel und Aufschrift und sagte: »Nach dem Postzeichen kommt es aus

der Standesherrschaft.«

»Ich will nicht hoffen«, rief der Oheim ahnend aus, »daß dort sich etwas begeben hat!«

»Allerdings«, versetzte einer, »wir haben, was wir haben wollten.«

Der Prediger hatte das Schreiben eröffnet und sagte: »Man meldet Ihnen das Ableben des Herzogs, und jene großen Besitzungen sind nun ebenfalls die Ihrigen.«

Die Geschäftsleute konnten ihre freudige Bewegung nicht unterdrücken; der Oheim entließ sie mit einem stummen Winke, und saß, die Hände im Schoße gefaltet, das Haupt gesenkt, lange Zeit schweigend da. Der Prediger hatte einen zweiten Brief erbrochen, der von jemand herrührte, welcher sich im Interesse des Oheims auf die erhaltne Todesnachricht sogleich nach dem Schlosse begeben hatte, um etwanige Veruntreuungen der Offizianten und Diener zu hindern. Er berichtete die näheren Umstände über das Ende des Standesherrn. Mit Weglassung des Unwesentlichen schalten wir folgende Stelle seines Briefs unsrer Geschichte ein:

»So versank der Herzog von Tage zu Ta-

ge in eine immer tiefere Schwermut. Er hatte seine Geschäfte dergestalt vereinfacht, daß er sie fast allein besorgen konnte. Nur die notwendigste Bedienung litt er um sich, seine Mittags- und Abendmahlzeiten waren einsam, aller Gesellschaft hatte er entsagt. Wenn ihm jemand leise Vorstellungen über diese Absonderung zu machen wagte, so versetzte er, daß ihn seine wankende Gesundheit zu einer so regelmäßigen Lebensweise nötige; jeden Gedanken an einen Schmerz der Seele suchte er durch seine Erklärungen bei andern sorgfältig zu entfernen. Über die Abtretung der Herrschaft an Sie auf den Todesfall sprach er sich mit völliger Ruhe und Fassung aus.

Wer ihn aufmerksamer betrachtete, mußte die Angabe über seine körperlichen Umstände bezweifeln, denn das äußere Ansehen deutete durchaus nicht auf etwas Krankhaftes. Aber oft kam er nach Hause, am Arme eines Landmanns, hinfällig, wie es schien, und sagte dann, daß ihn ein Schwindel unterwegs betroffen habe, und daß er zu Boden gestürzt sein würde, wenn ihn der Führer nicht aufge-

fangen hätte.

Gestern hat man ihn denn tot, auf dem Fußboden seines Zimmers ausgestreckt, gefunden. Noch zwei Tage vorher war an ihm eine merkliche Erheiterung sichtbar geworden. Er hatte sich geäußert, daß er ein größeres Wohlsein verspüre, von Besuchen, die er wieder abstaten, ja von einer Reise, die er unternehmen wolle, gesprochen. Der Landphysikus ist sogleich berufen worden, hat den Körper untersucht und den Ausspruch gefällt, daß ein Schlagfluß den Tagen des Herzogs ein Ende gemacht habe. Diesem ärztlichen Gutachten spricht nun jedermann nach; ich aber habe meine besondern Vermutungen.

Ich brachte in Erfahrung, daß er seine Angelegenheiten in einer Ordnung hinterlassen habe, die beispiellos sei. Selbst die gewöhnlichen Rechnungen, welche sonst in jedem großen Hauswesen das Jahr hindurch unbezahlt stehnbleiben, sind bis auf die kleinsten Posten quittiert vorgefunden worden. Nun meine ich, daß der natürliche Tod niemand so in Bereitschaft antreffen kann.

Ist mein Argwohn richtig, so hat er ver-

standen, die Repräsentation, welche seine Schritte von jeher bestimmte, bis an das Ende zu führen. Es ist ihm möglich geworden, dem Überdrusse am Dasein die beabsichtigte Folge zu geben, dennoch alle zu täuschen, und anständig, wie er gelebt, zu sterben. Ich selbst, der ich mich unter einem Vorwande in sein Zimmer geschlichen und mich überall umgesehen habe, konnte nichts Verdächtiges entdecken.

Die Herzogin, welche sich unfern im Bade * befand, eilte auf die erste Nachricht mit Kurierpferden herbei. Ihr Schmerz ist grenzenlos und exzentrisch; vielleicht schärft ihn das geheime Bewußtsein begangner Vernachlässigungen, zu denen eine überfeinerte Seelenstimmung sie verleitet hat. Man ließ ein Wort vom Begräbnisse fallen, worauf sie, wie außer sich, ausgerufen hat, daß davon keine Rede sein dürfe, daß der Leichnam über der Erde bleiben solle, von ihr gepflegt und behütet. Wie man diese Laune des Kummers überwinden werde, steht dahin.

Was die übrigen hiesigen Verhältnisse betrifft, so werden Sie selbst das Richtige erra-

ten, da Sie die Menschen genugsam kennen. Sie sind nun allhier der Herr und Meister, und Ihnen wendet sich ein jeglicher bereits in seinen Gedanken zu. Man hat mich verschiedentlich um günstiges Vorwort bei Ihnen angesprochen; ich denke, Sie werden in eigner Person prüfen, und die Spreu vom Weizen zu sondern wissen.«

Da der Oheim in seinem Schweigen beharrte, und durch die Nachricht ungewöhnlich erschüttert zu sein schien, sagte der Prediger: »Ich kann es wohl fassen, wie ein großes Glück unsre Natur zu ängstigen vermag. Wir sind doch alle eigentlich nur auf die Gewohnheit eingerichtet, und wollen, wenn sich etwas Außerordentliches ereignen soll, dieses uns lieber durch Dulden und Schmerz, als durch Genuß und Freude aneignen.«

»Sie erraten den Grund meiner Stimmung nicht«, versetzte der Oheim. »Jene Todespost verrückt mir mein Konzept, darum setzt sie mich so in Unruhe. Nie habe ich geglaubt, den Herzog überleben zu müssen. Ich war eingerichtet auf Abreise, ich zählte die Stunden bis dahin, nun kommt ein Ereignis, welches auf

längeres Verweilensollen deutet. Denn wenn eine vernünftige Macht unsre Schicksale beherrscht, so wird sie mir nicht eine Vermehrung meiner Besitztümer um das Doppelte zuwerfen, in dem Augenblicke, wo sie mich zum Scheiden reif erklärt. Ich werde also fortvegetieren, vielleicht noch lange, bis ich dieses neuen Geschäftes Herr geworden bin.«

Fünftes Kapitel

In der Nacht, welche diesem Abende folgte, lag Ferdinand in der Hütte des alten Kammerjägers, mit dem er seit längerer Zeit geheimen, vertrauten Umgang pflog. Spät war er zu ihm gekommen, hatte hastig mehrere Gläser des geistigen Getränks, an welches er sich in dieser wilden Gesellschaft gewöhnen mußte, hinuntergestürzt, und war dann nach heftigen und unbändigen Reden eingeschlafen.

Der Alte, welcher auf der einsamen Klippenhöhe – derselben, wo einst die leidenschaftliche Begegnung zwischen Hermann

und Ferdinand sich ereignet hatte – abge-sondert von aller menschlichen Gemeinschaft hauste, trieb schon eine geraume Zeit in der Gegend sein Wesen. Er bot allerhand Kräu-teröle und Essenzen feil, vertilgte die Rat-ten und Mäuse, und da er zu seinen Mitteln und Hülfleistungen immer noch einen bib-lischen Spruch obenein in den Kauf gab, so hielten ihn die Landleute für einen vertrieben-Priester, und erzählten sich die wildesten Geschichten von ihm. Woher er gekommen war, wußte niemand; da er indessen einen Er-laubnisschein zu seinem Gewerbe hatte, kei-nen belästigte und nichts Übles tat, so muß-te man ihn unangefochten gehn lassen. Zu-weilen hielt er sich in der Nähe der Fabri-ken auf, sah starr nach dem Herrenhause und murmelte unverständliche Worte für sich hin. Da aber hier ein jeder mit seinem eignen Ta-gewerke genug zu schaffen hatte, so achtete niemand dessen, was außer dem Arbeitswe-ge lag, und der murmelnde Alte war ihnen schon zur gewöhnlichen Erscheinung gewor-den, aus der keiner ein Arg hatte.

Er leuchtete dem Schlummernden, dessen

Züge von stürmischer Leidenschaft zuckten, mit der Lampe scharf ins Gesicht, blickte nach einem auf dem Tische liegenden blanken Messer, und sagte: »Jetzt könnte ich es tun, und den Samen der Feinde vertilgen! Sie sind hinter sich getrieben worden, sie sind gefallen und umgekommen vor dir. Denn du führst mein Recht und meine Sache aus, du sitztest auf dem Stuhl, ein rechter Richter. Du schiltst die Heiden und bringest die Gottlosen um, ihren Namen vertilgest du immer und ewiglich.«

Er griff nach dem Messer, legte es aber wieder hin, und rief: »Stehet nicht geschrieben? Wer einen Menschen schlägt, daß er stirbt, der soll des Todes sterben. Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. Anschläge bestehen, wenn man sie mit Rat führet, und Krieg soll man mit Vernunft führen. Wie man einen Knaben gewöhnet, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird.«

Er setzte sich zu seinen Wurzeln, Ölen und Schmalzen, und begann, in diesen unsaubern Dingen zu wühlen. Ein widerlicher, für nicht

ganz abgestumpfte Geruchsnerve unerträglichlicher Dunst begann sich zu verbreiten, von dem auch wohl der Schläfer erwachen mochte. Er rieb die Augen, riß sie dann weit auf, sprang von seinem Strohlager empor, stellte sich vor den Alten und rief: »Laß deine albernen Schmierereien und hilf mir!«

»Was fehlt Euch denn, und wo sitzt es, Junker?« fragte der Alte.

»Hier«, rief Ferdinand, und schlug mit der geballten Faust auf die Brust.

»Sprecht und saget an, daß man Euch verstehe«, erwiderte der Alte. »Vorhin, als Ihr zu mir gestolpert kamt, wart Ihr so außer Euch, daß ich meinte, Ihr hättet vom Bilsenkraut genossen, welches der Menschen Gehirn verstört. Nichts habe ich von allem dem begriffen, was Euren Lippen da entsprudelte.«

Der verwilderte Jüngling setzte sich dem Alten gegenüber, stemmte den Kopf auf, und aus seinen Augen brach ein Tränenstrom mit einer Gewalt, wie wenn Quellen sich durch Felsen die Bahn erzwingen. Dieser Regen des Schmerzes erweichte seine Züge, welche, ungeachtet aller Entstellung durch Ausschwei-

fungen, noch immer viel von ihrem ursprünglichen Adel und von der unschuldigen Schönheit der Kinderjahre hatten, so daß sein Anblick jeden Empfindenden mit Rührung erfüllt haben würde. Der Alte aber ließ ihn weinen, rieb gleichgültig seine ekelhaften Spezies ferner ab, und sagte nach einer Weile: »Vom Trauern kommt der Tod, und des Herzens Kummer schwächt die Kräfte. Redet endlich, denn am Lachen und Flennen soll man den Narrn erkennen.«

»Er ist wieder da; bei dem Pfaffen versteckt er sich, der Leidige, das Ungeheuer, dem ich das Herz aus dem Leibe reißen möchte, und es in die Tiefe werfen, da, wo es die Füchse fressen!« rief Ferdinand. »Wie lange wird es dauern, so heiraten sie einander! Ich glaubte, es sei vorbei, dein Branntwein schmeckte mir, und der Spaß mit dem Mädchen, zu dem du mich führtest, tat mir wohl, aber nun *er* wieder da ist, hat sich alles umgekehrt. Ich will nur gleich zwischen des Vaters Maschinen geraten, und von ihren Rädern zerquetscht werden, wenn ich Cornelien lassen soll, die mein Leib, meine Seele, mein alles ist, um die ich

durch die brennende Hölle ginge!«

»Da wäre nun kein anderer Rat«, sagte der Alte, »als, Ihr müßtet Euch des Kerls zu entledigen suchen. Lauert ihm auf, wenn er allein geht, und stoßt ihn von hinten nieder, so ist der Weg zum Mädchen frei.«

»Wie dumm du bist!« rief Ferdinand. »Mord kommt an den Tag, das habe ich in allen Geschichten gelesen. Sie schlägen mir den Kopf ab, und ich hätte nichts davon. Nein, wozu ich noch immer Verlangen trüge, das wäre ein Duell auf Leben und Tod. Wenn man darin seinen Gegner niederschießt, so kommt man zwar auch auf die Festung, aber sie lassen einen bald wieder frei. Das erzählte neulich einer über Tisch.«

»Ihr habt ja Pistolen, fordert ihn also«, sagte der Alte.

»Und wer versichert mich, daß ich ihn tref-fe?« fragte Ferdinand. Er sann eine Weile stumm vor sich nieder, dann riß er das Haupt des Alten, der immer in seiner Beschäftigung fortfuhr, gewaltsam beim Schopfe empor, sah ihm mit einem seltsamen Blicke in das Antlitz, und sagte leise: »Höre du; weißt du, ob es

Treffkugeln gibt?«

Der Alte legte seine Sachen weg, und versetzte: »Oho! Wollt Ihr da hinaus? In der Stadt haben sie, wie ich mir sagen lassen, einen großen Spektakel und Gesang darüber gemacht. Sie ziehn einen rot an, den nennen sie den Simon oder Samuel, ich weiß nicht recht, wie er heißt, und dann geht ein aberwitziger Lärmen in der sogenannten Wolfsschlucht vor sich. Nichtsnutzige Possen das! Auf solche Lappalien horcht nichts in dem Abgrunde der Kräfte, die muß man an einem andern Zipfel zu fassen wissen. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, gesprochen wird davon unter uns Leuten vom Fache.

Es steht geschrieben im zweiten Buche Mose am einundzwanzigsten: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Hand um Hand, Fuß um Fuß, Seele um Seele. Davon machen sie die Nutzanwendung; wer seines Lebens nicht achtet, um das Schießblei zu gewinnen, dem wird das Blei auch alles Leben in die Hände geben, an welches er will. Sie sagen, wer ein Stück Blei, aber es muß nicht von einer Kirche sein, mit Todesgefahr erobert, der kann daraus Kugeln

gießen, vor denen kein Kraut gewachsen ist. Wißt Ihr ein solches Stück Blei, so tut, was Ihr nicht lassen könnt, und plagt mich nicht weiter, denn es ist hoch Mitternacht, und ich bin schläfrig.«

Die Lampe war über diesem Gespräche erloschen. Ferdinand tappte im Dunkeln fort, und der Alte streckte sich mit den Worten: »Wenn ihm nun ein Unglück begegnet, so ist die Brut der Ungerechten zertreten, ohne daß ich schuld daran habe«, auf sein Lager.

Sechstes Kapitel

Am folgenden Morgen bat Hermann die Frau des Predigers um die Erlaubnis, dem Begräbnisse zusehn zu dürfen. Sie wollte davon nichts wissen, weil ihn der Oheim zu Gesichte bekommen könne. Er versprach, auf dem obersten Teile der Anhöhe hinter Büschen verborgen bleiben zu wollen.

Um ihren Mann über das Anliegen zu befragen, ging sie in dessen Studierzimmer. Dieser hatte es sich nicht nehmen lassen wol-

len, außer dem Gebete eine kurze Rede am Sarge zu halten, und schritt, Inhalt und Ausdruck in Gedanken erwägend, auf und ab. Er war im Zustande der Meditation von allen andern Dingen immer gänzlich abgekehrt, antwortete daher seiner Frau, ohne recht zu wissen, wovon sie redete, auf ihre Frage zerstreut: »In Gottes Namen, störe mich nur nicht ferner!«

Der Kranke rief, als er die Einwilligung vernahm: »Das ist mir recht lieb! Ich muß mehr Zerstreuung haben. Seitdem mit meinem Rocke etwas vorgegangen ist, bin ich so unruhig!«

Nach einigen Stunden hörte der Prediger erst, wozu er seine Beistimmung gegeben hatte. Er war darüber sehr erschrocken, und wollte durchaus, daß der Kranke von seinem Vorhaben abgebracht würde. Indessen mußte man es gehen lassen, denn Hermann verriet in Farbe und Mienen wieder einen heimlichen Zorn, sobald seine Pflegemutter versuchte, ihm jenen Gang auszureden.

Im Hause des Oheims herrschten sehr verschiedenartige Beschäftigungen. Cornelia üb-

te mit den jungen Mädchen den Psalm ein, welcher an der Gruft gesungen werden sollte, und wand mit ihnen die Kränze, zum Schmuck des Eingangs bestimmt. Der Oheim war dagegen mit seinen Geschäftsleuten in die weltlichsten Beratungen versenkt. Der Vorteil, welcher dem ganzen Fabrikbetriebe und also nach der gestifteten Einrichtung auch ihnen teilweise durch den Anfall der Standesherrschaft zuwuchs, war unermesslich. Kaum hatten sie das Erwachen ihres Herrn und Meisters abwarten mögen, ihm alles das, was die Nacht hindurch in ihren Köpfen gegärt, vorzutragen; um seinen Frühstückstisch versammelte sich schnell eine zahlreiche Gruppe von Ratschlagenden, Entwürfeverkündenden, welche ihre Gedanken auch sogleich dem Auge durch Listen, Rechnungen, und schnell gefertigte Risse anschaulich zu machen sich bestrebten. Einer der Rührigsten wurde noch an demselben Vormittage nach jenen Gütern abgefertigt, um namens des nunmehrigen Eigentümers Besitz zu ergreifen. Nutzte man die Kräfte, welche durch den neuen Erwerb gewon-

nen worden waren, in bisheriger schwunghafter Weise, so ließen sich einem solchen Geschäfte kaum noch Grenzen ziehn, nur in England waren die Ähnlichkeiten für derartige Gewerbsgröße aufzufinden. Diese Betrachtungen rührten zu dem Vorsatze, eine bedeutende überseeische Abzweigung des Kapitals zu bewirken.

Der Oheim nahm an der Unterredung lebhaft teil. Jedem Menschen ist eine Signatur in die Seele eingeschrieben, und die Entfernung von diesem Urzeichen der Lebensentfaltung bleibt immer nur eine scheinbare. Auch er hatte eine unruhige Nacht gehabt. Mit siegender Gewalt nahmen ihn die Bilder der neuen Tätigkeiten gefangen, und drängten die stillen entsagenden Vorstellungen zurück, mit welchen er bis zum Ende seiner Tage auszureichen gemeint hatte. Besonders war ihm der Blick verlangend über das Meer gerückt; er wünschte sehnlich eine Herstellung von seinen Gebrechen, um sich noch die Anschauung jener fernen erzeugnissreichen Gegenden gewinnen zu können.

Zwischen diesen Verhandlungen langte ei-

ne Botschaft Theophiliens an. Sie hatte den Schlüssel zu dem Erbbegräbnisse der Grafen in Verwahrung, und diesen heute den Männern herausgeben müssen, welche den Sarg der Tante von seiner vorläufigen Ruhestätte zu erheben bestimmt waren. Nun bat sie den Oheim schriftlich, allen ferneren Ansprüchen auf die Gruft ihrer Ahnen zu entsagen, welche ihm von keinem Nutzen mehr sein könne, da er für sich und die Seinigen ein eignes Gewölbe errichtet habe.

Der Oheim sagte, nachdem er den Brief gelesen hatte: »Da uns das Schicksal gewaltsam in das Leben zurückdrängt, so wollen wir immerhin den Toten die Toten überlassen. Es ist mir lieb, den Grillen dieser untergegangnen Frau eine Nachgiebigkeit erzeigen zu können. Vielleicht versöhne ich sie dadurch mit mir.« Er setzte sich nieder, stellte eine verzichtende Erklärung, wie sie dieselbe begehrt hatte, aus, und überließ die Gruft der erloschenen Familie dem letzten Sprößlinge zur uneingeschränkten freien Verfügung.

Nach dem Mittagsessen, welches man noch mehr, als gewöhnlich, abgekürzt hatte, bega-

ben sich die Männer, welche den Sarg tragen wollten, eilig den Schloßberg hinauf. Der Oheim verweilte eine kurze Zeit bei Cornelian, deren Augen über das zerstreute und der Feier des Tages abgekehrte Wesen trübe geworden waren. Man sah es allen nur zu deutlich an, daß sie das Totenfest abgetan wünschten, um sich den so mächtig andringenden irdischen Hoffnungen mit ganzer Seele hingeben zu können. In ihrer reinen Trauer über diesen grellen Widerspruch der Menschen und Dinge nahm sie den Oheim, als sie mit ihm allein war, beiseite, und sagte zu ihm: »Nicht wahr, Vater, wir fahren nach der Bestattung mit dem Prediger spazieren, und bleiben auch den Abend für uns?«

»In deiner sanften Frage liegt für mich ein schwerer Vorwurf«, versetzte der Oheim. »Wenn es wahr wäre, daß zwischen den Seelen der Menschen ein wesentlicher Unterschied bestände, wie manche haben lehren wollen! Wenn nur einige zur Erhebung, zum Leben des Geistes bestimmt wären, andre dagegen unwiderruflich in den Schlamm und Tod versinken müßten, und alle Mühe, von

diesem eingebrannten Male der Nichtigkeit sich zu reinigen, umsonst aufwendeten!«

»Welche Gedanken!« rief Cornелиe.

»Ich will wenigstens hienieden nützen, wie ich kann«, fuhr der Oheim fort. »Zu meinen Beschickungen gehörst auch du, Cornелиe, du bist die süßeste derselben. Sollte ich aus der Welt gehn, ehe ich dich an der Seite eines Gatten versorgt weiß, so wird dein Los von mir genügend festgestellt worden sein.«

Cornелиe sank ihm zu Füßen, und sprach mit leuchtenden Blicken: »Sorge du nicht um mich, und nicht für mich, mein Vater. So gewiß dies meine Hand, und jenes meine Füße sind, so gewiß weiß ich, daß, wo ich stehe, oder mich niederlege, wohin ich gehe und trete, ich behütet und geschirmt bin. Wenn das nicht wäre, so hätte ich ja so früh meine Eltern nicht verlieren können. Glaube mir, mein Vater, mir wird es immer wohl gehn, recht wohl. An meinem Herde wird sich der Dürftige wärmen, und unter meiner Pforte werden die Müden sitzen. Darum entziehe du deinem Sohne und den Freunden, die mit dir gearbeitet haben, nichts von dem Deinigen; Cornели-

en schenke du nur, wenn es denn einmal so weit ist, deinen letzten Blick und Hauch, das soll meine Erbschaft sein.«

Er fragte einen Eintretenden, welcher meldete, daß der Leichenzug vom Schloßberge herabzusteigen beginne, nach Ferdinand. Jener versetzte, daß er den Knaben aufgefordert habe, ihm zu folgen, daß dieser aber, ohne ihm Antwort zu geben, den Berg nach der Gegend des Weihers zu hinaufgestürmt sei.

Seufzend machte sich der Oheim in seinem kleinen Fuhrwerke, neben welchem Cornелиe herging, auf den Weg. Den Vorplatz des Mausoleums bedeckte eine zahlreiche Menschenmenge, welche nicht die Neugier allein, sondern auch so ein dankbares Erinnern herbeigezogen hatte, denn die Verstorbne war die Wohltäterin vieler Bedürftigen gewesen. Die Pforten des Gewölbes waren aufgetan, zu beiden Seiten standen die festlichgeschmückten Jungfrauen im Halbkreise. Cornелиe gesellte sich, sobald sie mit dem Oheim auf der Höhe anlangte, zu ihnen. Er ließ seinen Sessel der Pforte gegenüberstellen, und erwartete den Zug, dessen Annahen die in immer

dichteren Haufen den Berg heraufdringenden Menschen verkündeten. In der Mitte des Platzes war mit leichten Stäben ein freier Raum für den Sarg, seine Träger, den Prediger und die Schulkinder abgesteckt worden.

Siebentes Kapitel

Sobald der Sarg niedergesetzt war, und die wogenden Menschenwellen, welche nun nicht allein den Platz oben, sondern auch alle Abhänge des Berges überfluteten, sich beruhigt hatten, erhoben die Jungfrau ihre Stimme, und sangen den Psalm ab, dessen gehaltne, ernste Melodie die Herzen noch tiefer angerührt haben würde, wenn nicht das vom Weiher herklingende Geräusch der heftig arbeitenden Dampfmaschine den sonderbarsten Gegensatz zu jenen frommen Tönen hervorgebracht hätte. Nach beendigtem Gesange trat der Prediger zum Sarge, verrichtete das Gebet, und knüpfte an dasselbe folgende Worte:

»Ihr seid es von mir schon längst ge-

wohnt, meine Zuhörer, daß ich euch in meinen Vorträgen nicht zwischen die Dornenhecken dunkler Glaubenslehren, nicht auf die kalten leeren Höhen spitzfindiger Grübeleien zu führen pflege, weil ich der Meinung bin, daß das Christentum, ist es echter Art, dem Blute gleichen müsse, welches, mit den Werkzeugen des Lebens verbunden, sie in ungetrennter Gemeinschaft durchdringend, ihnen eben gerade das Leben schafft, während dasselbe, von jenen Werkzeugen getrennt, für sich allein nicht bestehen kann, vielmehr dann bald sich scheidet, gerinnt und verdirbt. Ich liebe es daher, euch aus noch so geringfügig scheinenden Gelegenheiten, aus eurer Arbeit und aus eurem Gewerbe, aus den kleinsten Vorfällen eurer Hauswesen, die Quellen der Erbauung zu öffnen, und bestrebe mich, *den* Gott, welcher jedem erscheinen muß, wenn er das Samenkorn in die Erde legt, oder sein Tagewerk am Webstuhle vollendet hat, vor aller Augen zu enthüllen.

Laßt mich also auch an dieser Bahre meines Brauchs pflegen, laßt uns nicht in allgemeinen Todesbetrachtungen, welche ohne

Frucht und unnütz sein würden, sondern in dem besondern Hinblicke auf den Fall, welcher uns hier zusammengeführt hat, unsre Gedanken vereinigen!

Es ist ein Gerede unter den Menschen, daß Mäßigkeit, Nüchternheit, Vorsicht, die heilsame Kälte, welche die Schritte erwägt und den Fuß nicht eher zum Weitergeh'n aufheben mag, bis man habe, wo man ihn niedersetze, daß diese Dinge, sage ich, zwar gute und einträgliche Eigenschaften seien, daß sie aber zu höheren und seltneren Gewinnen nicht hinzuführen vermögen, und daß sie namentlich den Menschen, welcher mit ihnen begabt ist, unfähig zu den sanften und warmen Empfindungen machen, auf welchen die Liebe ihr schönes Gebäude gründet. Man nennt die Verbindungen, welche nicht im Rausche der Leidenschaft geschlossen werden, Scheinbündnisse, man glaubt, daß bei ihrer Eingung nur der Trieb der Gewohnheit oder eine herzlose Berechnung obgewaltet haben könne.

Sehet hier ein Beispiel von der Nichtigkeit dieses Redens und Meinens! Über die Jüng-

lingsjahre längst hinaus, ohne stürmische Aufwallung, bedächtig das Wichtige überlegend, knüpfte der verehrte Mann, um den uns eine fromme Feier versammelt hat, das Band, dessen Unzerreißbarkeit eben diese Feier aussprechen soll. Wohl allen denen, welche einander im Augenblicke der ersten, oft so oberflächlichen Bekanntschaft die Ewigkeit ihrer leichtentstandnen Aufregung versichern, wenn sie mit *der* Innigkeit verbunden blieben, welche hier dem ruhig gegebenen und empfangnen Worte folgten! Sämtlich sind wir Zeugen gewesen der Zucht und Einigkeit, des Vertrauens und des Glücks, aller der Gnaden und Segnungen, welche diese wahrhaft gottgefällige Ehe schmückten. Aber nicht genug, daß sie auf Erden die Bestimmung der göttlichen Einrichtung – das Bild der vollkommnen Menschheit durch zwei darzustellen – im genügendsten Maße erfüllte; auch über das Grab hinaus reichten ihre Einflüsse und Wirkungen. Die Gattin scheidet, und der Zurückbleibende richtet seine Blicke beharrlich der Entschwundnen nach. Fest die Zügel der ihm überwiesenen irdischen An-

gelegenheiten haltend, blüht ihm doch nur noch Genuß in der Sehnsucht nach ihr, welche seine Augen nicht mehr schauen; sein Gemüt entbrennt zu dem schönen Werke in Erz und Marmor, welches nun vollendet vor uns steht, die sterbliche Hülle der teuren Schlafengegangnen aufzunehmen, an deren Seite er selbst dereinst ruhen will. Sanften Trost empfindet er in diesen Beschwichtigungen, womit unser von Wolken überdecktes Auge sich die Ewigkeit und ihre Geheimnisse anzunähern versucht. Wenn andre Menschen von dem Weine und Brote leben, dessen sie genießen, so läßt sich von unsrem Freunde behaupten, daß ihn die Erinnerung speiste und die Hoffnung tränkte.

Nehmet denn, ihr Ehelich-Verbundnen, oder die ihr in diesen Stand treten wollt, von solchem Vorgange ein Muster der Nachahmung! Jenes stille Heiligtum, welches heute seine Weihe erhält, der Sarg und der lebende Freund – sie mögen in eurem Herzen Gelübde erzeugen, würdig des Wortes, welches der Apostel sprach: ›Wer sein Weib liebet, der liebet sich selbst.‹ In dieser allesumfassenden

den Liebe zu einem zweiten Wesen ist der Inbegriff jeglicher sittlichen Veredlung gesetzt, der Mensch löset sich von der Selbstsucht ab, und empfängt dadurch sein Innres erhöht und gereinigt zurück. Ja, meine Freunde ...«

Ein dumpfes Geräusch, wie von dem verworrenen Durcheinanderreden vieler Menschen, ließ sich in der Ferne vernehmen. Es kam aus der Gegend, wo der Weiher lag. Der Prediger hielt betroffen inne. Die Menschen wendeten sich nach dem Schalle.

»Es muß etwas an der Maschine zerbrochen sein, man hört sie nicht mehr«, sagte der Oheim. »Gehe einer hin und sehe zu. Welche widrige Unterbrechung!«

Einige Arbeiter schwangen sich den steilen Pfad hinauf, der nach dem obern Teile des Berges und nach dem Weiher führte. Doch nur wenige Augenblicke vergingen, so kamen sie wieder herabgestürzt, totenbleich, mit entsetzten Gesichtern. Der Maschinenmeister folgte ihnen, und fiel mit einem Jammergeschrei am Wägelchen seines Herrn nieder. »Was ist geschehn?« fragte der Oheim erschreckt. »Hat das Werk Schaden genom-

men?«

»Ihr Sohn liegt zerschmettert oben auf dem Berge!« rief der Mann, seiner nicht mächtig.

Entsetzt drang die Menge herzu. Man bestürmte ihn mit Fragen, wie dieses furchtbare Ereignis sich begeben habe; er war unfähig, zu antworten. Sprachlos starrte ihn der Oheim an, seine Augen standen ohne Bewegung in ihren Höhlen, seine Lippen verloren die Farbe, sein Haupt ruhte an Corneliens Brust.

»Den Sarg in die Gruft, unsern Vater nach Hause!« rief das Mädchen, welches inmitten dieser Schrecknisse die Besinnung noch hatte, deren die andern beraubt waren. Indem man sich anschickte, ihrem Befehle zu gehorchen, rief von den Klippen über dem Mausoleum eine laute Stimme: »Halt!« und Hermann trat auf ein vorragendes Felsenstück. Die Bauerburschen, welche den Wagen des Oheims zogen, hatten mit demselben eine Wendung nach vorwärts gemacht, so daß Hermann dem Alten gerade gegenüberstand.

»Tröste dich, Onkel!« rief der Unselige hinunter. »Ferdinand ist dein Sohn nicht, die

Tante hatte ihn vom Grafen, darum verschrieb dir *der* die Standesherrschaft, damit die Güter dereinst an sein Blut kämen; frage nur Theophilien, sie weiß alles, aber die Liebesbriefe haben wir verbrannt.«

Cornelie fiel nun selbst ohnmächtig in die Arme ihrer Freundinnen. Auch bedurfte das Haupt des Oheims keiner Stütze mehr; nur die ersten Worte hatte er aus Hermanns Munde vernommen, dann sank er mit einem tiefen Atemzuge in sich zusammen, erdrückt von diesen Schlägen, und der Ruf der Umstehenden: »Er stirbt!« wurde Wahrheit.

Langsam zogen die Burschen den Wagen hinunter nach dem Hause. Schweigend, unter der Last dessen, was sich begeben hatte, schauernd, ging die Menge von dem Berge. Es war etwas Grauenvolles, diese vielen hundert Menschen zu sehen, deren Lippen das ungeheure Schicksal versiegelt, deren Herzen es versteinert hatte.

Auf einen stummen Wink des Predigers, welcher mit dem Unglücksboten auf dem Berge geblieben war, wurde der Sarg hastig in das Mausoleum geschafft. Er stieg mit dem

Maschinenmeister den Klippenweg hinauf. Sie näherten sich dem Weiher. Die Maschine stand. Zu ihren Füßen lagen die blutenden Gebeine eines, der ein Mensch gewesen war. Ein unseliger Anblick!

Nachdem der Prediger sein Entsetzen bewältigt hatte, fragte er den andern: »Wie ist dies zugegangen? Reden Sie jetzt, daß wir alle Tatumstände feststellen, und nicht noch Unschuldige zur Verantwortung gezogen werden mögen.«

»Gott weiß es, ich nicht«, erwiderte der bewegte Mann. »Schon vor einigen Stunden hatte er sich bei uns hier eingefunden, und war spähend um die Maschine hergegangen. Er machte uns auf den gelockerten und halb zersprungenen bleiernen Ring dort aufmerksam, welcher an jenem das Pumpenwerk in Bewegung setzenden Arme hängt, in seinem unverletzten Zustande bestimmt, die Widerstandsmittel gegen etwanige Explosionen der Dämpfe zu verstärken. Seine Frage, ob es wohl möglich sei, dieses Blei dem Balken, wenn er eben niedersteige, mit raschem Griff zu entreißen, hielten wir für Scherz.

Wir antworteten, daß es ja auch Menschen gegeben habe, die zwischen den sausenden Flügeln einer Windmühle hindurchgegangen, oder wohl gar geritten seien, und ebenso möge es gelingen, das Blei zu erobern, aber freilich könne der Kopf mit in den Kauf kommen. Er verhielt sich nach diesen Gesprächen still, und wir vergaßen bald die ganze Sache. Nun erschien plötzlich der junge Mann, der bei Ihnen wohnt, und sobald er *den* sah, wurde er wie von einer rasenden Wut befallen. Er blickte bald ihn, bald die Maschine mit grimmig funkelnden Augen an, und schoß pfeilschnell auf den Arm zu, da er und der bleierne Ring im Niedersteigen waren. Das taube Eisen faßte ihn, seine Kleider mußten sich in das Gestänge verwickelt haben, denn dreimal wurde er im wilden fürchterlichen Umschwunge gegen die Balken, und von diesen wieder in die Lüfte geschleudert. Augenblicklich ließ ich hemmen, aber schon war es geschehen, und wir hatten, als die Maschine stillstand, nur die zerbrochnen Gebeine aus ihren Klammern und Fugen zu nehmen.«

»Eilen wir hinwegzutun, was die Blicke der

Menschen beleidigt!« sagte der Prediger, ließ die jammervollen Überbleibsel erheben, und in eine Kiste legen. Auch diese wurde im Mausoleum, neben dem Sarge der Mutter beigesetzt.

Unten im Dorfe fand er alles wie ausgestorben. Niemand ließ sich blicken, jeder fühlte eine dunkle Furcht vor herandrohenden Schreckgerichten. Im Herrenhause war Bestürzung, Weinen und Wehklagen. Cornelia lag darnieder und fieberte.

Die Leiche des Oheims hatte man auf einem Bette ausgestreckt. Als der Prediger ihm in das Gesicht blickte, fuhr er zurück, und gebot, es mit einem Tuche zuzudecken; die Miene des Toten sei von einer eignen, den Lebendigen nicht heilsamen Beschaffenheit.

Er trat in sein Haus. Dort saß Hermann, wie gewöhnlich, ruhig über den Büchern. »Sie haben Ihren Oheim getödet!« rief er ihm mit strengem Tone zu. Gelassen versetzte Hermann: »Warum schelten Sie mich? Ich meinte es gut; konnte er sich nicht zufriedengeben, da er hörte, daß der wilde Knabe ihn nichts angehe?«

Achtes Kapitel

Eine solche Wendung war den Mächten, welchen das menschliche Dasein nur zu leicht verfällt, gelungen. Voraussicht, Klugheit, Berechnung waren zuschanden gemacht worden, ein furchtbarer Blitz hatte sein grelles Licht auf die Nichtigkeit frommer Zuneigung geworfen, den fürsorglichsten Mann riß das Schicksal mitten aus ungeordneten Verhältnissen in Verzweiflung hinweg. In einem Hause, worin nur der Verstand galt und anerkannt wurde, hatte der widersinnigste Aberglaube seine Flügel, bis zum Wahwitz treibend, schwingen dürfen, und über Lippen, die nicht wußten, was sie sprachen, war das Geheimnis der Familiensünde elementarisch gesprungen.

Diesen Ausgängen war hier niemand gewachsen. Die Arbeit stockte, mutlos schlichen die Geschäftsleute umher. Man mußte an die Bestattung der Leiche denken, und auch da zeigte es sich, daß der Zorn jener dunkeln Gesetze, welche in ihr volles Recht hier eingesetzt zu werden forderten, noch nicht vorüber

sei.

Theophilie, von welcher man den Schlüssel zum Erbbegräbnisse wiederverlangte, weigerte sich, ihn zu geben, und berief sich auf die Entsagungsurkunde, welche der Oheim an seinem letzten Lebenstage ausgestellt hatte. Man bewog den Prediger, zu ihr zu gehn, der denn auch alle Beweggründe der Milde und Versöhnlichkeit anwendete, ihren Willen zu beugen.

Sie ließ ihn ruhig ausreden und sagte dann: »Ich ehre diese Grundsätze des Friedens, aber man kann verschiedene Wege gehn, die alle recht und gut sind. Auch die Vergeltung hat ihre Ehren. Ich bin die Rächerin meiner Familie. Er hat uns im Leben aus unsrem Eigentume getrieben, dafür versage ich ihm die Ruhe bei meinen Toten. Immer noch eine sehr glimpfliche Rache, sollte ich meinen. Das Geheimnis, welches ich wußte, wäre mit mir zu Grabe gegangen, der Schlaf verriet es einem fremden Ohre; nun wurden Versprechungen gewechselt, und Briefe den Flammen übergeben, um es ja recht sicher zu bewahren. Aber ein kindischgewordner Geist plaudert es wi-

der Willen und Absicht dem Sterbenden aus, und stößt ihm damit das Herz ab. Ich finde etwas Großes und Göttliches in diesem Hergange; er erinnert an alte Märchen, worin Bachwellen und rauschende Baumzweige das Tiefverborgne an den Tag bringen.«

Da er sah, daß sie nicht zu überreden war, so stand er ab; man beschloß, kein Aufsehn zu erregen, indem man Zwang gegen sie versuchte. Die Menschen hatten durch die stattgehabten Ereignisse alle Besinnung verloren. Einer schlug vor, den Oheim im Mausoleum zu bestatten, wie er ja selbst verfügt habe, und die andern billigten seinen Rat, zu dessen Ausführung alles in Bereitschaft gesetzt wurde.

Aber die Natur hat zuweilen in ihrem tiefen Busen ein Gefühl für Wahrheit, und will nicht dulden, daß das ganz Unschickliche geschehe. In der Nacht wurden die Bewohner des Dorfs von einem Getöse erweckt, in welchem sie bald das Rauschen stürzender Fluten erkannten. Man machte sich mit Fackeln und Windlichtern hinzu, und sah bei deren Scheine den Bergweg zum schäumenden Wasser-

falle verwandelt. Unten im Dorfe flossen die Wogen zu einem Bache ab, der an manchen Stellen gürteltief war.

Als es tagte, nahm man ein grauses Schauspiel wahr.

Durch die Eingangspforte des Mausoleums, wie durch einen Brückenbogen, schoß der weißschäumende Strom bergab, und hatte Mauerstücke, Bäume, ja auch die Behältnisse, welche die Gebeine der Mutter und des Sohns bargen, mit sich fortgerissen. Diese lagen, kläglich umgeworfen, von Schlamm und Graswust widerlich umsäumt, am Abhange des Berges. Ein Teil des Gruftgewölbes war eingestürzt, und dem Ganzen drohte dasselbe Schicksal, wenn die Gewalt der immer weiter wühlenden Fluten nicht bald gebrochen wurde.

Die Ursache dieser Zerstörung war nur zu bald entdeckt.

Der Weiher, von der Maschine, an deren Wiederbelebung niemand in der allgemeinen Bestürzung gedacht hatte, nicht mehr ausgeschöpft, und überdies durch Regengüsse in den Bergen über seinen gewöhnlichen Inhalt

angeschwollen, hatte mit der ganzen Wassermasse durch die verborgnen Rinnen auf die Auswölbung der Gruft gedrückt, und wahrscheinlich in kurzer Zeit den Widerstand des Gemäuers überwunden.

Es geschah, was geschehen konnte, um die Gefahr einer Überschwemmung von den Talbewohnern abzuhalten. Die Maschine arbeitete wieder unausgesetzt, so daß der Zufluß zum Gewölbe bald vermindert wurde, und man auch von dort dem Elemente entgegenwirken konnte. Das einzige Mittel kräftiger Begegnung war, die Gruft auszuschütten, und den Berg in seiner dichten Ründung herzustellen. Dies geschah mit rastloser Tätigkeit. Felsblöcke, Buhnengeflecht, Lehm- und Schuttlagen mußten die Höhlung füllen, und nach vierundzwanzig Stunden war von dem schönen Werke der Baukunst nichts mehr zu erblicken, als der Marmor der Pforte, welcher unnütz und wehmutterregend aus jenen niedern Stein- und Erdumgebungen hervorblickte. Bei der gewaltsamen Arbeit hatte man natürlich der Wege und Anlagen nicht schonen können, so daß, als die Sache getan war,

zertretner Rasen, abgebrochne Stauden, verwüstete Blumenflecke, Sumpf und Nässe den Rahmen um jenes ausgetilgte Denkmal ehelicher Liebe bildeten. Inzwischen wartete der Prediger seines Amtes, ließ im Dunkel des späten Abends Mutter und Sohn erheben, und unbemerkt ohne Geleit auf dem Kirchhofe des Dorfs einsenken. Auch war nach diesen letzten trüben Dingen von ihm sogleich ein reitender Bote an den Rechtsfreund des Oheims in der Standesherrschaft abgesendet worden, dort das Gewölbe für die Leiche auf-tun zu lassen, und sie so dem Hasse und den wütenden Naturkräften zu entrücken, welche sich hier gegen ihre letzte Rast verschworen zu haben schienen.

Traurig und langsam rückte der schwarz-behangne Wagen in kleinen Tagereisen gegen die Grenze jenes adlich gewesenen Gebietes vor, welches nun die eingefallnen und geschloßnen Augen des bürgerlichen Erwerbers nicht schauten, wo keiner dem neuen Herrn mit verehrendem Gruße entgegenkam. Aber in der Nähe des Schlosses erhielt der Verblichne Gesellschaft; auch der Herzog befand

sich auf dem letzten Wege zur Gruft seiner Ahnen. Man hatte, die Bestattung möglich zu machen, die Herzogin unter einem Vorwande zu entfernen gewußt, und jene, sobald man erfuhr, daß auch der Oheim dort ruhen solle, beeilen wollen, um fertig zu sein, wenn diese zweite Leiche einträfe. Allerhand Zufälligkeiten verzögerten indessen die Ausführung der Anstalten, und so kam es, daß die beiden Züge in dem breiten Wege, welcher nach dem Erbbegräbnisse führte, zusammentrafen. Der Prediger trat mit dem herzoglichen Kaplane in kurze Beratung, und beide Männer, von einer religiösen Empfindung erschüttert, ordneten an, daß der Tod keinen Vortritt gewähren, sondern seine stillen Untertanen mit gleichen Rechten empfangen solle. Weg und Pforte waren geräumig genug, zwei Särge nebeneinander aufzunehmen, und so gingen die Gegner einträchtig zusammen in die dunkle Wohnung ein.

Nach diesen Entscheidungen des Todes und der Nacht wandten sich die Hinterbliebenen in das Leben zurück. In den Fabriken trat aus den Vorstehern eine Kommission zusam-

men, welche die Geschäfte in der bisherigen Weise und im Geiste des Verblichnen fortzusetzen sich bemühte. Auf dem Schlosse des Standesherrn wurde von ihren Bevollmächtigten inventarisiert, auf Feldern und Waldgründen vermessen. Die Maschinen begannen wieder zu klappern, die Arbeiter ihre Packer auf den gewohnten Wegen zu tragen, in den Comptoirs schrieb und rechnete man wie früher.

Wenn sie sich nun aber fragten, wer der Herr der unermesslich angewachsenen Güter sei, und für wen alle diese Arbeit geschehe, so war die Antwort von der Art, daß sie, selbst nach allen den wunderbaren und erschreckenden Fügungen des Zufalls, noch staunen machen mußte. Wie man sich wenden mochte, die Lage der Sache ließ sich nicht bestreiten. Der Oheim war ohne Testament, kinder- und geschwisterlos gestorben, und Hermann als Neffe daher ohne allen Zweifel sein nächster, gesetzlicher und rechtmäßiger Erbe.

An Verderben und Untergang mag niemand, der seine Hände rüstig bewegt, denken; wie jedoch unter einem solchen Eigentü-

mer ein fast unübersehlicher Besitz, das weitverzweigeste Geschäft sich steigern, ja nur sich notdürftig erhalten lassen sollte, mußte dem klügsten menschlichen Auge verborgen bleiben.

Wilhelmi war angekommen. Auch ihn bewegten die Ereignisse tief, als er ihren Gang und Zusammenhang vernahm. Er meinte einen Augenblick, Hermanns Abspannung durch die plötzliche Nachricht von dem märchenhaften Glücke, welches ihn betroffen, aufzurütteln, aber vergebens. Hermann empfing die Meldung, daß er nun ein Millionär sei, wie etwas Bekanntes, woran er, wie er sagte, gleich bei dem Absterben des Oheims gedacht habe.

Neuntes Kapitel

Der Oheim war kaum einige Monate tot, als die Folgen einer Verwaltung durch mehrere bereits sichtbar zu werden begannen. Obgleich der Verstorbne in den letzten Tagen seines Lebens nur wenig persönlich eingegrif-

fen hatte, so war er doch der Mittelpunkt alles Wirkens und Schaffens gewesen, in ihm bestand eine Autorität, durch welche das Zweifelhafte entschieden, jedes Wagnis gerechtfertigt wurde. An einer solchen obersten Gewalt fehlte es nunmehr gänzlich, es zeigte sich hier, was in den Welt- und Staatsverhältnissen immer eintritt, wenn ein großer König oder ein Held von hinnen geht, und sein Werk von den Stellvertretern weitergeführt werden soll. Unendlich ist der Abstand tüchtiger Ausführung von dem Blitze der Erfindung. Man zagte oder hazardierte, und verlor durch beides. Die Verluste erzeugten Mißmut und Anklage, aus solchen übeln Stimmungen entsprangen Sonderungen und Parteien, jeder glaubte am besten zu tun, wenn er nur in seiner Sphäre isoliert-tätig sei, und darüber kam bald der Zusammenhang des Ganzen abhanden, welcher doch allein den Gedanken des Oheims erhalten konnte. Schon erklärte einer und der andre, daß er sein Schicksal weiter zu suchen gedenke, und alle fühlten sich von einer Gemeinschaft bedrückt, die noch vor kurzem ihr Stolz gewesen war.

Inmitten dieser Einbußen und Spaltungen lebte der Herr der Reichtümer sein dämmern-des Pflanzenleben fort. Man war übereingekommen, so lange als nur möglich ihn für geistig gesund gelten zu lassen, um die Einmischung des Staats, die alle als das größte Übel fürchteten, abzuhalten. Seine Unterschrift mußte daher jedes wichtigere Geschäft bekräftigen; er gab sie, ohne zu fragen, was er unterschreibe? Nur die große Rechtlichkeit aller dieser Leute verhinderte, daß sich schlimmes Unheil an ein so seltsames Verfahren heftete. Aus der Predigerwohnung war er wenige Tage nach dem Tode des Oheims in das Haus gezogen, welches ja nun das seinige war. Dort lebte er in stillen Hinterzimmern, den ganzen Tag über lesend, schreibend oder mit sich selbst redend. Vor dem Verkehr mit unbekanntem Menschen hegte er eine große Scheu, und mied deshalb die Gemächer nach der Straße, während er dagegen mit den Hausgenossen sich leicht und zutraulich zu benehmen wußte. Diese wichen ihm aber aus, wo sie konnten; seine Erscheinung war ihnen zuwider, und sie verga-

ben ihm den Tod ihres Herrn nicht. Nur Cornelia ging leise und mild neben ihm her, sorgte für seine Bedürfnisse, ohne gleichwohl irgendeine tiefere Bewegung blicken zu lassen.

Unvermutet kam eines Tages der Arzt angefahren. Er hatte, auf der Heimkehr begriffen, den Brief des Predigers erhalten, und den Umweg mehrerer Meilen nicht gescheut, den wiedergefundnen Kranken zu besuchen, und zu ergründen, ob vielleicht jetzt zu helfen sei. Mehrere Tage verweilend, sprach er nach genauer Beobachtung Hermanns gegen einige Vertraute die Unheilbarkeit des Übels aus, da sich keine Reizbarkeit zeige, und folglich kein Mittel eine Erregung oder Krisis hervorbringen werde. Auf diese Nachricht nahmen mehrere Vorsteher ihre Entlassung, und die noch zurückblieben, wurden mehr von einer Notwendigkeit gefesselt, als durch einen Wunsch bestimmt.

Wilhelmi reiste ab und zu, wie seine Häuslichkeit es ihm nur gestatten mochte. Dieser treue Freund litt unendlich bei der Betrachtung des Unglücklichen.

Über Cornelian, zu deren Vormunde der

Prediger bestellt worden war, sprach er mit diesem einen Plan ab, welcher wenigstens ihre nächsten Jahre sicherstellte. Seine Frau wünschte, bei erweiterter Familie, eine Gesellschafterin, der sie Kinder und Haus mit Zutraun übergeben konnte, wenn Zirkel, Theater oder Reisen sie selbst abberiefen. Wer war zu einer solchen Stelle geeigneter, als das schöne, sanfte, feste Mädchen? Als beide Männer ihr diese Kondition vorschlugen, willigte sie ohne Zaudern ein. Wilhelmi bestimmte den Tag der Abreise, Cornelia ordnete ihre kleine Habe, und schien ganz ruhig und gefaßt zu sein. Nur fiel es denen, die sie näher kannten, auf, daß sie jede Stunde, welche ihre häuslichen Geschäfte ihr freiließen, zu einsamen, oft weit wegführenden Wandrungen durch die Gegend benutzte.

Ging sie, so schwand auch der letzte frische Ton aus dem blassen Nebelbilde stumpfer aussichtsloser Tage. Der Zustand der Menschen hier und in der Standesherrschaft war ein kaum zu beschreibender. Man spricht von einem Schattenreiche; hier hatten die Toten eins auf Erden hinter sich zurückgelassen.

Zehntes Kapitel

Der Wagen stand gepackt, Wilhelmi, bereit zum Einsteigen, wartete im Mantel, die Reisesmütze auf dem Haupte. »Wo bleibt sie?« fragte er etwas ungeduldig. »Sie pflegt sonst, die erste, fertig zu sein, was hat sie drinnen noch zu schaffen?«

»Geben Sie acht. Sie reisen allein!« rief die Frau des Predigers, welche mit ihrem Manne, Lebewohl zu sagen, gekommen war.

»Wie?« riefen voll Erstaunen der Prediger und Wilhelmi.

»Ihr Männer seid so daran gewöhnt, eure Absichten durchgesetzt zu sehen, daß ihr zuweilen die nächsten und größten Hindernisse nicht wahrnehmt«, erwiderte die Frau.

Wilhelmi schickte jemand in das Haus ab, und ließ Cornelien bitten, sich zu beeilen. Der Bote kam sogleich mit der Meldung zurück, daß Mademoiselle ihren Koffer wieder begehre, da sie hier bleiben werde. Unwillig eilte Wilhelmi nach ihrem Zimmer. Der Prediger und seine Frau folgten.

Sie fanden Cornelien beschäftigt, Reisehut,

Umschlagetuch und andre Dinge, die sie noch hatte mitnehmen wollen, in den Schrank zu tun, wobei ihr Hermann half. »Sie geht nicht!« rief er den Eintretenden entgegen, und sein blasses, unteilnehmendes Gesicht hatte einen Ausdruck, wie wenn in tiefster Nacht der Höhle oder des Schachtes aus dem entlegentesten Gange der Strahl des kleinen Lämpchens aufdämmert. Es war nicht Freude, aber dieser Blick sagte, daß das Wesen, welchem er angehörte, einst Freude gefühlt habe, und sie vielleicht dereinst wieder fühlen werde.

»Was soll das bedeuten?« fragte Wilhelmi unmutig. »Haben Sie mich zum besten?«

»Geh auf dein Zimmer, Hermann«, sagte Cornelia ruhig. Er ging. »Hören Sie mich an, ehe Sie mich schelten«, fuhr sie fort. »Ich war willens, mit Ihnen zu reisen, den Dienst in Ihrem Hause anzunehmen; ich freute mich auf die große Stadt und alle die neuen Dinge, welche ich da sehen würde. Den Abschied von Hermann hatte ich bis zuletzt aufgeschoben. Nun aber konnte ich doch ohne *den* nicht von ihm gehn, da ich allen Leuten im Hause Lebewohl gesagt hatte. Als ich zu ihm trat, und

er mir still glückliche Reise wünschte, seine Hand den Druck der meinigen nicht erwiderte, da war es mir auf einmal, als ob eine Decke von meinen Augen hinweggetan würde. Ist es Ihnen nicht auch begegnet, daß Sie, in träumerischer Vergessenheit vom Wege abgekommen, plötzlich bei dem Anblicke eines Baums, eines Felsens stutzen mußten, und Ihren Irrtum einsahen. Und sollen denn solche Male nur immer unsrem Geiste, unsrem Herzen fehlen?«

»Dies ist in der Tat die außerordentlichste Leidenschaft, welche ich jemals gesehen habe!« fuhr Wilhelmi heraus. »Dem Gesunden versagten Sie sich, als ein gewährendes Wort ihn vielleicht gerettet, vor den Verwicklungen bewahrt haben würde, die seinen Zustand herbeigeführt haben mögen. Nun wollen Sie dem Kranken erstatten, was dieser nicht entbehrt, denn Sie sind ihm so gleichgültig, wie wir andern alle. Bedenken Sie, welche Unschicklichkeit Sie zu begehen willens sind. Wollen Sie etwa, wie Flämmchen einst, verkleidet, als sein Diener bei ihm bleiben?«

Eine Purpurröte überzog Corneliens Antlitz, ihre zarte Brust wurde von heftigen Atemzügen bewegt, sie hob die Augen gegen Wilhelmi auf, und sagte mit zitternder Stimme, aus welcher aber der tiefste Ernst hervorklang: »Wenn es sein müßte, so würde ich allerdings das tun, was Sie, mich zu verspotten, da gesagt haben. Warum ich hier meine Frauenkleider ablegen sollte, weiß ich nicht. Da Sie einmal so unbarmherzig mit Geheimnissen umgehn, zu deren Vertrauten ich Sie nicht gemacht habe, so will ich auch ohne Rückhalt aussprechen, was ich fühle, und dessen ich mich nicht zu schämen habe. Nun denn, ich habe dem Gesunden mein Ja nicht geben wollen, weil es nicht reif war, und die Liebe ihre Zeitigung noch nicht erlangt hatte. Man erzählt mir hin und wieder von Büchern, worin geschrieben stehn soll, daß jenes Gefühl im ersten Augenblicke des Sehens und Treffens entstehe. Wenn es sich dergestalt verhält, so mag das eine Liebe sein, die auch in einem Augenblicke wieder vergeht. Ich aber denke, daß die Ergebung der Seele an eine zweite auf Leben und Tod et-

was so Schweres und Wichtiges ist, um wohl einen innerlichen Schauer, eine tiefe Bangigkeit und ein langes scheues Bedenken vor so strenger Gefangenschaft hervorbringen zu können. Ich habe alle diese Kämpfe durchmachen müssen; nun sind sie überwunden, und ich bin sein, wie er auch andern erscheinen möge. Gott hat ihn gemacht und wird ihn wiederherstellen, wenigstens soll meine Hoffnung darauf nicht untergehn, so lange ich atme. Niemand hat er jetzt als mich, sie fliehn ihn alle, verabscheun ihn auch wohl, ich aber liebe ihn und will ihm Diener und Freund und Schwester sein, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die der Arme eingeübt hat. Das verspreche und gelobe ich hier, und werde mich fürwahr nicht zwingen und mißhandeln lassen, so hülflos ich auch bin!«

Ein Tränenstrom hatte die letzten Worte begleitet; schluchzend verließ sie das Zimmer. Alle waren sehr betreten und Wilhelmi gereute von Herzen seine hypochondrische Heftigkeit, welche er seit der Wandlung seiner Verhältnisse ganz überwunden hatte, und die doch nun auf einmal wieder zu so ungeleg-

ner Zeit ausgebrochen war. Er ließ abspannen und beschloß mit den Freunden, einige Tage auf Corneliens fernere Entschließungen zu warten. Sie hofften, daß das schöne gute Kind, zu ruhiger Überlegung gediehen, von selbst in die gebahnte Straße des Herkömmlichen wieder einlenken werde.

Man erfuhr, daß sie nach der Meierei gegangen sei, wie sie öfters tat, um ihre alte Schaffnerin zu besuchen. Es wurde daher auch noch nichts Schlimmes geargwöhnt, als sie zu Mittage ausblieb, weil sie oft bis gegen Abend dort zu verweilen pflegte. Indessen begann es zu dämmern, ohne daß sie zurückkehrte. Zugleich war das Wetter schlecht geworden. Nun entstand doch einige Unruhe. Ein nach der Meierei gesandter Bote überbrachte, daß sie dort nicht gewesen sei. Wilhelm war äußerst bestürzt. Augenblicklich mußten nach allen Richtungen hin Leute mit Fackeln und Laternen sich auf den Weg machen. Er selbst begleitete einige, welche in die gefährlichsten Gegenden des Forstes und Gebirgs spähend zu dringen befehligt waren.

Cornelie war in ihrem Kummer dem Wal-

de zugeeilt, unter dem Schirme der grünen Bäume die Ruhe wiederzufinden, aus welcher die rücksichtslosen Menschen sie so unbarmherzig gescheucht hatten. Ihr Innres war wider ihren Willen an das grelle Tageslicht herausgekehrt worden, sie empfand eine innige Scham über die Entweihung des Heimlichsten, und einen tugendhaften Zorn gegen die Roheit, welche sie dazu genötigt hatte. Jedoch machten sich diese widrigen Gefühle in keinen Worten und Ausrufungen Luft, sie seufzte und weinte nur still für sich hin.

Sie wollte wirklich nach der Meierei gehn, und dort so lange bleiben, bis ihr das bündigste Versprechen gegeben würde, sie in ihrer Freiheit nicht zu beschränken. Indem sie mit schnellen Schritten vorwärts eilte, wurde sie plötzlich von einem kläglichen Stöhnen gehemmt, welches in geringer Entfernung abseits vom Wege erklang. Dem Schalle folgend, fand sie eine Alte auf dem abgehauenen Stumpfe einer Rüste sitzen, der ein junges totenbleiches Frauenzimmer im Schoße lag. Die Finger, das Gesicht, die ganze Gestalt der Jungen waren abgezehrt, ihre arme

Brust keuchte von schneidenden Schmerzen. Ein dünnes und spärliches Gewand bedeckte die entkräfteten Glieder, auch der Anzug der braunen Alten zeugte von großer Dürftigkeit.

»Wir bekommen Hülfe, mein armes Kind«, sagte diese zu der Kranken, »siehe da, es bewegt sich durch das Gebüsch eine liebe, schöne Jungfrau her, welche uns beistehn wird.«

Die Kranke öffnete die Augen und warf einen geisterhaftscharfen Blick auf Cornelien, wie er den Schwindsüchtigen eigen zu sein pflegt, wenn ihre Leiden sich dem Ende nahn. Cornelia hatte bei diesem Anblicke vergessen, was sie selbst bedrückte, trat mitleidig näher, und sagte: »Steht auf, ihr armen Weiber, und folgt mir; ganz in der Nähe sind Menschenwohnungen.«

Die Junge machte eine ablehnende Bewegung, und die Alte rief: »Nein, nicht zu Menschen will mein Kind, zu dem Kleinen will sie, welches oben am Hünenborn schlummert; weißt du den Weg dahin, schöne Jungfrau, so hilf mir die Schwache stützen und führen.«

Cornelia wandte ein, daß die Kräfte der Kranken nicht hinreichen würden, den be-

schwerlichen Gang bergauf zu machen, diese aber richtete sich empor, sah ihr durchdringend in die Augen und flüsterte kaum hörbar, aber mit melodischem Tonfall in der Stimme: »Ja, führet mich zum kleinen Grabe, es liegt geschützt vom Mauerstein; der Mutter winkt im Schlaf der Knabe, sie soll nun immer bei ihm sein!«

Sie schlugen den Pfad quer durch den Wald ein. Cornelie kannte die Anhöhen recht wohl, zwischen denen der Hünenborn lag, und nahm mit genauer Aufmerksamkeit auf jedes Wegzeichen die Richtung dorthin. Während dieser Wanderung, welche wegen der Schwäche, womit die Kranke bei jedem Schritte zu kämpfen hatte, langsam vonstatten ging, fragte die Alte Cornelien leise über die Schulter der Jungen hinweg: »Ist es wahr, was die Leute mir sagten, daß einer, namens Hermann, jetzt hier wohnt?«

Cornelie versetzte unbefangen, laut: »Allerdings, Hermann wohnt in dem Kloster, eine halbe Stunde von hier.«

Bei diesen Worten zuckte die Kranke, und ihre Brust flog in heftigen Schlägen. Sie

brachten sie kaum noch tausend Schritte weit, auf eine hochgelegne Wiese, als sie vor Ermattung umsank. »Sie stirbt!« schrie die Alte mit herzzerschneidendem Tone. »Es ist am Ende!« sang Flämmchen, denn warum sollen wir verschweigen, daß sie es war? »Die Sonne geht zur stillen Rast, und Nacht empfängt den müden Gast ... Es ist am Ende ...«

Ausgestreckt lag sie am Boden, die Alte vergaß vor unbändigem Kummer sogar, die Leidende zu unterstützen. Flämmchen richtete sich mit Anstrengung empor, streifte einen goldnen Ring vom Finger und sang: »Gib ihm den Ring! zum Angedenken nahm ich ihn jener süßen Stunde, als unterging mein Sinn und Denken, im holden lasterhaften Bunde! Er ward getäuscht, verführt, betrogen, ich aber schmeckt' ein einzig Glück ... und unsrer Leiber sanft Verschränken ...«

Sie sank, ihre Augen verwandelten sich, die Atemzüge wurden langsamer, bald stand der Hauch still. Über ihr Antlitz hatte sich eine kindliche, schwärmende Freundlichkeit gebreitet, sie sah schön aus.

Die Alte rührte die erkaltenden Lippen an,

warf sich nieder, raufte eine Hand voll Gras und Blumen aus dem Boden und sprach: »Sie ist tot. Diese Halme und bunten Kelche erhebe ich zum Zeichen, daß ich sie aus meiner Hand der Erde und den vier Winden zurückgebe, aus welchen alles Menschengebilde entsteht. Fluch soll mich treffen, wenn ein Priester ihr nahe kommt, oder ein Kirchhof den schönen Leib aufnimmt, oder ein Sarg und Leichtuch sie von dem kühlen guten Rasengrunde scheidet! Auf dieser frischen, blühenden Wiese sei ihr Grab gehöhlt von meinen Händen, und da die Augen der Mutter von Mangel und Elend trocken sind, so beweinet ihr sie, ihr Oberen, Fremden, Unbekannten, denn nicht unbetruert soll mein Kind von dannen gehn!«

Der Himmel hatte sich verfinstert, und eine tröpfelnde Wolke erfüllte den Wunsch der Alten. Diese setzte sich, in ihr Kopftuch eingehüllt, zu der Toten, die Knie zum Haupte emporgezogen, das Haupt in den aufgeschlagenen Armen und im Schoße verborgen, nun ganz einer erstarrenden Niobe ähnlich. Cornelia sprach ihr zu, da jene aber schweigend

sitzen blieb, so entfernte sie sich in Verlegenheit, Angst, Schrecken über diese abermaligen unerwarteten Vorfälle.

Ein heftiger Wind hatte sich erhoben, der Regen strömte stärker nieder und machte die Gegend ihr unkenntlich. Sie wollte nach einem Bauernhause, dessen Lage ihr ungefähr bekannt war, gehn, um die Bewohner zur Hülfeleistung bei der Alten zu vermögen, nahm jedoch bald wahr, daß sie, vom Wege abgekommen, zwischen Strauchwerk, Äckern und Angern umherirrte. Vergeblich suchte sie, wandernd und zurückwandernd, eine gebahnte Straße zu entdecken. Zuweilen stand sie still, um sich zu besinnen, oder ein Geräusch zu vernehmen, welches ihr die Nähe des Dorfs anzeigen möchte, umsonst! nur der Regen rauschte hernieder, nur der Sturm piff über die grauen Felder.

Sie betete still, daß keine Verzweiflung sie überkommen möge. Wirklich behielt sie ihre Ruhe, obgleich es dunkel geworden war, die Nässe ihre Kleider längst durchdrungen hatte, und wiewohl sie vor Erschöpfung kaum noch gehen konnte. Bereit, die Nacht über

draußen, in der wüsten Gegend, unter den herabströmenden Fluten zuzubringen, suchte sie nur noch nach einem Baume, einem Steine, oder einer Erdhöhle zum Schutze gegen die grimmigsten Launen des Wetters. Unaufhaltsam und unwillkürlich quoll in ihrer Seele eine Geschichte nach der andern empor, die sie gelesen, von Menschen, die aus den übelsten Lagen gerettet worden waren. Diese Bilder des Trostes umgaben sie mit einer Fülle erquickender Sicherheit.

Auf einmal hörte sie in der Ferne Tritte und eine Stimme, die etwas rief, was wie ihr Name klang. Entzückt sprang sie von dem harten nassen Lager, welches sie bereits erwählt hatte, und antwortete. Der Ruf und Menschentritt kam näher, eine Gestalt arbeitete sich über Sturzacker und durch Dorngebüsch. Mit den Worten: »Bist du hier, Cornélie?« faßte Hermann ihre Hand.

»*Du, du* findest mich?« war alles, was sie vorbringen konnte. »Die andern suchen dich auf den Wegen, welche du sonst zu gehen pflegst«, sagte er. »Ich meinte aber, daß, wenn du da wärst, du dich wohl selbst heimgefunden

den haben würdest, und schlug mich lieber hieher in die Wüstenei.«

Der Regen hörte auf, hinter einer Wolke trat der Mond hervor, und beleuchtete den Ort, wo sie standen. Im Augenblicke der äußersten Gefahr war ihr die Hülfe geworden. Dicht neben einem verlassenen, tiefen, mit Wasser ausgefüllten Steinbruche hatte sie ihre Rast genommen, ein Schritt, ja nur eine Bewegung würde sie hinabgestürzt und ihrem Leben ein Ende gemacht haben.

»Du bist mein Retter!« rief sie mit einer Empfindung, welche alles ausgestandne Leid vergütete. »Komm nur, arme Cornelia«, sagte er, »du bist ja ganz naß, und wir haben eine gute Stunde nach dem Kloster.« Sie hing an seinem Arme, zuweilen mußte er sie auch tragen, wo angeschwollne Bäche den Weg durchschnitten. Ein stilles Entzücken rieselte durch ihre Adern, sie verspürte nichts von Feuchtigkeit und Frost.

Nach angestrenzter Wandrung öffnete sich ihren Blicken das Tal, und die Lichter des Dorfs schimmerten ihnen entgegen. Im Kloster war alles dunkel. Sie tasteten sich nach

dem gemeinschaftlichen Familienzimmer, wo Hermann seine Gefundne, die vor Mattigkeit kaum noch stehen konnte, sanft auf das Sofa legte.

Eilftes Kapitel

Niemand war in dem weitläufigen Gebäude zurückgeblieben; alle suchten noch auf verschiedenen Orten und Flecken Cornelien. Hermann zündete Licht an, eilte nach ihrem Zimmer, holte Kleider und Wäsche, ging dann in die Küche, entflammte dort ein mächtiges Feuer, und bereitete ein stärkendes Getränk aus Wein und wärmenden Gewürzen.

Erst nachdem er Cornelien umgekleidet und durch eine Tasse Glühwein erfrischt sah, dachte er an sich, und wechselte auch seinen tiefenden Anzug. Corneliens Jugend und Gesundheit überwand solche Anstrengungen leicht. Sie versicherte Hermann, als er nach kurzer Weile in trocknen Kleidern erschien, daß ihr vollkommen wohl sei, und bat ihn, nun auch für sich zu sorgen. Sein Antlitz, von

Mühe, Luft und Regen erhitzt, kam ihr gesundet vor, sie schlürfte schmerzlich-froh die süße Täuschung ein.

Er zog den Tisch mit dem Getränke vor das Sofa, und setzte sich zu ihr. Einige Kerzen, welche sie angezündet hatte, verbreiteten durch den Raum ein liebliches Licht. Sie mußte ihm einschenken und bemerkte, daß er ihre Hand, wenn sie ihm die Tasse reichte, scheu und flüchtig, als solle es nur Zufall sein, berührte.

Draußen kam jemand zur Haustüre herein, öffnete das Zimmer, und rief: »Gottlob, da sind Sie ja!« Es war einer der Ausgeschickten, der nach lange fortgesetzter Mühe verzweifelt war, seinen Zweck zu erreichen.

»Geht, guter Mann«, rief Cornelia, »versucht, die andern, welche sich um mich bemühen, zu finden, und sagt ihnen, daß ich hier geborgen sei!«

»Nun wird bald das Getöse entstehn«, sagte Hermann, »und ich wäre so gern mit dir noch allein geblieben.« Sie nahm ihn bei der Hand und blickte ihn liebevoll an. »Ich will dir wohl etwas entdecken«, fuhr er fort. »Seit ich er-

fuhr, daß du bei mir bleiben wolltest, und darum so viele Drangsale von den andern ausstehn mußtest, ist es mir, als werde ich vielleicht einmal wieder lachen oder weinen können. Vermutlich irre ich mich darin, aber eine Veränderung spüre ich an mir, denn es ist auch wahrhaftig keine Kleinigkeit, daß ein so liebes schönes Mädchen es mit einem armen dummen Menschen, der zu nichts mehr nütze ist, aushalten will. Was hast du davon?«

Ihre Arme umschlangen seinen Nacken, er legte sich wie ein Kind an ihren Hals. »Wenn du recht offen gegen mich wärst, mein Hermann«, flüsterte sie, »vielleicht könnte dir geholfen werden.«

»Das ist nicht möglich«, seufzte er, »mir steht nicht zu helfen. Kannst du aus Sünde Tugend, aus Ekel Lieblichkeit, aus Unrat Gold und Perlen machen? Nein, nein, ich bin ein ganz zerstörtes, um und um gekehrtes Bild, da ist auch kein Zug mehr ohne Schrammen, Brandmale und Flecken. Toll bin ich nicht, habe meinen Verstand und ach! ein nur zu gutes Gedächtnis. Aber wenn ich denke, *das* möchte ich wohl, oder *jenes*, oder *den* wür-

de ich liebhaben können und *den* hassen, so liegt immer etwas dazwischen, worüber ich nicht hinwegkann, was mich in die Kälte und in das Nichts absperrt. Beschreiben läßt sich der Zustand nicht, schweigen wir davon! Mir wird schwindlicht, wenn ich da hineinblicke.«

»Du mußt sonderbare Schicksale erlebt haben«, sagte Cornelia. – Sie erschrak, und rief: »Mein Gott, wie konnte ich das vergessen? Draußen auf der Wiese liegt ja ...«

»Was liegt draußen auf der Wiese?« fragte Hermann.

»Nichts«, versetzte sie, innehaltend, weil sie befürchtete, ihn mit der Erzählung aufzuregen. »Aber eine Bekannte traf ich von dir heute; sie gab mir den Ring für dich.«

Sie reichte ihm den Ring. Hermann sah ihn an, stutzte, hielt ihn gegen das Licht, rieb sich die Stirn, ging sinnend im Zimmer auf und nieder, und fragte dann, wie in einem wachen Traume: »Wer, sagst du, hat dir den Ring gegeben?«

»Ein junges, krankes Frauenzimmer. Ihre alte Begleiterin nannte sie Flämmchen. Sie sagte, sie habe ihn einst von dir bekommen.«

»Wie?« fragte er, in einen Abgrund von Gedanken versenkt. Er nahm ein Licht, und ging auf sein Zimmer, den Ring immer vor sich haltend, und der wirklichen Welt, so schien es, entrückt.

Zwölftes Kapitel

Geräusch, fröhliches Rufen, Leuchten und Fackeln verkündigten das Nahen der zurückkehrenden Hausgenossen. Cornelia trat ihnen im Flur entgegen, und wurde von allen auf das herzlichste bewillkommt. Der Prediger schloß sie in seine Arme, Wilhelmi nähete sich ihr schüchtern und bat sie um Vergebung. Sie gelobten ihr, daß ihr künftiges Schicksal nur von ihr abhängen solle.

Alle waren naß und der Erquickung bedürftig. Man versammelte sich, nachdem die feuchten Röcke, Westen und Fußbekleidungen mit trocknen vertauscht worden waren, im großen Zimmer, wo denn bei einer guten Mahlzeit und einem Glase Punsch die Besorgnisse des Tages und die Mühseligkeiten des

Abends vergessen wurden.

Cornelie nahm, sobald es sich tun ließ, den Prediger beiseite, und erzählte ihm von dem Finden der Alten und ihrer sterbenden Tochter. Dieser theilte die Sache Wilhelmi mit, und sie entschlossen sich, am folgenden Morgen nach der Wiese zu gehn, welche Cornelie ihnen beschrieben hatte.

Auch von dem Ringe, und welchen Eindruck derselbe auf Hermann gemacht, war ihnen etwas gesagt worden. Wilhelmi klopfte daher, als die übrigen sich zur Ruhe begeben hatten, an Hermanns Zimmer, worin noch Licht zu sehen war, und wollte öffnen, fand aber die Türe von innen verriegelt, und bekam auf sein Rufen keine Antwort.

Den Prediger hielten am folgenden Tage Amtsgeschäfte zurück; Wilhelmi machte sich daher, nur von einigen Arbeitsleuten begleitet, auf den Weg nach der Wiese. Dort hatten sie einen Anblick, welcher sie in Erstaunen setzte. Die Alte saß noch, wie Cornelie sie ihm geschildert hatte, ohne Regung, mit aufgezogenen Knien, das Haupt im Schoße und in den umfassenden Armen; ein Bild

des versteinernenden Schmerzes, und neben ihr lag der schöne, blasse Leichnam, vom Regen und Winde tief in wilde Blumen hineingewühlt, welche ihre bunten Glocken über dem erstarrten Antlitze wie leidtragend hin und her wiegten. Wilhelmi erkannte die Züge des Knaben, der ihm auf dem Schlosse lieb gewesen war, wieder, und fühlte sich ohne Faden in diesem Labyrinthe rätselhafter Begegnungen.

Er wollte die Alte erwecken lassen, diese fiel aber bei der ersten Berührung zusammen. Sie war nicht tot, denn ihr Atem ging, wenn auch kaum hörbar, aber in einem bewußtlosen, schlafartigen Zustande.

Ein rüstiger Arbeiter mußte sich mit ihr beladen und sie nach dem Kloster tragen; den andern gab Wilhelmi die nötige Anweisung, wie der Leichnam zu bestatten sei. Überwältigt von so vielen außerordentlichen Dingen, befahl er, daß ganz nach den Worten der Alten hiebei verfahren werden solle, die ihm Cornelia hinterbracht hatte. Schweigend machten die Männer eine tiefe Gruft auf der Wiese, schweigend senkten sie den zarten Leichnam,

um den nur ein feines Musselintuch geschlagen ward, ein.

So wurde das wilde, ausgelassne, unglückliche Flämmchen unter Gräsern und Blumen zur Ruhe gebracht. Zwischen ihr und der Erde bildeten keine Sargwände eine Scheidung. Nicht unpassend erschien diese Art des Begräbnisses. Den Elementen hatte sie im Leben näher angehört, als der menschlich-geselligen Ordnung, den Elementen wurde sie nun im Tode zu unmittelbarer Gemeinschaft zurückgegeben.

Die Alte hatte man in ein bequemes Bette gelegt. Ihr Starrkrampf, Schlaf, oder was es sonst war, dauerte fort. Der herbeigerufne Hausarzt erklärte, man müsse die Natur walten lassen, welche die inneren Organe wohl wieder so weit beleben könne, um an die Stelle dieses Scheintodes ein wirkliches Bewußtsein zu setzen.

Wilhelmi, Cornelia, der Prediger, ja selbst die kalten Geschäftsmänner wandelten umher, halbkrank, von schwärmenden Einbildungen erfüllt. Denn auch Hermann war für sie unsichtbar geworden. Seit jenem Aben-

de hatte er den Verschluß seines Zimmers noch nicht aufgehoben, nur die notwendigsten Speisen ließ er sich einmal des Tages hineinreichen, und schob dann sogleich wieder den Riegel vor. Wilhelmi beobachtete ihn vom Fenster eines gegenüberliegenden Hauses, und sah, daß er unaufhörlich den Ring anstarrte, dann emsig schrieb, und von dieser Beschäftigung nur wieder zu jener Gebärde überging.

»Was wird aus allem diesem werden?« sagte Wilhelmi eines Tages zum Prediger, mit dem er viel zusammen war. »Wo liegen die Knoten, durch deren Lösung ein verworrenes Gewebe zu ordnen sein möchte?«

»Ich bin auf alles gefaßt«, versetzte der Prediger. »Es sollte mich nicht wundern, wenn hier in unsrer friedlichen Gegend plötzlich ein Vulkan den feurigen Schlund auftäte, oder ein Erdbeben unsre Häuser in ihren Grundfesten erschütterte, so wilde Begebenheiten haben einander gedrängt und überstürzt.«

»Große Besitzungen ohne Herrn, ein guter, zu allen Freuden des Daseins berechtigter

Mensch in Nacht und Kindheit des Geistes gestürzt!« rief Wilhelmi. »Verborgne Schuld abgelaufner Zeiten grausam an das Tageslicht gerissen, und keine Sonne der Hoffnung aufgehend über den Gräbern des Herzogs, des Oheims, der Tante, Ferdinands, Flämmchens! Wir sehen gleichsam in einer Gruppe und abgekürzten Figur um uns her das ganze trostlose Chaos der Gegenwart.«

»Wäre in unsrer Brust nicht der Glaube an ein Gleichgewicht der Dinge unvertilglich, so müßte uns das Leben wie ein gewisses Spiel vorkommen, welches die Schulknaben zu treiben pflegen«, erwiderte der Prediger. »Sie schreiben auf die erste Seite ihrer Grammatik: ›Wer meinen Namen wissen will, schlage Pagina da und da auf.‹ Dort wird wieder nach einer andern Seite hinverwiesen, und so weiter. Endlich, wenn der Suchende sich nach und nach durch das ganze Buch vor und zurück hindurchgearbeitet hat, bleibt der Name mit einem albernen Scherze aus.«

Dreizehntes Kapitel

Beide Männer machten häufige Spaziergänge in der Gegend, um die trüben Gedanken, von denen jeder bedrängt war, zu verscheuchen. Wilhelmi hätte wohl reisen können und sollen, denn seine Frau ermahnte ihn in rasch einander folgenden Briefen zur Heimkehr, aber das anhängliche Gemüt des sonderbaren Manns litt nicht, daß er gerade jetzt das Kloster verließ. Er wollte wenigstens warten, bis Hermann aus seiner selbstgewählten Einsamkeit hervorginge, und dann, wenn der Unglückliche derselbe geblieben war, mit weinenden Augen von dem verlorenen Freunde scheiden.

Auf diesen Gängen kamen sie auch einmal in die Nähe des Hünenborns, und der Prediger, welcher seinem Begleiter von dem dort befindlichen Naturspiele erzählt hatte, mußte sich dazu verstehn, ihm auf die Höhe zu folgen. Wilhelmi nahm vorsichtig den Stein von der kleinen Kindesgruft, schüttelte aber, da er hineingeblickt hatte, unmutig das Haupt, denn er sah nur ein gewöhnliches

Skelett und einige unscheinbare Tropfsteingebilde umher. »Ich bin durch Ihre Erzählung so neugierig gemacht worden«, rief er, »und nun werde ich nichts gewahr, was nur von fern dem mir so sehr gerühmten Wunder ähnlich sieht.«

»Die Feuchtigkeit wird vertrocknet sein, deren Tropfen in allen Farben des Regenbogens geblänzt haben mögen, wenn die Sonne ihre Strahlen in die Höhlung warf«, antwortete der Prediger. »Über uns spannt sich heute ein trüber Himmel aus, der nichts beleuchten kann. Tag und Stunde machen viel, und eigentlich ist dieses um so mehr ein Wunder zu nennen, wenn die Schönheit nur einmal und nur einem sichtbar wird.«

Wilhelmi deckte verdrießlich den Stein über, und war auf dem Rückwege ziemlich schweigsam, so daß der Prediger, der kein stummes Zusammensein ertragen mochte, mehr redete, als gewöhnlich. »Erinnere ich mich des Entzückens meines verewigten, keinesweges zur Schwärmerei geneigten Freundes, so werde ich mir mancher Gedanken noch bewußter, die mich auch sonst wohl bei

dem Hinblicke auf die sogenannte leblose Natur verfolgt haben. Sie stellt gleichsam in sich ein zweites Evangelium auf, welches neben dem geoffenbarten freundlich hergeht, und sich von diesem nur dadurch unterscheidet, daß in ihm alles sichtbar und äußerlich wird, während in jenem die Entfaltung des göttlichen Lebens, soll sie nicht auf kindische Täuschung oder katholisierende Bilderrei hinauslaufen, nur innerlich und unsichtbar geschieht. Auf solche Weise mag die Natur uns die wahre Ergänzung der Offenbarung darbieten sollen; mir wenigstens hat sie in dieser Art oft Trost für mein Bedürfnis gegeben. In dem Schauspiele, welches der Oheim mir schilderte, sprach sie gleichsam das Geheimnis der Erlösung aus. Wie diese nicht dem Gerechten, sondern dem Gnadenbedürftigen zuteil wird, so hatte sie jenes, aller Wahrscheinlichkeit nach in großer Sünde empfangne Kind erwählt, um es mit himmlischer Pracht im Tode zu verklären.«

»Das sind Meinungen, welche das Konsistorium doch ja nicht hören darf«, sagte Wilhelmi.

»Die Zeit der Konsistorien ist wohl auch vorbei«, versetzte der Prediger. »Ich glaube, daß die Herrn, wenn sie versammelt sind, das Gefühl der Auguren haben, und sich große Mühe geben müssen, einander mit ernsthaften Gesichtern gegenüberzusitzen.«

Man hatte unter diesen Gesprächen das Kloster erreicht, und der Prediger trennte sich an der Pforte von Wilhelmi. Dieser ging, über die Reden des Geistlichen nachdenkend, in sein Zimmer, wo eine Überraschung auf ihn wartete, die ihn für das vermißte Wunder reichlich entschädigte. Am Fenster stand Hermann mit frischen, gesunden Wangen, hellen Augen und rief dem Eintretenden entgegen: »Wo bleibst du so lange? Ich habe dich viel zu fragen, du sollst mir auf vieles Antwort geben.«

Zweifelnd, zwischen Furcht und Freude, nahte sich ihm Wilhelmi, und betrachtete prüfend den Verwandelten. »Was ist mit dir vorgegangen? Du siehst anders aus, als ehe- dem«, sagte er endlich.

»Ich glaube, es wird noch alles gut«, erwiderte Hermann mit dem alten zuversichtli-

chen Tone seiner Jugend. »Lies, was ich in diesen Tagen aufschreiben mußte, um mir meine Geschichte deutlich zu machen.«

Er reichte ihm die Blätter, an welchen ihn Wilhelmi im verschloßnen Zimmer so emsig hatte schreiben sehn. Sie enthielten die Erzählung jener abenteuerlichen Nacht auf Flämmchens Landhause, deren Rest er mit Johannem zugebracht zu haben meinte.

Wilhelmi wechselte die Farbe bei der Lesung. »Schauderst du schon jetzt?« sagte Hermann. »Lies erst diese Papiere. Ich habe mir den Rock von der Predigersfrau wiedergeben lassen, und die Briefftasche aus dem Futter genommen. Hier ist der Schlüssel dazu.«

Jener öffnete, und durchlief die Papiere, welche das Portefeuille enthielt. »Barmherziger Gott!« rief er, und ließ einen der Briefe vor Schrecken fallen, »und dieses Bewußtsein hast du mit dir umherschleppen müssen, o du Armer, du Ärmster!«

»Ja«, versetzte Hermann. »Nun begreifst du wohl, daß einem dabei übler zumute werden kann, als ihr übrigen Menschen euch vorzustellen vermögt. Aber den Ring, den mir

die Wilde, in deren Schoße ich schwelgte, geraubt, sendet mir nicht Johanna, sondern das Flämmchen durch Cornelien, welche die Wahrheit ist und ein herabgestiegener Engel des Lichts. Es haben also, wie ich vermute, die Mächte des Himmels nicht zulassen wollen, daß greuliche Fabeln des Altertums auf meinem jüngsten Haupte wirklich werden sollten.«

Jemand kam und sagte: »Die Alte ist erwacht, nimmt Speise und Trank, wollen Sie nicht mit ihr reden?«

»Komm!« rief Wilhelmi begeistert. »Aus diesem verruchten Munde wird uns, die Ahnung sagt es mir, die volle Klarheit quellen.«

Er nahm ihn mit zu dem Gemache, worin die Alte lag, doch mußte Hermann auf dem Gange vor der Türe bleiben, welche halb offengelassen wurde.

»Ach!« rief die Alte und richtete sich von ihrem Lager empor, »sind Sie der Hausherr, so tun Sie mir nichts zuleide, das Flämmchen ist, wie ich höre, gestorben, damit ist mein Leben eigentlich auch hinweggetan, ich bilde mir nicht mehr ein, mit dem Teufel Bekannt-

schaft gehabt zu haben, oder vom Grabe etwas Besondres zu wissen, bin nur noch ein altes, müdes Bettelweib. Bringen Sie mich in einem Spitale oder sonstwo unter, und lassen Sie mir notdürftige Kost reichen, ich bin dann schon zufrieden und werde nie mehr Böses tun.«

»Alles soll dir vergeben sein, und wir werden für dich sorgen, wie du wünschest«, sagte Wilhelmi, »wenn du mir auf meine Fragen die Wahrheit bekennst.«

»Was Sie wollen!« rief die Alte und legte bekräftigend ihre Hand auf die Brust.

»Nun denn, was ist in der Nacht, worin der Ball bei Flämmchen war, vorgefallen?«

»O Elend! Elend! Muß ich darüber beichten? – Und gerade die Niederkunft war es, welche mein zartes, heftiges Kind so angriff, daß sie seitdem den Keim des Todes in sich trug. Freilich taten die Not und der Mangel, in dem wir umherziehn mußten, als uns die hartherzigen Verwandten aus dem Hause gestoßen hatten, auch das ihrige. Wir besaßen zuletzt nur noch die Fetzen, welche unsre Blöße verhüllten, alles andre mußten wir auf un-

sern Wandrungen losschlagen, um den Bissen für unsern Mund zu haben. Aber den eigentlichen Stoß hatte ihr leichter, feiner Leib doch nur von der Geburt empfangen, und ich war die Anstifterin von allem und habe mein Kind schlachten helfen!«

Sie krümmte sich, von der furchtbarsten Pein gefaßt, konvulsivisch auf dem Lager. Wilhelmi ließ diesen Anstoß vorübergehn, und redete ihr dann zu, sich durch ein offnes Geständnis zu erleichtern.

»Ja so, von der Nacht wollen Sie wissen. Nun, ich bin in Ihrer Hand. Der Herr war in die fremde vornehme Dame verliebt, und das Flämmchen in den Herrn. Sie lachte, schäkerte und tanzte, aber ich wußte wohl, daß es nur ihr blutendes Herz war, welches in diesen Scherzen abstarb. Ich war ergrimmt auf den Herrn, und ein Kind brauchten wir, um die Erbschaft uns zu erhalten, die, wehe mir Unglückseligen! doch nachmals verloren ging, da das Flämmchen zu spät guter Hoffnung ward. In jener Nacht ging alles über- und untereinander. Der Ball und der Wein, den ich genossen, und meine eignen Einbil-

dungen hatten mich ganz verrückt gemacht, so daß ich einen Plan ausbrütete, verwunderlich wie *die* Nacht. Der Zufall half denn auch. Die fremde Dame wollte der Ruhe genießen und bat um ein andres Zimmer, was entfernter vom Tanzsale läge, worin die Musik noch immer fortlärmte. Als das besorgt und sie umquartiert war, kam mir der alberne Kurator in den Weg, und in der Frechheit meines Hohns band ich ihm auf, die Dame verlange noch nach dem Herrn. Diese Botschaft hat er auch treulich ausgerichtet. Unterdessen wartete das Flämmchen, welches ganz in meinen Stricken und Fesseln gebunden war, zitternd vor Angst, Scham und Sehnsucht schon an der Stelle der Dame. Er kam zum Flämmchen, nicht zu der Dame; Rausch und Lust haben die Sache vollendet und ihn die Verwechslung nicht merken lassen.«

Ein tiefer Atemzug, ein Ruf der Wonne ließ sich draußen vernehmen. Wilhelmi eilte vor die Türe und fand seinen Freund auf den Knien liegen, die Arme betend emporgehoben, die von den seligsten Tränen überströmenden Augen gen Himmel gerichtet. Bewegt von der

freudigsten Rührung beugte sich der alte Getreue nieder, und drückte schweigend einen Kuß auf Hermanns Stirn. Dann riß er ihn stürmisch an sein Herz, und die Zähren der Freunde mischten sich.

»Wo ist Cornelia, daß ich vor ihr niedersinke, sie im Staube verehere und anbeete?« fragte Hermann leise. Wilhelmi führte ihn zu ihr.

Als sie die beiden eintreten sah, in deren Gesichtern der Himmel spielte, trat sie, erschreckt von der Ahnung eines überschwenglichen Glücks, einen Schritt zurück. Hermann fiel vor ihr nieder, umfaßte ihre Füße und küßte sie inbrünstig.

»Was soll das!« rief sie erstaunt. »Er ist hergestellt!« jauchzte Wilhelmi.

»Gott! Gott!« jubelte Cornelia mit brechender Stimme.

»Hergestellt!« wiederholte Wilhelmi. »Durch dich, du heiliges Kind. Aus den Händen der Unschuld hat er die Entlastung seiner Seele empfangen.«

»Durch mich? Ich weiß ja von nichts«, sagte Cornelia, und ihre Hand streichelte wie trunken das Haar des Geliebten.

»Nein, du weißt von nichts, mußt auch von nichts wissen«, erwiderte Wilhelmi. »Die ewige Gnade erwählte das reine Gefäß, und dieses vollbrachte in Einfachheit und Liebe das Werk der Entsühnung.«

*

Und nun erst hält sich der Herausgeber befügt, die Papiere der Briefftasche einzuschalten. Aus ihnen wird erhellen, welche Last auf der Brust unsres Freundes drückte, aus welchen Nächten er zum Lichte wieder emporgeführt wurde.

Vierzehntes Kapitel. Inhalt der Briefftasche

I. Graf Heinrich an Hermann, den Vater

Hamburg, den 10. April 1795

Hermann, noch klingt und zittert unser Abschied in allen Fibern meiner Seele nach! Als ich die Räder Deines Wagens rollen hörte, barg ich mein feuchtes Antlitz im Tuche,

warf mich über den Tisch, und fraß meinen Schmerz hinunter. – Nun bist Du fort, ich suche Dich überall, und umarme nur ein ödes Luftbild. Du fehlst mir überall; »das würde ich ihm sagen, diese Empfindung in seinen Busen ausschütten!« spreche ich hundertmal des Tages vor mich hin, ach, Du weißt es nicht, Du Kalter, welches Gefühl für Dich in diesen Adern siedet! Nur die Freundschaft konnte mein Herz ganz ausfüllen, ich zweifle, ob es die Liebe je wird vermögend sein. Ach, daß Du mir fehlst!

Hamburg und Bremen, und Bremen und Hamburg! wirst Du sagen. Fünfzehn Meilen, ist das eine Entfernung? Wie bald können wir wieder zueinander kommen! Und dennoch, wie fern liegt die Aussicht dazu! Dieses Wiederseh'n nach unsern glücklichen akademischen Jahren war das letzte Auflodern der Jugend, Dich werden Deine Verhältnisse, in denen Du schon so ziemlich eingesponnen bist, nach und nach immer mehr wie mit eisernen Zangen fassen, und ich muß ja nun auch wohl zu Hause hocken, wenn ich meinen Vater nicht ganz aufbringen, und ihn da-

zu treiben will, daß er mich auf den Pflichtteil setzt.

Hier bleibe ich noch ein paar Wochen, um dem Meere nahe zu sein, welches mit wunderbarer Gewalt in mir Windstille und Sturmwogen schafft, und dieses eigensinnige, kranke Herz zum Genusse seiner selbst mächtig aufwühlt. Freilich, unter den Krämern wird mir nicht wohl. Gestern wollte mich einer auf ein Schiff mitnehmen, um mir eine Vorlesung über Befrachtung, Segel- und Steuermannskunde zu halten. Ach«, versetzte ich, »lassen Sie das; mir wäre nötiger zu wissen, wie wir unsern Lebensnachen an Klippen und Untiefen vorbeibringen, welche Winde ihn weiterführen, vor welchen Strömungen wir ihn zu hüten haben!«

Hermann, unser Schwur, unser heiliger Schwur! Daß sich keiner dem andern in der höchsten Not seiner Seele versagen soll, und gälte es das Opfer des eignen Lebens und Glücks. Wir haben es uns gelobt, als wir das Blut unsrer Adern zusammen in die silberne Schale rinnen ließen, und die Flut dann mischten zu dem Weine, den wir genossen,

als Kelch eines weltlichen Abendmahls. So schließen die Wilden ihre Todesbrüderschaften, und wir haben's ihnen nachgemacht, und wollen immerhin gar gern außerhalb der sogenannten Kultur mit unsern Gefühlen stehn. Wie dürste ich, meinen Eid durch eine Tat für Dich auszulösen!

Ich habe Klopstock besucht, der sich ganz verjüngte, als ich ihm von unsrer Freundschaft erzählte. So meinte er, habe er nur seinen Schmidt, seinen Ebert, seinen Giseke geliebt, und sei diese Liebe, wie er geglaubt, aus der Welt verschwunden gewesen. Er sprach viel von seiner Jugend, von Halberstadt und Gleim, von Fanny und Meta, und sagte, er könne sich in die jetzige Welt nicht mehr recht finden. Die jungen Meister wäöhnten, die Kunst treiben zu können, während sie, die Alten, von der Kunst getrieben worden wären. Ich bat um seinen Segen, den er mir auch als Hoherpriester in Thuiskons Heiligtume feierlich-gerührt erteilte. Dieser schönen Stunde Anteil fliege Dir, mein Geliebter, auf den Schwingen Idunens zu! Sei mein, wie ich bin

Dein ewiger
H.

II. Derselbe an Denselben

Hamburg, den 15. April 1795

Hermann, ich reise. Der Frühling will vor den Seestürmen, die von Cuxhaven herüberwehn, nicht zum Durchbruch kommen, ich gehe also, ihn an seiner Wiege, im Süden aufzusuchen. In Schwaben oder in der Pfalz will ich mich unter Mandelbäume und Kastanien lagern, alte Burgen erklimmen und mich in schönere Zeiten träumen. Und wenn ich erwache und sehe, daß das Geschlecht der Edleren von der Erde verschwunden ist, so soll mir die jüngste Blüte die ganze Weltgeschichte ersetzen. Zudem sei Dir vertraut, daß ich von hier fort muß. »Kein Mensch muß müssen«, sagt Lessing, aber ich muß doch fort. Die schöne Frau, mit der Du mich oft zusammensahst, bezeigte sich gefälliger gegen mich, als ich anfangs selbst erwarten durfte, das hat nun Folgen gehabt, und so weiter. Die Tränen des armen Weibes fallen wie glühende Trop-

fen auf meine Seele, aber kann ich ihr helfen? Was geschehen konnte, ist geschehen, und so muß denn dieses Kapitel meiner Lebensgeschichte vorderhand abgeschlossen sein.

Ich sehe Dich saure Mienen machen, und höre Dich über Freigeisterei schelten, alter treuer Moralist. Höre mein Credo in betreff der Weiber. Sie sind so einseitig und eng, daß es eine Umkehrung aller Gesetze der Natur wäre, den Mann zum Sklaven einer einzigen Neigung machen zu wollen. Vielmehr hat sie, die ewigwahre, hier schon das richtige Verhältnis angedeutet, indem sie dem Weibe die Frucht gab, die ihr verbleibt, während der Mann von allen glücklichen Stunden nur ein bald erblassendes Andenken sich erhält. Bequemen wir uns, die wir Erde und Himmel mit unsrem Geiste umfassen, eine Zeitlang zu den Füßen einer Frau zu girren, so dünkte ich, daß ihr das genügen könnte, und mehr begehren, heißt das Unmögliche verlangen.

Daß ich verheiratet bin, daß ein Junge von mir bereits das Abc lernt, was ist's nun weiter? Mein Vater wollte es gern, daß ich, fast noch Student, unterdücken sollte, weil er da-

von, was weiß ich? welche Mirakel der Besserung erwartete, und mir war es angenehm, daß ich, der ich in so vielem ihm hatte entgegen sein müssen, in diesem Punkte ihm einen Gefallen tun konnte. Hierauf traten wir vor den Altar, das kalte Fräulein Celeste sagte Ja, der warme Graf Heinrich sagte Ja, ein bezahlter Pfaffe sagte Amen, und ich war ein Ehemann worden. Wir haben einen Sohn gezeugt, pflichtmäßig, wie die Herrnhuter, und es müßte ganz verkehrt zugehn, wenn der Bube nicht ein Ausbund von Tugend und Ordnungsliebe wird, da bei seiner Erschaffung alles im regelrechtsten Gange verblieben ist.

Und damit sollte das Leben eines Menschen beschlossen sein? – Verdammt sollte er sein, den Feuerstrom seines Innern in rostigen Formen erstarren zu lassen? Du wirst mich davon nicht überreden. Du nicht, keiner wird es. Du denkst es auch nicht.

Um eines bitte ich Dich. Halte mich in dieser Materie für keinen Don Juan, der tierisch umherwütet. Immer ist mein Herz bei der Sache, nie wende ich Verführerkünste an, die ich hasse, wie den Abgrund der Hölle.

Wir sind schwach, das ist das ganze Geheimnis. Das Himmelsfünkchen: Seele ist in einem Ballen Fleisch und Blut verpackt, haben wir das zu verantworten? Der Gott, welcher uns so hinfällig schuf, wird mit unsrer Hinfälligkeit Mitleid haben, wird von tönernen Gefäßen nicht die Härte des Marmors erwarten.

Auch die Lolo habe ich wahrhaft geliebt, und der unglückliche Ausgang wird eine Narbe in mir zurücklassen, die gewiß so bald noch nicht verharscht.

Bleibe Du mir nur, der Du mir bist, dann steht alles gut.

III. Derselbe an Denselben

Heidelberg, den 1. Mai 1795

O Hermann, wie grünt und blüht es hier! Diese Pracht ist nicht zu beschreiben, man muß in ihr mit allen Sinnen wühlen. Ich wohne dicht unter dem Schlosse. Nur wenige Schritte, und ich bin mitten unter dem Schnee der Mandelbäume, Kastanien und Apfelstämme. Siehst Du, wieviel besser die

Erde auch hierin ist, als der Himmel! Er sendet ihr kalte Flocken zu, und sie wirft ihm von ihrer Brust die warmen duftenden entgegen. Obgleich kein Liebhaber von Werther, da ich aller Sentimentalität abhold bin, und glaube, daß das Vaterland Männer nötig habe, nicht solche schwärmende Siechlinge, so kann ich doch hier nur seine Worte nachsprechen: »Man möchte zum Maikäfer werden, um in dem Meere von Wohlgerüchen herum-schweben, und alle seine Nahrung darin finden zu können.«

Deinem Briefe läßt sich leider anmerken, daß Du in der freien Reichsstadt Bremen stark eingepfercht bist. Was soll nur das Geschwätz von Graf und Bürger, und daß die Verhältnisse doch einmal zerstörend zwischen uns treten würden? Wenn das geschieht, wenn in mir je eine Empfindung von den sogenannten Schranken des Standes Dir gegenüber entsteht, so möge mich der Donner des Allmächtigen im nämlichen Augenblicke vertilgen! Herzbruder, wir haben einer des andern Blut getrunken, unsre Seelen sind nicht mehr zwei, es sind Saiten dersel-

ben Harfe, auf welcher die Akkorde des hohen Liedes von ewiger Freundschaft dröhnen.

Sähest Du nur hier bei mir unter den Mandeln, und der Baum bewürfe uns beide mit Blüten, da würden Dir schon die Grillen vergehn. Von Klopstock habe ich ein paar Zeilen, die mich ganz glücklich machen. Da sie Dich mit angehen, so sende ich sie Dir, und Du magst sie behalten, so schwer es mir fällt, mich von diesen teuren Schriftzügen zu trennen. Aber was teilte ich nicht gern mit Dir!

Zwei Worte Dir ins Ohr, aber sprich davon nicht weiter: Ich liebe! – Du lachst und rufst: Nichts Neues! – Sachte, Kind, Kind, das ist etwas ganz andres. Lange behilft sich der Laie mit den äußern Bildern des Altarschreins und meint, die Schönheit an ihnen zu besitzen, und nun werden die Flügel aufgetan, und da sieht er erst, welche Herrlichkeit sich auf Erden begeben kann.

Worte sind Worte, und Phrasen geben kein Gefühl von den Dingen. Also nichts dergleichen. Nur so viel sei Dir gesagt, daß hier ein Markstein meines Lebens gesetzt ist, und daß

Dein Freund viel anders werden wird. Sah doch Petrus auch ein Tuch voll reiner und unreiner Tiere, und war eines so gut, als das andre. In dem Tuche sind wir nun auch aufbehalten, von einem Engel berührt und geheiligt.

O pfui, das ist Gewäsche, nichtssagendes Gewäsche! Kurz und trocken also referiere ich Dir, daß ich hier in einem Weinhügelwinkel am Neckar, hart an der Grenze von Schwaben sitze, und einem Mägdlein helfe Blumen pflanzen und junge Schoten lesen. Gott gebe der Seligkeit Bestand, lasse mich die übrige Welt vergessen und von ihr vergessen sein!

Sie ist die Tochter eines Landpredigers, der mich unter seinen Obstbäumen empfing, wie ein Patriarch des alten Bundes. Ich entdeckte das Kleinod auf einer meiner Streifereien den Fluß hinaufwärts. Auf ihren Wangen blüht die Unschuld, und süße Unschuld blüht ihr im Herzen, und um sie weht guter Friede und aller holdseligen Dinge die Fülle. Nun habe ich doch einmal einen Busen, der ganz erfüllt ist von mir, und nichts fassen und halten will

außer mir.

Den ersten Mai habe ich diesen Brief begonnen, nun so erhalte ich Deinen vom zehnten Juli, der mich über mein Schweigen ausschilt, und da sehe ich mit Erschrecken nach, und finde meine paar Sätze, die ich diese Monate her auf das Papier gestrudelt, noch unabgesendet vor. So mögen sie Dir denn zukommen, als ein Beweis, daß es Deinem Freunde wohlgeht, denn, wenn man nicht schreibt, und nichts zuschreiben hat, so ist man glücklich.

Denke Dir eine Knospe, frisch und herb aus dem Grün der umhüllenden Blätter brechend, und die ganze Pracht der Blüte im jungen Rot andeutend, und Du hast das Bild von Babetten, weißt, wodurch sie mich so unwiderstehlich fesselt. Fern von städtischer Weichlichkeit ist sie aufgewachsen, kräftig unter den Nußbäumen und Weinranken. Ach, wie wohl tut es, nach so manchem Mischgebräu, was wir haben verschlucken müssen, unsern Gaumen einmal an dem kühlen, klaren Trunke der Quelle laben zu dürfen!

Ich lebe hier unter dem Namen eines Herrn von Müller, der Alte sieht unserm Umgange nach, ich bin mit ihr vom Morgen bis zum Abend, und der Tag ist um, ehe wir uns dessen versehen haben.

Deinen Namen muß sie mir hundertmal des Tages nennen, ich empfangе ihn von ihren Lippen wie ein heiliges Geschenk des Himmels. Unser ganzes Verhältniß habe ich ihr erzählt, sie liebt Dich, ohne Dich gesehen zu haben, und wenn sie mich küßt, so spricht sie: »Dieser da ist für Dich, und der für Deinen Freund, da Ihr *ein* Herz und *eine* Seele seid, so darfst Du nicht eifersüchtig werden.« – Neulich sagte sie mir mit ihrer himmlischen Naivetät: »Du bist ein Edelmann und wirst mich armes Schwabenmädels nur verführen; wenn das ist, so möchte ich Deinen Freund am liebsten heiraten, bitte, rede mir beizeiten das Wort bei ihm!«

IV. Derselbe an Denselben

* den 4. September 1795

Was daraus werden soll? fragst Du, und hast den Arsenal der Pflichtenlehre geplündert, mich hier in meinem Versteck mit allerhand Tugendermahnungen zu beschießen. Freund, wenn ich in ihren Armen ruhe, möchte ich die ganze Welt beglücken, ich bin so froh, wie Jupiter, wenn er von Liebe geschmeichelt, Regen und Sonnenschein den harrenden Geschlechtern der Menschen sendet. Ich könnte dann alles tun, opfern, hingeben, ein weinendes Auge zu trocknen, einer guten Seele eine freudige Minute zu schaffen. Ist das nun Laster?

Sind wir nicht schon unglücklich genug durch unsre Verhältnisse, ist dem wundgedrückten Sklaven auch das versagt, auf eine kurze Stunde die Kette zu lockern, die sein Fleisch schmerzlich preßt?

Hat mich mein Geschick gefragt, ob ich dieses reizende Mädchen lieben wolle? Sind wir dafür verantwortlich, was ein geheimnisvoller Zug in uns ohne unser Zutun schafft? Da ich ihre Augen sah, mußte ich in sie mit den Pfeilen meiner Blicke eindringen, da ihre Lippen mir winkten, wie konnten die meinigen

widerstehen? Da an ihrem Busen die süßeste Ruhestätte mir bereitet ward, hätte ich ein Tier sein müssen, mich nicht dort zu betten.

Ich wälze abenteuerliche Plane um. Meine Frau macht sich nichts aus mir, mein Vater hat mich nie geliebt, was bin ich ihnen also? Mein Dasein ist ihnen völlig unnütz, und ich bedarf wieder der Flittern des Standes nicht. Wenn ich mich mit der, die meine Seele liebt, verberge, weit, weit hinter großen Strömen und undurchdringlichen Wildnissen, und lösche aus im Angedenken der Menschen, außer in Deinem, in dem unterzugehen, für mich der moralische Tod wäre, härter als der physische.

V. Derselbe an Denselben

* den 8. September 1795

Daß mich meine Narrheit zwingt, alles Dir zu vertraun, obgleich ich weiß, daß Du schmälst; aber ich besitze und genieße etwas nur, wenn ich es mit Dir teile. Ich merke es Deinen Briefen an, besonders dem letzten, daß Du mit mir zürnest, Du sprichst keine Vorwürfe

mehr aus, aber alle Zeilen sind ein Vorwurf. Da wäre es nun an der Zeit, sich auch zurückzuziehn, bis der böse Freund dem andern seine Wonne mit gutem Herzen gönnte. Aber ich kann das nicht, zu meinem Glück oder Unglück ist mir die überströmende Seele gegeben, die nur in schrankenlosem Vertrauen, in unendlicher Hingebung sich befriedigt fühlt.

Ich lebe jetzt mit Babetten auf diesem alten Bergschlosse, tief im wildesten Gebirg. Der Vater, nachdem er unsre Liebe lange toleriert, wollte auf einmal den Strengen spielen, untersagte mir das Haus, sperrte mein Mädchen ein. Gegen Zwang hat sich seit Adams Zeit noch immer die freie Liebe empört; in einer Nacht, welcher Venus den funkelndsten Schein spendete, folgte mir die Getreue, die Holdselige.

Nun führen wir, von Waldkronen umrauscht, zwischen Trümmern und Klippen hausend, ein Leben wie die Ritter und ihre Trauten in den alten Märchen. Es ist, außer einem alten Pachter mit seiner tauben Magd und einem halb blödsinnigen Knechte keine Menschenseele in diesem Steinklum-

pen, auch wohnen auf eine Stunde Weges hin keine Leute. Diese Einsamkeit hat etwas Großes, wundersam Süßes. Wenn die Sonne den Wald in einen grüngoldnen Zauberpalast verwandelt, oder der Sturm, wie der Atem des Geistes, durch die Zweige der Buchen geht, und ich mein Mädchen in den Arm fasse, da dünkt's uns oft, wir seien dieser Zeit entrückt, und lebten in den Tagen der Fabel.

Die Liebe lebt ihre eigne Geschichte, und braucht der Außendinge nicht. Babette besorgt die Küche, ich spalte ihr das Holz, oder suche mit der Jagdflinte ihr einen Braten zu erlegen, und wenn ein Gericht wohl geraten ist, oder mein Weidwerk gute Beute gab, so sind das große Ereignisse, an welchen wir lange nachzuzehren haben.

Sie hat mir eines nicht versagen dürfen, was ich Dir zitternd, leise und scheu, wie ein Kind, das vor der Mutter sich fürchtet, vertraue. Wenn Dunkel sich über Berge und Täler goß, und auch die Abendlampe erlosch, dann ruhe ich selig und froh an ihrer Seite. Wehe Dir, wenn Du etwas Übles davon denkst! Nein, heilig und unsträflich teilen wir

das liebliche Lager, und tiefe Ehrfurcht vor der Unschuld liegt zwischen uns, wie ein geschliffnes Schwert. Es war nur so eine Laune und Grille von mir; zu proben, ob man nicht lieben kann, wie die Engel sich lieben. Und siehe da, die Probe ist gelungen. Ach, wie süß sie zitterte, da ich zum ersten Male von meiner erstürmten Befugnis Gebrauch machte, und wie ruhig sie nun mir am Busen entschläft!

VI. Derselbe an Denselben

* den 20. Oktober 1795

Lieber, man ist oft nicht in der Stimmung, andern zu antworten. Nimm es mir also nicht übel, wenn ich auf Deine Fragen nichts erwidre, als die Bitte, mir mit guter Art meinen Taufschein zu verschaffen, dessen ich zur Ausführung eines notwendigen Vorhabens bedarf.

Ich habe Babetten meinen Stand und Namen entdecken müssen, Du kannst mir also das Verlangte nur unter meiner wahren Adresse hieher senden.

Der alte Kaplan ist mir ergeben, er wird reinen Mund halten, wenn Du den Schein unter dem Siegel der Verschwiegenheit von ihm forderst. Ich mag nicht an ihn schreiben, denn aus allerhand Anzeigen schließe ich, daß mein Vater und meine Frau mir auf der Spur sind, und ein Brief von mir könnte leicht durch eine schadenfrohe Zufälligkeit ihnen bekannt werden.

VII. Babette an Hermann

* den 24. Oktober 1795

Ein unglückliches Mädchen, elender als Worte es zu nennen vermögen, beschwört Sie bei der Pflicht der Wahrheit, und Sie erinnernd an die letzte Stunde, welche alles uns vorhält, Gutes und Schlimmes, ihr zu sagen, ob ein Edelmann, namens von Müller, der auch Graf * heißen soll, bereits vermählt, und Vater eines Sohns sei?

VIII. Graf Heinrich an Hermann

* den 6. November 1795

Es bedarf keiner Antwort auf die Zeilen Babetzens, welche Du mir überschicktest. Sie weiß alles, und wir mögen uns nur die Haare ausraufen, mit den Nägeln unser Anlitz zerfleischen, und dem Kitzel unsres Vaters, der warmen Stunde unsrer Mutter fluchen, welche ein Tier mehr: Mensch genannt, in die Marterkammer, Leben, trieben.

November sollte das ganze Jahr hindurch sein, so schwarz, stürmisch und regnerisch, wie dieser! Der Mai ist eine Lüge, und jeder Sonnenblick ist eine! Da sitzen wir nun; Babette in ihrer Stube, die sie vor mir verschlossen hält, und ich in meiner, und der Vater geht unter dem Burgwalle auf und nieder, und zerstampft das Gras mit seinem Stocke. Unsinn der Welt, Chaos, weites, wüstes Narrenhaus! Die Natur erbaut auf Gefühlen den ganzen großen Tempel des Seins, und wenn wir ihnen folgen, lohnt sie uns mit Verzweiflung ab.

Ich will versuchen, Dir zu erzählen, wenn meine von Weinen geschwollenen Augen, meine zitternden Finger mir erlauben, den Brief zu Ende zu bringen.

Der Zustand Babetzens war unzweideutig geworden, ich entschloß mich, in ferne Länder mit ihr zu fliehn, dort mich mit ihr zu verbinden, und für meine deutschen Verhältnisse fortan tot zu sein. Was an diesem Vorsatze unerlaubt war, erschien mir leicht und verzeihlich gegen die Sünde, das Mädchen meines Herzens dem Jammer preiszugeben.

Ich sprach mit ihr davon, arglos willigte sie in alles, schöpfte auch keinen Verdacht, als ich ihr meinen Grafenstand entdeckte, ließ meine Vorwände gelten. Den Taufschein erbat ich mir von Dir, damit kein Priester der Trauung Hindernisse in den Weg legen könnte.

Da muß mein böser Stern unsern Freund Miller in die Nähe des Neckars führen. Du weißt, wie er mich mit seiner Freundschaft verfolgte, wie mir seine übertriebne Empfindsamkeit zuwider war. Er hört durch Zufall von mir, und beim wildesten Wetter steht er auf einmal in meiner Burgzelle vor mir. Ich empfangen ihn kalt, verlegen, er macht mir Vorwürfe, aber bleibt, ich rede von einer Reise, die ich sogleich in einem Geschäfte anstel-

len müsse, er erbietet sich, mich einige Meilen zu begleiten.

Ehe ich noch einen Entschluß fassen, ein unglückliches Zusammentreffen verhindern kann, hat er Babetten gesehen, gesprochen, und mich in ihrer Gegenwart nach meiner Frau, meinem Kinde befragt.

Wenn auch alle Güter, alle Zauber des Lebens sich vereinigten, mich so hoch zu heben, als ich jetzt tief gestürzt bin, den Blick, das Antlitz Babetten werde ich nicht vergessen, womit sie diese Entdeckung anhörte. Die Stunde wird wie ein schwarzer Schatten über meinem Dasein lasten bleiben, und stiegen die Engel mit Schalen voll himmlischer Fluten herunter, meine Seele rein zu waschen. Es war nicht Zorn, nicht Schreck, nicht Bestürzung, was in ihrem Gesichte sich malte, es war, ach, wer kann, wer mag das Furchtbare schildern, wenn treue heiße Liebe auf einen Ruck sich in ihr Gegenteil umsetzt?

Die Donner des Schicksals waren durch den Unberufenen nur beschleunigt, abzuwenden wären sie dennoch nicht gewesen. Nach einem grauenvollen Tage, den ich vergeblich

flehend vor Babetens verschloßner Türe zer-
nichtet zubrachte, drang durch Sturm und
Regen ihr Vater hieher, der uns durch seine
Späher endlich doch ausgekundschaftet hat-
te. Briefe von den sogenannten Meinigen hat-
ten sich in seine Pfarrwohnung verirrt, und
waren von dem argwöhnischen Alten erbro-
chen worden. Er kannte also alle meine Ver-
hältnisse. Anfangs wollte Babette auch ihn
nicht einlassen, die Gewalt der väterlichen
Autorität siegte aber endlich, und es gab ei-
ne erschütternde Szene.

Ich erklärte mich zu allem bereit, was nur
im Umfange menschlicher Kräfte stehe; man
nahm meine Versprechungen nicht an, und
der Alte bediente sich harter Ausdrücke ge-
gen mich, die ich seinem Kummer zu verge-
ben hatte.

So ist denn diese Ruine zur Hölle gewor-
den, die im engen Raume drei unselig Lei-
dende vereinigt. Ich bin keiner Entschließe-
ngen fähig, mein ganzes Wesen ist *eine* bluten-
de Wunde, in welcher die scharfen Messer der
grimmigsten Reue wühlen. Hast Du ein Wort,
ein Zeichen für mich, was mir Rat oder Lin-

drung geben kann, so laß es mir werden!

IX. Derselbe an Denselben

* den 8. November 1795

Lies den anliegenden Brief Babettens, und schaffe Hülfe! Die Verzweiflung überspringt alle Schranken, wer das Mittel bei sich trüge, uns aus der greulichen Not zu retten, dem könnte ich den Degen auf die Brust setzen, und ihn um das Mittel ermorden.

Hermann, unser Schwur, geleistet über den vereinigt-rinnenden Blutwellen der Freunde! Nun ist die Gelegenheit da, nun beweise, daß Du ihr Dasein fühlst! Ich sage nicht mehr; Du mußt mich verstehen, oder der Bund zweier Männer war eine Posse, eine gemeine Lüge.

Beilage. Babette an den Grafen Heinrich

Sie stürmen und dringen an der Türe meines Zimmers, um mit mir zu reden; ich wiederho-

le, was ich Ihnen schon durch meinen Vater sagen ließ, daß ich nimmer mit Ihnen mehr spreche. Was Sie von mir zu erfahren haben, sei diesen Zeilen anvertraut.

Ich habe gestern die Absicht gehegt, mir das Leben zu nehmen, welches mir völlig gleichgültig ist, seit ich weiß, daß Sie ein unehrlicher Mann sind. Ich stieg auf die Spitze des Felsens hinter der Burg, und wollte mich von seiner jähren Höhe hinunterstürzen in die schwarze Tiefe, daß da drunten mein zerbrochnes, blutiges Gebein von den Wogen des Waldstroms fortgeschwemmt werden möchte. Mein alter unglücklicher Vater war mir nachgegangen, und hat mich zurückgehalten.

Was er mir über die Sünde dieses Schrittes, soweit es nur mich allein betrifft, gesagt, habe ich nicht verstanden, denn mein Leben ist so ganz unnütz geworden, daß ich nur glauben kann, ein so verwelktes und zerknicktes Blütenblatt werde am besten dahin getan, wo der Kehricht ist. Allein das zweite Leben, welches mein verfluchter Schoß empfangen, darüber darf ich allerdings nicht verfügen, ohne zur Mörderin zu werden. Hievon haben

mich die Reden meines Vaters überzeugt.

Ich soll also nicht sterben und kann nicht leben. Ihren Antrag, sich scheiden zu lassen, und mich zu heiraten, verabscheue ich. Dadurch würde ich mir einen neuen Frevel aufladen, und mich an Ihrem Ehebruche beteiligen.

Meine Ehre will ich gleichwohl von Ihnen wiederhaben, und diese mir zu schaffen, gebiete ich Ihnen. Wie es geschieht, gilt mir gleich, ich bin völlig willenlos, alle Dinge sind mir recht, die geschehn, den einzigen Wunsch, den ich noch habe, zu erfüllen. Was man mir vorschlagen wird, es sei noch so fremd und widerwärtig, ich genehmige es schon jetzt, ohne es zu kennen.

Wenn Sie in dieser Beziehung etwas ausfindig machen, so haben Sie mir es zu melden, ohne Beisatz und Redensart, die mich von Ihnen anwidern, da ich Ihnen nichts mehr glaube, nicht einmal Reue und Scham.

X. Hermann an den Grafen Heinrich

Abschrift

Bremen, den 16. November 1795

Es gibt Dinge, die nichts weiter zulassen, als die Handlung, alles Reden darüber ist unnütz. Was hülfe es mir, Dir meine Betrachtungen über die trostlose Geschichte mitzuteilen? Es ist nun dahin gekommen, – was ich immer vorausgesehen, und Dir vorhergesagt habe, – daß Dein Sinn Dich vor einen Punkt führen würde, wo Dir Blick und Aussicht, ja Bewußtsein verschwinden müßte.

Aber wie gesagt, hier gilt es die Tat, die Worte sind leere Spreu. Aus den Briefen des Mädchens sehe ich, daß sie keine Metze, keine Närrin ist, die mit Phrasen umgeht; der Lapidarstil, in dem sie an Dich schreibt, zeugt von einer starken Seele. Und ein solches Wesen hat mein Freund entwürdigt, und sein Kind soll ein Bankert heißen?

Dem soll nicht so sein. Du nennst mich kalt, der Kalte wird Dir seine Kälte beweisen. Wenn Du diese Zeilen empfängst, bin

ich schon unterwegs. Ich werde vor Babetten hintreten und sie fragen, ob sie meine Hand annehmen will, und ob ich ihre Schande mit meinem ehrlichen Namen zudecken soll? Dich wünsche ich nicht zu treffen; diese Sache ist nur zwischen dem Mädchen und mir; Dein Anblick würde mir nur unnütze Schmerzen machen.

Antworte mir nicht, danke mir nicht, laß uns überhaupt eine Zeitlang, bis die Gemüther sich einigermaßen beruhigt haben werden, für einander nicht vorhanden sein. Ich weiß, was ich tue, opfre mich für Dich, gebe ein Leben und seine Freuden dahin, Dir zu helfen. Ein solches Gefühl will geschont sein, und wird durch jedes Anrühren, auch durch das wohlgemeinte, nur noch quälender aufgeregt. In seinen Tiefen werde ich mit der Zeit, wo nicht Trost, doch Beschwichtigung schöpfen.

Was mir schon jetzt Halt und Stärke gibt, ist die Empfindung, daß ich ja gewußt habe, wie alles sich fügen würde. Graf und Bürger sollen die Hand einander nie zu so engem Bunde reichen, sollen bleiben, wo-

hin der Stand einen jeden gestellt hat. Den einen treibt sein Geschick in das Weite und Freie, den andern weiset es in ziemlich enge Schranken. Überspringen sie die gezogenen Grenzen, so hat sich der, welcher den Fehltritt erkannte, da er ihn beging, über die schlimmen Folgen nicht zu beklagen, die früh oder spät eintreffen müssen.

Nachschrift des Senators Hermann

1816

Du empfängst in diesen Briefen, mein Pflegesohn, ein verhängnisvolles Geschenk. Ich darf es Dir nicht vorenthalten, denn wenn Du nicht wüßtest, wer Du bist, und von wem Du abstammst, so könnten sich ja entsetzliche Dinge ereignen, unbewußt könntest Du Frevel begehn, vor denen die Natur zurückschauert. Daß eine Schwester von Dir lebt, weiß ich mit Bestimmtheit, sie heißt Johanna, und wird auf dem Schlosse ihres Vaters erzogen.

Gern hätte ich Dir sonst diese Entdeckungen erspart, welche Dein Herz zerreißen, und

Dich vielleicht auf lange Zeit unglücklich machen werden.

Nach meinem Willen sollst Du die Briefe, welche wir damals wechselten, erst lesen, wenn Du Dein männliches Alter erreicht haben wirst. Du wirst dann die Stärke haben, der Eltern Schuld zu wissen, und doch an diesem Wissen nicht unterzugehen. Vor allem suche das Bild Deiner Mutter in Dir rein zu erhalten. Wir haben ein unglückliches Leben zusammen geführt, aber ich muß ihr das Zeugnis geben, daß sie die edelste und bravste Seele war, welche ich je gekannt.

Was mich betrifft, so wird Dir hoffentlich Deine Erinnerung sagen, daß ich Dir ein treuer Pfleger gewesen bin. Ich habe mein Gelübde gehalten, und dieser Gedanke gibt mir eine gewisse Heiterkeit. Meine Tage sind gezählt, ich fühle das; Melancholie hat meine Lebenskräfte verzehrt, und mich vor der Zeit zum Greise gemacht.

Suche auch nach dieser Entdeckung ein freundliches Verhältniß mit meinem Bruder zu erhalten, der das Legat Deines Vaters Dir ausantworten wird. Er ist eigen und schroff,

aber zuverlässig und wacker.

Ich glaube, Du Armer, daß Dir verschlungene Lebensschicksale bevorstehn. Sobald Deine Eigenschaften sich zu entwickeln begannen, sah ich an Dir ein Gemisch von Deines Vaters Leichtsinn und Deiner Mutter Schmerzen. Mögen denn gute Geister sich Deiner annehmen, wenn die Sorge in das Grab sank, welche Deine Kinderjahre behütete! Mit diesem Segenswunsche sei in das Leben entlassen.

Fünfzehntes Kapitel

Rasch war Hermanns Besserung vorwärtsgegangen. Neu war ihm die Welt geworden, er nahm von ihr zum zweiten Male Besitz, ausgerüstet mit allen Erfahrungen der früheren Zustände. Unglück und Glück hatten ihre, bis zum Überlaufen vollen Schalen auf seinem Haupte ausgeleert; Stimmungen, wie sie durch solche Wechselfälle erzeugt werden, entzieh'n sich der Schilderung. Er fühlte, daß sein Geschick ihn jeder selbstsüchtigen Tätig-

keit für immer entrückt habe, und daß er dennoch nur um so fester mit allen Fasern der Erde verwachsen sei.

»Wir würden nicht glauben, daß dergleichen erlebt werden könnte, hätte es uns nicht selbst betroffen«, sagte er nach diesen Tagen einmal zu Wilhelmi. »Wie hat mich der Wahn in wechselnden Gestalten, lächerlichen und schrecklichen, verfolgt! Als Zwanziger meinte ich fertig zu sein, und muß mich nun in den Dreißigen als Anfänger und jungen Schüler bekennen.«

»Du bist hierin nur der Sohn deiner Zeit«, versetzte Wilhelm. »Sie duldet kein langsames, unmittelbar zur Frucht führendes Reifen, sondern wilde, unnütze Schößlinge werden anfangs von der Treibhaushitze, welche jetzt herrscht, hervogedrängt, und diese müssen erst wieder verdorrt sein, um einem zweiten gesünderen Nachwuchs aus Wurzel und Schaft Platz zu machen. Wohl dem, der hiezu noch Kraft und Mark genug besitzt! Ich sage dir, blicke fröhlich vor dich hin, denn du kannst es.«

»Das tue ich auch«, erwiderte Hermann.

»Mir ist fromm zu Sinne, obgleich ich nicht bete und den Kopf nicht hänge.«

Auch er machte einen einsamen Gang nach dem Hünenborne. Dort nahm er die Decke von der Gruft des Kindes – seines Kindes – und stand lange in die Betrachtung dieser Überbleibsel eines Lebens versenkt, welches, ihm unbewußt, von ihm entsprungen, und, ihm unbewußt, auch schon wieder in die dunkle Nacht zurückgesunken war, aus welcher die Geburten der Erde auftauchen. Er legte den Ring zu dem Skelette, und ließ dann ein fest umschließendes Gewölbe aufmauern, die Hand und den Blick der Neugier für immer von diesen Gebeinen abzuwehren. – »Das ist gut«, sagte Wilhelmi, der davon hörte; »nun sind die bösen Geister der Vergangenheit unter Salomos Siegel gelegt. Der Mensch bedarf solcher symbolischer Handlungen, um sich von einer Last gänzlich zu befreien.« Er selbst hatte die Alte zu guten Leuten an einen einsamen Ort geschickt, wo sie in gehöriger Kost und Pflege ihre noch übrigen Tage zubringen sollte.

Unter den Angehörigen und Bekannten

des Hauses herrschte die größte Freude. Alle nahmen den herzlichsten Anteil. Der gute Prediger und seine Frau, die Geschäftsleute, welche noch da waren, empfanden ein reines Behagen. Wilhelmi erhielt von seiner Frau unbeschränkten Urlaub, bei Hermann zu bleiben, bis dessen sämtliche Angelegenheiten geordnet wären. Der Arzt schickte einen Brief, der ein Dithyrambus war auf die Trüglichkeit medizinischer Prognose. Selbst die alte Nonne kam von ihrer Meierei herbeigewankt, dem Genesenen die Hand zu schütteln. Auch Theophilie hatte sich glückwünschend genaht. Ihr schien leicht und frei um das Herz zu sein, daß Hermann nun hier waltete. Sie sah verjüngt aus. Mit einem ihrer kecken Scherze stellte sie an ihn den Schlüssel zum Erbbegräbnis zurück.

Neben solchem Lichte begann freilich auch der Schatten sich schon wieder einzufinden, welcher keinem Gemälde des Menschlichen fehlen darf.

Hermann mußte, sobald er mit ruhigem Blicke seine wunderbare Lage übersehen hatte, über die ihm angefallnen Reichtümer sehr

nachdenklich werden. Das alles gehörte ihm vor der Welt und von Rechts wegen, und doch war dieses Recht nur ein Schein, denn – er war nicht der Neffe seines Oheims. Durfte er gleichwohl der Wahrheit in diesem Falle die Ehre geben, das Verborgne enthüllen, und die Asche auch *seiner* Mutter noch im Grabe beunruhigen? Sein Innerstes empörte sich dagegen².

Im Widerstreite der Pflichten wollte er wenigstens tun, was möglich war. Er ließ daher der Herzogin den Rückkauf der Standesherrschaft unter Bedingungen anbieten, welche das Geschäft einer Schenkung so ziemlich nahe brachten. Wilhelmi, welcher die Unterhandlung leitete, hatte ihm aber bald die ablehnende Antwort der Dame zu eröffnen, da sie sich mit der ausgeworfnen Apanage begnügen könne, und jede Verwicklung in die

²Sonderbare Zufälligkeiten, eine Folge der mit dem Jahre 1830 eingetretenen Umwälzungen, brachten den Herausgeber in den Besitz dieser Hausgeheimnisse, und machten die Veröffentlichung derselben ohne Nennung von Namen und Ort nach seiner Meinung wenigstens verzeihlich.

Dinge der Erde scheue.

Auch einem Besuche, zu dem er um die Erlaubnis gebeten hatte, versagte sie sich. »Schwerlich wird sie dich jemals wiedersehen mögen«, äußerte Wilhelmi bei dieser Gelegenheit; »Frauen ihrer Art haben eine Unwiderrieflichkeit der Stimmungen, ähnlich der Gnadenwahl. Wer ihnen einmal unangenehm geworden ist, bleibt es, auch wenn sie sich von der Nichtigkeit ihrer üblen Meinung überzeugt haben. Sie wird es dir nie vergeben, daß du Flämmchen auf ihrem Schlosse bei dir gehabt hast, obgleich sie durch den Arzt nun wohl wissen mag, daß die Sache damals die schuldloseste von der Welt war.«

Cornelie zog sich, je mehr Hermann der Welt und den Menschen anzugehören begann, wieder sichtlich von ihm und in ihr Inneres zurück. Sie mied die Gesellschaft und ihn, wo sie konnte. Eine stille Verlegenheit war an ihr bemerkbar; es schien ihr an dem Orte, wo ihr Herz, durch gewaltsame Angriffe erschüttert, sich verraten hatte, unwohl zu sein. Hermann blickte zu ihr, wie zu einem höheren Wesen auf, er wagte keinen Wunsch, er er-

laubte sich keine vertrauliche Benennung, er gestattete sich nicht, ihre Hand zu ergreifen.

Eines Tages sagte sie zu Wilhelmi, daß sie bereit sei, mit ihm abzureisen. Er stutzte. »Nun wollen Sie von hier fort? Nun?« fragte er. »Veränderliches Kind!«

»Und warum nicht? Ich bin hier nicht mehr nötig. Er ist gesund. Also lassen Sie mich in die Dienstbarkeit wandern, der ich von jetzt an doch verfallen bin.«

Wilhelmi sann nach. »Wir wollen der Ständesherrschaft einen Besuch abstatten«, sagte er, »mein Freund und ich. Von dort kehre ich über diesen Ort nach * zurück, und dann können Sie mich begleiten, wenn Sie noch bei Ihrem Vorsatze beharren.«

Er ging zu dem Prediger und hielt mit diesem und mit dessen Gattin Beratung. Darauf schrieb er einen langen Brief an Johann. Hermann hatte diese erst sehen wollen, wenn noch einige Zeit verflossen wäre. Er sehnte sich, und scheute sich doch, mit der Schwester wieder zusammenzutreffen.

Letztes Kapitel

Wieder glänzte der klare Herbsthimmel über Park, Schloß und Hügeln, wieder blühten die Georginenbeete der Fürstin, und die Abendsonne verklärte abermals die gelbroten Kronen der Bäume. In großem Ernste hatten die beiden Freunde den Tag über alle die Zimmer, Säle, Stätten und Plätze durchwandert, welche sie nun unter so gänzlich veränderten Umständen wiedersah.

Jetzt saßen sie ausruhend in dem bekannten Gartenkabinette. Dort lag noch ein von der Herzogin vergeßnes Buch aufgeschlagen. Hermann nahm es, und drückte sein tränenfeuchtes Auge auf die Blätter, welche ihre zarte Hand berührt hatte. Wie ward ihm, als er einen Blick hineinwarf! Es war wieder ein Band von Novalis und das Märchen von Hyazinth und Rosenblütchen, welches ihm einst im Försterhause so prophetisch begegnet war.

Er seufzte und legte das Buch weg. Wilhelm hatte nachgesehen und sagte: »Im Bilde stellen oft die unsichtbaren Lenker unsre Geschicke an beiden Seiten des Lebensweges

auf. Erinnerst du dich noch unsrer Gespräche über den Wahn, ferner über die Verflüchtigung des Eigentums? Das alles ist an dir nun eingetroffen. Und wie viele andre Vorzeichen wurden uns gegeben! Schon vor Jahren, bei unsrem Ritterspiele machtest du hier den Herrn, und Cornelia wurde zur Königin des Festes ausgerufen.

In unsern Geschichten«, fuhr er mit Erhebung fort, »spielt gleichsam der ganze Kampf alter und neuer Zeit, welcher noch nicht geschlichtet ist. Fürchterlich hatte der Adel an seiner eignen Wurzel gerüttelt, seine Laster brachten trostlose Zerrüttung in die Häuser der Bürger. Der dritte Stand, bewehrt mit seiner Waffe, dem Gelde, rächt sich durch einen kaltblütig geführten Vertilgungskrieg. Aber auch er erreicht sein Ziel nicht; aus all dem Streite, aus den Entladungen der unterirdischen Minen, welche aristokratische Lüste und plebejische Habsucht gegeneinander getrieben, aus dem Konflikte des Geheimen und Bekannten, aus der Verwirrung der Gesetze und Rechte entspringen dritte, fremdartige Kombinationen, an welche niemand un-

ter den handelnden Personen dachte. Das Erbe des Feudalismus und der Industrie fällt endlich einem zu, der beiden Ständen angehört und keinem.«

»Und der diesen rechtmäßig-unrechtmäßigen Erwerb nimmer mit Ruhe um sich gelagert sehen würde, hätte er sich mit seinem Gewissen nicht wenigstens abzufinden vermocht«, sagte Hermann. »Dir, meinem Getreuten will ich hierüber meine Entschließungen eröffnen, damit dir das Bild des Freundes rein und unentstellt bleibe. Ich fühle die ganze Zweideutigkeit meiner Doppelstellung. Laß dir also sagen, daß ich willens bin, das, was sie mein nennen, und was mir doch eigentlich nicht gehört, nur in dem Sinne, von dem du einst redetest, nämlich als Depositär, zu besitzen, immer mit dem Gedanken, daß der Tag der Abtretung kommen könne, wo denn die Rechnungslegung leicht sein wird, wenn der Verwalter für sich nichts beiseite geschafft hat.«

»Es klingt gut«, versetzte Wilhelmi, »schwer wird es mir aber, dabei an etwas Bestimmtes zu denken.«

»Vor allen Dingen sollen die Fabriken eingehn und die Ländereien dem Ackerbau zurückgegeben werden. Jene Anstalten, künstliche Bedürfnisse künstlich zu befriedigen, erscheinen mir geradezu verderblich und schlecht. Die Erde gehört dem Pfluge, dem Sonnenscheine und Regen, welcher das Samenkorn entfaltet, der fleißigen, einfacharbeitenden Hand. Mit Sturmesschnelligkeit eilt die Gegenwart einem trocknen Mechanismus zu; wir können ihren Lauf nicht hemmen, sind aber nicht zu schelten, wenn wir für uns und die Unsrigen ein grünes Plätzchen abzäunen, und diese Insel so lange als möglich gegen den Sturz der vorbeirauschenden industriellen Wogen befestigen. Ich habe bemerkt, daß die Männer, welche unter dem Oheim so tätig waren, jetzt im stillen alle sich nach Selbständigkeit sehnen, was ja auch ganz natürlich ist. Sie haben ihre Lehrjahre unter diesem Meister vollendet, und sind durch seinen Tod losgesprochen. Mögen sie also ihre Prozente nach reichlichster Berechnung aus meiner Bank ziehn, und dann den vorangegangnen Genossen in alle Welt

folgen!«

»Diese Handlungen dürften doch die Befugnisse eines Depositars übersteigen«, sagte lächelnd Wilhelmi.

»Ich bitte dich«, versetzte Hermann, »streite mit mir nicht über Worte. Jener Ausdruck konnte nur etwas sehr Beschränktes andeuten, und mein Gefühl ist ein unendliches. Sei zufrieden, wenn du in meinem ferneren Leben wenigstens ein Streben erblickst, die Gegensätze, welche auf meine Schultern geladen sind, würdig zu schlichten.«

»Sei denn auch du nur zufrieden, mein Geliebter«, sprach Wilhelmi. »Schon in den letzten Tagen unsres Dortseins, und dann auf der Herreise bemerkte ich an dir eine schwermütige Trauer, welche zu der jetzigen heitern Wendung der Dinge nicht paßt.«

»O mein Freund, diese Trauer werde ich wohl ewig fühlen!« rief Hermann mit ausbrechendem Schmerze. »Ich danke Gott, daß ich das alles wiedererlangen durfte, was ich entbehrte, und doch ist mir in vielen Stunden, als besäße ich nichts. Ist denn die Staude etwas ohne ihre Blüte? Vollendet den Baum

nicht erst seine Krone? Zuletzt, nach allen Irrfahrten, Abenteuern, Widersprüchen des Denkens und Handelns ist dem Menschen, welcher sich nicht selbst verlorenging, gegeben, mit dem Einfachsten sich zu begnügen, und alle Fieber der Weltgeschichte werden endlich wenigstens in dem einzelnen Gemüte von zwei treuen Armen und Augen ausgeheilt. Mir aber soll diese uralte, ewig neue Lösung und Schlichtung immerdar fehlen! Die Heilige hat ihren Beruf erfüllt, indem sie mir wieder zu einem guten Gewissen verhalf, nun zieht sie sich in Regionen zurück, dahin ich ihr nicht folgen kann, und doch wird sie mir das wahrste, steteste Bedürfnis sein und bleiben.«

Ein Bedienter kam und überbrachte Wilhelmi ein Billet. Dieser las das Blatt mit funkelnden Augen und sagte: »Fühlst du dich stark genug, eine unsägliche Freude zu erleben?«

»Was meinst du?«

»Sehr selten treffen die Erfüllungen mit unsern Wünschen zusammen. Alles pflegt entweder zu früh oder zu spät zu kommen.

Hier wäre denn einmal das beglückende Gegenteil. Ich habe früher viel durch Hitze und Schärfe verdorben, nun, als alter, beruhigter Knabe, wollte ich versuchen, ob es mir nicht auch gelingen möchte, zu vermitteln. Was sich in der Not gefunden, drohte, in guten Zeiten wieder auseinander zu geraten. Das durfte nicht sein, aber nur Frauenhände wissen dergleichen zarte Händel zu entwirren. Ich schrieb deiner Schwester, die schon vor Verlangen nach dir brannte. Sie ist über das Kloster gereiset, hat das jungfräuliche Herz Corneliens in Pflege genommen und ihren Lippen Mut gegeben. Sie meldet mir ihre Ankunft; bist du bereit, sie zu sehn?«

Hermann wankte und Wilhelmi mußte ihn führen. So traten sie aus der Türe des Kabinetts in die grünen Anlagen. Zwei Frauengestalten kamen ihnen den Gang herauf entgegen. Ein schöner Greis in Uniform folgte.

»Ich bin es, mein Bruder, und bringe dir die Braut!« rief Johanna, in Seligkeit blühend. Sprachlos fiel er in die geöffneten Arme Corneliens und dann an die Brust der hohen Schwester. So ruhte er zwischen den beiden,

die seine Seele liebte. Zärtlich hielten sie ihn umschlungen. Wilhelmi blickte mit gefalteten Händen nach den Vereinigten hin. Der General stand, auf sein Schwert gestützt, und sah, eine Rührung bekämpfend, vor sich nieder. In dieser Gruppe, über welche das Abendrot sein Licht goß, wollen wir von unsern Freunden Abschied nehmen.